Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

Bd. Nov. 1889.
P Germ 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817),

10 July - 13 Sept. 1889.

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierzehnter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1889.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

~~[illegible]~~
P.S. 147.1

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIV.

(Juli bis September 1889.)

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. II. III. IV. 1. 129. 257

L. Westkirch: Die Basis der Pyramide. Erzählung. II. (Schluß). . . 15

Leopold von Sacher-Masoch: Die jüdischen Sekten in Galizien. . . . 40

F. C. Müller: Die Wasserkur im Hause. 54

Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876 bis 1885. I. II. III. 60. 173. 319

Georg Weber: Die Jesuiten und die Aufklärungszeit. 72

J. G. Fischer: Aus Friedrich Hölderlins dunkeln Tagen. 86

Octave Mirbeau: Ein Kriegsbild. Übersetzt von B. von Suttner. . . 89

Gerhardt von Amyntor: Ein Opfer eigener Kraft. 142

Hermann von Meyer: Das Nervensystem und seine Beziehungen zu den Seelenthätigkeiten. 152

H. Steinthal: Wahrheit und Entwickelung. 186

Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair. I. II. 194. 339

Camille Flammarion: Der Eiffelturm und seine Bedeutung für die Wissenschaft. 209

Max Haushofer: Ein Pereat dem Philistertum! 221

M. Bernardi: Mancini. 228

A. von Freydorf: Rundreise. Erzählung. 266

Richard Leander: Verse. 327

Heinrich Bulthaupt: Einige Betrachtungen über die poetische Sprache im Drama. 330

Digitized by Google

Seite

Luise von Kobell: Regierung, Sitten und Gebräuche unter der Königin Elisabeth von England. 345

Berichte aus allen Wissenschaften:

Geschichte.

Arthur Kleinschmidt: Der Bastillesturm. 231

Physik.

Karl Schmidt: Forschungen auf dem Gebiet der Spektralanalyse. 238

Völkerkunde.

Thomas Achelis: Zur Psychologie der Volkskrankheiten. 359

Staats- und Rechtswissenschaft.

Karl Friedrichs: Die Aufgaben der vergleichenden Rechtswissenschaft. 365

Zeitbeschwerden.

E. Berend: Zur Beurteilung des deutschen Rechtsanwalts der Gegenwart. . 113

Kleine Revuen:

Litterarische Revue 120. 371

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie 117. 245

Litterarische Berichte 125. 253. 376

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes. 380

Digitized by Google

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

JUL 10 1889

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1889. Juli.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Juli 1889.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** II. . . . 1

II. **L. Westkirch:** Die Basis der Pyramide. Erzählung. II. (Schluß). 15

III. **Leopold von Sacher-Masoch:** Die jüdischen Sekten in Galizien. . 40

IV. **F. C. Müller:** Die Wasserkur im Hause. 54

V. **Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.** I. 60

VI. **Georg Weber:** Die Jesuiten und die Aufklärungszeit 72

VII. **J. G. Fischer:** Aus Friedrich Hölderlins dunkeln Tagen. 86

VIII. **Octave Mirbeau:** Ein Kriegsbild. Übersetzt von B. von Suttner. 89

IX. **Zeitbeschwerden** 113

E. Berend: Zur Beurteilung des deutschen Rechtsanwalts der Gegenwart.

X. **Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie** 117

XI. **Litterarische Revue** 120

XII. **Litterarische Berichte** 125

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

JUL 10 1889

Aus dem Leben des Grafen Albrecht v. Roon.

II.

Die Stellung, welche Major von Roon bei dem Prinzen Friedrich Karl einnahm, brachte es, wie erwähnt, schon damals mit sich, daß außer den Eltern des Prinzen auch die meisten übrigen Mitglieder des Königshauses in mehr als oberflächlicher Weise von seiner Person Notiz nahmen. Für Roon, der den Kreisen des Hofes und allem höfischen Treiben bisher fern gestanden, ergaben sich daraus manche neue Eindrücke. Im Januar und später noch einmal im April 1847 begleitete er den Prinzen zu längeren Besuchen in Berlin und Potsdam. Seine Erlebnisse auf dem Parkett berichtet er dann getreulich seiner in Bonn zurückgebliebenen Frau, und wir müssen daher in unserem Referate noch einmal auf den Anfang des Jahres 1847 zurückgreifen.

„Obwohl ziemlich unbekannt in jenen Kreisen, schlug ich mich doch leidlich durch" — schreibt er gelegentlich eines Berichtes über eine große Abendgesellschaft bei dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen — in dem Palais, das er später noch so oft betreten sollte. Von beiden Herrschaften sehr gnädig empfangen, wurde er von der Frau Prinzessin für einen der nächsten Tage zu einer längeren Privat-Audienz bestellt und auch später noch wiederholt befohlen. Ein andermal hat er mitzuteilen, ein Briefchen habe ihn sofort zum Prinzen von Preußen beschieden, „der mancherlei von mir wissen wollte; darauf wurde ich abermals zur Frau Prinzessin gefordert." Andere gesellige Vergnügungen, Diners bei den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften folgten sich; es war „ein unaufhörlicher Trubel", an dem er aber im ganzen nur wenig Geschmack finden kann. Doch freut es ihn, daß er — auf dem in herkömmlicher Weise gefeierten Ordensfeste — sämtlichen Prinzen vorgestellt wurde. „Der junge Prinz Friedrich Wilhelm" (damals im 16. Lebensjahre stehend, der spätere Kronprinz und Kaiser Friedrich III.) „war besonders freundlich und gefiel mir in seiner kindlichen Natürlichkeit gar wohl." Beim Prinzen Albrecht findet er „eine kleine ausgewählte Tischgenossenschaft beisammen: General von Stockhausen, General von Gerlach, die Professoren Ranke, von Raumer, Trendelenburg" ꝛc. Wöchentlich zweimal, zuweilen noch öfter, speist er mit dem Prinzen bei dem Könige. Sehr häufig trifft er dort u. a. mit

Digitized by Google

Alexander von Humboldt zusammen, der ihm manches Interesse für seine geographischen Arbeiten und Lehrbücher bezeugt. Doch berührt es Roon eigentümlich, daß dem großen Gelehrten auch — die Hofluft so unentbehrlich schien. „Heute waren dort nur 16 Gäste, es ging sehr still zu, weil der König um seine (damals sehr leidende) Gemahlin besorgt war." Ein andermal ganz plötzlich zu 3 Uhr zur königlichen Tafel gerufen, kommt er erst 1/4 Stunde später ins Schloß. „Erschrick nicht" — schreibt er — „ich kam immer noch eine Stunde zu früh, denn das Diner begann erst um 4 Uhr. Davon künftig! Leider ist die Königin sehr leidend, man soll heute sogar von einem Aderlaß geschrieben haben. Gott führe sie gnädig aus dem Krankenbett an Ihres hohen Gemahls Seite zurück, der in dieser sorgenvollen Zeit ihre tröstliche Nähe gewiß sehr schmerzlich entbehrt. Er war heute ungewöhnlich ernst, wenngleich gesprächig wie sonst."

Ausführlicher schrieb Roon über eine längere Audienz, die er am Charfreitage nach der Kirche bei dem Könige hatte. „Um 11 Uhr fuhr ich mit dem Prinzen in den Dom, wo die ganze Königliche Familie mit Ausnahme der Prinzeß Wilhelm und der Königin, die noch immer schwach ist, versammelt war; aber nur Prinz und Prinzeß von Preußen kommunizierten. Die Predigt . . . . war ziemlich matt, und ich hätte, da mir so viel Störendes durch den Sinn ging, eine recht tüchtige, anpackende Rede bedurft. Nach der Kirche eilte ich — es war 12 Uhr — zu Sr. Majestät, der befohlen hatte, mich um diese Zeit zu sehen. Als ich ins Vorzimmer trat, verließ es der König, der von seiner hohen Gemahlin zu kommen schien, um in sein Kabinet zu treten. Er blickte nach mir um, der Flügel-Adjutant nannte mich. „Ach, sind Sie's, lieber Roon? Kommen Sie hier herein!" Ich folgte und trat — zur größten Verwunderung des dienstthuenden Flügel-Adjutanten — erst um 3/4 2 Uhr wieder heraus. Was ich da gesagt und gehört, ist — wenigstens für meinen jetzigen Beruf — von der höchsten Bedeutung und, abgesehen davon, für meine ganze Lebenszeit, selbst vielleicht für meine Kinder, eine werte Erinnerung. Ich will versuchen, es aufzuschreiben, wenn auch nicht an dieser Stelle; ich teile es Dir wohl künftig mit. Ich blicke nun viel ruhiger in meine und meines Pflegebefohlenen Zukunft; ich hoffe nun, jene wie diese werden sich in angemessener Weise gestalten; indes — „Gott lenkt" — das ist ein Bedenken und zugleich ein Trost." — Auch dem ältesten Bruder des Königs, dem damaligen Prinzen von Preußen, wurde Roon, wie gesagt, in jenem Frühjahr 1847 näher bekannt. Dem Thron zunächst stehend, hatte der Prinz von Preußen eine besondere Stellung zu den übrigen Prinzen, indem er für die Ausführung der Befehle und Wünsche, welche der König in bezug auf die Mitglieder seines Hauses hegte, zu sorgen hatte. Dieses Verhältnis hatte zugleich Veranlassung gegeben zu dem *ersten Briefe*, welchen der spätere König und Kaiser Wilhelm persönlich und eigenhändig an Roon gerichtet hatte. Dieser Brief, datiert aus Berlin vom 11. Januar 1847, „Dem Major von Roon in Bonn," lautet:

„Der offiziellen Einladung an meinen Neffen, bis zum 20. in Berlin zu sein, um als majorenner Prinz an den Berathungen eines ständischen Gesetzes

Digitized by Google

Theil zu nehmen, füge ich diese Zeilen für Sie bei. Es ist durchaus nöthig, daß der Grund der Reise verschwiegen bleibe, und daß nur das Ordensfest als Ursache angegeben werde. Vielleicht könnten Sie meinen Neffen etwas präpariren auf die Fragen, die in den Gesetzen vom 17. 1. 20 und 5. 6. 23 wegen der Stände angeregt sind, im Vergleich mit dem Gesetz vom 22. 5. 15, wo von Volks-Repräsentation die Rede ist. Die Richtung des Gesetzes vom 22. 5. 15 ist nicht zu verfolgen, d. h. keine Constitution zu geben, hatte der seelige König schon ausgesprochen, und der jetzige König hat dies bei der Königsberger Huldigung der Stände am 7. Sept. bestätigt. Dagegen liegt es in der Notwendigkeit, die Bestimmung II des Gesetzes vom 17. 1. 20 und die Nr. III. 2. des Gesetzes vom 5. 6. 23 auszuführen. Es soll der Moment zu dieser Ausführung gekommen sein, und das ist es, was dem majorennen Prinzen vorgelegt werden soll, zur Kenntnißnahme. Es ist also genau ins Auge zu fassen, daß wir keine Volks-Repräsentation, sondern Vertreter der Stände haben und behalten werden. In wie weit diese Provinziellen Stände Zeitweise zu vereinigen und ihnen neue Gerechtsame beizulegen sind, darüber sprechen die neuen Gesetze. Ein Mehreres kann und darf ich nicht sagen. Ihr Prinz von Preußen."

Diese erste Zuschrift, welche der spätere König Wilhelm an seinen nachherigen langjährigen Kriegsminister richtete, bezog sich also merkwürdiger Weise keineswegs auf militärische, sondern auf rein politische Angelegenheiten, und weder der erlauchte Schreiber noch der Empfänger konnten damals ahnen, wie viele Briefe ihr in den nächsten 30 Jahren noch folgen würden. —

Prinz Friedrich Karl war, wie wir gesehen, infolge jenes Befehls am 21. Januar 1847 mit seinen Begleitern in Berlin eingetroffen und blieb dort, wie es scheint, bis Anfang Februar zu den Sitzungen des Staatsrats, in welchen über das „Königliche Patent" und infolge dessen über die später zur Ausführung gelangende Einberufung des „Vereinigten Landtages" beraten wurde. Auch scheint es, daß der Prinz, in Gemäßheit des von seinem erhabenen Oheim ausgesprochenen Wunsches, in der That in genügender Weise zu den Beratungen vorbereitet worden war. Denn am 13. Februar schrieb Prinz Karl an den Major von Roon aus „Villa Lomellino" bei „Sestre a ponente": „In der Einlage finden Sie, mein bester Major, einige Anfragen wegen der Geburtstagsgeschenke für Fritz. Dieser soll ja nach allen Briefen aus der Heimat sich sehr passend und gut benommen haben? Wilhelm (der Prinz von Preußen) schreibt meiner Frau unter'm 3. Februar aus Weimar: „Ich bin mit Eurem Fritz in der Konferenz sehr zufrieden gewesen; er war völlig orientirt in den Gesetzen und hatte über die Dinge nachgedacht. Er sprach ohne Leidenschaft, ruhig, sachgemäß" ꝛc. Albrecht (der jüngere Bruder des Prinzen Karl) schreibt mir unter dem 2. d.: „Beloben muß ich Deinen Sohn, der neben Onkel Wilhelm (dem Oheim des Königs) saß . . . Dein Sohn blieb bei den Verhandlungen kalt und ruhig wie wir übrigen . . ."

„Finden Sie es passend, so geben Sie ihm davon Kenntnis, und wie mich dergleichen freut" ꝛc.

Digitized by Google

In Erwiderung auf diesen Brief des Prinzen Karl vom 13. Februar berichtete Roon:

„. . . Es ist mir höchst erfreulich, daß Ew. Königlichen Hoheit über Höchstdero Herrn Sohn Günstiges gemeldet worden ist. Man hatte Ihm in Berlin zwar schon von mehreren Seiten Zufriedenheit zu erkennnen gegeben, dennoch wäre es gewiß räthlich, wenn Ew. Königliche Hoheit Sich gleichfalls darüber freundlich, wenn auch nur ganz kurz und unter der Hinweisung gegen Ihn äußern wollten, daß noch Manches zu thun bleibe und daß Sie dem Prinzen zutrauten, Er werde nach so gutem Anfange nicht auf halbem Wege stehen bleiben. — Was den politischen Akt betrifft, zu dem Höchstderselbe zugezogen worden, so dünkt mich, daß man darüber, bevor er geschehen, ganz füglich verschiedener Meinung sein konnte; daß man indeß, nachdem er ein fait accompli geworden, am besten thut, jedes etwaige Bedenken darüber zu unterdrücken, damit der Prinz nicht irre werde an dem unentbehrlichen Gefühl nothwendiger Unterordnung unter das Bestehende, ohne welches die Zukunft uns nur Hader und Zwiespalt in der inneren, Schwäche und Halbheit in der äußeren Politik bringen kann, während wir nichts nöthiger brauchen als Einigkeit im Innern, um nach Außen immer stark und mächtig auftreten zu können. Dieser Gedanke ist es, der den Umgebungen Ihres Herrn Sohnes zur Richtschnur dient bei jeder Erörterung über die neuen Gesetze und deren politische Folgen, indem wir hoffen, damit den Intentionen Ew. Königlichen Hoheit zu entsprechen. —

Die Zuziehung des Prinzen zu den Berathungen über das Königliche Patent hat begreiflicherweise nicht nur das Gefühl der eigenen Bedeutung und der hohen angeborenen politischen Stellung, sondern auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Vorbereitung für diese Stellung (welche eben die gegenwärtigen Universitäts-Studien zu gewähren versprechen) in ihm wesentlich gestärkt" . . .

Prinz Karl — der keine großen Sympathien für die politischen Neuerungen zu hegen schien — hatte zwar schon früher geschrieben: „Es liegt mir nichts, gar nichts daran, daß mein Sohn zum Zusammentritt der neuen Chambre monstre wieder nach Berlin geht" etc. und hielt diese Meinung auch ferner fest. Andererseits konnte auch Roon diese neue Unterbrechung der Universitäts-Studien von seinem Standpunkte aus nicht eben wünschen. Aber der Prinz von Preußen hielt die Anwesenheit aller majorennen Prinzen zur Eröffnung des „Vereinigten Landtages" für erforderlich — und dabei blieb es auch, nach längerem Briefwechsel mit dem Prinzen Karl, welchen die lebensgefährliche Erkrankung seiner Tochter Louise noch immer in Italien zurückhielt, — da auch der Allerhöchste Wille des Königs in diesem Sinne entschied.

„Der König" — so schrieb nämlich der Prinz von Preußen am 10. März in einem zweiten eigenhändigen Briefe an Roon —, „erklärte auf meinen Vortrag, daß die Eltern in dieser Angelegenheit gar keine Stimme hätten, indem es die Pflicht Ihres Prinzen sei, sich hier einzufinden, also er auch die Erlaubniß der Eltern gar nicht einzufordern habe, oder diese sie ver-

Digitized by Google

weigern könnten. Denn Urlaub zum Herkommen bedürfe er nicht, da er den Befehl bereits habe einzukommen[1]), also nur davon dispensirt werden könne, was natürlich der König nur ungern und im äußersten Falle thun werde. — Ich avertire Sie vorläufig von dem Allen, um orientirt zu sein. Ihr

Prinz von Preußen."

Prinz Friedrich Karl kehrte infolge dessen denn auch am 1. April mit den Herren seiner Begleitung nach Berlin zurück, um der Eröffnung des „Vereinigten Landtages" beizuwohnen, feierte daselbst auch, wie wir gesehen, das Osterfest. — Über die Fortsetzung der Studien und den weiteren Aufenthalt in Bonn wurde schon berichtet; ebenso daß Roon, nach dem Rücktritt von seiner Stellung, schon im Mai 1848 wieder an den Rhein zurückkehrte.

Seine Briefe aus dem traurigen Revolutionsjahre sind nur zum Teil erhalten. Aus ihnen spricht der glühende Schmerz des Patrioten über die Erniedrigung des Vaterlandes, der Zorn über die frevelhaften Umsturz-Bestrebungen — aber auch über die Schwäche und Unentschlossenheit der Regierenden. Übrigens stand er den politischen Kreisen ganz fern; seine eigenen Erlebnisse in jenen Monaten waren nicht besonders merkwürdige, und seine Empfindungen und Betrachtungen über alle demütigenden Erfahrungen waren dieselben wie die aller königstreuen Männer; und da er damals auch keine Gelegenheit erhielt, durch Verkehr mit maßgebenden Persönlichkeiten speziell orientiert zu werden über den inneren Zusammenhang des politischen Getriebes — so würden ausführliche Mitteilungen aus jenen Briefen nur oft Gehörtes wiederholen. — Daneben beschäftigten ihn — den nur an Kindern reichen Familienvater, der eben wieder einen großen Umzug zu überstehen hatte — natürlich auch seine eigenen Aussichten.

„. . . Über meine nächste Zukunft" — schreibt er in einem vertrauten Briefe aus Koblenz Anfang August 1848" — „fehlt es immer noch an einer definitiven Entscheidung. Damit will ich keineswegs bloß auf die leidige Unsicherheit aller jetzigen Dinge hindeuten, sondern speziell darauf, daß es immerhin möglich, meines Bleibens sey hier nicht. Ich bin jetzt der älteste zum Chef, mehrere Vakanzen stehen nahe bevor oder sind vielleicht jetzt schon vorhanden. Nun hat man mich zwar mit der ausgesprochenen Absicht hierher geschickt, daß ich die hiesige Chefs-Stelle erhalten solle, allein — die Pläne der Menschen sind veränderlich. Sehr möglich daher, daß man den Oberstlieutenant Höpfner hier läßt und mich wieder wo anders hinwirft. Wie Gott will! ich bin gar nicht so versessen auf die hiesige, äußerst schwierige und verantwortungsvolle Stellung, die täglich die bedenklichsten Konflikte herbeiführen kann und herbeiführt. Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist nichts weniger als beruhigend. Die ultramontane Partei spricht unverhohlen ihre Abneigung gegen Preußen aus, in den Predigten der Geistlichen wie in den Kneipen und Zeitungen. Das hätte nun zwar nicht viel zu sagen, wenn es sich bloß um die Frage handelte, ob wir die Macht, die wir faktisch in Händen haben, um alle Losreißungsgelüste zu

[1]) herzukommen?

Digitized by Google

schanden zu machen, auch wirklich gebrauchen wollen. Leider aber herrscht in unsern allerhöchsten Regierungsgewalten die größte Unklarheit über alles Thun und Lassen, so daß man riskirt, morgen das getadelt und verworfen zu sehen, was man heute noch zu preisen und zu billigen entschlossen ist. Gott helfe! — Nun, wenn's mir übrigens nach Seinem Rathe beschieden sein sollte, hier in eine einflußreiche Wirksamkeit zu treten, so hoffe ich, Er würde auch weiterhelfen. . . ."

„Auch hier" — heißt es weiter — „sind alle Früchte trefflich gediehen und das Volk singt und schlemmt, als wenn die Welt ein Freudenhaus wäre und nicht des Jammer's vollauf. Aber freilich! Die hiesige Rasse hat ja nichts zu betrauern; sie hat ihren König nicht entwürdigt, ihr Vaterland nicht beschimpft gesehen, weil sie in der That weder König noch Vaterland gehabt hat. Und wenn sie auch den neuen Herrscher und das neue Vaterland, das sie sich erträumen mag, nicht erhält, was verschlägt's ihr? Ein innerlich tief gefühltes Bedürfnis treibt sie weder zu diesem noch zu jenem. Wenn sie nur schwatzen und jubiliren können und in den Tag hineinleben, so ist ihrem Schlaraffen-Bedürfnis vollkommen genug geschehen. Ja in der That, so hart es klingt . . . ich kann es nicht achten, dieses leichtfertige undeutsche Volk, das sich nicht schämt, Loblieder auf die „tapferen Franzosen" zu singen, während unsere Truppen für Deutschland ihr Blut verspritzen; und das, weil es Ordnung und Tüchtigkeit nicht zu schätzen versteht, lieber französisch oder belgisch seyn möchte! Wir haben sie verwöhnt; wie verzogene Kinder, die gleichwohl die verdiente Ruthe fürchten, sträuben sie sich und möchten gern der Strafe entfliehen, die sie dennoch auf die eine oder die andere Weise ereilen wird. . . ."

„Aber dies mein Urtheil ist zu allgemein um ganz wahr zu sein. Es bezieht sich vorzugsweise auf die Kobleuzer und Trierer und überhaupt mehr auf die Ufergegenden des Rheins und der Mosel, als auf die Gegenden des inneren Landes, wo die Gemüther weniger verwirrt und die Gewohnheiten minder lax sind. Namentlich in den protestantischen Theilen und Gemeinden der Provinz steht es nicht so schlimm: denen fehlt nur Vertrauen zu der Regierung, ihrer Stärke und Aufrichtigkeit, um wohlgesinnt zu seyn. Auch unsere rheinischen Truppen sind bis jetzt keineswegs unzuverlässig, aber es steht dahin, ob sie der Verführung, die täglich auf sie eindringt, immer siegreich widerstehen werden. Bis jetzt haben wir Grund es zu hoffen. Auch sind unsere Gegner keineswegs sehr unternehmend; sie haben ihre eigene Haut zu lieb, um gefährlich zu seyn. Dieser Tage werden hier Badener und Hessen und Württemberger durchgehen, um die Armee in Schleswig zu verstärken; wir sehen sie nicht mit großem Vertrauen kommen. — In einigen Tagen hoffe ich Zeit zu einem Abstecher nach Frankfurt zu gewinnen, um die dortige politische Menagerie mit leiblichen Augen zu sehen. . . ."

Die Rheinländer — auch diejenigen, deren Vorfahren ehemals behaglich „unter dem Krummstabe" wohnten, sind seit jenem Briefe gute Preußen geworden, die es an königstreuem Patriotismus mit jeder anderen Landschaft aufnehmen

Digitized by Google

können. Blut und Sieg auf den böhmischen und französischen Schlachtfeldern haben dies vor allem vollbracht: im Jahre 1848 aber stand es noch nicht so, und die Zeitgenossen jenes Jahres werden zugeben müssen, daß das obige Urteil in vielen Stücken leider nicht unberechtigt war und die dortigen Stimmungen treffend schilderte.

Übrigens wurde noch im August — wenige Tage nach obigem Briefe — Roons persönliches Geschick durch seine Ernennung zum Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps entschieden. Er blieb also in Koblenz.

Die Beendigung der bisherigen Ungewißheit, das ihm durch Übertragung der in jenen unruhigen Zeiten ganz besonders wichtigen Stellung bezeugte Vertrauen, sowie der zwar sehr arbeitsvolle, aber seinen Neigungen durchaus entsprechende einflußreiche Wirkungskreis — die endliche Wiedervereinigung mit seiner Familie und die damit wiedergewonnene trauliche Häuslichkeit: dies alles war geeignet, Roon bald mit dankbarer Befriedigung über seine Lage zu erfüllen — soweit dies bei den noch immer traurigen allgemeinen Verhältnissen möglich war. Auch angenehme persönliche Beziehungen aller Art gestalteten den Aufenthalt in Koblenz zu einem erfreulichen. Mit achtungsvollstem Vertrauen blickte Roon auf seinen kommandierenden General Roth von Schreckenstein und beklagte es aufrichtig, daß er diesen verehrten Chef — durch dessen Berufung zum Kriegsminister — schon sehr bald verlieren mußte. Aber auch zu dem Nachfolger, als welcher nach kurzem Provisorium Generalleutnant von Hirschfeld ernannt wurde, entwickelten sich bald die besten Beziehungen, die nach und nach den Charakter beiderseitiger herzlicher Zuneigung annahmen. — Zu solchen günstigen dienstlichen Verhältnissen trat ein nicht minder zusagender geselliger Verkehr, bei welchem alte Freundschaften erneuert und nicht minder wertvolle neue Verbindungen mit liebenswerten Familien angeknüpft wurden. Viele derselben haben den Koblenzer Aufenthalt lange überdauert, einige sind überhaupt nie abgebrochen worden, sondern auch nach der persönlichen Trennung stets die innigsten geblieben. — —

Indessen schien es, als sollte das Wirken und der Aufenthalt in Koblenz unerwartet früh beendet werden, denn bereits im Herbste 1848 trat eine neue, sehr ehrenvolle Anforderung an Roon heran, die ihm eine nicht minder wichtige Wirksamkeit in Aussicht stellte. Schon während seines Verhältnisses zum Prinzen Friedrich Karl waren ihm seitens der höchsten Herrschaften einige Male Andeutungen gemacht worden, daß man daran dächte, ihm später auch die Führung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Kronprinzen) anzuvertrauen. Wohl lag darin eine Anerkennung seiner charaktervollen Persönlichkeit sowie der Art, wie Roon es verstanden hatte, jene Aufgabe trotz aller Schwierigkeiten zu lösen; aber wenn Roon auch darüber eine gewisse Genugthuung empfinden durfte, so hatte er auf jene Andeutungen doch keinen Wert gelegt — zumal er selbst in der That überzeugt war, daß er eigentlich nicht gut zu einer solchen Stellung passe. Auch war man seit den Märztagen nicht darauf zurückgekommen, so daß es ihn sehr überraschte, als er Anfang November die bestimmte Aufforderung erhielt,

Digitized by Google

jetzt sogleich das Amt eines Militär-Gouverneurs des Prinzen Friedrich Wilhelm zu übernehmen.

Der bisherige langjährige Gouvernenr, Generalmajor von Unruh, hatte sich wegen seiner erschütterten Gesundheit genötigt gesehen, um seinen Abschied zu bitten. „Für die Wiederbesetzung der sonach erledigten Stelle des Militär-Gouverneurs ihres Sohnes" — so schrieb General Unruh am 1. November aus Schloß Babelsberg an Roon — „ist die Wahl der fürstlichen Eltern auf Euer Hochwohlgeboren gefallen, und mir ist von beiden der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen, verehrtester Herr Major, dies anzuzeigen und Sie namens derselben herzlich und angelegentlich zu ersuchen, den Ruf anzunehmen, der — wie Sie mir hinzuzufügen erlauben wollen — auch zu meiner wahrhaften Beruhigung an Sie ergeht." . . . „Des Prinzen Gemüth" — so heißt es weiter in diesem sehr ausführlichen Schreiben — „ist vortrefflich, Herz und Sinn rein und unverdorben, seine Wahrhaftigkeit und sein Gehorsam überall anzuerkennen, sein ganzes Wesen wohlwollend und sein Benehmen gegen andere ungezwungen, zuvorkommend und doch taktvoll. . . . Der Prinz ist am 18. Oktober in sein 18. Lebensjahr getreten und einige Wochen zuvor, Ende September, confirmirt worden. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche Herkommen und Verhältnisse der Erziehung unserer Prinzen bisher entgegenstellten und die verhältnißmäßig langsame geistige Entwickelung meines Zöglings hatten mich schon längst voraussehen lassen, daß seine wissenschaftliche Ausbildung in dem Zeitpunkt, wo er nach den Gesetzen des Hauses mit vollendetem 18. Lebensjahre das Alter der Majorennität erreicht haben wird, nur erst eine elementare seyn, und die höhere geistige Entwickelung einem späteren Lebensalter vorzubehalten seyn werde. Bei der Anordnung seines Unterrichts ist nun dahin gestrebt worden, daß jene elementare Ausbildung ihm möglichst umfassend und so vollständig zu eigen werde, daß er durch sie befähigt werde, späterhin nach beliebiger Richtung, sei es durch Universitäts- oder andere Studien, sich selbstständig weiter auszubilden; zu diesem Behuf ist der Prinz vorzugsweise in denjenigen Disciplinen unterrichtet und beschäftigt worden, welche auf unseren Gymnasien gelehrt werden. . . ."

„Was den militärischen Unterricht angeht, so habe ich, um den humanistischen nicht zu stören, und in der Ueberzeugung, daß der erstere fruchtbringender wirken und der Prinz in demselben raschere Fortschritte machen werde, wenn solcher erst dem etwas gereifteren Geiste geboten würde, diesen erst später anfangen lassen, und zwar hat der Unterricht in der Taktik ꝛc., welchen seit Monat April Major Gerwien vom Generalstabe ertheilt, mit Anfang dieses Jahres, derjenige in der Fortification und dem militärischen Zeichnen (später Aufnehmen) jetzt durch den Ingenieur-Hauptmann Klotz begonnen. . . . Was den praktischen Dienst anlangt, so bestand die Absicht, im nächsten Frühjahr den Prinzen zur Ausübung des Dienstes als Compagnie-Offizier auf einige Wochen bei dem 1. Garde-Regiment z. F. zum Dienst eintreten zu lassen. Soviel vom Unterricht und dem Standpunkt des Prinzen in demselben."

Digitized by Google

„Was die eigentliche Erziehung betrifft, so habe ich von einer zu positiven oder von einer systematischen Erziehung zu bestimmten Zwecken nie viel gehalten und mich daher in diesem Verhältniß darauf beschränkt, der Richtung, welche die eigenthümlichen Natur-Anlagen des Zöglings anzeigten, zu folgen, und die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten möglichst zu beseitigen; vielleicht bin ich hierin zu weit gegangen, indeß lag dies Verfahren in meiner eigenen Natur und in meinen Ansichten. Da nun in dem natürlichen eigenthümlichen Wesen des Prinzen von früh an unverkennbar das einfach-menschliche Element vorherrschte, so war es mir auch daran gelegen, in ihm nicht sowohl die Entwickelung des Fürsten, als vielmehr des Menschen zu fördern, und in diesem Sinne ist meine Erziehungsweise desselben, soweit ich sie geltend machen konnte, mehr eine bürgerliche, als eine aristokratische, durchaus aber keine fürstliche gewesen; ich habe ihn sowohl in seinen Jugendgespielen, später Jugendfreunden, als in seinem sonstigen Umgang mit Individuen der verschiedensten Stände umgeben, und er selbst hat, bei seinem so äußerst wohlwollenden Gemüth und freundlichen Benehmen, wohl in fast allen, die auf diese Weise in seine Nähe gekommen, sich Freunde gewonnen."

„Seit vier Jahren habe ich bei dem Erziehungswerk einen Gehülfen in dem Professor ** aus Lübeck, einem wackeren und von durchaus rechtlicher und sittlicher Gesinnung beseelten jungen Manne von ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung und liebenswürdigem Umgang. Von seiner republikanischen Abstammung mögen sich wohl seine ziemlich freisinnigen Ansichten herschreiben, auch wohl die Erwartungen, die er — glänzender als ich — von der günstigen und fruchtbaren Entwicklung der trüben Gährung unserer Zeit hegt; doch ist er dabei durchaus nicht von dem Schwindel so mancher jungen Gelehrten befangen, der in allem „Neuen" jetzt das Bessere sieht. Er besitzt die Liebe des Prinzen. . . ."

„. . . . Dieser Erzieher wirkt gewiß im Allgemeinen günstig auf den Prinzen, doch darf ich im Vertrauen gegen Sie die Bemerkung nicht zurückhalten, daß jedenfalls zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er besitzt, ihm mehr praktischer Sinn und etwas militärische Pünktlichkeit und Bestimmtheit, die sich bei ihm vermissen, zu wünschen wäre; und da in Folge meines schon seit Monaten anhaltenden Krankseyns der Erzieher der stete und alleinige Begleiter des Prinzen nach Außen ist, so würde eine solche Eigenthümlichkeit auf die Dauer doch nicht günstig einwirken, und es ist auch in dieser Beziehung dringend nötig, daß dem Prinzen bald ein rüstiger und fester militärischer Führer zur Seite trete . . ."

„Soll ich nun am Schluß dieser langen Mitteilung meine Bitten noch mit denen der fürstlichen Eltern vereinigen, um Sie zu bewegen, eine verhältnißmäßig kurze Zeit der Pflege und Leitung eines edlen, an Herz und Gemüt reichen, mit reinem Sinn und gutem Willen ausgestatteten jungen Fürstensohnes zu widmen, der sowohl durch die von der Natur empfangene Herzens-Mitgift, als durch seine Beziehungen zur Zukunft unseres Vaterlandes, und im Hinblick auf die ernsten Zeiten, denen er entgegen geht, so gerechte Ansprüche auf unsere innige und thätige Teilnahme hat? Ich glaube dies nicht nötig zu haben, und

Digitized by Google

schließe, indem ich die Entscheidung auf den im höchsten Auftrag Ihnen ausgedrückten Antrag getrost Ihrem Herzen überlasse." —

Ein eigenhändiges Schreiben Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen, welches Roon einige Tage später empfing, bestätigte bald die obige Mitteilung des bisherigen Gouverneurs.

Es lautet:

„Schloß Babelsberg, 5. 11. 48.

Durch den General von Unruh sind Sie vorläufig benachrichtigt, in welcher Absicht ich diese Zeilen an Sie richte. Die Eltern eines, wenn es nach den bisherigen menschlichen Combinationen in der Welt zugeht — für hohe Zwecke bestimmten Sohnes, wollen dessen Übertritt aus den Kinder-Jahren in die des Jünglings und somit in das praktische und bewegtere Leben, — Ihrer Führung anvertrauen! Unser Vertrauen ist unbedingt auf Sie gefallen, und ich brauche natürlich Ihnen kein Bild von Ihnen selbst zu entwerfen, um den Grund dieses Vertrauens zu rechtfertigen.

Dagegen habe ich lange mit mir gekämpft, ob ich Ihnen dies Anerbieten machen sollte, nur zu wohl fühlend, daß nach einer 2jährigen ähnlichen Stellung als die ist, die ich jetzt für Sie beanspruche, es Ihnen schwer werden muß, eine fast für Sie ausgesuchte Anstellung der schönsten und wichtigsten Wirksamkeit eines wahren Soldaten, aufzugeben. Indessen der Hinblick auf die Wichtigkeit, welche die ganze Zukunft des Vaterlandes an die Persönlichkeit meines Sohnes knüpft, durfte den obigen Ansichten nicht das Übergewicht verleihen und somit stand der Beschluß, Ihnen die Stelle als Gouverneur meines Sohnes anzutragen, unbedingt fest bei uns Eltern.

Der König ist mit unserer Wahl ganz einverstanden, — wenngleich auch er die Schwere Ihres Verlustes auf Ihrem jetzigen Posten ganz fühlt.

Sollten wir Krieg haben, so ist mein Sohn in dem Alter, um ihm beizuwohnen, so daß auch Sie demselben nicht entzogen werden würden.

Somit vertraue ich auf Ihre Bereitwilligkeit, die in wahrer Vaterlandsliebe wurzeln wird, bedenkend, wie Sie durch ihre Führung und Leitung meines Sohnes, Sie die Wohlfahrt von Millionen begründen können!

Ihr

Prinz von Preußen.

den 9. geendigt."

In unbeschreiblich schönen, nicht minder warmen, die erhebendste Hochsinnigkeit bekundenden Worten — sowie mit tief eingehendem Verständnis und unbedingtem Vertrauen hatte auch die erlauchte Frau Prinzessin von Preußen an Roon geschrieben. —

Er stand vor einem wichtigen Wendepunkt seines Lebens — unendlich schwer wurde ihm in jedem Falle die Entscheidung!

Wie tief im Innersten er dadurch bewegt ward, wie schwer auch die ihm durch soviel Vertrauen auferlegte Verantwortung auf ihm lastete: das bezeugen einige aus jener Zeit stammende Mitteilungen an die wenigen ganz vertrauten

Digitized by Google

Personen, welche von den schwebenden Unterhandlungen Kenntnis erhalten durften. In ausführlichster und zugleich offenster Weise hat Roon sich jedoch in seinen Antworten an die Allerhöchsten Personen selbst über diese Angelegenheit ausgesprochen — und nichts ist so geeignet, in die Tiefen seines festen und klaren, treuen und freimütigen Charakters blicken zu lassen, als diese ebenso sehr von männlichem Selbstbewußtsein wie bescheidener Selbsterkenntnis zeugenden Äußerungen — welche zugleich ein ehrliches politisches Glaubensbekenntnis enthalten.

Wir geben den wesentlichen Inhalt derselben nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen wieder.

„Das überaus gnädige Schreiben" — schreibt er — „hat mich ungemein überrascht, aber noch tiefer beschämt, weil ich fühle, daß mir in weit höherem Grade vertraut wird, als ich es verdiene. Meine Dankbarkeit für diese unverdiente Gnade würde entsprechenden Ausdruck vergebens suchen, aber die Ew . . . eigene Hochsinnigkeit dürfte ihn finden in der Offenheit, Wahrheit und Freimütigkeit, mit welcher ich auch jetzt auf den mich über Verdienst ehrenden Antrag zu antworten gedenke. Die Stellung, welche mir zugedacht, verlangt jedenfalls einen ehrlichen Mann, und als solcher werde ich antworten . . . . ."

„Wenn ich meinem Herzen unbedingt folgen wollte, wie verlangt wird, so würde meine Antwort sehr kurz sein können. Meiner innigen und warmen Hingebung für das hohe Haus meines angestammten Königs und Kriegsherrn würden die Opfer nicht schwer werden, welche mit der Übernahme des mir zugedachten wichtigen Amtes etwa verbunden sein mögen. Aber der gute Wille vermag allein nicht Alles. Nach ruhiger, ernster Selbstprüfung legt mir mein Gewissen die Pflicht auf, die günstige Meinung über meine Person . . . . bedeutend zu ermäßigen, so sehr sich auch meine Selbstliebe dagegen sträuben mag."

„Ich denke aber keineswegs, mich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen, sondern so wahr zu sein, als ich es vor Gottes Angesicht verantworten kann."

„Ich leugne nicht: ich glaube einige von den Eigenschaften zu besitzen, welche zu der Leitung eines jungen Prinzen befähigen, aber mir fehlen deren andere so wesentliche, daß es gewissenlos sein würde, wollte ich es verschweigen oder bemänteln. Gerade in derjenigen Stellung, welche die Wahl auf mich geleitet zu haben scheint, ist mir das Gefühl meiner Unzulänglichkeit recht oft mit beschämender Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen . . . — wie sollte ich nun mit diesem Gefühl im Herzen unbedenklich an das viel verantwortungsreichere Werk gehen, die Erziehung eines künftigen Königs, des Königs meines eigenen Landes zu vollenden?!"

„Stände mir diese meine allgemeine Unzulänglichkeit allein entgegen, so würde ich Ew . . . nur die Fehler und Mängel dessen, dem Sie ihr teuerstes Kleinod anvertrauen wollen, anzugeben haben, damit Sie zu beurteilen vermöchten, wieviel dabei gewagt wird: allein glücklicher Weise darf ich Ew . . . noch mit diesem Register verschonen, weil ich zuvor einer einzelnen, sehr wesentlichen Unvollkommenheit zu gedenken habe, welche vielleicht noch schwerer wiegt. Dies ist

Digitized by Google

meine Unfähigkeit, sämmtlichen sogenannten zeitgemäßen Ansichten innere Wahrheit zuzugestehen. Zwar stelle ich nicht in Abrede, daß unsere preußischen Zustände vor dem unseligen 18. März in mannigfacher Beziehung der Reform, und die allgemeinen deutschen einer völligen Umgestaltung und einheitlicher Kräftigung bedurften; wenn ich indes Manches, was seitdem geschehen und selbst durch die gesetzliche Sanction die Weihe der Geltung erlangt hat — in's Auge fasse, so fühle ich mich zu alt, zu eingerostet in sogenannten Vorurtheilen, zu lahm; ich kann nicht mit, und die sogenannte „Höhe der Zeit" wird mir, so fern sie sich nicht von selbst in meinen Gesichtskreis herabsenkt, immer als ein Chimborazo erscheinen. Wird nun dieser mir eigene Anflug von „reaktionärem Wesen" — wie man dergl. zu nennen pflegt — dem jungen Herrn nicht nachtheilig seyn? Werde ich im Stande seyn, dem jungen Herrn die neuen Ideen unserer Tage mit der Wärme anzupreisen, die nötig seyn möchte, um Ihn damit zu versöhnen und zu identifiziren? Und dennoch legen Ew . . . Werth darauf, und ich glaube, daß Sie Recht daran thun! —"

„Aber abgesehen von dieser meiner politischen Unfähigkeit, die mir eine gesegnete Einwirkung auf des Prinzen politische Bildung nicht gestattet: wird man nicht auf der andern Seite meine Vorliebe für eine leider unmodisch gewordene Welt-Anschauung bald genug verspüren und daraus Veranlassung nehmen, die Zukunft des Prinzen zu verdächtigen und zu erschweren?"

„Und dieser Verdacht „reaktionärer" Gesinnung liegt meiner Person in der That sehr nahe, da ich mich, freilich schon vor Jahren, in meinen Schriften[1]) höchst „unzeitgemäß" über Staatsform und Verfassung ausgesprochen habe. Wenn man nun öffentlich darauf aufmerksam machte und damit eine Verdächtigung begründete, die für des Prinzen und des Vaterlandes Zukunft präjudizirend und bedrohlich werden könnte — müßte ich mir nicht die schwersten, begründetsten Vorwürfe machen, ganz besonders aber, wenn ich bei dem vorliegenden Antrage darüber geschwiegen hätte?"

„Hier könnte ich inne halten, denn mir erscheint das Angeführte an sich schon erheblich genug, um mich von dem mir gnädigst zugedachten Ehrenamte auszuschließen."

„Es wäre indes möglich, daß Ew. . . anders darüber urteilten. Für diesen Fall würde ich es für meine Pflicht halten, noch einen anderen Punkt wenigstens zu berühren, damit alle Bedenken, die sich gegen meine Wahl erheben, mit Einem Blicke überschaut werden können."

„Ich hege nämlich die vielleicht irrige, aber in mir fest begründete Überzeugung, daß sich die Erziehung, namentlich die „zeitgemäße" Erziehung junger Fürstensöhne, in der Atmosphäre des Hofes niemals in zweckentsprechender Weise leiten lasse."

„Die Richtigkeit dieser lange vor dem 18. März gehegten, übrigens weder auf besondere lokale, noch spezielle personale Verhältnisse begründeten Ansicht hier

[1]) Den geographischen Lehrbüchern

Digitized by Google

darzuthun, kann ich mir jedoch, in Erwägung der bereits angeführten Schwierigkeiten, für jetzt um so mehr erlassen, als ich fürchten muß, die Geduld . . ohnehin bereits auf fast unbescheidene Weise in Anspruch genommen zu haben — —"

„Ew. . . haben" — so heißt es in einem anderen, etwas späteren Schreiben an Se. Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen — „eine zu günstige Meinung von meinen pädagogischen Eigenschaften; meine politischen Überzeugungen dürften als verdächtig und reaktionär erachtet werden, wenngleich sie es im eigentlichen Sinne des Wortes nicht sind; den mir gnädigst zugedachten Platz dürfte ich daher minder gut ausfüllen, als den gegenwärtig von mir — wie ich ohne Ruhmredigkeit sagen darf — zur vollkommenen Zufriedenheit meines Generals verwalteten; mein militärisches Gewissen endlich fühlt sich bedrängt durch den Gedanken, eine Kenntnis und Thätigkeit fordernde militärische Stellung in einem Augenblick aufzugeben, in welchem jeder Patriot nach Kräften zur Rettung des bedrohten Vaterlandes mitzuwirken strebt: dies sind in der Kürze nochmals die Gründe, welche mich veranlaßten, Ew. . . die Angelegenheit nochmals unterthänigst zur hohen Erwägung zu empfehlen."

„Wenn Ew. . . jedoch, nachdem dies geschehen, auf Ihrer Wahl beharren sollten, so würde ich mich, den Finger Gottes darin erkennend und in der Würdigung sowohl dessen, was ich Ew. Königliche Hoheit und dem Lande als was ich mir selbst und meinem Pflichtgefühl schuldig bin, — Ew. Königliche Hoheit zur Disposition stellen und unterthänigst bitten, mit dem Wenigen, was ich zu leisten vermag, nachsichtig vorlieb zu nehmen. Meine Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen wird mir alsdann wesentlich vermindert erscheinen." — — Es folgt dann nochmals die eventuelle Bitte, Einrichtungen treffen zu wollen, durch welche jedenfalls die Fortsetzung der Erziehung des Prinzen an einem von Berlin und Potsdam entfernten Orte bewirkt werden könnte. . .

Der Briefwechsel in dieser Angelegenheit wurde, namentlich auch zwischen Roon und General von Unruh, noch einige Wochen fortgesetzt; und die Angelegenheit fand ihren endgültigen Abschluß in dem nachstehenden Schreiben, welches der Prinz von Preußen am 31. Dezember 1848 aus Berlin eigenhändig an Roon richtete:

„Die Correspondenz, welche zwischen Ihnen, . . meiner Frau, dem General von Unruh, und mir geführt worden ist, hat uns leider bewiesen, daß Sie nicht mit der Freudigkeit das Amt, welches Ihnen unser Vertrauen zudachte, übernehmen konnten, welche wir vor Allem wünschen müssen, wenn es zur Gedeihlichkeit gebracht werden soll. Ich muß es anerkennen, daß Sie eine Stelle bekleiden, welche gleichfalls besonderes Vertrauen Ihnen zuwies, und ich sagte es Ihnen deshalb in meinem Briefe, daß ich vermuthen müsse, daß dies einen Haupt-Grund abgeben mögte, der Sie abhalten könnte zu uns zu kommen; doch glaube ich nicht, daß die Armee es Ihnen verdacht hätte, wenn Sie unserem Ruf gefolgt wären. Daß Ihre politischen Ansichten wenig mit unseren jetzigen Zuständen harmoniren, ist bei der Übernahme des Ihnen zugedachten Amtes bedenklicher; indessen ich glaubte, Sie würden sich wie wir Alle in das Unvermeidliche fügen,

Digitized by Google

und in dieser Hinsicht gerade nur gut wirken können, da es darauf ankommt, das Pflichtgefühl zu heben, wenn man auch schwer nur sich fügt. Die Conditio sine qua non, welche Sie stellten, wegen Entfernung meines Sohnes vom Hofe und von den Eltern, ist jedoch das Schlimmste. Wenn es sich um Beziehung einer Universität handelte, so würde sich das gefunden haben, mit der Zeit; da Sie indessen selbst meinten, daß dies vorläufig nicht gut angehen dürfte, dagegen anführen, man werde auch in anderen Städten gute Lehrer finden, so gehet daraus hervor, daß Sie die Hofluft an und für sich für schädlich halten. In diesem Punkte weichen nun unsere Ansichten ganz von einander ab und wir würden, namentlich in jetziger Zeit, unseren Sohn nicht von uns lassen, aus diesem Grunde.

Somit müssen wir einen Plan aufgeben, in dessen Erfüllung wir Eltern, das Glück unseres Sohnes gesehen hatten. Es sollte nicht sein! Empfangen Sie unseren Dank für Ihre Offenheit, die Sie uns nur noch werther macht und Ihnen unsere Achtung sichert.

Ihr

Prinz von Preußen."

In einem Briefe vom 8. Januar 1849 machte der Prinz dann an Roon die Mitteilung: „. . . wir haben am gestrigen Tage die Allerhöchste Bestätigung unserer (anderweiten) Wahl, die auf den Oberstlieutenant Fischer vom Kriegs-Ministerium gefallen, erhalten. — Ich kann heute nur nochmals wiederholen, daß wir bedauern, unsere erste Wahl nicht haben bestehen lassen zu können, aus den Ihnen bekannten Gründen, daß aber dieserhalb unsere Achtung für Sie nicht im Geringsten wankt. Stets

Ihr

Prinz von Preußen."

Auch Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin von Preußen versicherte den Major von Roon in einem besonderen Handschreiben noch ausdrücklich, daß sie seine Gründe zu würdigen wisse, daß sie ihn deshalb in noch höherem Grade achten müsse und ihm ihre Teilnahme und Gnade bewahren wolle. —

Der vorgenannte Oberstleutnant Fischer war übrigens ein besonders vertrauter Freund Roons. In welcher ausgezeichneten Weise jener hervorragende, der Armee leider allzufrüh entrissene Offizier (er starb schon 1857 als Generalmajor und Ingenieur-Inspekteur in Koblenz) seine Aufgabe gelöst hat — ist bekannt. Ebenso, mit welcher Hochherzigkeit und in welchem Umfange König und Kaiser Wilhelm es bewiesen hat, daß seine Achtung für den freimütigen Roon „nicht im Geringsten wankte." R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Basis der Pyramide.

Erzählung
von
L. Westkirch.

(Schluß.)

Am andern Morgen waren Plakate an der Steinwedel'schen Gießerei angeschlagen. Vom Anfang der kommenden Woche ab solle der Lohn nicht tagweise, sondern stückweise berechnet werden; der Tarif für jedes einzelne Stück war beigefügt; Fehlgüsse zählten nicht.

Es war der Geburtstag von Pauls Frau. Rings um das Steinwedel'sche Landhaus wanden sich Guirlanden von Eichenlaub. Im Gartensaal unten lag der Inhalt der drei Pariser Kisten ausgebreitet, hochmoderne Anzüge, Spitzenumhänge, auch ein eigenartiger Schmuck aus Mosaik. Paul vergnügte sich eben damit, seiner Frau denselben umzulegen und die wunderlich geformten Ohrringe in ihre kleinen Öhrchen einzuhängen und wieder herauszunehmen, als wäre das hübsche, etwas phlegmatische Weibchen eine Ankleidepuppe. Da trat Oskar hastig durch die offene Gartenthür; trotz der brennenden Sonnenglut draußen lag kein Schimmer von Farbe auf seinem Gesicht. Die alte Frau Steinwedel stand besorgt von ihrem Sitz auf.

„Du kommst so früh, Oskar. Es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Ich hoffe noch, es abzuwenden, Mutter." — Er legte seine Hand schwer auf Pauls Arm und fügte halblaut hinzu: „Es ist heut kein Arbeiter in der Gießerei zur Arbeit angetreten."

Paul ließ das Armband, das er eben aus der Schachtel genommen hatte, im Licht glitzern. „Machen die Kerls einmal blau? — Ist recht! — Ich hätte den armen Teufeln ohnehin gern einen Feiertag gegeben an Netties Geburtstag, aber du Brummbär wolltest ja nicht."

Oskar warf mit einer ungeduldigen Bewegung den Kopf zurück. „Es wäre mir lieb gewesen, du hättest den Grünkram um unser Haus gerade heut weggelassen, Paul. Und Sie, Frau Schwägerin, würden mich außerordentlich verpflichten, wenn Sie den ganzen Weihnachtsmarkt hier so schnell wie möglich in Ihre Schränke und Kisten wegpacken wollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt demnächst eine Deputation unserer Arbeiter, welche ich hier empfangen muß. Die Leute sind aufs höchste erregt; von ihrem Standpunkt aus mit Recht — und es würde mehr als thöricht sein, ihre Empfindlichkeit durch den Anblick dieser Flitter noch mehr zu reizen."

Er ging aus der Thür. „Johann," hörten die Zurückgebliebenen ihn draußen sagen, „nehmen Sie eine Leiter und sehen Sie zu, daß Sie die Guirlanden vorn am Haus so schnell wie möglich herunter bekommen."

Digitized by Google

Frau Nettie lehnte sich mit drolligem Entsetzen in ihren Stuhl zurück. „Nicht einmal gratuliert hat mir das Ungeheuer!“

„Thu', was er sagt, Kind,“ mahnte die alte Frau. „Du weißt wohl, Oskar gönnt dir jede Freude.“

Die Kleine schien davon überzeugt, denn sie sprang sehr rasch auf ihre Füße, raffte einen Teil ihrer Geschenke zusammen und belud mit dem anderen den sich vergeblich sträubenden Paul. „Es ist nur billig, daß du tragen hilfst. Warum schenkst du, schrecklicher Mensch, mir einen ganzen Kleiderladen?“ —

Leontine war Oskars Mutter auf den Flur gefolgt. „Das läßt sich ja an wie ein wahrhaftiger Streik, Tante! — Wird es schlimm werden?“

Frau Steinwedel legte mit mütterlicher Zärtlichkeit ihre Hand auf den Blondkopf des Mädchens. „Oskar wird's durchfechten, verlaß' dich darauf. Er hat sein Lebtag noch nicht nachgegeben, wo er sich im Recht glaubte, und zwingen wird den niemand. Aber ein Trost ist mir's doch, daß du in dieser schweren Zeit um ihn bist. Such' ihn aufzuheitern, Leontine, du vermagst viel über ihn.“

Sie nickte dem Mädchen freundlich zu und ging weiter, ihrem Sohne nach. Mit verflusterter Miene trat Leontine in ihr eigenes Zimmer, ein lauschiges Nest aus blauer Seide und weißen Spitzen, welches die Verwandten ihrer vornehmen, aber vermögenslosen Nichte eingerichtet hatten, und in welchem diese gar so gern hätte verweilen mögen, statt ihren Flug aufs Ungewisse hinaus in die weite Welt zu nehmen. Was kam diesen hartköpfigen, plumpen Arbeitern nur in den Sinn, daß sie ihr täppisch den wohlüberlegten Plan durchkreuzten?! — Hatte sich doch alles auf so gutem Wege befunden! sogar die Tante begünstigte ihre Absichten — und nun — wer konnte es wissen? — war Oskar in wenigen Wochen vielleicht ein armer Mann! —

Eben stampfte die Arbeiterdeputation den Kiesweg herauf, voran Brückner, sein unvermeidliches rotes Taschentuch wie eine Aufruhrfahne in der Hand schwenkend, neben ihm Heinz Berger, der Heizer. In dem Dritten erkannte Leontine den hübschen Former, welcher ihr neulich die Gießerei gezeigt hatte. Wie fein er sich ausnahm in seinem grauen Sonntagsrock! In einem Augenblick stand sie am Fenster, um welches die noch nicht völlig entfernte Eichenguirlande einen malerischen Rahmen bildete, nickte grüßend dem jungen Menschen zu und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Er konnte ihr vielleicht demnächst sagen, wie die Dinge in Wahrheit standen; denn Oskar redete nie zu seiner Familie von Geschäften, und Frau Steinwedels Zuversicht teilte Leontine nicht.

Philipp Roth aber fühlte bei ihrem Gruß einen Feuerstrom durch seine Adern rinnen, und es ist ihm immer unklar geblieben, wie er in den Gartensaal und vor das Angesicht des Herrn gelangte.

Oskar Steinwedel stand aufrecht neben seinem Schreibtisch. Kein Zug in seinem unbewegten Statuengesicht verriet die furchtbare Aufregung, in welcher er sich befand; kein Zittern in seiner Stimme erzählte von der großen Angst seines Herzens.

Digitized by Google

„Sie wünschen mich zu sprechen, meine Herren. Was haben Sie mir zu sagen?"

In dem kirchenstillen, kühlen, hohen Gemach, in welchem jedes Wort bis in den fernsten Winkel hallte, Aug' in Auge mit dem Mann, dessen Persönlichkeit sich durch zehn Jahre unbedingten Gehorsam erzwungen hatte, sprach sich's lange nicht so leicht als in dem überfüllten Hinterzimmer des „Gucklochs", wo das Gemurmel von zehn Stimmen jedesmal die deckende Begleitung für die Rede des Einzelnen abgab. Mit einigem Stammeln und Stottern entledigte sich Brückner gleichwohl seines Auftrages, indem er auseinandersetzte, wie sie, die Arbeiter, den neuen Tarif hin und her erwogen hätten, und wie sie ihn nicht annehmen könnten, einmal weil er gegen alles Herkommen und jede Gewohnheit sei, und dann wegen des mangelhaften Materials, mit welchem zu arbeiten sie gezwungen wären, und das der Produktion auch des Fleißigsten eine von seiner Leistungsfähigkeit gänzlich unabhängige Grenze ziehe. Sie hofften daher, daß der Herr die Sache noch einmal erwägen und die Lohnsätze beim Alten belassen werde, womit sie sich dann auch zufrieden geben wollten, obgleich sie Willens gewesen seien, bei der obwaltenden Teuerung und im Hinblick auf die Löhne, welche andere Betriebe ihren Arbeitern zahlten, um eine entsprechende Lohnerhöhung einzukommen. Der Tarif aber müsse vor allen Dingen beseitigt werden, bevor sie die Arbeit wieder aufnehmen könnten.

Oskar Steinwedel hörte ihn ruhig zu Ende, dann versicherte er dagegen, was schon sein Buchhalter zu beweisen versucht hatte: daß für die fleißigen und geschickten Arbeiter der beanstandete Tarif thatsächlich eine Erhöhung des Lohnes bedeute. Die Störungen durch ungenügendes oder minderwertiges Material, über welche die Arbeiter sich mit Recht beklagten, würden gänzlich fortfallen, da er künftig nur Erze bester Sorte aus den anerkannt besten Gruben zu beziehen entschlossen sei. Als Beweisstück legte er die auf die betreffenden Bestellungen bezügliche Korrespondenz vor. Da er nun hierdurch gezwungen werde, bedeutend teurer einzukaufen als bisher, so erlaubten ihm seine Mittel bei den ungünstigen Zeitläuften nicht fürder, den trägen und ungeschickten Arbeiter ebenso hoch zu besolden wie den leistungsfähigen und fleißigen, wie solches durch den tagweise bemessenen Lohn in der That geschähe. Er ersuche die Gesandtschaft, ihren Kameraden dringend ans Herz zu legen, den Tarif wenigstens probeweise auf einen Monat anzunehmen. Kleine Übelstände, welche sich etwa in der Praxis daran herausstellen sollten, würde er jederzeit zu beseitigen bereit sein und er ermahne sie in ihrem beiderseitigen Interesse, ihre Entscheidung rasch zu treffen. Er habe große Bestellungen für einen bestimmten Lieferungstermin angenommen, und es würde ihm bei der wahrhaften Teilnahme, welche er für das Wohlergehen seiner Leute hege, von Herzen leid thun, wenn er durch ihre Halsstarrigkeit gezwungen sein sollte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, auswärtige Arbeiter anzustellen. Das möchten sie bedenken und sich vernünftig zeigen. Er hoffe, sie bald mit besserer Botschaft wiederkehren zu sehen. —

Digitized by Google

Kleinlaut gingen die Männer aus dem Saal, aber draußen hoben sie wieder trotzig die Köpfe. Der Alte wollte nicht nachgeben? Gut, sie wollten auch nicht. Man würde ja sehen, wer's am längsten aushielt! — Das mit den fremden Arbeitern sollte er nur probieren, da redeten sie auch noch ein Wörtchen mit.

Als der Letzte hinausgegangen war, ließ der Fabrikherr sich erschöpft auf seinen Schreibsessel fallen und starrte düster vor sich hin. Durch die geräuschlos geöffnete Thür glitt seine Mutter herein.

„Ihr habt euch nicht geeinigt? Mein armer Sohn, das wird ein harter Kampf werden."

„Hart — hart, ja! und härter, als du glaubst, Mutter! — Die armen, hirnverbrannten Narren sehen nicht, wo hinein sie sich stürzen. Ich aber seh's und kann's nicht von ihnen wenden, — das ist das Furchtbare! Uns alle peitscht die Not vorwärts, wir müssen zu Grunde richten, oder zu Grunde gehen!"

„Du wirst nicht zu Grunde gehen, mein Sohn."

„Nein, Mutter, denn ich bin kein Heiliger und kein Märtyrer, — aber ich bin ein Mensch! und mag mir's auch niemand glauben als du — es kehrt mir das Innerste um, die Zerstörung zu sehen, durch die ich mir das Leben erkaufen muß!"

Die Arbeitergesandtschaft war heimgekehrt, der Vorschlag des Prinzipals einstimmig verworfen worden, und nun ging's, wie's immer geht, ganz programmmäßig. Zunächst kam eine sehr schöne Zeit. Gearbeitet wurde die ganze Woche nichts, dafür aber um so mehr getrunken. Der Wirt im „Guckloch" hatte gute Tage. Denn an Geld fehlte es seinen Kunden beileibe nicht. Der Leipziger hatte einen Brief irgendwohin in die weite Welt geschrieben, und da war ein schwarzhaariger Mensch angereist gekommen, hatte den Streikenden eine vortreffliche Rede gehalten und, was noch höher gewürdigt ward, einen hübschen Batzen Geld für sie hinterlassen. Davon teilte der Leipziger alle Morgen jedem Arbeiter den vollen Lohn aus. Ei, der war eine wichtige Persönlichkeit jetzt! Er schrieb auch Briefe, den halben Tag lang, nach Nord und Süd und bekam welche von Ost und West, und wenn er das Tintenfaß auf den Tisch in der Stube trug und sich davorsetzte, hielt Frau Brückner ihre Kinder mäuschenstill, denn sie hatte gewaltigen Respekt vor einer Thätigkeit, die das Geld gleichsam aus der Luft herbeizauberte. Brückner selbst war ordentlich gemütlich. Er trat nicht nach der Tine und heuchelte großmütig Blindheit, wenn die Mutter eine Stulle für Fritz über Seite brachte. Die Steinwedels hielten sich still in ihrer Behausung. Oskar, hieß es, sei häufig verreist, Paul sah man ab und an mit seiner Frau spazieren fahren, und die Base wanderte mit einer Zeichenmappe am Berg herum, um Skizzen zu entwerfen. An den Fenstern der Gießerei spannen die Spinnen luftige Vorhänge, und das Eisengerät im engen Vorhof überzog sich mit Rost, während das Gras zwischen den Steinen zu üppigen Büscheln emporwuchs. Kein Dampf entströmte dem Schlot, und kein Flämmchen tanzte über dem Hochofen, wie es bei jedem Guß geschieht, ein Wahrzeichen froher, nutzbringender Thätigkeit, und auch von den fremden Arbeitern verlautete kein Wörtchen. Es

Digitized by Google

war ein richtiges Idyll, das sich unter dem Tag für Tag gleichmäßig blauen Himmel abspielte. Die Jugend der Gießerei zog zu den Kegelbahnen oder kahnte auf dem Strom, und die Alten lungerten auf den Bänken der Anlagen und ließen sich die Sonne auf den Rücken scheinen.

Jählings, unerwartet trat der Umschlag ein. Eines Morgens erklärte der Leipziger: die Kasse, welche sie bis jetzt freigebig unterstützt hätte, sei durch einen anderweitig in größestem Maßstabe ausgebrochenen Streik schwer belastet und könne fortan jedem Arbeiter nur mehr die Hälfte seines Lohnes verabfolgen. Das gab trübe Mienen. Zwar zu den Trinkgelagen der Männer reichte auch der halbe Lohn noch aus, aber die Familien fingen an zu darben, die Frauen und Kinder, diese halsstarrigen Geschöpfe, die sich durchaus das Essen nicht abgewöhnen wollten und den fidel heimkehrenden Vater durch ihren allzeit regen Hunger immer aufs neue unangenehm überraschten. Jetzt hatte Tine schon einige blaue Flecke aufzuweisen, und Fritz entkam nur durch seine affenartige Behendigkeit einer sehr ernstgemeinten väterlichen Züchtigung. Auch hinderte Frau Brückner den kleinen Otto nicht länger, auf einem Trichter dem Leipziger ins Ohr zu tuten, wenn dieser schrieb. Ihr Respekt vor ihm und seinen Briefen war bedenklich im Verebben.

Plötzlich unterblieb auch die Auszahlung des halben Lohnes — es gab gar nichts mehr. Der Streik dehne sich zu sehr in die Länge, hatte man im Hauptquartier gemeint. Zugleich zog der Winter mit bitterer Kälte ein. Nun richteten die Blicke der Einsichtsvolleren sich mit einer gewissen Sehnsucht auf die fest verschlossene Gießerei. Wollte der Alte denn noch nicht einlenken? — Das war ein Zäher! Tausende und tausende kostete ihn jeder Tag, und noch war er nicht mürbe! — Doch! — Eines Morgens verkündeten große Maueranschläge an der Steinwedelschen Eisenhütte: die Gießerei solle am folgenden Morgen wieder in Betrieb gesetzt werden. Wer von den Arbeitern geneigt sei, den neuen Tarif anzunehmen, der möge Punkt sechs Uhr antreten.

Das war ein Jubel! bis in die Nacht wurde im Guckloch das große Ereignis im Bier gefeiert. Der eigensinnige Alte reckte das Pfötchen, er that den ersten Schritt! Zwar verlangte er noch immer die Annahme des neuen Tarifs, aber so dumm war doch niemand! Fing der Eisenkopf überhaupt erst an zu unterhandeln, so wollte man ihm den Preis schon hoch genug stellen! Selbstverständlich ging kein Mensch zur Arbeit. Aber eine neue Gesandtschaft wallte nach dem Landhause, die gesteigerten Ansprüche der Arbeiter vorzutragen. Man begnügte sich nun nicht mehr mit dem alten Lohnsatz, man verlangte eine Erhöhung, um den Schaden auszugleichen, welchen die arbeitslose Zeit mit sich gebracht hatte. Oskar Steinwedel ließ den Redenden freilich gar nicht zu Ende kommen, er bestand auf seinem Tarif. Aber mit der Zeit würde er wohl klein beigeben, tröstete man sich. Ein wenig konnte man schon noch warten. That's den Arbeitern weh, — dem Herrn that's noch weher! — Nur gingen die Männer jetzt nicht mehr zum Kegeln, und die Weiber besuchten einander nicht mehr auf ein Schälchen Kaffee. Schwere Bündel in der Hand sah man sie ziehen, Männer

Digitized by Google

und Weiber, morgens früh und in der Abenddämmerung, alle denselben Weg, schweigsam und ernst. Im Innern der Stadt stand ein Haus mit vergitterten Fenstern, dort hinein wanderten die Ballen; einige Mark in der Tasche und mit leeren Händen kehrten die Eigentümer traurig zurück in ihre Wohnung, in welcher irgend eine leere Stelle sie schmerzlich an einen liebgewordenen Gegenstand mahnte, einen Spiegel, einen blanken Kessel, ein Bettstück, — manchmal war's gar das Sofa oder der Sessel, was ins Leihhaus gewandert war auf Nimmerwiederkehr. Und immer öder ward's in Stuben, Küchen und Kammern, immer karger die Feuerung, immer knapper die Mahlzeit, immer trüber der Mut. Aber an Nachgeben dachte keiner. Die Hoffnung auf den Überfluß, welchen der erhöhte Lohn gewähren sollte, mußte für die augenblickliche Entbehrung schadlos halten. Auch mahnten die Briefe, welche der Leipziger abends im Guckloch vorlas, nach wie vor in kräftigen Worten zum Ausharren. Geld jedoch enthielt ihrer keiner mehr.

Und dann kam die nackte Not. Man wußte nicht, bei wem sie zuerst aufgetreten war, sie zeigte sich hier, sie zeigte sich dort und zuletzt war sie überall, mit ihr der Hunger, die Krankheit. In jedem Haushalt siechten einer oder mehrere; die Kinder, von Hunger geschwächt, erlagen den Herbstkrankheiten in Scharen, und ihre Bestattung nahm den Überlebenden das letzte karge Stück Brot. Dennoch hielt man aus. Jetzt mußte der Gegner doch endlich die Waffen strecken, täglich erwartete man die frohe Kunde. Einige, die Oskar Steinwedel in der Nähe gesehen hatten, behaupteten, er sei in den letzten Wochen noch spitzer und grüner geworden. Ja, er war reif zum Fall.

In diese hoffnungsfrohe Stimmung traf wie ein Donnerschlag die Mär von der Anwerbung von hundert und zwanzig auswärtigen Arbeitern. Zunächst wollte niemand die Botschaft glauben, aber sie nahm immer bestimmtere Formen an, und endlich wußte man's genau: ja wohl! sie kamen mit dem Viernhrzug an, und Steinwedels hatten ihnen in einer ehemaligen Spinnerei vorläufig Wohnungen bereitet.

Heinz Berger, der Heizer, war's, welcher atemlos mit dieser Nachricht zu Brückners gelaufen kam. Brückner saß verdrießlich am Tisch und weichte als Mittagsmahl eine harte Brotkruste in einen kaffeeähnlichen Aufguß ein, welchen Tine zitternd für den Vater bereitet hatte, denn Frau Brückner lag seit zwei Tagen zu Bett. Es that ihr nichts weh, wie sie versicherte, nur matt fühlte sie sich, matt zum Umfallen und vermochte keinen Bissen zu essen. Und das war eigentlich recht gut eingerichtet vom lieben Gott; wenn sie doch einmal den Monatsdienst nicht länger versehen konnte, welchen sie trotz ihres großen Hausstandes angenommen hatte, als der Streik ausbrach, dann war es schon ein Glück zu nennen, daß sie den Anderen nicht auch noch das Brot fortaß. So lag sie ganz still, das Gretelchen im Arm, das auch sehr still geworden war, und wenn die Tine oder die Ursel fragten: „Mutter, wie geht's?" dann antwortete sie: „Recht gut, recht gut." — Und Tine besorgte den ganzen Haushalt, die Schlafburschen, den Vater, die Geschwister und die kranke Mutter.

Digitized by Google

Bei des Heizers Nachricht schlug Brückner mit der Faust auf den Tisch, daß die henkellose Tasse umfiel.

„Wenn das wahr ist, Berger — wenn's wahr ist — — ich bin den Steinwedels immer zugethan gewesen, dagegen kann niemand nichts sagen! — Aber wenn das mit den fremden Arbeitern wahr ist — das geht nicht gut! Heinz, das geht keinmal gut!"

„Vater," flüsterte die Frau im Bett.

Er hörte nicht. Wütend stülpte er den Schlapphut auf.

„Vater," wiederholte die Frau, unruhig auf der Decke fingernd. Ihre Stimme war sehr schwach geworden.

„Die Mutter ruft," wagte Tine endlich schüchtern zu mahnen.

Der Arbeiter trat zum Bett. „Hast du's gehört, Mutter? Fremde Arbeiter sollen antreten. Wir werden auf die Straße geworfen wie die Hunde — aber was über das Maß geht, trägt kein Mensch! — Er mag sich hüten, — er mag sich hüten!"

„Das wollte ich dir noch sagen, Brückner," sprach die Frau langsam, als fielen die Worte ihr schwer. „Weil doch die Andern alle auf dich sehen, solltest du dazu thun, daß Ihr Euch mit dem Herrn wieder vertragt. Denn es hilft zu nichts, er ist uns über, Vater, darum, siehst du: wir" — ihre Stimme zitterte — „wir haben Kinder; er hat keine."

„Das Donnerwetter soll ihn erschlagen! Ich gebe nicht nach! Jetzt gerade nicht!" schrie der Mann, kirschrot vor Wut und rannte aus der Stube.

Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, zog die Frau mühsam ein Zehnpfennigstück unter ihrem strohgefüllten Kopfkissen hervor, — die Federn daraus waren längst versetzt — und reichte es der Tine.

„Das hat mir die Ursel heut gegeben. Wenn der Vater die Straße hinunter ist, lauf' und hol' ein Schälchen Milch für die Kleinsten und ein Stück Brot für dich."

„Ja, Mutter; willst du selbst denn gar nichts essen?"

„Kranke essen nicht. Und hör', Tine, ich bin so furchtbar erschrocken: der Otto hat letzthin einen Kreisel mit heraufgebracht von Nachbars drüben und hielt ihn ganz versteckt. Ich kann ihn nicht wieder hinüber tragen, wie ich wollte, — thu' du's Tine. Und ich bitt' dich um alles, hab' ein wachsam Aug' auf den Buben, wenn — wenn ich's etwa nicht vermöcht', daß er mir brav heranwächst und meine Kinder mir keine Schande machen. —"

„Jesus Gott! Mutter, wie sprichst du nur?"

„Still! Schreck' mir die Kleinen nicht auf. Die Agnes hat noch ein neues Wollenröckchen von der Patin. Das kannst du morgen aufs Leihhaus tragen, dafür kochst du dem Vater zu essen. Und stell' ihm auch die Pantoffeln an den Herd, es ist kalt. Thu' ihm überhaupt zu lieb, was du kannst; draußen bürden sie ihm alles Zuwidre auf, die Kameraden und der Herr, und er hat nichts als Müh' und Verdruß und Undank dazu. — Dem Fritz, das darfst du ja nicht vergessen! bind' ich's auf die Seele, daß er aushält bei seinem Meister, wenn's

Digitized by Google

ihn auch hart ankommt. Drei Jahre gehen hin, und Handwerk hat einen goldenen Boden. Ich hätt' ihn gern selbst ermahnt, aber ich hab' ihm nichts mehr zu geben" — sie seufzte — „da kommt er nicht mehr zu uns her."

„— Mutter — Ich lauf' zum Doktor! —"

„Sei nicht thöricht! Was soll mir der Doktor? — Deck' ein reines Laken über die Kommode und gieb mir das Gesangbuch vom Eckbrett. Da ich die Hände nicht mehr zur Arbeit rühren kann, will ich den lieben Gott bitten, daß er Erbarmen hat mit den Witwen und Waisen und ein Ende macht der Not. — Und nun spute dich, die Kinder sind hungrig."

Tine rannte, so schnell ihre kleinen Füße sie trugen, mühsam im Lauf ihre Thränen hinunterwürgend. Wie seltsam redete die Mutter heut! Eine furchtbare Angst war in ihr Herz eingezogen, und sie lief doch zum Doktor. —

Brückner und der Heizer trabten unterdessen dem Bahnhofe zu, der einen Büchsenschuß außerhalb des Fabrikortes lag. Sie fanden schon eine bedeutende Ansammlung von Arbeitern vor, Frauen, Kinder, Männer; der Wegrand war schwarz von ihnen. Die böse Neuigkeit hatte sich blitzschnell verbreitet. Alle wollten „sie" ankommen sehen. Verwünschungen und wilde Reden flogen wie elektrische Funken von einem zum andern die Kette entlang; halbwüchsige Jungen begannen Steine von der Chaussee aufzulesen.

Dem Strom entgegen wanderte ein Einsamer, gesenkten Hauptes: Wilhelm Hinse. Unter dem Arm trug er, in eine alte Zeitung geschlagen, das blaue Kopftuch, welches er vor acht Wochen seiner jungen Frau zum Angebinde mitgebracht hatte. Jetzt konnte er ihr nichts mehr schenken, jetzt saß die Not bei ihnen zu Tisch. Und als er heut Mittag schüchtern die Frage that, welchen Gegenstand aus ihrem kleinen Haushalt sie wohl am leichtesten würde entbehren können, hatte die Frau ihm ohne Besinnen das Kopftuch gereicht. Daß es gerade dies Tuch sein mußte, sein einziges Geschenk, was ihr am entbehrlichsten von all' ihrer Habe dünkte, das wollte ihm schier das Herz abdrücken. Stumm hatte er das ihm Gebotene in Papier geschlagen, stumm, ohne Widerspruch, trug er's fort, — aber es war ihm nicht anders, als begrabe er ein Stück seiner Liebe selbst.

Unter der Schar der Wartenden befand sich auch Philipp Roth. Die letzten Wochen hatten ihn sehr verändert; er war hager und schmächtig geworden in dem Mangel an leiblicher Nahrung und dem Überfluß an geistiger, mit welcher der Leipziger seinen Wissensdurst zu stillen bestrebt war. In seinen größer gewordenen Augen brannte ein unruhiges Feuer, ein nervöses Zucken bewegte von Zeit zu Zeit die Spitzen seines Schnurrbartes, und seine beschäftigungslosen Hände fingerten in ungeduldiger Hast zwecklos durch die Luft. Seine Stimme klang rauh und abgebrochen vom vielen Reden, sein Auftreten erschien dreister, seine Art sich zu kleiden nachlässiger.

Binnen wenigen Wochen hatte er fast alle Bücher verschlungen, welche über Arbeiterrechte je geschrieben sind. In seiner kalten Kammer las er frostschlotternd, mit glühendem Kopf, vom ersten Lichtstrahl bis zum letzten, und des Abends suchte er sich das Gelesene klar zu machen, indem er es seinen Gefährten im Guckloch

Digitized by Google

vortrug. Aber es gelang ihm nicht ganz. Wie ein Mühlrad wälzte sich der ungeheure Stoff in seinem des Denkens ungewohnten Hirn. Drum kehrte seine Phantasie hartnäckig zu der ersten einfacheren Vorstellung zurück, die sich seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hatte. Er sah die menschliche Gesellschaft als eine Pyramide vor sich, die umzustürzen jeder der von ihrem Gewicht Bedrückten an seiner Stelle das Seinige thun mußte. Er und seine Kameraden waren gut im Zuge: die kleine Pyramide, welche die Steinwedel'sche Eisenhütte hieß, krachte in allen Fugen, bald mußte der Dämon, der ihre Schlußquader bildete, in den Staub sinken! Mit dem Feuereifer des Neubekehrten, der seinen eigenen Glauben noch nicht ganz erfaßt, hetzte und spornte er die Gefährten. Und da war etwas, an dem, ihm selber unbewußt, sein Zorn und Haß sich täglich wie an einem Schleifstein schärften: unter den Arbeitern ging ein Gerücht von der bevorstehenden Verlobung Oskar Steinwedels mit der schönen Leontine, die nun schon fast ein Vierteljahr in seinem Hause weilte, — und Philipp biß sich die Lippen blutig in sinnloser Eifersucht, so oft er davon hörte. —

Der Zug war mit lautem Pfeifen in den Bahnhof eingelaufen; schon wurden die ersten Reisenden sichtbar. Mit Handgepäck beladen, von Kofferträgern gefolgt, in eilig herbeigerufenen Droschken hafteten sie vorüber. Und jetzt — ja, das waren sie! Vom Buchhalter Petersen geführt, nahte ein langer Zug Männer, die Handtasche oder das in ein buntes Tuch geknüpfte Bündel in der Hand tragend. Alt und jung zogen sie daher, verschieden an Kleidung und Gestalt, aber auf jedem Gesicht stand in denselben harten Linien die Not und die Sorge verzeichnet, welche sie umtrieben von Ort zu Ort, von Herrn zu Herrn und jetzt hierher, wo sie andere, eben so elende Menschen, aus ihrem Brot verdrängten.

Bei ihrem Nahen ging ein Wogen und Murmeln durch die Ansammlung der Harrenden; der und jener trat vor, und die Knaben hoben ihre gesammelten Steine. Aber der Leipziger schritt von einem zum anderen.

„Keine Dummheiten, Leute! Seht ihr nicht die Spitzel dort um das Bahnhofsgebäude lungern? — Den Hochofen sollen die hier nicht anzünden, dafür bin ich euch gut!" —

Und das Wort flog die Reihen entlang. „Keine Dummheiten! Den Hochofen werden die hier nicht anzünden! Der Leipziger steht dafür."

Da sanken die erhobenen Arme herab. Die Schar stand wortlos, regungslos und ließ die andere Schar vorüberdefilieren, und nur die Not, der Hunger, die Verzweiflung auf ihren abgezehrten Gesichtern, in ihren wilden Blicken redeten, aber die Eindringlinge verstanden die Sprache und, armselig wie sie waren, von Hunger und Elend getrieben, schämten sie sich ihres Kommens. Gesenkten Hauptes, gesenkten Blickes, wie ein Trupp Sträflinge, schlurften sie den regendurchweichten Fahrweg entlang. Der scharfe Herbstwind riß die letzten Blätter von den Hecken ab und wirbelte sie ihnen um die Köpfe; mit grellen, schiefen Strahlen schaute die Sonne in kurzen Zwischenräumen durch die Lücken der über den blaßblauen Himmel jagenden Wolken und warf die Schatten der Wandernden in grotesken Verzerrungen über die abgeernteten Felder an der Seite.

Digitized by Google

Als die Letzten hinter der Wegbiegung verschwunden waren, kam wieder Leben und Bewegung in die Menge; die Weiber redeten sehr laut, und die Jungen schleuderten die aufgesammelten Steine nach den Spatzen und belegten die Vögel mit den Schimpfnamen, welche sie für jene in Bereitschaft gehalten hatten; die Männer aber raunten sich's mit heiserer Stimme zu: „Das war das Letzte! — Heut Abend im Guckloch!" — —

Der aufgeregte Haufe nahm, dem Orte zuwogend, die ganze Straßenbreite ein, als Leontine von Ambach, die Zeichenmappe unter dem Arm, vom Berge zurückkehrte; bei der jähen Biegung des Weges stand sie unmittelbar vor dem Schwarm. Sie erschrak, suchte auszuweichen, umzukehren, — es war zu spät. Ein paar der vorauflaufenden Kinder hatten sie erkannt und schrieen's den anderen zu: „Da kommt die Steinwedel'sche!"

Ein halbwüchsiges, zerlumptes Mädchen stellte sich mit in die Seite gestemmten Armen vor sie hin, mit rohem Lachen ihren Anzug musternd, zwei kleinere zerrten an den Troddeln ihres Samtmantels. In hilfloser Angst überschaute Leontine den wüsten Haufen nach einem Schutz, einer Hilfe, und ihr Auge leuchtete auf, als sie Philipp Roth erkannte, der zu ihrer Befreiung herankam.

„Entschuldigen Sie nur, Fräulein! Die Kinder verstehen's nicht besser. — Wollt ihr euch gleich aus dem Staube machen, Rangen! — Sie haben wirklich nichts zu fürchten, Fräulein!"

„Aber ich fürchte mich! ich fürchte mich entsetzlich! Liebster Herr Roth, verlassen Sie mich nicht!"

Sie klammerte sich totenbleich an seinen Arm. Was sie in den wilden Blicken der Leute las, paßte wenig zu der beruhigenden Versicherung ihres Beschützers, und auch Roth hielt es für zweckmäßiger, um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, mit seiner Begleiterin bis auf das frischgepflügte Feld vor den nahenden Genossen auszubiegen. Als die Schar vorüber war, hielt Leontine noch immer seinen Arm umklammert.

„Ich danke Ihnen, oh, ich danke Ihnen! Aber bitte, bitte, gehen Sie noch nicht fort! bringen Sie mich nachhause."

„Herr Steinwedel sollte Sie nicht so allein im Ort herumgehen lassen," meinte Philipp finster.

„Er wollte es nicht zugeben, aber ich — konnte ich denn denken —? — Ach, Herr Roth, das war eine bessere Zeit, damals, als Sie mir die Gießerei zeigten!"

„Unsere Schuld ist's nicht, Fräulein, wenn es anders geworden ist." — Und dann kam ihm ein Einfall. „Wenn ich mich unterstehen darf, Ihnen einen Rat zu geben — haben Sie nicht Verwandte an einem anderen Ort, zu denen Sie für die nächste Zeit gehen könnten?"

„Gott im Himmel! droht meinem Vetter denn Gefahr an Leib und Leben?!"

„Ich weiß nichts."

„Ist ein Anschlag gegen ihn im Werk?"

„Ich weiß nichts, Fräulein."

Digitized by Google

Leontinen stand das Herz still vor Schreck. „Das ahnte ich nicht, daß die Erbitterung so groß sei," stammelte sie.

„Wer Feuer schürt, darf sich nicht wundern, wenn es brennt. Das mit den fremden Arbeitern hätte der Herr Steinwedel nicht thun müssen."

„Er behauptet, daß es notwendig für ihn sei, um sich vor dem Bankerott zu retten."

„Vor dem Bankerott rettet den nichts mehr."

„Wie wissen Sie das so bestimmt? Wenn die neuen Arbeiter morgen früh beginnen, bei einigem Fleiß — —"

„Wenn sie beginnen."

„Herr Roth, was wird gegen meine Verwandten geplant?"

„Dort ist Ihre Gartenthür, Fräulein. Ich kann nur wiederholen, reisen Sie, am besten noch heute."

Leontinens Zähne schlugen aufeinander wie im Fieber. Mut war niemals ihre Stärke gewesen. „Ich danke Ihnen," sagte sie, dem Burschen ihre zitternde Hand reichend. „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Roth, für Ihre Teilnahme, und seien Sie gewiß, ich werde Ihren treuen Rat befolgen."

Die Gartenpforte klappte hinter dem Mädchen ins Schloß. Der Arbeiter sah bewundernd der schlanken Gestalt nach, wie sie so stolz und fest den Kiesweg hinaufschritt. Sie aber war ganz einig mit sich, noch heute Abend reiste sie. Oskars Stern war im Sinken; sollte sie warten, bis er völlig unterging und die gefühlsselige Alte sie gleichsam als Trost und Entschädigung dem Verarmten in die Arme legte? — Sie wollte keines armen Mannes Frau werden! wollte nicht Preis und Entschädigung sein für ein verfehltes Ringen mit dem Leben! Bis jetzt war sie einer Entscheidung klüglich ausgewichen; Oskars Unglück mußte diese unfehlbar bringen, da galt es schleunige Flucht.

Philipp Roth wandelte in glückseligem Traum über die Brücke zurück und den nassen Wiesenpfad entlang. Sie liebte jenen nicht! Ihr Herz wenigstens hatte des Nebenbuhlers verfluchtes Gold nicht zu kaufen vermocht! — Und während vermessene, unsinnige Hoffnungen sich mit den Rachegedanken in seinem Kopfe mischten und der überhandnehmende Hunger ihm ab und an schwarze Wolken vor die Augen malte, hätte er fast die sturmzerzauste Gestalt übersehen, die schutzsuchend an die kahle Hecke geschmiegt, auf dem einsamen Pfad seiner harrte, das Haupt umflattert von den zerwehten Stirnlöckchen und den Zipfeln des gelblichen Kopftuches.

„Herr Roth — ei, Herr Roth, wollen Sie gar vorbeilaufen? und ich warte seit einer geschlagenen Stunde hier auf Sie! — Da! — Ich weiß, Sie mögen's nicht, wenn's jemand sieht."

Die Wartende war Ursel Brückner in ihrer ganzen kräftigen, jugendlichen Schönheit, und was sie ihm reichte, erwies sich als ein sehr verlockendes Butterbrot, reichlich mit Wurst belegt. In Wahrheit, alles, was der Bursche in den letzten vier Tagen an festen Speisen genossen hatte, verdankte er der milden

Digitized by Google

Hand des Mädchens. Heut zum erstenmal, im Gedanken an die Andere, empfand er Scham, ihre Gabe anzunehmen.

„Ich stehl's den Ihrigen, Fräulein Ursel. Wahrhaftig, es ist nicht recht, daß Sie's ihren Schwestern entziehen, um es einem Fremden zu geben."

„Was ich ehrlich verdiene, kann ich geben, wem ich will," erwiderte sie trotzig. „Und Sie sind mir kein Fremder — — Sie sagen das auch nur, um mich zu kränken. Kann ich eine Familie von acht Köpfen durchfüttern? — Da müßt' der Tag achtundvierzig Arbeitsstunden haben! Ich bin nicht schlechter gegen meine Leute als andere, aber wenn's ans Letzte geht, da denkt jeder nur an sich und das, was ihm das Liebste ist auf der Welt. Sie wissen, wie gut ich's mit Ihnen meine! 'Warum thun und reden Sie immerfort, was mich verdrießen und kränken muß?"

Warum? Ja, warum lief sie ihm nach mit dieser hündisch ergebenen Unterwürfigkeit und drang ihm die Gunst auf, die von einer Anderen zu empfangen, er die Hälfte seines Lebens gegeben haben würde? —

Sie waren ganz allein auf der Wiese. Der hereinbrechende Abend hatte Pfade und Straßen von Menschen rein gefegt, nur der Wind raschelte in dem dürren Laub der Hecke, und weiter unten murmelte der Fluß. Die versinkende Sonne hatte einen Feuerstreif am Himmel zurückgelassen, und über dem nassen Gras begannen die Nebel zu wallen. Noch immer hielt ihre Hand ihm die Scheibe Brot entgegen. Er hatte seit zwölf Stunden nichts genossen und wußte nicht, wo er während der nächsten zwölf Stunden Nahrung hernehmen sollte, dennoch stieg ein unüberwindlicher Widerwillen in ihm auf vor dieser von ihr gebotenen Speise. Und er schüttelte abweisend den Kopf.

„Sie meinen's gut, ich danke Ihnen, — aber ich kann's nicht annehmen."

Ursel sah ihn an mit Augen, die sich langsam mit Thränen füllten. „Was hab' ich Ihnen nur zu Leid gethan, daß Sie mir selbst das verweigern! Wir waren doch bisher gute Freunde, wenigstens ließen Sie mich's glauben. Warum sind Sie jetzt so — so anders gegen mich?"

Ja, er war anders! Wenn auch niemals dreist, pflegte er doch sonst einem Scherz mit hübschen Mädchen nicht ängstlich auszuweichen; aber das Ideal von Frauenschönheit und Frauenwürde, das jetzt seine Seele ganz erfüllte und dem kein lebendes Weib gleichkam, — am allerwenigsten freilich diejenige, nach welcher er es sich geschaffen hatte, — machte ihn anspruchsvoll, streng, ungerecht gegen alle, und er sagte trocken:

„Ich bin ein ehrlicher Mensch, Ursel. Manche, weiß 'ich wohl, finden nichts Sonderliches dabei, ein Mädchen an der Nase herum zu führen; aber ich meine, wenn zwischen zwei Menschen in Ewigkeit nichts werden kann — "

„Und kann es das nicht zwischen uns?" fiel sie ungestüm ein.

Er wurde rot für sie. Wie durfte sie die Frage wagen nach dem, was die Leute von ihr und dem Leipziger wußten? —

„Nicht einmal, wenn ich dich lieb hätte," kam es unwillkürlich über seine Lippen, „ich dachte, das müßtest du einsehen."

Digitized by Google

Einen Augenblick stand Ursel stumm. „Nicht einmal, wenn du mich lieb hättest," wiederholte sie dann mit zitternden Lippen. „Ja so! weil ich dumm war, nicht? dumm, wie man's ist mit sechszehn Jahren. Schlecht nicht! Bei meiner Seligkeit, schlecht war ich nie! Und von Herzen lieb gehabt hab' ich auch keinen als dich — — Du hast Recht: das ändert nichts. — Aber verlang' ich denn, daß du mich zu deiner Frau nehmen sollst? Nur ein wenig gut sein sollst du mir; oder wenn dir's denn garnicht möglich ist, — mach' mich's wenigstens glauben, Philipp! Was kann dir das verschlagen? — Verwünscht deine Ehrlichkeit, die mich zu Grunde richtet! Ich mag sie nicht! Ich danke sie dir nicht! Lüge lieber! Sei falsch! Betrüge mich! Ich verlang's ja nicht besser! — Wenn's mir recht ist von dir betrogen zu werden, — was geht's dich an?! — — — O, sieh nicht so hochmütig auf mich herab," schrie sie auf, als der junge Arbeiter sich ohne ein Wort der Erwiderung zum Weitergehen wandte, „weil der rote Teufel schlauer war als ich! Gieb Acht! gieb Acht! er wird dich zu Grunde richten, wie er mich zu Grunde gerichtet hat! Denk' an die Ursel, wenn er dich so elend macht, wie ich jetzt elend bin!" Ihre Stimme erstarb in Schluchzen.

Philipp hörte schon nicht mehr. Mit langen Schritten durchmaß er den Wiesengrund. Sie aber sank vor der Hecke in die Kniee und ohne der Dornen zu achten, die ihr Hände und Gesicht blutig ritzten, murmelte sie: „Und ich liebe ihn doch! — Ich kann nicht aufhören, ihn zu lieben." —

Als der Arbeiter sich seiner Wohnung näherte, bemerkte er auf der Straße und in dem engen, gassenähnlichen Hof vor dem Brückner'schen Hause eine zahlreiche Ansammlung von Menschen. Weiber in Pantoffeln und Schürze vom Herd weggelaufen, das Jüngste auf dem Arm, flüsterten aufgeregt; Lehrjungen, ihr Handwerkszeug in der Hand, reckten lauschend die Hälse; Kinder standen auf Prellsteinen und Treppenstufen, frostig die Ärmchen andrückend in dem schneidenden Nordostwind, und schauten mit großen, starren Augen auf zu den offenen Fenstern, aus denen Brückners Stimme weit hinaus schallte, Wehklagen heulend, Verwünschungen brüllend, daß es die müßigen Gaffer durchschauerte bis ins Mark.

Erschrocken über den Auftritt, bahnte Philipp sich mit dem Ellenbogen einen Weg und trat in die Stube seines Wirtes. Er brauchte nicht anzuklopfen, die Thür stand weit offen. Die Stiege hinauf, auf dem Flur, in der Küche, stießen und schoben sich Nachbarn und Kameraden bis zu dem Bett an der Rückwand, vor dem der riesenstarke Mann auf den Knien lag, Haar und Bart zerraufend wie ein Unsinniger, während in der Ecke gegenüber Tine die leise vor sich hinwimmernden Kleinen mit ihrem schwachen, zittrigen Stimmchen wieder und wieder ermahnte, ja recht artig zu sein, und dabei aus ihren hellen Augen unablässig die Thränen in großen, vereinzelten Tropfen rieselten, gleichsam als getrauten sie sich nicht ans Licht.

Philipp Roth packte den Knieenden an der Schulter und rüttelte ihn: „Brückner! Mann! was ist geschehen?"

Digitized by Google

Da deutete jener auf das Lager, auf welchem Frau Brückner mit ihrem Jüngsten im Arm sehr blaß und sehr still ruhte, und schrie, daß es weit über Hof und Straße gellte: „Tot! Tot! — Sie sind beide tot! Mein Weib! unser kleines Gretchen! — Das ist nichts, einmal trifft es jeden von uns, — ich könnt's tragen, wie ein Mann, Philipp. Aber warum sie gestorben ist, warum! Der Doktor hat mir's gesagt, mit klaren, dürren Worten. — Begreifst du's? Am Hunger, Philipp! am Hunger! ganz allmählich, Tag um Tag, weil sie ihr Brot mir gegeben hat, mir und den Kindern! — Du hast sie gekannt, du weißt's auch; eine Frau wie die giebt's nicht mehr! so akkurat, so fleißig vom Morgen bis zum Abend und so still und sorgsam! ohne Widerworte! ohne Zorn! viel zu gut für mich schlechten Kerl! — Liese! liebe Liese! wach' doch nur einmal noch auf, daß ich dir sagen kann, wie mir ums Herz ist." Ein wildes Schluchzen schüttelte ihn, dann sprang er auf, packte die Nächststehenden und schrie ihnen zu: „Ihr faßt's nicht! Ihr begreift's nicht! Verhungert! Versteht doch nur: verhungert! Dort ist der Markt und drüben wohnt der Bäcker — und tausend Menschen rings umher — und ist verhungert! — Gestern hab' ich Paul Steinwedels Frau gesehen, stand an der Gartenpforte und warf ihrer Diana Weißbrot hin, ein Stück nach dem anderen, immer in den Straßenschmutz hinein, — schönes, gutes Weißbrot, das mein Weib hätte retten können! — Damit füttern sie ihre Hunde, und mein Weib muß verhungern!"

Er warf sich von neuem zu Boden in einem Anfall von Schmerz, dessen Anblick, wenn sie ihn hätte sehen können, der stillen, blassen Frau in den strohgefüllten Kissen eine Entschädigung gewesen sein würde für manches böse Wort, das er ihr gesagt, für manch rohe Handlung, mit welcher er sie gekränkt, für viel Leid, das sie in achtzehnjährigem Zusammenleben mit ihm klaglos getragen hatte.

Keiner der Anwesenden redete. Was hätten sie sagen können? Das Unglück, das heute Brückner getroffen hatte, würde morgen einen von ihnen treffen. Trost gab es dafür nicht. Aber unwillkürlich ballten sich ihre Hände zusammen, und ihre Lippen preßten sich fester auf einander in einem stummen Racheschwur.

Mitten in dies schwüle Schweigen, in welchem, noch ungestaltet, eine ungeheure That der Verzweiflung gährte und keimte, brach Anton Winter, so ganz erfüllt von der Kunde, die ihm auf den Lippen brannte, daß er dem Grund des Auflaufs nicht nachfragte.

„Ich komme gradenwegs von der Gießerei. Die Neuen, straf' mich Gott! sind schon am Werk! das putzt, säubert, fegt! — Es krabbelt wie in einem Ameisenhaufen in dem russigen Loch und der Alte immer mitten darunter! — Sie sind dabei den Hochofen zu füllen. Morgen Punkt sechs soll er angezündet werden, — das heißt, wenn wir ihnen nicht einen dicken Strich durch die Rechnung machen!"

Seine Stimme hallte laut und ehrfurchtslos durch das Sterbezimmer. Einige der Umstehenden, davon verletzt, stießen ihn an, deuteten auf die Tote und flüsterten ihm zu, wie sie gestorben war, ein freiwilliges Opfer für die Ihrigen.

Digitized by Google

Es hatte sich eben eine Gasse zu dem ärmlichen Lager geöffnet; der Bursch, sich hastig umwendend, erschaute gerade und unvermittelt seine Wirtin, ihr totes Kind im Arm. Da brach er mitten im Satz ab, jeder Blutstropfen war aus seinem blühenden Gesicht gewichen. Wie anklagend hob er die Arme empor, zu einem wilden Fluch ansetzend, aber auch den vollendete er nicht. Schwankenden Schrittes trat er an das Lager und beugte sich tief und lange darüber. Als er sich endlich emporrichtete, war das höhnisch herausfordernde Lächeln, das sonst beständig um seinen Mundwinkel spielte, einem furchtbaren Ernst gewichen. Seine Augen flammten in Zorn und Haß.

„Kameraden, das war der erste Mord!“ rief er laut in die Versammlung hinein. „Sie haben ihn begangen, nicht wir! Jetzt komme, was da mag! — Oder wollt ihr euch geduldig abschlachten lassen wie eine Herde Schafe?!“

Einstimmiger, brausender Zuruf hallte ihm entgegen. Er hatte das befreiende Wort gefunden, nach welchem die dumpfe Empfindung all dieser Menschen vergeblich rang. „Ein Mord“ — das war's, man mordete sie! Es war ihr heiliges Recht, sich zu wehren.

Und der ganze Haufe drängte aus dem Hause hinaus zu den Kameraden und mit ihnen hinauf zu der Schenke am Berg zur letzten entscheidenden Beratung. Auch Brückner schleppten sie vom Sterbebett seiner Frau mit fort, als das Sinnbild ihrer Leiden gleichsam, ihre Fahne, um die sie sich scharten, auf daß sie an seinem beständigen Anblick ihren Rachedurst immer neu entflammten. —

Es ward ganz stille und leer um das Totenbett, auf welches das Dunkel der Nacht langsam herabsank. Selbst die Kinder und Frauen hatten sich verlaufen. Tine brachte die frostzitternden Geschwister zu Bett, sie wußte nicht, was sonst mit ihnen anfangen. Dann zündete sie das kleine Öllämpchen an und stellte es zu Häupten der Toten auf einen Stuhl. Sie selbst nahm das Gesangbuch vom Fußboden auf, das den erstarrenden Händen entglitten war, und las, mit dem Fingerchen unter den Zeilen herfahrend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten —“ bis unter den hervorstürzenden Thränen die Buchstaben, ihrem Blick unleserlich, verschwammen und sie, ihr Gesicht in die Kissen drückend, schluchzte: „Mutter! Mutter, warum hast du mich so allein gelassen?“ —

Die Männer hasteten indessen die Straße hinauf, getrieben von dem in ihrer Brust entfesselten Sturm, umbraust vom Herbstwind, der heulend um die alleinstehende Schenke fuhr und an den festen Holzläden rüttelte, welche der Wirt in Voraussicht des Kommenden vor die Fenster hatte legen lassen, um unberufenen Lauschern den Einblick zu verwehren.

Als Philipp Roth seinen Fuß auf die Steinstufe der Hausthür setzte, hörte er seinen Namen rufen. Sich umwendend gewahrte er Wilhelm Hinse ohne Hut, mit vom Wind zerzaustem Haar, keuchend, atemlos, — der Mann schien in den letzten vierundzwanzig Stunden noch um vieles hagerer und knochiger geworden zu sein.

„Roth — du bist immer gut zu mir gewesen — Und — Und einem Menschen muß ich's sagen, sonst erstick ich dran! — — — Sie — — Sie ist fort!“

Digitized by Google

„Wer ist fort?“ fragte der Former, dessen Gedanken noch bei dem Auftritt im Brückner'schen Hause weilten, verständnislos.

„Meine Frau. — Zu dem Buchhalter Petersen — Gott verdamm ihn! — Als sie mir das blaue Tuch heute gab zum Versetzen — du weißt, für das ich mir das Geld am Mund abgespart hab', um es ihr schenken zu können — als sie mir das hinwarf, ohne ein Wort, wie einen alten Lumpen, da — da hab' ich's kommen sehen. — — Sag's aber den Anderen nicht, Philipp! Sie lachen mich aus und wissen sich Wunder was, weil sie mir's vorhergesagt haben — Und es ist gar nicht einmal wahr, Philipp! Sie hat mich doch lieb gehabt, mich allein! Sie selbst hat mir's in ihrem Abschiedsbrief beteuert. — — Nur den Hunger, den hat sie freilich nicht ertragen können! Und das ist auch gar nicht zum Erstaunen, so verwöhnt, wie sie zeitlebens gewesen ist. Nicht sie ist schuld! — da sei Gott vor, daß ich ihr's anrechne! — Er nur, er! der all' unser Unglück verschuldet hat! Und er soll mir mein verpfuschtes, zerstörtes Lebensglück wiedergeben, oder — er soll nicht leben!“

„So komm',“ sagte Philipp Roth einfach, und die beiden traten in die Wirtsstube, diesmal die Vorderstube. Das Hinterzimmer reichte nicht, die Gäste zu fassen, denn alle Arbeiter der Steinwedel'schen Gießerei waren erschienen, die aus ihrem Brot verdrängten, verstoßenen! Es fehlte Keiner. Vater Waldmann nickte hinter seinem Seidel, und Brückner lag halb über den Tisch, das Gesicht auf den Arm gepreßt, und schluchzte hilflos vor sich hin. Niemand rauchte, aber Bierkrüge standen vor allen — auf Kredit. Zahlgroschen besaß keiner mehr, dennoch wurde viel und hastig getrunken, und der Geist des Bieres mischte sich mit den wilden und schauerlichen Vorstellungen und Eindrücken, welche in den Köpfen aller brannten, und malte Blut vor die Augen der hungernden, frierenden, zum Äußersten getriebenen Menschen.

Sorglich ward die Thür verschlossen, und der Leipziger erhob sich. Er war wieder der Held des Tages. Nicht der hilfsbereite, liebenswürdige Kamerad, nicht der ehrfurchtslose Spötter von ehedem, ein ganz neuer Mensch stand er unter der qualmenden Hängelampe, die das rote Haar um seine Stirn wie eine Flammenkrone aufleuchten machte und seinen Schatten riesengroß an die graugetünchte Wand warf. Ernst und feierlich und gebietend erschien er neben dem schmerzgebeugten Brückner, ein Genius der Rache neben dem Beleidigten, und als er ruhegebietend ans Glas schlug, hingen die Blicke der schnell Verstummenden mit rückhaltlosem Vertrauen an ihm, als sei er der Bote des Schicksals selber, und was er sprach, schmucklos, ausdruckslos, leise fast, fiel wie die Stimme des Schicksals in jedes Herz, und jedes Gemüt erbebte in dem ahnungsvollen Schauder einer bedeutenden Entscheidung.

„Kameraden, ich habe eine einzige Frage an euch zu richten. Ist's beschlossene Sache, der Wiedereröffnung der Steinwedel'schen Gießerei mit fremden Arbeitern zu wehren?“

„Beschlossene Sache! Ja!“

„Um jeden Preis?“

Digitized by Google

„Um jeden Preis!"

„Auch wenn es Blut kostet hüben und drüben?"

Eine Pause, dann „Ja!" — ein ernstes, schwerwiegendes Ja. Nicht alle sprachen's mit, nicht alle aus vollem Herzen; es gab auch solche, die noch an einen Rückzug dachten.

Aber jetzt sprang Brückner auf; taumelnd, auf die Schulter des Leipzigers gestützt, wies er der Versammlung sein thränenüberströmtes Gesicht. „Wer spricht hier von Frieden? Ich will keinen Frieden! Ich habe meine Frau von ihm zu fordern! Meine sechs Waisen schreien nach ihrer Mutter. Ich will Rache! Rache! Und wird sie mir nicht durch euch, so erwürge ich ihn mit diesen meinen Händen!"

Der Anblick des jammervollen Mannes zündete, die Entscheidung erklang einstimmig. „Wird uns nicht Recht, so wollen wir Rache! Was sollen wir noch schonen? Gilt es nicht gleich, ob wir durch Hunger umkommen oder durch Henkershand?!" —

„Wohl," sagte der Leipziger, „auf den Entschluß kommt's an; die Ausführung ist leicht und ungefährlich." Und mit seiner ruhigen, in den fernsten Winkel dringenden Stimme fuhr er fort: „Sobald die Füllung des Ofens beendet ist, wird die Gießerei geschlossen und vier Mann als Wache gegen einen Überfall von unserer Seite vor dem Thor, dem einzigen Eingang, aufgestellt. Das weiß ich, das hab' ich ausgekundschaftet! Wenn nun der Nachtwächter im Kirschgäßchen hinter der Gießerei Ein Uhr ausgerufen hat und, wie er immer thut, zu Langemann eingetreten ist, seinen Grog zu trinken, muß einer von uns über das Stacket des Wimmer'schen Gartens steigen. Von dem Akazienbaum rechts kann man leicht auf das Dach unseres Speichers gelangen, den Weg habe ich früher selbst ausgeprobt. Findet der Mann kein Dachfenster offen, so muß er ein paar Ziegeln abdecken. Dann geht er gradeaus über den leeren Speicher zum Schlund des Ofens. Er darf getrost eine Diebeslaterne anzünden, um sich zurechtzufinden, denn in der Gießerei selbst wird keine Katze sich die Nacht über aufhalten, dafür bürg' ich. Zwischen die im Ofen aufgeschichteten Erze wird er diese drei Sprenggeschosse einbetten und sie gut zudecken mit gestoßenem Glas, sodaß die Füllung des Ofens unberührt erscheint." Er zog aus sicherer Verwahrung drei mäßig große Metallhülsen und legte sie mit äußerster Vorsicht vor sich auf den Tisch. „Die Konstruktion dieser Bomben ist derart, daß, sobald ein gewisser Grad von Hitze erreicht wird, eine Feder mit kräftigem Schlag in die Zündmasse schnellt. Ihre Wirkung, — nun, davon werdet ihr euch selbst überzeugen. Zündet morgen um sechs der Alte eigenhändig den Ofen an, was er sich nicht nehmen lassen wird, um seine Kourage zu zeigen, so giebt es ein Viertel auf Sieben weder mehr einen Oskar Steinwedel, noch eine Gießerei, noch einen Menschen, der Zeugnis ablegen könnte, wie beide zugrunde gingen. — — Es handelt sich jetzt nur darum, wer von uns berufen ist, die große That auszuführen. An Mut und Opferwilligkeit sind wir wohl alle gleich, — ich wenigstens will niemandem die Schande anthun, geringer von ihm zu denken. Darum entscheidet am besten das Los."

Digitized by Google

Er zog sein Taschenbuch hervor und riß die leeren Seiten entzwei zu kleinen Zetteln, auf deren jeden er einen Namen schrieb; die zusammengerollten Zettel warf er in seinen Schlapphut.

„Und nun zum Eid, Kameraden! Wer Leib und Leben wagen soll, muß Rückhalt und Antrieb bei den Genossen finden. Einer für alle! Alle für Einen! Sprecht mir die Worte nach! — — Wir schwören auf Manneswort, als treue Kameraden zusammen zu stehen in dieser Sache wie Ein Mann, es sei zum Heil oder zum Verderben. Welchen das Los trifft, der soll den Befehl aller ausführen, unweigerlich, ohne Zögern, ohne Falschheit, ohne Feigheit; und nicht Furcht, nicht Mitleid, keine Bitte, keine Verheißung, kein Zwang, keine Reue soll ihn aufhalten in seinem Beginnen und ihn treiben zum Abfall von seinem Eid und zum Verrat an den Genossen! — Und hinwiederum schwören wir, wir wollen zu jenem halten in jeder Not, ihn verbergen, schützen, schirmen, so er flüchtig wird, unser letztes Brot ihm reichen, so er darbt, ihn retten, so er bedroht ist; und keine Gefahr und kein Lohn, nicht der Tod selbst, noch die Furcht vor dem Tode soll einen von uns vermögen, daß er von ihm abfalle, oder seinen Namen den Verfolgern preisgebe! — Dieses schwören wir bei dem Glauben an unsere Sache, bei dem Glauben an uns selbst. Verflucht und verfehmt soll sein, wer nur um ein Haar breit von dem Beschworenen abweicht! Ausgestoßen soll er sein aus unserer Genossenschaft und vertilgt von der Erde. Gewaltsamen Tod künden wir ihm, und er soll ihn erleiden bei Tag oder bei Nacht, gleich oder später, hier oder über dem Wasser, zu Schiff oder zu Land, überall, wo Arbeiter unserer Genossenschaft ihn aufspüren und erreichen können! — Das schwören wir!" —

Die Männer sprachen die Worte nach, erst langsam, zögernd, erschrocken über ihren Inhalt, aber der Leipziger besaß die Gabe fortzureißen; vollstimmig wie rollender Donner hallte das letzte: „das schwören wir!" durch den Saal.

Da klappte leise die Thür: Vater Waldmanns Platz war leer. Er hatte sich dem Eide entzogen. Nur einen Blick zorniger Entrüstung sandten die Zurückgebliebenen ihm nach, man hatte nicht Zeit, sich weiter mit ihm zu befassen. Es war sehr still geworden um die langgestreckten Tische. Mit angehaltenem Atem starrten alle auf den Hut, in welchen eben Wilhelm Hinse auf des Leipzigers Aufforderung langsam seine leise bebende Rechte senkte. Schen legte er das gezogene Röllchen auf den Tisch; ihm flimmerte es vor den Augen, er konnte nicht lesen. Aber der Leipziger griff danach und rief mit hallender Stimme den Namen durch die bange Stille: „Philipp Roth!"

Wie von einer Feder geschnellt, sprang der Gerufene vor. Die Röte des Stolzes brannte auf seinen hager gewordenen Wangen, seine blauen Augen leuchteten in schwärmerischer Begeisterung.

„Ich will es thun — und kostete es zehnmal das Leben! — Ich hab' nicht Weib noch Kind." —

Ihm war zu Mut, als sei er in einem Augenblick um Ellen gewachsen, weit über die Kameraden fühlte er sich emporgehoben. Wie eine Vision stieß das altgewohnte Bild seiner Phantasie vor ihm herauf: seine Eltern erschlagen,

Digitized by Google

verbrannt, seine einsame, elende Kindheit, die Tausende egyptischer Arbeiter zerschellt, verschmachtet in den Steinbrüchen, die Tausende und Abertausende, die von jener Zeit bis zur Stunde keuchten und erlagen in ihrem unzerbrechbaren Joch, Frau Brückner mit ihrem kleinen Gretchen tot und kalt in den Kissen. — Und er nun von vielen Millionen berufen, auserlesen, gewürdigt, das gewaltige, ungeheuere Joch brechen zu helfen, die Pyramide zu erschüttern, umzustürzen, deren Gewicht sie alle erdrückte! — Ja, das war eine That, für die sich's lohnte, gelebt zu haben, für die er das Leben von sich werfen konnte, ohne Klage, ohne Bedauern!

Die Genossen drängten sich lärmend um ihn, jeder wollte ihm die Hand schütteln, jeder ihm zutrinken, und in eines jeden Begeisterung mischte sich ein klein wenig Freude darüber, daß das Los nicht ihn selbst getroffen hatte. Aber der Leipziger schnitt das beginnende Gelage kurz ab, ein klarer Kopf sei das notwendigste Erfordernis zur Ausführung einer solchen That, und Philipp Roth brauche die nächsten Stunden zur Vorbereitung. Damit schob er ihm die Bomben vorsichtig in die Tasche, raunte ihm einige Verhaltungsmaßregeln ins Ohr und zog ihn mit hinaus ins Freie.

Der jähe Übergang aus dem schwülen, überfüllten Saal in den tiefen Frieden der Nacht betäubte den jungen Arbeiter fast. Wie war es kühl und still hier draußen, wie beängstigend still! — Der Wind hatte sich gelegt. Weit, weit hinaus spannte sich der schwarze Nachthimmel, übersät von einer ungewöhnlich großen Zahl ungewöhnlich hell funkelnder Sterne. Und all' diese leuchtenden Lichtfunken standen scheinbar regungslos in den gewohnten Bildern in einer unverrückbaren Starrheit, die den jungen Mann schier unheimlich durchschauerte. Noch toste das Blut zu stürmisch durch seine Adern, er brauchte Bewegung, Leben wollte er um sich sehen, und er raunte den Berg hinab, in den Ort zurück und weiter über die Brücke. Er wußte selbst nicht, was ihn trieb. Vielleicht wollte er, bevor er ihn zertrümmerte, noch einmal dem Götzen ins steinerne Antlitz schauen, dem sie so lange in hündischer Treue gedient, und der sie mit Füßen von sich stieß wie Hunde, als sie sich's einfallen ließen, seinem Pfiff nicht mehr wie sonst zu gehorchen, — vielleicht suchte er ein anderes Antlitz; aber zum Steinwedel'schen Landhaus zog's ihn mit Allgewalt. Hart an der Brücke begegnete ihm der Wagen des Chefs, er erkannte deutlich die alten Apfelschimmel. Mehrere Koffer waren auf dem Kutschsitz aufgetürmt, — kein Zweifel, Leontine fuhr zur Bahn. Also reiste sie wirklich! — Eine wilde Genugthuung durchflutete ihn. Sie reiste! auf seinen Rat! Sie ließ ihren Liebhaber allein in seiner Not! — das gefiel ihm. Nein doch! eigentlich gefiel's ihm nicht! Warum hatte sie ihm je gut geschienen, wenn sie ihn nun verlassen wollte? — Aber lieb war's ihm doch, daß sie ging: ihre Augen brauchten nicht zu sehen, was morgen geschah, unwiderruflich geschah, wenn nur die Kapseln des Leipzigers ihre Schuldigkeit thaten. Verstohlen, vorsichtig schob er seine rechte Hand in die Tasche, nach den kühlen Metallhülsen tastend — und hätte beinahe laut aufgeschrieen, denn im selben Augenblicke fühlte er seinen linken Arm berührt. Sein Atem stockte, sein Herz-

Digitized by Google

schlag setzte eine Sekunde lang aus — Unnötige Sorge! Es war eine Weiberhand, das erkannte er jetzt deutlich. Sich umwendend, erblickte er Ursel, und sein Schreck schlug in Zorn um.

„Was thun Sie hier, auf der Straße, zu dieser Stunde? — Oder wissen Sie wirklich noch nicht, was bei Ihnen zuhause geschehen ist?"

„Ich weiß nur, daß du verloren bist! Und wenn du mich auch verachtest und verabscheust, weil ich es sage: ich frage nach sonst nichts auf der Welt! Sie haben was vor, die Mannsleut! Ich hab's dem Vater an den Augen angesehen und den andern, und die Angst drückt mir das Herz ab. Mit dir hat er geflüstert, er, der rote Teufel, ohne dessen Ratschläge und Praktiken die Gießer dem Herrn wohl nimmer so auffässig geworden wären, und ohne den meine arme Mutter nicht hätte Hungers zu sterben brauchen! — Thu' nicht, was er dich heißt, Philipp. — Thu's nicht! Was Rechtes ist's nimmermehr! Und du wirst's ausbaden müssen bis auf die Hefen, er, — er schüttelt's ab, wie der Hund den Regen! Glaub' mir, du hältst eher einen Aal mit deiner Hand, als seinesgleichen!" —

Unwirsch machte der Gießer seine Finger frei. „Geh heim, unkluges Ding, und laß mich ungehindert meiner Wege ziehen."

„Wenn dich ein Leid trifft, überleb' ich's nicht," hörte er sie noch stammeln, während er pfeifend über die Brücke schritt. Am anderen Ende wandte er sich flüchtig um, sie war ihm nicht gefolgt.

Das Steinwedel'sche Landhaus lag in tiefem Dunkel, nur aus dem Gartenzimmer schimmerte noch Licht. Geräuschlos öffnete der Bursch die Gartenpforte und schritt leise über den Kiesweg und die Stufen der Veranda hinauf. Wie gut sich das Gemach durch die Glasthür überschauen ließ. Oskar Steinwedel saß an seinem Schreibtisch vor Stößen von Papieren, die rechte Hand hielt die Feder, aber sie schrieb nicht. Das Gesicht war auf die Linke gesunken, darin vergraben eher, so saß er regungslos. Dem Lauscher draußen dünkte die Zeit lang. Das harte Statuengesicht des Gegners wollte er schauen, um seinen Haß daran zu entflammen, und er sah nichts als das schlichte braune Haar und die Hand, die so klein und so mädchenhaft schien und doch so energisch den Vorteil zu ergreifen wußte und den Widerstrebenden hinunterzwang ins Elend! — Wird er den Kopf nicht endlich heben, nicht den angefangenen Brief zu Ende schreiben und dann sein Lager aufsuchen? — Die Uhr geht auf Mitternacht! 'S ist Zeit zur Ruhe, wenn er morgen um sechs auf dem Posten sein will! — Aber nichts regt sich. Totenstill und dunkel liegt das Haus, und der einsame Mann sitzt vor seiner trüb brennenden Lampe stumm und bewegungslos, wie versteinert. Doch halt! jetzt öffnet sich die Thür seitwärts, — unwillkürlich wich Philipp einen Schritt tiefer ins Dunkel zurück. Es war nur Frau Steinwedel, und sehr geräuschlos mußte sie schreiten, denn der Mann am Tisch sah noch immer nicht auf. Sie stellte das Licht, das sie trug, auf ein Tischchen seitwärts, trat auf ihren Sohn zu und strich ihm leise, leise mit ihrer kleinen, zittrigen Hand über das Haar. Da fuhr der sonst so gelassene Chef des Hauses mit einer krampfhaften Bewegung herum und sah zu ihr auf. Sein Antlitz war dem Garten zuge-

Digitized by Google

wendet, der volle Strahl der Lampe traf darauf, und Philipp Roth erschrak so furchtbar, daß er ohne anzuhalten die Verandastufen hinab und aus dem Garten hastete. War das Oskar Steinwedel gewesen? Nicht in das wohlbekannte starre Götzenantlitz des siegesstolzen Feindes hatte er geschaut, nein, in ein wild bewegtes Menschenantlitz, verzerrt von der höchsten menschlichen Qual. Waren's Thränen gewesen, die in den mitleidslosen Augen funkelten? Philipp wußte es nicht, aber er trug das Bild in seiner Seele mit fort, unauslöschlich neben den anderen Bildern, welche in seiner Seele brannten: das von Qual verzerrte Antlitz des Verhaßten und die runzliche, zitternde Hand, die beschwichtigend über den schlichten Scheitel fuhr, — er konnte sie nicht mehr aus seinen Gedanken bannen. — Und wieder schritt er nun über die Brücke, die Wiesen, an der stillen, dunklen Gießerei vorüber, durch die Gassen der Stadt und den Berg hinan. Ihm blieb noch eine Stunde Zeit, und er vermochte nicht an *einem* Orte zu verweilen. Jetzt stand er auf dem höchsten Gipfel neben den ruhenden Flügeln der Windmühle. Noch spannte sich der sternübersäte Himmel wolkenlos über ihm aus, erdrückend in seiner Größe und erhabenen Ruhe; das Thal lag in Finsternis, aber wie die Sterne vom dunklen Himmel herab, so blitzten einzelne Lichter von der dunklen Erde herauf, die hellen Fenster der Betriebe, welche Tag und Nacht durcharbeiteten, die Hochöfen, die wochenlang nicht erloschen, die Signallichter um den Bahnhof, und in der schattenhaften Reihe der Landhäuser über dem Fluß das eine einsame, helle Fenster, hinter welchem Oskar Steinwedel in seinem Gram hinbrütete. Stetig schimmerte dies Licht herüber. Weilte die Mutter noch bei ihm? Strich sie noch tröstend über sein Haar? — — Und plötzlich mußte Philipp Roth seiner eigenen Mutter gedenken. In der kühlen Nachtluft, die ihm beschwichtigend über die heiße Stirn fuhr, glaubte er ihre linde, weiche Hand zu fühlen. Und es ward ihm merkwürdig still im Gemüt unter der Berührung. Die wilden Schreckbilder in seinem Hirn begannen sich zu ordnen, der Wust bitterer Erfahrungen lichtete sich, die verworrene Fülle dessen, was er gelesen und geträumt, klärte sich zu scharf umrissenen Gedanken. Er setzte sich auf einen Prellstein an der Mühle, ihm war's, als müsse er etwas enträtseln, das ihm schon lange im Sinne gelegen und dessen Lösung er jetzt und hier finden werde. Die Weite des Himmels, die großartige Ordnung seiner Sterne störten ihn nicht mehr, im Gegenteil! sie halfen ihm sich sammeln. Jene Sterne droben hatten auf den Bau der Pyramiden niedergesehen, hatten den Druck und die Not gesehen jahrtausendelang; sie würden Zeugen sein, wie er rüttelte an dem alten Bau der Knechtschaft, wie er den Druck aufhob auf immerdar, er, ein Sohn der Geknechteten! selbst ein Unterdrückter! — — Einen Augenblick schwelgte sein Stolz in dieser Vorstellung, dann schrak er zusammen, eine ungeheuere Angst war über ihn gekommen. Wie geschah's nur, daß er sich plötzlich gar so klein erschien? Er fühlte sich förmlich zusammenschrumpfen gegen die unendliche Wölbung über ihm und die weite Erde, die unter ihm ausgegossen lag. Was vermochte er denn? — Die Sprenggeschosse konnte er in den Ofen betten — und wenn der Anschlag gelang, wenn morgen an Stelle der Gießhütte

Digitized by Google

ein rauchender Trümmerhaufen sich breitete über Toten und lebendig Begrabenen, — was war anders auf der Erde? — Rechts, links, hüben, drüben, bis zum fernsten Horizont flammten die Lichter anderer Fabrikbetriebe herauf, und in ihnen rangen Arbeiter mühsam und gedrückt wie in der von ihm zerstörten Arbeitsstätte. Wahrlich, die Pyramide der gesellschaftlichen Ordnung erschütterte seine That nicht, die stand festgefügt in alter Kraft. — Aber zum mindesten übte er Vergeltung, that seinem Haß, seiner Rachlust genug? — Auch das nicht. Denn Haß und Rache waren ausgelöscht aus seinem Herzen, seit er den gefürchteten Halbgott erblickt hatte in menschlicher Schwäche, leidend wie ein Mensch, in seiner Not verlassen von dem Weibe, das er liebte, wie Philipp selbst es liebte, und ebenso aussichtslos. Nun sah er ihn vor sich, eine zerfetzte, verstümmelte Masse, er sah die alte Frau die Hände ringen über ihrem Lieblingssohn, dieselben Hände, die heute zärtlich sein Haar gestreichelt — und noch andere Mütter sah er. Sie hatten ja alle Mütter, oder Weiber, oder Kinder, die Unglücklichen, welche er mit jenem dem Verderben weihen sollte! und die ganze Schar dieser Mütter, Weiber und Kinder warf sich ihm entgegen, wehrufend, händeringend, jammervoll, ihn anklagend als den Urheber ihres Leids. Dies alles sah er deutlich — nur das Heil, das seine That der Menschheit bringen sollte, fand er nicht mehr, das war spurlos weggewischt aus seinem Bewußtsein — — Und wieder begann das Blut in seinen Adern zu hämmern wie im Fieber, plötzlich war's ihm, als sähe er seiner Mutter lang vergessenes Angesicht in seiner Erinnerung auftauchen. Freilich wohl! so hatte sie ihn angeblickt, kopfschüttelnd, mit mildem Vorwurf, wenn er eine knabenhafte Thorheit beging, so schien ihr Auge jetzt auf ihm zu ruhen — und aus seinem Innern brach's mit der Allgewalt der Überzeugung: seine Hand würde den festen Bau von Jahrtausenden nicht brechen; den Fluch Kains konnte er auf sich laden — ein Erlöser der Menschheit werden nimmermehr! —

Auf der Turmuhr unten schlug es ein Uhr. Klar und voll trug die Luft den Schall durch die stille Nacht herauf. Dem mit sich Ringenden klang er ins Ohr wie ein Armsünderglöcklein, denn er rief ihm den Schwur zurück, welchen er den Genossen geleistet hatte, die furchtbare Rache, welche der Bruch dieses Schwures nach sich zog — — Und plötzlich richtete Philipp Roth sich auf und strich das verwirrte Haar aus der Stirn; er war sehr ruhig geworden und ganz entschlossen. Eine fast andächtige Stimmung beseelte ihn. Nein, er war kein Retter, kein Erlöser, — aber doch auch nicht, wie er bisher geglaubt und wie der Leipziger behauptete, ein willenloses Rad in einer Maschine, vom Treibriemen des Schicksals nach fremder Willkür gelenkt! In seiner Brust fühlte er etwas, das gewaltiger war als das Schicksal, etwas Ewiges, der heiligen Ordnung der Sterne Verwandtes, das ihn unterschied vom Gras am Weg und den Grillen im Grase: das ewige Gesetz der Sittlichkeit, über alles Leid, über alle Furcht, über seinen Vorteil und über jede Berechnung siegreich seinem Herzen eingeprägt, wie den Herzen aller Menschen seit tausend und abertausend Jahren, immer das gleiche, unverrückbar wie die Sternbilder am Himmel droben, unwandelbar über Tod und Grab hinaus, eine klare, stetige Leuchte auf dem Pfad, den er zu

Digitized by Google

gehen hatte. Der Macht, welche den Sternen droben ihre Ordnung gewiesen, überließ ers nun in Demut, auch die Menschheit ihre ordnungsmäßige Bahn zu führen, — die Schar unglücklicher Menschen aber, welche seiner und seiner Gefährten Verblendung zum Opfer fallen sollten, die konnte er retten und er wollte es! — Nein, er wollte nicht, er mußte! Das Gebot in seiner Brust war stärker als seine Liebe zum Leben.

Gehobenen Hauptes, mit festem Gang durchschritt er die menschenleeren Gassen, und als er die Gießerei erreichte, sprach er den Führer der Wache an: „Ruft mehr Leute zusammen, stellt Posten durch die ganze Hütte! — Es geht um's Leben."

„Wer seid Ihr?" fragte der Arbeiter erschrocken und leuchtete ihm mit der Laterne in's Gesicht, aber Philipp Roth wandte den Kopf hastig ab.

„Ein Freund. Fragt nicht! Thut, was ich sage!" — Und er ging weiter, dem Bahnhof zu und den Wiesenpfad entlang, an der Hecke vorbei, an welcher Ursel ihn zuletzt angerufen hatte. Auch jetzt, da er sich umwandte, glaubte er einen Schatten zu erspähen. — — Er beschleunigte seinen Schritt; drunten schimmerte matt der Fluß; er drängte sich durch das Weidengestrüpp. Einzelne Sterne spiegelten sich in dem dunklen Wasser; die Wellen murmelten kaum hörbar, die Kette eines Nachens klirrte leise, sonst kein Laut, ein breiter Wiesengrund trennte ihn von der Stadt, von den Menschen. — Er griff in die Tasche, er beugte sich über das Ufer — Eins — zwei, — drei — nach einander, mit platschendem Ton, sanken die Bomben ins Wasser, einen kleinen Strudel aufrührend. Dann war's geschehen. Wieder spiegelten sich die Sterne im sanft fließenden Strom, die Uferweiden standen reglos und dunkel, — kein Laut fern und nah. — Als Philipp sich umwandte heimzugehen, hatte der Schatten hinter ihm sich geteilt: es waren ihrer drei geworden — — — — —

Die Sonne stieg glutrot hinter dem Fluß hervor; ihre ersten Strahlen glänzten auf dem Rauch aus dem Schlot der Steinwedelschen Gießerei, der kerzengrade zum blauen Himmel emporstieg. Die Spinnweben waren von den Fenstern gefegt, die Flügelthüren standen weit offen, berußte Gestalten schleppten Formkasten heraus und hinein; das Gebläse heulte, die Glocke rief zum Guß, das Flämmchen tanzte über dem Dachfirst; in satter Befriedigung glotzte der Hochofen aus seinen Feuerangen auf das rege Getümmel zu seinen Füßen wie ein Götze, dessen Anbeter nach langer Vernachlässigung wieder zu seinem Dienst zurückkehren. Und eine eigenthümliche Anziehungskraft mußte dies Bild neubeginnender Thätigkeit auf die vormaligen Arbeiter der Gießerei ausüben, oder lockten die weißen Anschläge neben den Thürflügeln, welche den sich Fügenden Wiederaufnahme verhießen, da die Firma ihren Betrieb zu vergrößern gedenke? — Trieb die Not, oder hatten Wut und Haß sich in dem grausen Entschluß des vergangenen Abends entladen? War die wilde Spannkraft in Furcht, Scham und Ernüchterung erschlafft? — Genug, sie kamen alle, einer nach dem andern. Wie die Besiegten des Altertums durch das Joch, so zogen sie durch das dunkle Thor der Gießerei, hinter welchem der Buchhalter Petersen saß, die Liste vor sich, und

Digitized by Google

ein Kreuz hinter den Namen jedes Aufgenommenen zeichnete. Voran kam Vater Waldmann, der hatte die Sache schon öfter durchgemacht, darum nahm er sie leicht. Er war kein guter Arbeiter, aber man verzieh ihm des Beispiels wegen. Dann folgten die anderen in wirrem Knäuel, Heinz Berger, Wilhelm Hinse, auch Brückner. Petersen rief jedesmal den Namen des Letztgekommenen durch die Halle, dann nickte Oskar Steinwedel und der Mann war angenommen. Als der Buchhalter den Namen „Brückner" rief, trat der Chef herzu. Er sah gleichgültig aus, blaß, ruhig, wie die Leute ihn seit zehn Jahren kannten: in Stein vermag das Leid keine Furchen zu graben.

„Sie haben viel Trauriges erlebt, seit wir uns zuletzt sahen, Brückner. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich in anbetracht Ihrer früheren Dienste die Bestattungskosten für Ihre gute Frau übernehme."

Der Mann murmelte einen demütigen Dank, und ein anerkennendes Gemurmel ging durch die Reihen der Wiederangestellten. Die Not zwang sie in den alten Dienst zurück, nun adelte die Großmut des Gewaltigen diesen Schritt in ihrem eigenen Bewußtsein. Wenn man schon einem Herrn dienen mußte, — Oskar Steinwedel war noch lange nicht der Schlimmste! --

Und Paul, welcher dem wichtigen Tag zu Ehren ausnahmsweise in der Hütte weilte, klopfte dem Zurückgekehrten freundlich auf die Schulter: „Brückner? — Angenommen, Petersen! natürlich! — Wir würden ohne Brückner unsere eigene Gießerei ja nicht mehr kennen!"

Am Mittag fehlten nur noch zwei: der Leipziger und Philipp Roth. Vor dem Namen des Leipzigers stand ein dicker Strich, er war der Einzige, welchem der Chef die Wiederaufnahme unbedingt verweigerte. Aber warum kam Philipp Roth nicht, einer der geschicktesten Former, ein fleißiger, bescheidener Bursch? — Als es auf dem Turme Mittag läutete, brachte ein Polizeibeamter die Aufklärung. Auf dem Wiesengrund am Fluß hatte man einen Ermordeten gefunden, einen jungen Menschen, den Kopf auf den Schoß eines Mädchens gebettet, das wortlos vor sich niederstarrte und das kein Zureden noch vermocht hatte, nur die Augen von dem Antlitz des Todten aufzuschlagen. Einige wollten in der Dirne Ursel Brückner erkennen, und der Ermordete möge wohl zu der Schar der ausständigen Arbeiter gehört haben, denn in seiner Brusttasche habe man ein aufruhrpredigendes Flugblatt gefunden. Seine Wäsche trage die Buchstaben P. R., und verschiedene Fußspuren seien in dem bereiften Grase bemerkt worden. Die deutlichste, in welche des Ermordeten eigene Stiefel paßten, führte zum Flußufer und zurück, und dort im Flußbett habe man zwei seltsame Kapseln aufgefischt, die unzweifelhaft Sprengstoff enthielten. Aufklärung über das rätselhafte Drama, das sich dort abgespielt habe, sei wohl einzig von jenem Mädchen zu erwarten, falls es gelinge, sie zum Reden zu bringen. Der Besitzer und die Angestellten der Gießerei würden indessen ersucht, sich zur Feststellung der Persönlichkeit an den Thatort zu begeben. — Oskar und Paul folgten dem Beamten, und einige Arbeiter schlossen sich an, unter ihnen Brückner.

Digitized by Google

Der Tote war Philipp Roth, die Kameraden bezeugten's, und der fremde Arbeiter, der zur Nacht vor der Gießerei Wache gestanden hatte, erkannte in ihm den Mann, dem er mit der Laterne in's Gesicht geleuchtet. Ja es war Philipp Roth, der Eidbrüchige, — aber niemand trug ihm das nach —: wer mag so Gräßliches ausführen? — Und das Mädchen war Brückners Ursula ohne Zweifel! Wie kam die hierher? Warum saß sie unter freiem Himmel im feuchten Gras und drückte ihre Schürze unabläßig auf den roten Fleck in des Burschen Kittel, aus dem schon lange kein Blut mehr floß? Warum schaute sie nicht auf, obgleich alle ihr zuredeten, sogar der Herr Oskar, der sonst doch seine Worte zu sparen pflegte, — nur ihr eigener Vater nicht. Wie wunderlich! Aber jetzt trat der auch herzu, mit schlotternden Knieen, und bat leise mit unsicherer Stimme: „Komm heim, Ursel."

Da sah sie auf mit einem starren, langen Blick, gerade in ihres Vaters Angesicht — und Brückner senkte den Kopf vor diesem Blick und wandte sich von ihr.

Man hatte einen Tragkorb für den Toten herbeigeschafft, und sie duldete es ohne Widerstand, daß man ihn aufhob und forttrug. Sie selbst stand langsam vom Boden auf, schüttelte ihre Röcke zurecht und strich über die Blutflecken, als wolle sie sie wegwischen.

„Ich werde für die Bestattung dieses Toten ebenfalls Sorge tragen," sagte Oskar Steinwedel, „und ein ehrenvolles Begräbnis soll ihm zuteil werden, denn, wenn ich mich nicht sehr täusche, sind wir ihm zu großem Dank verpflichtet. Sie, Ursel, kommen Sie mit zu meiner Mutter, wenn Sie nicht zu Ihrem Vater zurückkehren wollen. —"

Jetzt endlich schien das Mädchen seine Sprache wiederzufinden.

„Sie sagen, ich muß vor Gericht zeugen?" stieß sie fragend hervor.

„Ja, Ursel, später, morgen — wenn Sie sich erholt haben."

„Und diejenigen nennen, die — die das gethan haben?"

„Es wird Ihr eigener Wunsch sein, die Mordgesellen bestraft zu sehen. Davon reden wir später, zunächst kommen Sie mit in mein Haus."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß jetzt, wohin ich zu gehen habe."

Sie wandte sich und schritt quer über die Wiese dem Fluß zu; die Enden ihres gelben Kopftuches wehten im Winde.

„Eilen Sie ihr nach, Brückner!" mahnte Oskar Steinwedel, „Ich fürchte, sie hat übles im Sinn.

Brückner that ein paar hastige Schritte, aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Keuchend, ächzend strebte er der unabläßig fortschreitenden Gestalt seines Kindes nach, doch ein Etwas fesselte ihn wie mit Eisenklammern. — — Wenn er sie nun erreichte, und sie sah ihn an mit diesem Blick! — sah ihn mit diesem Blick an, so oft er ihr künftig begegnete?! — Wie konnte er leben unter diesem Blick? — Er war zum alten Mann geworden in den letzten vierundzwanzig Stunden, und das Bewußtsein des Geheimnisses, das er mit jener vor ihm teilte, hing sich an seine Füße wie ein Gewicht. Er konnte sie nicht einholen, so sehr

er sich mühte, im Gegenteil! der Abstand zwischen ihm und ihr vergrößerte sich von Minute zu Minute — und endlich war sie seinem Gesicht entschwunden. —

Auf dem Wiesenplan stand unterdessen Frau Steinwedel glückstrahlend neben ihren beiden Söhnen. Die Angst ihres Herzens hatte sie hergetrieben, und nun lauschte sie mit froher Enttäuschung Pauls Bericht von der Wiederkehr sämtlicher Arbeiter. Oskar redete nicht; er hielt ein Blatt Papier in der Hand, das der Polizeibeamte ihm gereicht hatte; „Die Basis der Pyramide" lautete die Überschrift, und die Buchstaben waren mit einzelnen Blutstropfen befleckt. Darauf starrte der Chef des Hauses wortlos nieder, mit einem Ausdruck im Gesicht, der seine Mutter beunruhigte. Sie berührte leise seine Hand.

„Sei stolz und mutig, mein Sohn! Was dieser Kampf dein Herz auch gekostet haben mag, — du bist der Sieger!"

Da warf Oskar mit einer verächtlichen Bewegung den Kopf zurück.

„Nein, Mutter, er ist der Sieger."

„Wer?"

„Er, der arme Bursch, den keine Gutthat meinerseits je zur Erkenntlichkeit verpflichtete, und der sein Leben gab, uns allen das Leben zu bewahren. — Ich — was ist mein Sieg? Mir und den Meinen hab' ich eine erträgliche Existenz gerettet über Elend und Leichen hinweg, gegen das warnende Gefühl in meiner Brust. Er hat das Beste in sich retten dürfen: seine Überzeugung mit Preisgebung seines Lebens! — Ich weiß wohl, die Menschen sehen es nicht, aber um sein verachtetes Haupt schwebt die Märtyrerkrone so hell, wie sie je das Haupt eines von Mit- und Nachwelt Gepriesenen umstrahlt hat! Und ich — zum ersten Mal in meinem Leben beneide ich einen Menschen! — denn in der Pyramide der sittlichen Rangordnung steht dieser Tote so hoch über mir, wie das arme Kind, das sein erkaltendes Haupt in ihrem Schoße hielt, über jener steht, die uns gestern verließ. — — Kehrt Ursula Brückner je zurück, Mutter, so soll sie mir wie eine Schwester sein, — doch ich fürchte, sie wird nicht wiederkehren."

Sie kehrte in der That nicht wieder. Am Tage, da sie hätte Zeugnis ablegen sollen, fand man sie, aber ihr Mund war stumm für immer, und da auch der Leipziger verschollen blieb, ist das Geheimnis jener Nacht niemals offenbar geworden.

Die jüdischen Sekten in Galizien.

Von

L. von Sacher-Masoch.

Wenn ich den Leser einlade, mir auf ein noch etwas dunkles Terrain zu folgen und sich mit den jüdischen Sekten zu beschäftigen, so bemerke ich von Anfang an, daß ich nicht von den älteren Sekten, von den Samaritern, Hellenisten,

Digitized by Google

Essäern, Sadduzäern, Pharisäern, Sohariten, sondern nur von jenen Sekten sprechen will, welche heute noch in Galizien existieren und dort sogar eine große Rolle spielen: von den Chassidim oder Beschtianern und von den Karaïten.

Beginnen wir also mit den Chassidim. Der Ausdruck Chasseb hat in der hebräischen Sprache die Bedeutung, aus übertriebenem Eifer mehr zu thun als nötig ist. Von dieser Wurzel ist der Name Chassid abgeleitet. Es wird darunter ein Mensch verstanden, der nicht nur das, was die Religion vorschreibt, genau befolgt, sondern aus überschwenglicher Liebe zu Gott noch mehr thut und sich sogar das Erlaubte versagt. Einzelne Menschen dieser Art gab es zu allen Zeiten unter den Israeliten, besonders im Mittelalter. Sie beteten unaufhörlich, thaten Buße durch Nachtwachen, Fasten, Kasteien. Sie aßen nicht nur kein Fleisch, sondern auch nichts, was von einem lebenden Wesen herkommt, keine Butter, keine Eier, nicht einmal Honig. Sie trugen ein härenes Kleid auf bloßem Leibe, tauchten sich selbst im Winter in den Fluß, wanderten beständig von einem Orte zum andern, hielten sich nicht länger als eine Nacht an einem Orte auf, sie enthielten sich oft 3 — 8 Tage aller Speise und jedes Getränkes, wälzten sich im Winter im Schnee und im Sommer auf Dornen und suchten sogar den Tod auf freiem Felde. Die meisten dieser Menschen verlegten sich auf die Kabbala, die jüdische Geheimlehre. Sie glaubten, daß sie nur durch Abtötung ihres Körpers fähig würden, in die Geheimnisse der Kabbala einzudringen, mit Engeln und Geistern, ja sogar mit Gott zu verkehren. Viele starben infolge ihrer Askese, andere wurden wahnsinnig.

Ungefähr um die Mitte des 18. Jahrhunderts tauchte ein Mann auf, welcher der Kolumbus des Chassidismus war, er entdeckte nämlich eine Methode, das Ziel dieser Fanatiker ganz bequem, ohne jede Qual zu erreichen. Er lehrte, die Gottgefälligkeit bestehe in einer Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen, welche nur durch Konzentration des Menschen in sich selbst und durch die Kontemplation Gottes zu erreichen ist. Um dies zu erreichen, müßte man im Gegenteil jede Qual vermeiden, alle erlaubten Bedürfnisse befriedigen, ja selbst das Vergnügen kultivieren, denn nur die heitere Seele kann Gott erfassen. Die Abtötung des Fleisches stört die Seelenruhe, welche zur Kontemplation Gottes nötig ist. Die Zeit, wo der Mensch Gott anschauen soll, ist die Zeit des Gebets. Außer der Zeit des Gebetes soll der Mensch heiter sein und sich nichts Erlaubtes versagen. Aber die Anhänger dieser Lehre blieben nicht dabei stehen, sie suchten sich nicht nur während des Gebetes ihres Selbst zu entäußern, sondern gaben auch ihren Priestern, welche sie als Vertreter Gottes verehrten, gegenüber jede Selbständigkeit auf und wurden die willenlosen Sklaven derselben. Ja, das Wort der Priester wurde zum Orakelspruche für sie.

Der Stifter dieser Lehre, welche bald von einer zahlreichen Sekte befolgt wurde, lebte um das Jahr 1750 in dem kleinen Städtchen Tlußty im Kreise von Czortkow in Galizien und hieß Israel Baalschem. Es bildete sich bald eine phantastische Legende um ihn, welche ein 1814 in Berdischew erschienenes Buch Schiwche Habescht erzählt. Er selbst hinterließ ein Buch Sepher Hamidoth

Digitized by Google

(Silberbuch), das seine Lehre enthielt. Baalschem wurde von seinen Anhängern Beſcht genannt. Dies bedeutet einen Mann, der Wunder wirken kann. Seine Anhänger nannten sich Beſchtianer. Er ordnete in seinem Testamente an, daß sein Werk stets in Taschenformat gedruckt werde, damit jeder es stets bei sich tragen und sich leicht daraus belehren könne.

Trotz aller Widerlegungen und Anathema der Rabbiner verbreitete sich die Lehre des Beſcht rasch in Polen und Rußland. Es entstand eine wirkliche Sekte, die sich auch nach Rumänien und Ungarn ausdehnte.

Die Legende erzählt, daß die Mutter des Beſcht hundert Jahre alt war, als er zur Welt kam, und daß sein Vater sogar noch älter war. Mit 18 Jahren soll er einen Dämonen bezwungen haben. Er selbst behauptete, daß seine Seele oft den Körper verlasse, um sich in die Regionen der Geister zu erheben und an den Beratungen des himmlischen Senats teilzunehmen. Nach der Ansicht der Kabbalisten hat jede Nation ihre Engel im Himmel. Einmal sah der Beſcht, wie er selbst erzählt, den Genius der Russen mit jenem der Türken ringen; der erstere war in Gefahr zu unterliegen. Da der Beſcht aber den Russen den Sieg wünschte, weil diese die Juden besser behandeln, so unterstützte er den Engel Rußlands durch sein Gebet, und dieser siegte. Bald darauf kam der Krieg zwischen Russen und Türken, und die Russen siegten. Der Beſcht soll Kranke geheilt, Blinde sehend gemacht haben. Er erweckte Tote, befreite Verdammte aus der Hölle, menschliche Seelen aus Tierkörpern. Sein Erfolg ist begreiflich, da die Menge immer das Wunderbare sucht, und noch begreiflicher ist dieser Erfolg im 18. Jahrhundert zur Zeit Cagliostros.

Nach seinem Tode gab es keinen Nachfolger für diesen mächtigen jüdischen Papst. Seine Schüler zerstreuten sich über Polen und Rußland, und jeder nahm die Würde des Beſcht, der sich Zadik, der Fromme oder der Gerechte nennen ließ, für sich in Anspruch. So giebt es heute hundert Zadiks, hundert jüdische Päpste, und ein jeder besitzt in seiner Gegend eine absolute Autorität. Die Zadikim haben keinen Gehalt, aber sie bekommen so reiche Geschenke, daß jeder von ihnen ein Vermögen hinterläßt.

Die Hauptgrundsätze des Chassidismus sind:

I. Emunat Chachamim wehitkaschrot lazadik.

Die strikte Befolgung der Befehle des Zadik und ein blinder Glaube. Da die Befehle des Zadik von Gott kommen, ist jeder Zweifel an seiner Autorität ausgeschlossen. Der Zadik kann sogar Sünden erlassen. Der Chassid soll ihn lieben, ihn loben, ihn beschenken und sogar für das Vergnügen des Zadik sorgen. Damit jede Kritik unmöglich wird, sind den Chassidim alle Wissenschaften, alle Kenntnisse verboten. Dieselben sind einfach überflüssig, denn da der Zadik durch Gott erleuchtet ist, da er alles weiß, was auf der Erde und im Himmel geschieht, so braucht der Chassid nur ihn zu fragen. Wenn das Gebet des Zadik zu gunsten eines seiner Klienten nicht reüssiert, so ist der Satan im Spiele. Der Zadik sucht dann den Satan zu überlisten. Da der Satan draußen lauert, um das Gebet

Digitized by Google

des Zadik aufzufangen, so richtet der Zadik kein Gebet an Gott, er spricht mit jemand über ganz andere Dinge und flicht seinen Wunsch nebenbei in das Gespräch ein. Aber Gott versteht ihn und erfüllt seinen Wunsch. So wird der listige Satan von dem noch listigeren Zadik überlistet.

Am Sabbat Abend versammeln sich die Chassidim im Hause des Zadik zu einer Art von Picknick. Um dem Zadik keine Auslagen zu machen, bringt jeder Chassid sein Essen und Getränke mit. Sie nennen dies Schalosch Sendot oder dritte Mahlzeit. Bei diesen Zusammenkünften ruht der Zadik auf seinem Divan und raucht seinen Tschibuck, während die Chassidim gleich Sklaven um ihn herum auf der Erde sitzen oder an den Wänden stehen und seinen Worten lauschen. Der Zadik sucht diese Versammlungen so lange wie möglich auszudehnen. Die Ursache ist folgende: Erstens ist nach kabbalistischer Ansicht auch in den himmlischen Regionen am Sabbat Freude und Jubel, diese Freude aber endet mit dem Ende des Sabbats. Dann sind die Seelen in der Hölle vom Anfang bis zum Ende des Sabbats von aller Qual befreit. Um also die Freude im Himmel zu verlängern und die armen Seelen in der Hölle möglichst lange von den Qualen zu befreien, sucht der Zadik den Schluß des Sabbats möglichst lange hinauszuziehen, und der Himmel ist gezwungen, ihm nachzugeben. Bei diesen Versammlungen werden auch kabbalistische Lieder gesungen, welche jedoch stets eine heitere Melodie haben. Eins dieser Lieder von Isaak Loria lautet: Die Kinder des Palastes, welche sich scheuen, die Sair Anphin anzusehen, (Sair Anphin bedeutet Mikrokosmos), mögen hier erscheinen, wo der König in seinem Bilde gegenwärtig ist. Freut euch alle in dieser Versammlung, in deren Mitte geflügelte Engel sich befinden. Betrachtet eine Versammlung, von der jeder unreine Geist ausgeschlossen ist. Ausgeschlossen sind sie, sie dürfen nicht herein, diese frechen Hunde." Die Abwesenheit dieser unreinen Geister hindert jedoch die Chassidim nicht, bei diesen Versammlungen dem Meth und Branntwein tapfer zuzusprechen. Der Zadik läßt seinen Geist und Witz glänzen. Nicht selten giebt jeder Anwesende einen Vers aus der Bibel, und der Zadik komponiert aus demselben eine Rede aus dem Stegreif. Während die Talmudisten der heiligen Schrift immer den einfachsten Sinn unterlegen, sehen die Chassidim in den Worten derselben nur die Hülle, in welcher sie den geheimen Sinn zu entdecken suchen. Ihre Exegese ist ebenso scharfsinnig wie phantastisch und nicht selten komisch. Z. B.: Der Talmud sagt: Ziehe einem Aase — Nebelah — die Haut auf öffentlichem Markte ab, nur falle den Leuten nicht zur Last. Dies nehmen die Talmudisten wörtlich. Sie sagen: Jede Arbeit, auch die schlechteste, ist dem Betteln vorzuziehen. Die Chassidim halten sich an eine andere Bedeutung von Nebelah, nämlich: etwas, was von einer Höhe herabgefallen ist, und sagen: Entblöße die vom Himmel gefallenen Worte ihrer Hülle, so bedarfst Du der Menschen nicht, Du kannst dann alles bewirken.

Beim Gebet muß der Chasside laut schreien, die Hände zusammenschlagen und hüpfen. Der Körper bewegt sich konvulsivisch. Macht man sich über diese Grimassen lustig, so berührt das den Chassiden garnicht, denn wie für den

Digitized by Google

deutschen Studenten jeder Mensch, der nicht Student ist, ein Philister ist, so ist für ihn jeder, der nicht Chassid ist, ein Prostek, ein Simpel.

Das Grab eines Zadik ist ein Heiligtum, zu dem die Chassidim pilgern, wie die Mohammedaner zum Grabe des Propheten. Ich habe in Zloczow das Mausoleum eines solchen Zadiks gesehen, zu dem seine Enkel den Schlüssel hatten und das niemand betreten durfte, ohne Entree zu bezahlen.

Das zweite Dogma der Chassidim ist die Vereinigung mit Gott. Die Seele ist für sie ein Ausfluß der Gottheit, und der Mensch muß deshalb alles thun, um sich mit dem höchsten Wesen zu vereinigen. Zu diesem Zweck muß er sich gleichsam entkörpern. Dies nennen sie das Anschauen Gottes und die Verzückung, in welche sie dabei geraten, einen Vorgeschmack der himmlischen Freuden. Diesen Zustand suchen sie während des Gebets dadurch zu erreichen, daß sie gewisse kabbalistische Worte sowie die verschieden Namen Gottes und der Engel rezitieren.

Das dritte Dogma ist Asoth, d. h. der Chassid muß sich Mut aneignen, der bis zur Frechheit ausarten darf, und alles thun, um den Andersdenkenden Furcht einzuflößen. Vor jeder religiösen Zeremonie sprechen sie das folgende kabbalistische Gebet: Um den Heiligen, gelobt sei er! und seinen Schechmah, das ist den Namen Jah und Vah zu vereinigen, bin ich bereit, dieses oder jenes Gebot zu erfüllen. Sie befolgen dieselben Gebote wie die anderen Israeliten, so lange die Kabbalah oder der Zadik nicht etwas Anderes befehlen.

Es war im Jahre 1857, als ich mit meinem Onkel den Zadik Liebmann von Sadogora besuchte und selbst Gelegenheit hatte, diesen Wundermann und die Chassidim zu beobachten und zu studieren. Mein Onkel war Arzt und ein arger Skeptiker. Er glaubte aber dennoch bis zu einem gewissen Grade an die außerordentlichen Eigenschaften dieses Zadik und verteidigte ihn bei jeder Gelegenheit. Vor allem gab er niemals zu, daß Liebmann ein Betrüger sei.

Sadagora war damals eine kleine Stadt, die fast nur von Juden und Armeniern bewohnt war. Enge Straßen voll Schmutz, Straßen mit dunklen Winkeln, in die niemals ein Sonnenstrahl drang. Kleine Häuser, aus Holz erbaut, mit Kalk beworfen, mit Schindeln gedeckt. In den Straßen arme Juden in Hemdärmeln mit Löckchen an beiden Seiten der Stirn und langen Bärten, Frauen in grünen Kleidern mit gelben Gesichtern, welche ihre Kinder auf dem Arme hatten und uns mißtrauisch betrachteten. Mitten in der kleinen Stadt ein großer Platz und auf diesem das Haus des Zadik, ein hölzernes Haus mit einem Stockwerk, einer hölzernen Freitreppe, mit roten Ziegeln gedeckt. Vor dem Hause stand eine Menge von Menschen, die sich alle still verhielten oder ganz leise mit einander sprachen, und eine Anzahl Wagen aller Art, Schlitten mit kostbaren Decken von Pelzwerk, mit Leinwand überspannte Butki, wie man die jüdischen Fuhrwerke bei uns nennt, und mit Stroh gefüllte Bauernwagen, vor denen drei kleine magere Pferde eingespannt waren, Pferde, von denen ein französischer Reisender des 19. Jahrhunderts sagt: In Polen spannen die Bauern große Hunde vor ihre Wagen. Vor der Pforte des Heiligtums hielten etwa zehn junge Leute

Digitized by Google

Wache, welche an den Pfosten lehnten. Es waren hübsche Menschen in langen Kaftanen von schwarzem Atlas, mit blühenden bartlosen Gesichtern, den unvermeidlichen kleinen Locken und Kalpaks von Pelz auf dem Kopfe. Sie betrachteten die Leute, welche das Haus ihres Meisters belagerten, mit einem Lächeln, in dem eine gewisse Ironie lag. Wir wurden sofort eingelassen.

Ein junger Chassid mit dem Gesicht eines jungen Fuchses führte uns. Wir stiegen die Treppe empor, passierten ein Vorzimmer und befanden uns in einem großen Raume, in welchem die Damen des Hauses versammelt waren. Es waren die Frau und die Schwiegertochter des Zadik, es waren seine Töchter und seine Nichten. Ich glaubte mich in den Harem des Sultans zu Konstantinopel versetzt. Alle diese Frauen waren schön oder doch hübsch, alle schauten uns halb erstaunt, halb lächelnd mit ihren großen, schwarzen Samtaugen an, alle waren in seidene Schlafröcke und lange Kaftans von Seide oder Samt gekleidet, welche mit kostbarem Pelzwerk besetzt und gefüttert waren. Man sah alle Farben und alle Arten von Pelzwerk, gelbe und rosa Seide, grünen, roten und blauen Samt, Fehl, Hermelin, Marder und Zobel. Die Frauen trugen Stirnbinden mit Edelsteinen, die Mädchen lange Zöpfe, mit Perlen durchflochten. Noch ein Vorsaal, in dem wieder Wächter die Thür hüteten, diesmal Männer mit grauen Bärten, die alte Garde des Zadik.

Endlich wurde ein großer, schwerer Vorhang bei Seite geschoben, und wir traten in das große Zimmer, in welchem der Zadik die Bittsteller zu empfangen pflegte. An der Wand, gegenüber dem Eingang, stand ein alter türkischer Divan, auf dem der Zadik lag. Neben ihm befand sich ein kleines Tischchen, auf dem ein in Leder gebundenes Buch lag. An den anderen Wänden waren noch einige Stühle, ein kleiner Schrank, ein Ofen, in dem ein mächtiges Feuer brannte, sonst nichts. Der Zadik war ein kleiner, magrer Mann mit weißem Haar und langem, weißem Barte. Sein Gesicht war sanft und intelligent. Seine blauen Augen waren sehr merkwürdig. Man konnte in denselben alles finden, was man nur wollte, einen starken Willen, einen durchdringenden Geist, Fanatismus, Güte, Sanftmut, Heiterkeit, Ironie, kurz alles. Der Zadik grüßte uns mit der Hand, ohne sich zu erheben. Einer der Chassidim brachte uns Stühle, ein anderer zündete ihm die Lulka, die lange Pfeife, an, und dann gingen die Wächter hinaus, und wir blieben mit dem Wundermann allein. Mein Onkel sagte ihm, ich hätte viel von ihm gehört, sogar in Wien, wo ich gewesen, spräche man von ihm. Ich hätte den Wunsch, zu sehen, wie er die Bittenden berate und befriedige. Er bat ihn, die Leute einzulassen und mir gleichsam eine Extravorstellung zu geben. Der Zadik sah mich an und lächelte. „Sie sind ziemlich neugierig, junger Mann," sagte er, „aber ich will Ihre Neugierde befriedigen. Ihre Familie hat immer die Juden protegiert, und auch Sie sind kein Rosche, kein Judenfeind."

Er klingelte, die Wächter stürzten herein, und der Zadik befahl, die Leute der Reihe nach einzulassen, jedesmal zehn zugleich. Es war interessant, die Bitt-

Digitized by Google

steller zu beobachten, welche jetzt voll Ehrfurcht hereintraten, den Zadik demütig grüßten und in der Nähe der Thür stehen blieben.

Da war ein reicher Jude im Pelz mit seinem kranken Kinde, das erbärmlich schrie, auf dem Arme, ein anderer im geflickten Talar, welcher unausgesetzt seufzte, ein dritter, reich gekleidet, sehr dick, mit einem roten Gesicht, das wie der Vollmond glänzte. Zwei polnische Bauern in ihren Schafspelzen, eine Armenierin, ein Soldat in weißer Uniform, ein Mennonit, ein deutscher Kolonist und eine hübsche, furchtsame Frau in jüdischer Tracht, die sich hinter den anderen versteckte.

Der Zadik sprach mit jedem und für jeden fand er Trost, Rat, Hilfe. Der Erste war der Mann mit dem kranken Kinde. Der Zadik nahm dieses schreiende Kind, und sofort wurde es ruhig. Er hauchte es an, strich es mit den Händen, sprach ein Gebet und gab den Knaben dem Vater zurück. Dann einige Ratschläge, welche mein Onkel vollkommen richtig fand. Ich hörte später, daß das Kind wirklich gesund geworden war.

Der dicke Mann mit dem roten Gesicht erzählte, daß er nicht mehr schlafen könne, weil ihm jede Nacht der Geist seines verstorbenen Vaters erscheine. „Wer ist denn schuld," sagte der Zadik, „als du selbst? Dein Vater hat dich auf dem Totenbett ermahnt, die 500 Dukaten zu bezahlen, welche er dem Salomon Tabak schuldig war und über welche Tabak keinen Schuldschein besitzt. Du hast sie nicht bezahlt, also kommt dein Vater nachts, dich zu erinnern. Bezahle die 500 Dukaten und du wirst Ruhe haben."

Plötzlich erblickte der Zadik die hübsche Frau, die sich versteckte. Er winkte den Anderen, sich zu entfernen, und forderte die Frau auf, sich zu nähern und neben ihm Platz zu nehmen. „Wozu diese jüdischen Kleider?" sprach er, „ich weiß ja doch, daß du eine Christin und eine Edelfrau bist."

Die junge Frau wurde rot und verlangte allein mit dem Zadik zu sprechen. Er näherte sein Ohr, und sie vertraute ihm ihr Geheimnis an. Offenbar war sie mit seinem Rat sehr zufrieden, denn sie legte ein reiches Geschenk auf den kleinen Tisch nieder und ging mit einem Lächeln hinaus.

Jetzt war es mein Onkel, der den Zadik zu Rate zog. Zwei Juden hatten sich geschlagen. Abel Zwiebel hatte den Isaak Maschorke einen Amharez, einen Ketzer genannt, und Maschorke hatte den guten Zwiebel geprügelt. Zwiebel hatte infolgedessen die Sprache verloren. Er war stumm wie ein Fisch, und seine Familie hatte sich beim Gericht beklagt, und man hatte meinem Onkel befohlen, den Abel Zwiebel zu untersuchen. War er wirklich stumm geworden durch die Schläge, welche ihm Maschorke gegeben hatte, so war dies für Maschorke, der ein braver, arbeitsamer Mensch war, ein großes Unglück, und er konnte eine schwere Strafe erwarten.

Der Zadik lächelte. „Abel Zwiebel ist nicht stumm," sagte er, „er spielt nur Komödie, lassen Sie sich nicht durch ihn täuschen. Ich kenne beide. Zwiebel ist ein Taugenichts und Maschorke ein ehrlicher Mann. Man muß ihm helfen." Der Zadik gab meinem Onkel einen Rat, der ihm sehr gut gefiel, denn mein

Digitized by Google

Onkel liebte solche Späße, und wir begaben uns auf der Stelle nach Snyatin zu Abraham Zwiebel.

Wir fanden ihn im Bett, umgeben von seiner trauernden Familie. Mein Onkel setzte sich ruhig an sein Bett und begann ihn auszufragen. „Also Maschorke hat dich geschlagen?“ Zwiebel nickte. — „Er hat dich sehr stark geschlagen?“ Zwiebel nickte zweimal. — „Er hat dich so geschlagen, daß du die Sprache verloren hast?“ Abel nickte dreimal. — „Da ist nichts zu machen,“ sagte mein Onkel, „Maschorke wird furchtbar bestraft werden, man wird ihn für ein Jahr in das Gefängniß setzen. Ich muß dich aber noch etwas untersuchen. Zeige mir deine Zunge.“ — Abel zeigte sie. — „Jetzt den Puls.“ — Abels Hand kam unter der Decke hervor, und mein Onkel fühlte ihm den Puls. Eine feierliche Stille herrschte in dem kleinen Zimmer. Plötzlich sprang Abel in seinem Bette auf und brüllte laut wie ein Stier. Mein Onkel hatte einfach den Rat des Zadik befolgt und, während er den Puls fühlte, den stummen Abel mit einer großen Nadel gestochen. „Oh!“ sagte mein Onkel, „ich sehe, daß du garnicht stumm bist, im Gegenteil hast du eine prächtige Stimme, ich rate dir, singen zu lernen und zur Oper zu gehen.“ Damit war die Sache vorüber. Abel war nicht stumm, und der arme Maschorke war gerettet.

Alle diese Dinge, welche ich von den Chassidim erzählt habe, müssen auf ein gebildetes skeptisches Publikum den Eindruck von Märchen machen, ich verstehe es vollkommen, aber es sind keine Märchen, es sind Thatsachen, die ich erzählt habe, und ich will versuchen, Ihnen diese seltsamen Thatsachen zu erklären. Wie konnte eine so merkwürdige, phantastische Sekte in Galizien entstehen? Wie kann sie heute noch existieren? Sind es Narren, diese Chassidim, oder Betrüger? Nicht eines, nicht das andere.

Ich war der Erste, der in seinem Roman den Versuch gemacht hat, den Menschen, seine Art zu denken, zu fühlen, zu handeln, nicht nur psychologisch und physiologisch, sondern durch die Natur zu erklären, in der er geboren ist, in der er aufgewachsen ist, aus der Natur, welche ihn umgiebt und von der er auch nur ein Glied ist, wie der Baum und das Tier, und ich habe auch versucht, den Menschen durch die Verhältnisse, die Bedingungen zu erklären, in denen er lebt.

Um die Sekte der Chassidim zu verstehen, muß man das Land, in dem sie leben, muß man Galizien kennen.

Denken Sie an die Ebene ohne Grenzen, die im Frühling mit grünen Saaten, im Sommer mit gelben Getreidefeldern und im Winter mit Schnee bedeckt ist. Wenn der Wind über diese Ebene streicht, laufen Wellen über dieselbe, grüne, gelbe oder weiße Wellen, je nach der Jahreszeit. Diese Ebene ohne Grenzen macht auf den Menschen denselben Eindruck wie das Meer. Sie wissen, daß der Matrose, der sein Leben mitten in der Wasserwüste zubringt, wortkarg, ernst, melancholisch wird. Dieselbe Wirkung übt die galizische Fläche. Der Mensch hat auch hier das Gefühl der Unendlichkeit, die er nicht fassen kann und vor der er sich scheu in sich selbst zurückzieht. Da haben Sie nun die kleinen Städte, in denen die polnischen Juden wohnen, die düstren Straßen, die kleinen

Digitized by Google

traurigen Häuser mit ihren engen, dunklen Stuben. Oft ist ein Zimmer zwischen zwei, zwischen vier Familien geteilt, die wie die Mäuse neben und übereinander wohnen. Und denken Sie sich nun in dieser Einöde, ferne der Welt, ferne der Zivilisation, ferne der Eisenbahn und dem Telegraph, in einem kleinen, dumpfen Verschlag ohne Sonne einen Mann, der einen großen Geist hat, der den Drang hat, zu forschen, die Welt zu erkennen, die Geheimnisse der Schöpfung zu ergründen, eine glühende Phantasie besitzt und ein warmes Herz und zwischen seinen Wänden eingesperrt ist wie ein Gefangener, wie eine getrocknete Blume in einem Herbarium und keine Quelle des Wissens hat, aus der er schöpfen kann, als seinen Talmud und seine Kabbala, und Sie werden verstehen, daß dieser Mensch, indem er immerfort sucht und grübelt, endlich zum Phantasten, zum Schwärmer wird, daß er die Stimme Gottes zu hören glaubt, daß er überzeugt ist, mit Engeln und Dämonen zu verkehren. Nein, Betrüger sind die Chassidim nicht, es sind alle Hamlet und Faust, und man darf nicht erstaunen, wenn sie endlich wie Hamlet etwas verrückt werden.

Doch genug von den Chassidim. Ich will jetzt von der zweiten Sekte sprechen, welche wir bei uns haben, von den Karaïten.

Die Karaïten interessieren mich vorzüglich aus einem Gesichtspunkte. Sie wissen, daß die Antisemiten bei jeder Gelegenheit erklärt haben, daß sie nicht den jüdischen Glauben angreifen, sondern nur die jüdische Rasse, der sie verschiedene schlechte Eigenschaften zuschreiben. Wo ist aber die reine jüdische Rasse? In Polen ist dieselbe stark mit slavischen Elementen gemischt, und wir finden sie nur rein in den Karaïten. Diese geben die beste Antwort auf die Anklagen des Herrn Pastor Stöcker. Obwohl die Karaïten auch eine Tradition besitzen, wollen sie doch vor allem das Gesetz Mosis befolgen, sie repräsentieren im Osten die alte, reine, jüdische Rasse, wie sie zur Zeit der Richter und der Könige war.

Die Karaïten oder die Leute, die sich nur an den Text halten, im Gegensatz zu den Mekubalim, welche auch eine Tradition anerkennen, befolgen nur die Gebote der heiligen Schrift. Die Karaïten nennen sich auch Zadikim, die Gerechten. Wahrscheinlich existierten sie schon zur Zeit Christi und sind identisch mit den Schriftgelehrten, von denen das neue Testament spricht, während die Pharisäer eine Tradition anerkannten. Die Karaïten verwerfen nicht jede Tradition, sie verwerfen nicht den Talmud, aber sie sehen in der Tradition die Lehren weiser Männer und nicht göttliche Gebote. Sie halten sich an die Stelle der Schrift: Alles, was ich Euch heute befehle, sollt Ihr genau beobachten, nichts dazuthun und nichts davon wegnehmen.

Die Tradition der Karaïten ist folgende: Moses empfing das heilige Gesetz auf dem Berge Sinai von Gott und übergab es dem Josia. Josia gab es dem Pinihas und den Ältesten, welche es dem ersten der Richter Athaniel übergaben. Von diesem kam es nach und nach bis zu dem letzten Richter Eli, ging später durch viele Hände und kam durch Simon an dessen Schüler Antigonus. Antigonus lehrte: Man soll Gott nicht aus Furcht vor der Strafe oder in der Hoffnung einer Belohnung, sondern bloß aus Liebe dienen. Man soll die Tugend um ihrer

Digitized by Google

selbst willen ausüben. Als nach der Zerstörung des Tempels die Anhänger der Tradition zum Siege gelangten, wurden die Karaïten verfolgt und sie flüchteten sich in die Wüsten Arabiens und nach Ägypten. Wir finden sie später auch in Spanien, wo König Alphons sie verbannt. Man hatte die Karaïten angeklagt, sie seien Sadduzäer, welche die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung der Toten leugnen. Die Karaïten sind jedoch keine Sadduzäer und glauben an ein ewiges Leben. Maimonides sagt von ihnen: Die Karaïten, welche in Kairo und verschiedenen Orten des heiligen Landes leben, sind es wert, daß man sie in Ehren hält. Dagegen sagt er von den Sadduzäern: Ein Stück Vieh, welches ein Apostat geschlachtet hat, ist erlaubt zu essen, niemals aber ein Tier, das ein Sadduzäer geschlachtet hat. Er nennt die Sadduzäer auch Epikuräer und fügt hinzu, daß es erlaubt sei, sie zu töten.

Es gab von jeher unter den Karaïten gelehrte Männer, von denen einzelne Werke erhalten sind. Aaron ben Joseph war im 13. Jahrhundert ein berühmter Arzt. Er schrieb einen Kommentar zum Pentateuch. Auch verbesserte er das Gebetbuch der Karaïten, das 1468 in Venedig und 1814 in der Krim gedruckt wurde. Elias Bischitzki in Galizien schrieb Adoret Eliasi, über den Ritus der Karaïten. Kaleb Afrondopoly schrieb im 14. Jahrhundert eine Abhandlung über das hohe Lied. Nissan lebte in Krasni bei Lemberg in Galizien und schrieb ein Werk über die Karaïten 1699.

Bischitzki setzt die Ansichten der Karaïten sehr klar auseinander. „Wo die Vernunft mit der Offenbarung übereinstimmt," sagt er, „da nehmen wir die Vernunft als Wegweiser an und gehen mit diesem doppelten Licht auf unser Ziel zu. Erregt aber die Vernunft Zweifel gegen die Offenbarung und will sie mit derselben nicht übereinstimmen, so müssen wir uns, obgleich beide göttliche Lichter sind, doch ausschließlich an die Offenbarung halten, denn wäre die Vernunft hinreichend, so wäre die Offenbarung überflüssig, deshalb hat sich auch die Offenbarung durch Wunder angekündigt, damit sie den Menschen von ihrer Göttlichkeit überzeuge.

Die Karaïten verwerfen alle Gebote, die in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich enthalten sind. Der Mensch soll sich nur dessen enthalten, was ausdrücklich verboten ist, weil er für das, was er mehr thut, keinen Lohn erwarten darf, indem schon Salomon sagt: Sei nicht überfromm!

Über die Prinzipien der Religion nachzudenken, halten sie für unerlaubt. Es ziemt sich nicht, sagt Beschitzki, darüber nachzudenken, ob ein Gott ist, ob es eine Offenbarung giebt und dergleichen.

In bezug auf die Ehescheidung halten sie sich streng an die Worte Mosis: Wenn der Mann eine Schandthat an seinem Weibe findet, so schreibt er ihr einen Scheidebrief und entläßt sie aus seinem Hause. Die Karaïten erlauben deshalb die Ehescheidung nur im Falle des Ehebruchs von seiten der Frau, während die orthodoxen Juden in Polen vor der Einführung der Zivilehe dem Manne sogar dann gestatteten, die Frau fortzuschicken, wenn sie ihm die Suppe versalzen hatte.

Digitized by Google

Die Glaubensartikel der Karaiten sind folgende:

1. Alle Weltkörper mit allem, was sie enthalten, sind erschaffen.
2. Der Schöpfer derselben ist nicht erschaffen.
3. Dieser ist einzig ohne gleichen.
4. Er hat seinen Diener Moses gesendet.
5. Er hat durch ihn ein vollkommenes Gesetz bekannt gemacht.
6. Man soll die Sprache des Gesetzes und die Deutung desselben verstehen.
7. Gottes Geist waltete auch über die übrigen Propheten.
8. Gott wird am Tage des Gerichtes die Toten erwecken.
9. Gott wird jedem nach seinen Werken vergelten.
10. Gott hat sein Volk in der Gefangenschaft nicht verlassen, ob er es gleich straft, daher muß man täglich sein Heil durch den Messias, den Sohn Davids, erwarten.

Später kommen noch einige Dogmen hinzu:

1. Gott ist unkörperlich und hat weder körperliche Eigenschaften noch Leidenschaften.
2. Nur er darf angebetet werden, außer ihm aber kein Wesen.
3. Das Gesetz Mosis ist das allein richtige.
4. Man darf zu dem Gesetz Mosis nichts hinzufügen und nichts davon wegnehmen.
5. Gott kommt und bestraft die bösen Gedanken ebenso wie die bösen Thaten.

Die Karaiten glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an die Belohnung im Himmel und an die Bestrafung in der Hölle, aber sie verwerfen die Seelenwanderung ebenso wie den Glauben an den Teufel und die Dämonen. Ihre Moral lautet: Die Seele ist moralisch lebendig, wenn sie stets das Böse meidet und stets das Gute thut. Die Seele ist gesund, wenn sie das Gute vom Bösen unterscheidet und den Willen hat, das Gute zu thun, sie ist krank, wenn sie das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden versteht, sie ist tot, wenn sie in ihren Sünden beharrt.

Ihr wichtigster Spruch lautet: Kannst du nicht, was du willst, so wolle, was du kannst. Der Messias wird nach ihrer Ansicht weder Wunder wirken noch Tote erwecken, aber er wird das zerstreute Volk Israel vereinigen, den Tempel in Jerusalem wieder erbauen und das Gesetz Mosis herstellen.

Die Karaiten leben musterhaft. Sie sind sehr mäßig. Sie sagen: Jeder, der wie ein Tier mehr ißt und trinkt, als nötig ist, um Hunger und Durst zu stillen, jeder, der für seine Kleidung mehr ausgiebt, als nötig ist, um sich gegen das Wetter zu schützen, verdient gesteinigt zu werden. Dagegen soll sich der Mensch nichts versagen, was das Gesetz erlaubt. Sie beten früh und abends knieend oder stehend mit gesenktem Kopfe. Der Betende soll vor seinem Herrn wie ein Sklave sein. Das Gebet darf nur in hebräischer Sprache gesprochen werden. Ihre Synagogen nennen sie Kneſſia, es sind hübsche Gebäude, welche sehr rein gehalten werden. Sie lesen am Sabbath Stücke aus dem Pentateuch

Digitized by Google

und ein Stück aus den Propheten. Sie haben weder Philakterien noch Zizit. Den Sabbat feiern sie sehr strenge und zünden im Hause selbst bei der strengsten Kälte kein Feuer an. In Galizien, wo dies im Winter unmöglich wäre, lassen sie es durch Christen anzünden. Sie beobachten die Gesetze beim Schlachten nicht, sondern essen nur keine kranken Tiere. Einen besonderen Wert legen sie auf das 19. und 20. Kapitel im III. Buch Mosis, welches vom Verbot des Götzendienstes sowie von den moralischen Gesetzen in bezug auf die Familie und das bürgerliche Leben handelt. Sie sind sehr rechtschaffen in ihrem Wandel und sehr keusch in Worten und Handlungen. Bei der Trauung versprechen sich die Eheleute eine ewige Einigkeit und Treue, nur die Untreue der Frau vermag die Ehe zu scheiden.

Die Karaïten findet man heute noch im Orient, besonders zu Aleppo, Konstantinopel, in der Tatarei, Egypten, in der Krim und in Galizien. Bei uns wohnen sie in den Städten Lodzk, Halitsch, Trozk, Krosny Ostro und in mehreren Dörfern. Sie zählen in Galizien nach der letzten Volkszählung über 40 000 Seelen.

Die Karaïten in Galizien, die ich in Krosny Ostro besucht habe, halten den Handel an sich, den Handel mit allem, was sie nicht selbst erzeugt haben, für verboten. Sie treiben Ackerbau, sie sind Fuhrleute, sie sind Handwerker und verkaufen nur die Erzeugnisse ihrer Agrikultur und ihres Handwerks. Sie handeln im großen nur mit Getreide und Vieh. Ihre Tracht ist nicht die orientalische der andern polnischen Juden, sondern die kleinrussische. Ihre Sprache ist nicht wie bei den andern polnischen Juden die korrumpierte deutsche, der sogenannte jüdische Jargon, sondern ein Gemisch von hebräisch und tatarisch, doch sprechen sie auch das Polnische und das Kleinrussische.

Ihr Begräbnisplatz soll das Thal Josaphat in Erinnerung bringen. Er macht einen großen, rührenden Eindruck. Es ist ein Hain, der in einer Schlucht zwischen Hügeln liegt. Auf diesen Hügeln stehen alte Bäume, deren Zweige ein grünes Dach bilden. Man glaubt sich im Orient. Man sieht weiße Steinplatten aufgerichtet, die aus dem Grün hervorblicken, Frauen in langen Kaftanen mit weißen Schleiern, gleich Gespenstern, welche beten und die Gräber schmücken.

Die Häuser der Karaïten sind geräumig und reinlich. Die Frau und die Kinder bewohnen den größten Teil. In jedem Hause findet man eine Abschrift der heiligen Schrift, denn jeder Karaïte ist verpflichtet, mindestens einmal in seinem Leben die Bibel abzuschreiben.

Die Karaïten werden von den anderen Konfessionen sehr geschätzt. Das Wort eines Karaïten gilt als die sicherste Zusage. Man hat sich seit Jahren für sie interessiert. Karl XI., König von Schweden, sendete im Jahre 1690 den Professor der hebräischen Sprache zu Upsala, Peringer von Lilienblatt, nach Polen, um die Karaïten zu studieren und ihre Bücher und Manuskripte zu kaufen.

Jakob Trigland, Professor in Leyden, schrieb 1698 einen Brief an die Karaiten in Polen und legte ihnen verschiedene Fragen vor. Diese Fragen beantwortete ein gelehrter Karaïte, Mardochai ben Nissan aus Krasni Ostro in

Digitized by Google

Galizien, in einem Buche, das er Dod Mardochai betitelte. Dieses Buch wurde in Konstantinopel in Folio gedruckt und erschien 1714 in Leipzig nebst lateinischer Übersetzung von Wolfius.

Graf Thadäus Czaki publizierte eine sehr gründliche Studie über die Karaïten in Polen. Er sagt, es sei unmöglich festzustellen, wann die Karaïten nach Polen eingewandert seien. Die ersten Privilegien erhielten sie von Sigismund I. in Luzk in Volhynien, später von Stephan Bathory in der Stadt Halisch in Galizien. Witold, Großherzog von Litthauen, führte im 13. Jahrhundert 383 karaïtische Familien aus der Krim nach Trozki, und Kasimir Jagello gab ihnen 1441 große Privilegien.

Graf Czaki fügt hinzu: Es ist aktenmäßig erwiesen, daß seit vier Jahrhunderten kein Karaïte in Polen gerichtlich bestraft worden ist. Dasselbe günstige Zeugnis stellt den Karaïten die österreichische Statistik aus. Die Karaïten leisten keinen Eid. Der österreichische Kodex gestattet ihnen statt des Eides vor Gericht den Handschlag zu geben, und dieser Handschlag hat größeren Wert als der Eid anderer. Da die Karaïten kein Blut vergießen wollen, waren sie früher vom Militärdienst ganz befreit. Seitdem jeder dienen muß, hat man ihnen gestattet, ihren Militärdienst in der Sanitätstruppe zu machen. Dazu sind sie gern bereit. Derselbe Karaïte, der auf dem Schlachtfelde sein Gewehr nicht abfeuern, sondern sich ruhig töten lassen würde, wird sich mit dem größten Mute den feindlichen Kugeln preisgeben, um die Verwundeten zu retten.

Gestatten Sie zum Schluß dem Romanzier, eine Geschichte zu erzählen, welche Ihnen am besten ein Bild von den Karaïten geben wird. Es ist aber kein Roman, den ich erzähle, sondern eine Thatsache, die ich von meinem Vater habe.

Der Graf Agenor Krasinski hatte sich mit einer jungen Baronesse Wodizka vermählt. Auf Wunsch seiner Frau machten die Neuvermählten keine Hochzeitsreise, sondern begaben sich sofort auf das einsame Schloß des Grafen, wo die Gräfin nach altpolnischer Sitte am ersten Tage den Schlüsselbund und damit die Herrschaft des Hauses an sich nahm. Am folgenden Morgen trat die junge reizende Frau in das Zimmer des Grafen und sagte: „Vor der Thür wartet ein sonderbarer Mensch, der den Kopf eines Juden und die Gestalt und die Tracht eines galizischen Bauern hat. Er verlangt Dich zu sprechen."

Der Graf begann zu lachen. „Ah! das ist ja mein Faktor, er ist ein Jude, aber ein Karaïte, und diese kleiden sich gleich den Bauern und treiben Ackerbau."

In jedem galizischen Hause hat man nämlich einen sogenannten Factor, der alle Geschäfte besorgt und stets ein Jude ist. Er ist fast immer treu und ehrlich, der Freund und Ratgeber der Familie. Sein Amt pflanzt sich oft von einer Generation auf die andere fort.

Die Gräfin ließ den Karaïten eintreten. Er hieß Abel. Es war ein großer, kräftiger Mann von etwa 60 Jahren, mit grauem Haar und Bart und einem offenen, ehrlichen Gesicht. Er trug keine Löckchen, wie die anderen polnischen Juden, war wie unsere Bauern gekleidet, in hohen Stiefeln, faltigen Beinkleidern,

Digitized by Google

die in den Stiefeln steckten, einem langen Rock von braunem, grobem Tuch, der mit einem Ledergürtel gegürtet war, und hatte eine Mütze von schwarzem Lammfell auf dem Kopfe.

Die Gräfin wurde bald vertraut mit ihm und verlangte eines Tages sein Heim zu sehen. Als der Graf sie zu Abel führte, war sie erstaunt, sein hübsches Haus zu sehen, seine gute Einrichtung, vor allem aber die Art und Weise, wie dieser Mann für die Frauen seiner Familie, seine alte Mutter, seine Frau und seine Schwester sorgte.

Der Graf lebte mehrere Jahre glücklich mit seiner Frau, welche ihn mit zwei Kindern beschenkte. Da kam die schreckliche Revolution von 1848. Der Graf wurde in die Verschwörung des polnischen Adels hineingezogen, er konnte sich nicht ausschließen. Er nahm an den Vorbereitungen zur Insurrektion teil und wurde sogar, da er Offizier gewesen war, zum Kommandanten eines Bezirks ernannt. Der 18. Februar war als Tag des Losbruches festgesetzt. Der Graf verschwieg seiner Frau, was bevorstand. Er sendete sie einige Tage vorher mit den Kindern nach Ungarn und vertraute sich, als sie fort war, seinem alten Faktor Abel an.

„Es ist möglich, daß die Revolution mißlingt," sagte er, „daß man meine Güter konfisziert, für alle Fälle gebe ich Dir mein ganzes bares Vermögen, Du wirst es treu bewahren und, im Falle ein Unglück geschieht, meiner Frau geben."

Abel gab sein Wort, und der Graf übergab ihm 80000 Gulden.

Am 18. Februar begann die Revolution. Der Adel, die Beamten und Diener der Edelleute ergriffen die Waffen, aber die Bauern, denen man große Versprechungen machte, blieben dem Kaiser von Österreich treu und machten sogar eine Kontre-Revolution. Überall wurden die Scharen der Insurgenten zerstreut, dann zogen Bauernbanden umher, verbrannten die Sitze der Herren und töteten alles, was ihnen in die Hände kam. Graf Krasinski rettete sich nach Krakau, dem einzigen Orte, wo die Revolution gesiegt hatte. Von hier aus zog eine kleine polnische Armee nach Galizien und traf Benedek, der späteren General von 1866, an der Spitze österreichischer Truppen. Man schlug sich bei Gdow. Die Polen wurden geschlagen, Graf Krasinski fiel auf dem Schlachtfelde.

Als die Ordnung wiederhergestellt war, kehrte die junge Witwe mit ihren Kindern zurück und fand einen Trümmerhaufen. Sie saß verzweifelt auf einem Haufen Steine, welche der Brand geschwärzt hatte, und starrte vor sich hin, den Kopf in die Hand gestützt. Sie wußte keinen Ausweg, alles war verloren. Da nahten Schritte, und die hohe, würdevolle Gestalt Abels wurde sichtbar. Er grüßte die Gräfin und blieb vor ihr stehen, ebenso traurig und ergriffen wie sie. Lange Zeit sprachen sie kein Wort. Dann begann die arme Frau:

„Ach Abel! mein armer Gatte, der Vater meiner Kinder, tot, unser Haus zerstört, keinen Kreuzer Geld, wir können betteln gehen, ich und meine Kinder."

„Wie das?"

„Ich kann doch nichts anfangen ohne Geld, und mein Gatte hat mir nichts zurückgelassen, nichts."

Digitized by Google

Da richtete sich Abel hoch auf, ein mildes Lächeln glitt über seine schönen, ernsten Züge, und indem er in die Brust griff und aus seinem groben Bauernrock eine große rote Brieftasche hervorzog, sprach er: „Sie brauchen nicht betteln zu gehen, Gräfin. Sie sind nicht arm, wir werden das Haus wieder aufbauen, hier ist Ihr Geld, das mir Ihr Mann anvertraut hat.“ Und er reichte ihr die Brieftasche mit den 80 000 Gulden.

Die Gräfin sah ihn erst erstaunt an, sie verstand nicht sofort den großen Charakter, dann aber warf sie sich weinend an die Brust des Greises, der sie wie ein Vater in seinen Armen empfing.

Abel führte hierauf die Gräfin und ihre Kinder in sein Haus und bat sie, bei ihm zu bleiben, bis das kleine Schloß wieder aufgebaut sei, dann eilte er, Arbeiter jeder Art zu bestellen und schon am folgenden Tage begann man den Schutt wegzuräumen, Ziegeln und Balken herbeizufahren, Kalk zu löschen, kurz hundert Hände regten sich, um aus den Trümmern ein neues Gebäude entstehen zu lassen.

Am nächsten Freitag Abend aber kleidete sich Abel mit besonderer Sorgfalt an und mit einer Würde, die fast Stolz war, schritt er der Synagoge zu und den Kopf erhoben, trat er in den Tempel Gottes, über dessen Pforte die Worte zu lesen waren:

„Hier ist der Eingang zu Jehovah,
Die Gerechten gehen hinein.“

Die Wasserkur im Hause.

Von

F. C. Müller.

Während noch vor einigen Jahrzehnten die Hydrotherapie trotz begeisterten Anklangs von mancher Seite gerade im ärztlichen Lager zahlreiche Gegner hatte, ist sie jetzt, wo sie ein Teil der großen medizinischen Wissenschaft geworden ist, ein unersetzbares Hilfsmittel in dem Rüstzeug der Heilkunst. Sie wird nicht nur in den Wasserheilanstalten geübt, sondern auch der praktische Arzt, ferne von derselben, bedient sich ihrer, um da eine natürliche und einfache Heilung zu erzielen, wo der Arzneimittelschatz im Stiche läßt. Aber auch der gesunde Volkssinn hat sich ihrer mit Eifer bemächtigt, und wenn wir heute sehen, wie eine Mutter ihrem an einer Halsentzündung leidenden Kinde, mit dem Bewußtsein Hilfe zu bringen, einen „Prießnitz“ umlegt, so ist dies nur dadurch zu erklären, daß die Lehren des Bauernarztes Gemeingut des Volkes geworden sind.

Wenn ich nun von „Wasserkur im Hause“ spreche, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß dieselbe in ganz differentem Boden wurzeln kann und dem-

Digitized by Google

gemäß auch verschiedenartig gehandhabt wird. Einerseits verstehen wir darunter diejenige Anwendung des kalten Wassers, die aus dem Volksinstinkt heraus entspringt und sich auf Umschläge und feuchtwarme Einpackungen beschränkt. Andererseits wird es häufig genug vorkommen, daß der in der Praxis stehende Arzt seinen Patienten die Vornahme hydrotherapeutischer Maßregeln anrät. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, haben wir es mit verschiedenfach temperierten Sitzbädern, mit kalten und warmen Wannenbädern, mit kalten Abreibungen und mit Douchen zu thun. Und drittens ist es möglich, daß der Besucher einer Wasserheilanstalt bei dem Verlassen derselben von dem Arzte den Rat erhält, eine bestimmte oder eine Reihe von bestimmten Prozeduren zuhause für eine gewisse Zeit fortzusetzen.

Wer jemals in der Lage war, die Heilwirkung des Wassers an sich selbst zu beobachten, der wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß mit dieser unkontrollierten oder zum mindesten wenig kontrollierten Wasserkur im Hause großer Schaden gestiftet werden kann. Da aber auch in vielen Fällen die vernünftige Anwendung des Wassers, das man ja jederzeit zur Hand hat, sehr segenbringend wirken kann, so will ich in kurzem auseinandersetzen, wie weit die Hydrotherapie im Hause gehandhabt werden kann, unter welchen Umständen und bei welchen Krankheiten sie nützt; ebenso will ich schildern, welche Bedingungen sie schadenbringend machen.

Wenn man dem hoch Fiebernden eine kalte Kompresse auf die glühende Stirne legt, bei Halsentzündungen den Hals in einen feuchtwarmen Umschlag einwickelt, oder endlich größere Geschwüre durch häufige Waschungen zu reinigen bestrebt ist, so handelt man mehr oder weniger instinktiv; der gesunde Verstand sagt im gegebenen Augenblick das Richtige. Wenn der Arzt, der einem Typhusfall mit hohen Temperaturen gegenübersteht, bei der Erreichung einer gewissen Temperaturgrenze ein kaltes Bad verordnet und dies so oft wiederholt, bis er des Fiebers Herr geworden ist, so sagt ihm seine Wissenschaft, daß das Fieber unnütz die Kräfte aufbraucht und daß er im kalten Wasser ein souveränes Mittel besitzt, diesen Feind zu bekämpfen. Diese Art von Wasserkur läßt sich in jedem Hause durchführen und wird, da sie unter ärztlicher Aufsicht und nach Prinzipien durchgeführt wird, deren Richtigkeit längst anerkannt ist, nicht zu beanstanden sein. Wir haben auch in dem eben Angeführten Thatsachen zitiert, die so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß man gar nicht mehr daran denkt, wie sehr wir der Hydrotherapie für sie dankbar sein müssen. Da ihr Nutzen ein klarer und allgemein bekannter ist, so haben wir uns hier nicht weiter mit ihnen zu beschäftigen.

Gehen wir nun zu denjenigen Prozeduren über, die schon mehr an ihre Abstammung aus der Wasserheilanstalt erinnern: ich meine die kalten Abreibungen und die Sitzbäder. Es ist jemand, überanstrengt durch Berufsgeschäfte, nervös und verstimmt geworden, er schläft schlecht, hat wenig Appetit und fühlt sich krank. Da hört er von irgend einer Seite, vielleicht von einem Freunde, der früher eine Wasserheilanstalt besucht hatte, von der nervenstärkenden Wirkung der kalten Ab-

Digitized by Google

reibung. Die Prozedur leuchtet ihm ein, und ohne sich nur von einem Sachverständigen untersuchen zu lassen, stürzt er sich mit Feuereifer auf das neue Mittel und — hat nicht nur keinen Erfolg, sondern wird noch nervöser.. Wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt der Hydrotherapeut seinen Patienten untersucht, wie er sich über die Beschaffenheit der Gehirnblutgefäße und über die Herzthätigkeit vergewissert, bevor er eine kalte Abreibung verordnet, und wie er dann durch eine Menge von Vorsichtsmaßregeln alle Schädlichkeiten ferne zu halten bestrebt ist, wie sehr endlich sein Personal geschult sein muß, um eine scheinbar so einfache Abreibung wirklich nutzbringend zu gestalten, dann wird einem erst klar, daß die Sache gar nicht so einfach ist.

Der eine hat überhaupt ein angeborenes Grauen vor kaltem Wasser und hüpft davon wie ein galvanisierter Frosch, wenn dasselbe seinem Leibe zu nahe kommt. Er reibt mit dem kaum benetzten Tuche schüchtern ein paarmal auf und ab und zieht sich dann an mit dem Gefühl, daß er etwas seinem Naturell vollständig Widersprechendes und darum sicher Heilsames gethan hat. Ein zweiter faßt die Sache schon viel mutiger an: er mietet sich einen gelernten Badediener, der ihn in der Frühe aus dem Bette herausholt und kunstgerecht abreibt. Der Badediener zieht, seiner Pflicht ledig, von dannen, und der Patient legt sich sofort wieder zu Bett, um in der Wärme desselben sich für die durchgemachte Abkühlung zu belohnen. Beide dürfen sich nicht wundern, wenn der gewünschte Erfolg ausbleibt. Das pure Gegenteil davon sind die sogenannten „Wasserfanatiker", die außer dem kalten Wasser nichts anerkennen und in ihrer Einseitigkeit weit über das Ziel hinausschießen. — Schlimmer steht es, wenn jemand, der zu Kongestionen geneigt ist und schwache oder brüchige Gehirnblutgefäße besitzt, auf die Idee gerät, sich kalt abreiben zu lassen. Da im ersten Augenblick der Kälteeinwirkung auf die Haut das aus derselben verdrängte Blut anderen, nicht abgekühlten Organen zuströmt, so können, wenn nicht vorher der Kopf durch eine kalte Kompresse geschützt ist, bedenkliche Zustände eintreten. Schaden kann also erwachsen dadurch, daß die Prozedur nicht richtig vorgenommen wird, und zweitens, daß man sie in einem Falle anwendet, der ihre Anwendung eigentlich verbietet. Sind alle Krankheitssymptome derartig, daß eine kalte Abreibung am Platze erscheint, und zeigt sich nirgends eine Gefahr (um dies sicher zu stellen, bedarf es einer gründlichen Untersuchung), dann soll die Abreibung von geschulter Hand vorgenommen werden, und die ganze übrige Lebensweise des Kranken muß mit diesem Eingriff in Harmonie gebracht sein. Aus dem warmen Bette heraus, mit genügender Abkühlung des Kopfes oder mit Einbeziehung desselben in die allgemeine Prozedur, wird dieselbe rasch und gründlich vollendet, bis die Haut das Wärmegefühl wieder gewonnen hat, dann zieht sich der Abgeriebene ohne Verzug an und geht im Freien spazieren. Nach kürzerer oder längerer Zeit stellt sich ein erhöhtes Wärmegefühl, reger Appetit und ein gewisses Behagen ein, welche drei Momente ein richtiger Gradmesser dafür sind, daß die Abreibung ihren Zweck erfüllt hat. Es ist selbstverständlich, daß die ganze Lebensweise während dieser Wasserkur derselben angepaßt sein muß. Wenn einer glaubt, er könne ungestraft

Digitized by Google

seinen früheren Gewohnheiten gemäß weiterleben und bis in die Nacht hinein hinter dem Bierkrug oder hinter den Büchern sitzen und hätte mit dieser kurzen Abreibung vollauf genug für seine Gesundheit gethan, dann läßt er sie lieber unterwegs. Die kalte Abreibung erhöht die Blutzirkulation in der Haut und entlastet die innern Organe vom Blut. Sie ist ein mächtiges Regenerativmittel und eines der natürlichsten. Aber gerade deswegen ist sie ein Fingerzeig, daß man auch die übrige Lebensweise naturgemäß gestalten soll: einfache reizlose Kost, Maß und Ziel in geistiger und körperlicher Arbeit und Verhütung gemütlicher Erregungen, das sind die Ratschläge, die so einfach klingen und so schwer befolgt werden.

Wir kommen nun zu einer zweiten Wasserprozedur, die im Hause sehr häufige Anwendung findet und auch ohne Schwierigkeit durchgeführt werden kann: es sind dies die Sitzbäder. — Sie werden bei unzähligen Krankheitsformen, oftmals ohne Kritik und noch dazu häufig auf die unvernünftigste Weise genommen: ohne Rücksicht auf die unmittelbar vorhergegangene Nahrungsaufnahme, viel zu kalt, oft abnorm lange Zeit, ohne genügende nachfolgende Frottierung oder gar ohne daran sich anschließende körperliche Bewegung. Bleibt dann jede Besserung aus, oder tritt gar eine Verschlimmerung des Leidens ein, dann wundert sich der Kranke darüber, da er doch glaubt, vollständig seine Schuldigkeit gethan zu haben. Lebhafter Blutandrang zum Kopfe, verbunden mit Ohrensausen, starkes Kältegefühl in den Füßen sind die nächsten Folgen unrichtig genommener Sitzbäder.

Wollen wir uns einmal die Wirkungsweise der Sitzbäder vergegenwärtigen, dann können wir darüber Klarheit bekommen, ob und wie sie im Hause mit Vorteil gebraucht werden. Die Form der hierzu nötigen Wanne ist wohl allgemein bekannt, und doch werden auch hier Fehler begangen. Wenn nämlich der vordere Rand derselben zu hoch ist, dann kann es sich ereignen, daß die in der Kniekehle verlaufenden Blutgefäße komprimiert werden, wodurch unangenehme Stauungserscheinungen auftreten. Die Gefahr, daß eine unpassende Wanne gebraucht wird, ist immer vorhanden, wenn jemand ohne ärztliche Aufsicht Sitzbäder nimmt, vielleicht gar eine eigentlich anderen Zwecken dienende Wanne aptiert.

Wir unterscheiden kalte, sogenannte abgeschreckte und warme Sitzbäder. Die ersteren erzeugen pro primo durch die Einwirkung des Kältereizes eine Kontraktion der Unterleibsgefäße und als darauf folgende Reaktion eine Erweiterung derselben. Während also am Anfang des kalten Sitzbades die beeinflußten Teile kälter und blutärmer werden, strömt nach einiger Zeit das Blut um so kräftiger zu und erzeugt eine Wärmeerhöhung. Mit andern Worten, wir erregen auf künstliche Weise einen gesteigerten Stoffwechselumsatz. Die Wirkung des Eingriffes wird sich regulieren lassen durch die größere oder geringere Kälte des Wassers. Man wendet am liebsten die abgeschreckten Bäder (von 18—24° C.) an, wobei man vorzügliche Resultate erzielt. Daß man im gegebenen Falle die Rückstauung zum Kopfe durch eine kalte Kompresse paralysiert, daß man für das Sitzbad eine Zeit herausfucht, die womöglich genau in der Mitte zwischen zwei Mahlzeiten liegt und es nicht gleich nach einem opulenten Mahle nehmen läßt, das sind eigentlich selbstverständliche

Digitized by Google

Dinge. Man wird ferner mit kurz dauernden Prozeduren beginnen, von 5 Minuten langsam auf 15—20 steigen (Ausnahmefälle können hier natürlich nicht berücksichtigt werden), man wird dem Patienten während des Bades möglichste geistige Passivität anraten und deshalb verbieten, daß er in der Wanne sitzend seine politische Zeitung liest. Endlich wird man dafür sorgen, daß die benetzten und abgekühlten Teile recht gründlich frottiert werden, daß unmittelbar an das Bad sich ein Spaziergang von mindestens ¼ Stunde anschließt und, last not least, daß die ganze Lebensweise eine naturgemäße wird.

Alles in der Welt hat seinen Grund! Bei einer Krankheit kann man nicht helfen, wenn man die krankmachende Ursache nicht erkannt hat. Dazu gehört aber auch noch, daß man diese Ursache aus der Welt schafft. Wenn daher der Arzt seinem Patienten, dessen Vergangenheit er genau kennt, Vorsicht in der Diät, Verhütung geistiger Anstrengung und Sitzbäder anrät, so darf der Kranke nicht glauben, daß er mit den letzteren, die kurz absolviert sind, allein seinen Zweck erreicht. Sie können natürlich nur dann wirken, wenn die übrige Lebensweise ihnen angepaßt ist.

Die Sitzbäder von mittleren Temperaturen sind vielleicht derjenige Teil der Hydrotherapie, der dem kranken Menschen am ersten als hilfebringend erscheint, weil sie sehr rasch Besserung bringen. Der Druck und die Schwere im Kopfe verschwindet, der Lebensmut wächst und damit auch das Vertrauen auf vollständige Genesung, kurzum, wir haben in den Sitzbädern ein Heilmittel, das in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sehr gern gebraucht wird und seine Heilkraft fast unmittelbar zeigt. Da man sie ohne große Schwierigkeiten im Hause nehmen kann, so läßt sich gegen ihre Anwendung nichts sagen, vorausgesetzt, daß sie nach einer Untersuchung des Allgemeinzustandes von sachverständiger Seite empfohlen sind. Der Kranke muß bei den ersten Sitzbädern, die er nimmt, ärztlich überwacht werden, die Einrichtungen sollen vernunftgemäß getroffen sein, und eine Regelung der gesamten Lebensweise während der Kur ist unbedingtes Erfordernis.

Ich will und kann mich hier nicht auf eine Besprechung der einzelnen Krankheiten einlassen, die durch Sitzbäder günstig beeinflußt werden. Es sind deren viele. Nur eine einzige will ich namentlich anführen, nämlich die Hämorrhoidalzustände, die wohl auf keine Weise leichter gelindert und rascher geheilt werden als durch Sitzbäder von mittleren Temperaturgraden. Bei der Häufigkeit der Erkrankung und bei den Qualen, die sie hervorruft, sowohl örtlich als auch in ihrer Rückwirkung auf die Stimmung und Arbeitsfähigkeit, ist ein so einfaches Heilmittel umsomehr zu begrüßen.

Heiße Sitzbäder werden viel seltener gegeben. Sie sind dann zu empfehlen, wenn krampfartige Zustände der Unterleibsorgane beseitigt werden sollen. Um nutzbringend zu wirken, muß die einzelne Sitzung länger ausgedehnt werden (auf 1—2 Stunden). Bei ihnen wird es wohl selten vorkommen, daß sie ohne Wissen eines Arztes gebraucht werden; darum kann ich ihre Besprechung mit diesen wenigen Worten schließen.

Digitized by Google

Es giebt nun noch eine Menge von hydrotherapeutischen Maßnahmen. Auf die gewöhnlicheren, wie kalte Abreibungen der Füße, Hand-, Arm- und Fußbäder kann man von selbst kommen. (Großen Wert haben bei Zuständen von Schlaflosigkeit die sogenannten Wadenbinden. Die untere Extremität wird bis zum Knie einfach mit einem in kaltes Wasser getauchten und dann gut ausgewundenen Stück festen Leinens umwickelt und ein trockenes Tuch darüber festgebunden. Oder noch einfacher: Man legt zuerst einen nassen Strumpf an und zieht darüber einen oder zwei trockene. Es entsteht dadurch eine lokale Hyperaemie der besprochenen Teile, wodurch das Gehirn blutärmer wird, was andererseits Schlaf erzeugt.) Die komplizierteren jedoch, wie Douchen, kalte und warme Irrigationen und ganze Einwicklungen, machen technisch solche Schwierigkeiten, daß ihre Anwendung ohne sachverständige Hilfe gefahrbringend ist. Ich kann hier kurz darauf hinweisen, daß in jüngster Zeit in Volks- und Schulbädern Einrichtungen getroffen sind, um eine größere Anzahl von Individuen gleichzeitig unter die Douche zu stellen. Ich verkenne dabei nicht, daß dies die billigste und bequemste Art einer Massenreinigung ist, aber bei dem schädlichen Einflusse, den eine Kopfdouche besonders auf jugendliche Personen übt, ist deren Anwendung direkt gefährlich. Der Vollständigkeit wegen spreche ich noch von den Wannenbädern: Zu kalt genommen, sind dieselben, falls keine ärztliche Überwachung möglich ist, zu widerraten. Ist das Wasser abgeschreckt, dann ist ihre Wirkung eine erfrischende, besonders, wenn nach dem Bade der Körper tüchtig frottiert wird. Die warmen Wannenbäder dienen meist bloß dem Zwecke der Reinigung. Nimmt man jedoch Temperaturen von nahezu Körperwärme und dehnt das in den Abendstunden gegebene Bad auf 1—2 Stunden aus, so haben wir ein vorzügliches Beruhigungs- und Schlafmittel.

Am Schlusse hätten wir noch diejenigen Fälle zu berücksichtigen, wo jemand nach dem Besuche einer Wasserheilanstalt noch für eine bestimmte Zeit die dort geübten Prozeduren zuhause an sich vornimmt oder vornehmen läßt. Diese Kategorie von Auto-Hydrotherapeuten ist am besten daran, denn sie sind genau unterrichtet, der Arzt hat sich selbst davon überzeugt, wie das Wasser am besten auf sie einwirkt. Sie sind über die Technik im klaren, haben Vertrauen in die Kur und wissen, daß ein Mißachten oder Vergessen der ärztlichen Ratschläge schwere Folgen haben kann. Aber — und leider giebt es auch hier ein aber — sie sind so gut Menschen wie die andern und werden leicht dazu verführt, mit der Zeit weniger vorsichtig zu sein. Sie können die Wasserkur zu lange, länger als es ihnen geraten war, zuhause fortsetzen und können, wenn sie einmal eine andere Krankheit haben, wie damals, als sie in die Wasserheilanstalt gingen, ihre Kenntnisse verallgemeinern und dann sehr leicht auf schlimme Wege geraten.

Darf ich das Gesagte kurz zusammenfassen? Die Anwendung des Wassers als Heilmittel im Hause kann große Vorteile, aber noch größere Nachteile haben. Ohne ärztlichen Rat sollte man eingreifende Prozeduren niemals vornehmen, ebensowenig sollte man vergessen, daß eine genaue vorherige Untersuchung und eine zeitweise Kontrolle notwendig ist. Will man das auf sich nehmen, dann kann man zu einem guten Resultate gelangen.

Digitized by Google

Aber das Beste ist noch immer, man schnürt sein Ränzel und zieht fort aus den Verhältnissen, welche die Krankheit heraufbeschworen, um an einem schönen Fleckchen Erde in sachverständiger Hand Gesundheit und Lust zum Leben und zur Arbeit wiederzugewinnen.

Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.

Einleitung.

Indem wir in folgendem eine Reihe von Briefen des hervorragenden Afrikareisenden Eduard Flegel an dessen Bruder aus dem Jahren 1876—85 veröffentlichen, halten wir es für angebracht, denselben zur besten Orientierung eine kurze Einleitung vorauszuschicken.

Am 13./1. Oktober 1855 zu Wilna in Rußland geboren, erhielt Flegel in Mitau und Riga eine durchaus deutsche Erziehung und siedelte, nachdem er Deutschland bereits früh auf Ferienreisen kennen gelernt, im Jahre 1871 ganz dahin über.

Vom März 1872 bis April 1873 weilte Flegel in München, woselbst er die Friedlein'sche Handelsschule besuchte und absolvierte. In jener Stadt hatte er das Glück, in hervorragenden Künstler- und Gelehrtenkreisen zu verkehren. Dort geschah es auch, daß er einer jungen Amerikanerin aus Boston begegnete, die ein Wilhelm von Kaulbach durch die Benennung „Veilchen" ausgezeichnet hatte, eine Begegnung, die sich für Flegel als im höchsten Grade bedeutsam wegen der nachhaltigen Neigung erwies, die er zu ihr faßte.

Noch durfte er ihr freilich nicht nahen mit seinen Wünschen, erst mußte eine ihrem Reichtum entsprechende Stellung in der Welt errungen sein, und so reifte in ihm mit rascher Sicherheit der Entschluß, über See zu gehen und dort mit Einsetzung der jungen Kräfte nach großen Dingen zu streben. Er ging zunächst nach Hamburg, um von dort aus die Verhältnisse in Afrika, speziell die von Guinea, zu studieren, und erkannte bald, wie sehr der große Sohn Hamburgs, Dr. Heinrich Barth, Recht hatte mit seiner Ansicht von der Wichtigkeit des Niger-Benuegebietes.

Im September 1875 schloß Flegel mit dem Hamburger Hause Gaiser & Witt einen dreijährigen Kontrakt und ging an die Sklavenküste, wo er abwechselnd in Lagos und Palma den Interessen des Hauses diente, zugleich aber nicht versäumte, sich für den Beruf eines Entdeckungsreisenden gehörig vorzubereiten; er suchte seinen Körper an Strapazen in dem gefährlichen Küstenklima zu gewöhnen, lernte arabisch und verschiedene Negersprachen und entwarf Pläne für die Zukunft.

So kam das Jahr 1879 heran, Flegel war aus dem Dienst des Handelshauses getreten und wartete nur auf günstige Gelegenheit, um seine Pläne zu

Digitized by Google

verwirklichen, was aber nicht so leicht war; denn dazu gehörten größere Mittel als diejenigen, über welche er zur Zeit verfügte. Und die erwünschte Gelegenheit bot sich. Der Rechnungsführer auf dem Missionsschiff „Henry Venn" von der Church Missionary Society mußte infolge von Erkrankung den Dienst aufgeben, und der Agent der Gesellschaft engagierte nun Flegel für den vakanten Posten, nachdem er ihm kurz zuvor die Fahrt als Passagier abgeschlagen hatte.

Daß Flegel es war, welcher der Expedition des „Henry Venn" den Benue hinauf von Juli bis September 1879 reiche geographische Früchte abgewann, ist bekannt. Mit diesen Früchten kehrte er über England nach Deutschland zurück, nicht um auszuruhen — daran dachte der durch den Erfolg Gestärkte jetzt nicht mehr —, sondern um seine umfangreichen Pläne in bezug auf Entdeckungen mit handelspolitischer und kolonialer Spitze im deutschen Interesse zu verwirklichen. Als er daher von deutscher Seite die erhoffte, wenn auch recht bescheidene erste Unterstützung erhielt, schlug er voll patriotischen Stolzes die weit günstigere Stellung in englischen Diensten aus und widmete sich fortan bis zu seinem tragischen Untergang Deutschland.

Sein Hauptziel war zunächst das Land Adamaua am mittleren und oberen Benue. Doch hatte er bereits auf der Expedition des „Henry Venn" Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß in Adamaua für einen europäischen Reisenden ohne Empfehlungen vom Sultan von Sokoto, dem Oberlehnsherrn des Landes, ein Vorwärtskommen undenkbar sei. Flegel mußte also zuerst die große Reise nach Sokoto unternehmen, welche er denn auch von September 1880 bis April 1881 mit gutem Erfolge ausführte.

Jetzt galt es, die Mittel zur eigentlichen Reise nach Adamaua zu beschaffen, die lange auf sich warten ließen, aber schließlich dem Reisenden doch die Möglichkeit gewährten, im Februar 1882 von Loko unter mißlichen Verhältnissen aufzubrechen. Dennoch ging die Reise gut von statten. Im Mai war Flegel in Kontscha, im Juni in Jola, der Hauptstadt von Adamaua, wo er jetzt vom dortigen Herrscher freundlich aufgenommen wurde, und Ende August hatte er auch die Genugthuung, die Quellen des Benue bei Nyaunden zu entdecken. Auf dieser Reise hatte ihn ein angesehener, dem Kaufmannstande angehöriger Haussamann, Madugu Mai-Gassin-Baki aus Kano, begleitet, der ihm sehr nützlich war. Von den Benuequellen wäre nun Flegel gern dem Zuge seines Herzens gefolgt, das ihn nach dem Kongo lockte, wenn ihn nicht der Mangel an Mitteln zur Umkehr genötigt hätte.

Nach so bedeutenden Erfolgen, wie die Reise nach Sokoto und die Entdeckung der Benuequellen sie unbedingt sind, hätte Flegel nun sehr wohl eine Ruhepause eintreten lassen können. Er hätte wohl daran gethan, nach Deutschland zurückzukehren und sein Augenmerk mit dem nötigen Aufwand an Ruhe und Zeit darauf zu richten, aus den verschiedenartigsten Elementen, wie sie das Leben bietet, die soliden Stützpunkte herauszufinden, die zur Vollführung jedes großen Werkes unerläßlich sind. Statt dessen glaubte er noch immer nicht genug geleistet zu haben, um in der Heimat in Anbetracht der Größe seiner Pläne als Autorität zu gelten,

Digitized by Google

obwohl die berufensten Beurteiler einig darin waren, seine bisherigen Leistungen als sehr hervorragende anzuerkennen. Ihm schien erst eine Reise vom Benue zum Kongo zu genügen, zu der er nach einem Sonett an Professor Neumayer in Hamburg „kühnlich schon sein Wort verpfändet."

Flegels Pläne waren in der That groß, seine Zuversicht indes nicht geringer. Gerade in dem Sommer von 1883 war es, daß er seine „Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrikaforschung und Kolonialpolitik" und zwei sehr bezeichnende Sonette gleichfalls kolonialpolitischen Inhalts verfaßte; im ersten dieser Sonette stellte er die kürzlich von einem hohen preußischen Staatsbeamten ausgesprochene Vorstellung von der Macht Deutschlands über See zwar als recht wünschenswert, aber doch noch lange nicht als erreicht dar, während in der zweiten die erlösende kolonialpolitische That dereinst gleichfalls vom Fürsten Bismarck mit Sicherheit erwartet wird, eine Erwartung, die sich bekanntlich in Jahresfrist glänzend erfüllte, obwohl die deutsche Nation in dieser Beziehung bei der Kürze der Zeit selbstverständlich auch heute noch keinen Vergleich mit den alten Kolonialvölkern aushielt. Doch kann sich das ändern, wenn der Wille da ist.

Während Flegel nun in Lagos von neuem zum Aufbruch rüstete, reifte in dem bekannten Hallenser Krösus Dr. Emil Riebeck der Entschluß, die Ideen Flegels in bezug auf praktische Unternehmungen im Niger-Benuegebiet von deutscher Seite aus verwirklichen zu helfen. Gleichwohl waltet von jetzt an ein unseliges Geschick über der deutschen Sache in jenem so verheißungsvollen Gebiet. Der Brief Riebecks, der auf die Empfehlung des Professors Kirchhof in Halle Flegel für sein Unternehmen gewinnen wollte, traf wenige Tage zu spät in Lagos ein, der Forscher war kurz zuvor, Anfang September, abgereist, seine Verbindung mit der Küste blieb für viele Monate unterbrochen, und erst im April des nächsten Jahres gelangte der wichtige Brief in seine Hände, nicht ohne große Freude in ihm hervorzurufen, da er sah, daß der von ihm ausgestreute Samen aufzugehen begann.

Mitten im Berglande von Adamaua, in Bagnio, traf ihn der Brief. Vergeblich hatte Flegel von hier aus zum Kongo vorzudringen gesucht. Der König von Tibati verweigerte ihm hartnäckig den Durchzug, auch mahnte ihn andauernde Krankheit, seinem Körper doch nicht das Aeußerste zuzumuten, und schließlich trug auch noch der Inhalt des Riebeckschen Briefes dazu bei, Flegel zu bestimmen, endlich wieder durch die Berührung mit dem Heimatboden stark zu werden.

Aber aus dem ersten so sehr verzeihlichen Fehler, daß Flegel nicht gleich im März 1883 nach Entdeckung der Benuequellen nach Deutschland zurückgekehrt war, floß das übrige Unheil, gewaltig anschwellend und schließlich im tragischen Untergang des Helden gipfelnd. Wohl ist dieser erste Fehler mehr als verzeihlich, kam er doch aus dem liebenswürdig bescheidenen Sinn Flegels oder, wenn man will, aus seiner Treue; er wollte sein Wort in bezug auf den Kongo einlösen, eine bei seinen Gönnern erweckte Hoffnung nicht unerfüllt lassen, aber viel kostbare Zeit und Kraft waren verloren und das äußerst wichtige Heimischwerden Flegels in Deutschland vermieden worden, was ihm später verhängnisvoll wurde.

Digitized by Google

Im August 1884 schiffte sich Flegel mit zwei Haussaleuten, dem bereits genannten Madugu Mai-Gassin-Baki und dessen Landsmann Madugu Dan Tambari, nach Deutschland ein und landete Anfangs Oktober in Hamburg. Der ehrenvolle, fast enthusiastische Empfang, der Flegel in Deutschland und speziell in Berlin zuteil wurde, ist allen Freunden und Verehrern desselben noch unvergessen. An Erholung war freilich nicht zu denken, da er sich bald vor die Erfüllung seiner kühnsten patriotischen Wünsche gestellt sah, und er war nicht der Mann, sich dabei zu schonen. Dadurch und durch den Klimawechsel, auch wohl durch etwas jugendliche Unvorsichtigkeit zog er sich Anfang Dezember eine schwere Lungenentzündung zu, von der er erst Anfang Januar genas. Inzwischen hatte aber die ebenso rücksichtslose wie geldmächtige Konkurrentin Flegels am Benue, die National African, jetzt Royal Niger Comp., die günstige Gelegenheit benutzt, in Flegel's Gebiet einzubrechen, um sich die Früchte seiner langjährigen Arbeit mit Gewalt anzueignen, nachdem er mehrfache Zumutungen, in ihre Dienste zu treten, auf das entschiedenste abgelehnt hatte, das letzte Mal noch während seiner Rekonvaleszenz in Berlin.

Während nun die afrikanische Gesellschaft einen Dampfer für Flegel bauen ließ und der Kolonialverein seinem Ehrenmitglied eine durch öffentliche Sammlungen aufzubringende Summe von 150 000 Mark in Aussicht stellte, war die deutsche Kaufmannschaft, deren Mitwirkung Flegel ganz speziell brauchte, weniger leicht zu erwärmen, ebenso zog sich Dr. Riebeck zurück, der Flegel für sich allein haben wollte. Auf einen sehr beachtenswerten Antrag des Großkaufmanns Colin in Stuttgart konnte Flegel leider zur Zeit nicht eingehen, weil er Senegambien betraf, während doch die deutsche Unternehmung am Benue durchaus zu Ende geführt sein wollte.

Anfang April 1885 verließ die von so viel Hoffnungen begleitete Expedition Flegels den Hafen von Hamburg, doch hätte er schwerlich ihre Leitung übernommen, wenn er an der Nachhaltigkeit der deutschen Kolonialbewegung für seine Zwecke am Benue den geringsten Zweifel gehabt hätte. Hierin hatte sich Flegel indes geirrt, während die Eifersucht der Engländer trotz der Berliner Niger- und Kongo-Akte eine sehr reale Macht blieb, und so war denn das Scheitern der Expedition und der Untergang ihres heldenmütigen Führers eine ebenso bedauerliche wie natürliche Folge der falsch berechneten Situation.

Auf die Einzelheiten dieser Expedition behalten wir uns vor, bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Flegels Tagebuch über jene Periode zurückzukommen.

1. Brief.

Palma, den 9. August 1876.

Lieber Karl!

Ich bin nicht mehr so schreibluftig wie früher und außer D., die eine ziemliche Portion von mir beschriebenen Papiers aufzuweisen haben dürfte, habe ich nur Wenigen pflichtschuldigst meine glückliche Ankunft an der Küste gemeldet und zwar weil ich freilich an überflüssiger Zeit zu bedeutenden Mangel habe, um meiner ehemaligen Neigung des zwecklosen Briefschreibens fröhnen zu können.

Digitized by Google

Entschuldige mich daher, so gut Du kannst bei unseren Verwandten und Bekannten, bitte sie, daß sie mich lieb behalten, bis ich wiederkehre, und in ihr Gebet einschließen, falls das nicht der Fall sein sollte, und daß sie mir trotz meines Schweigens — freilich eine starke Zumutung — wenn sie ein Stündlein freie Zeit übrig haben, schreiben sollen.

Ich glaube, es giebt kein zweites Land auf Erden, wo man so freudig einen Brief aus der Heimat begrüßt, als die Westküste Afrika's. Und wessen Briefe, Bruder, — sagst Du das Dir nicht selbst? — könnte ich mit größerem Interesse begrüßen als die Deinen?

An Stoff zur Korrespondenz kann's uns nicht fehlen. Der beste, glaube ich, und ein unversiegbarer zugleich betrifft unsere eigene Zukunft, indem wir das, was wir einst zu thun gedenken, gründlich besprechen. Laß uns dieser materiellen Welt zeigen, was idealer Sinn zu leisten vermag!

Du gehst auf selbstgewählter schöner Bahn vorwärts; ich habe mir auch ein Ziel gesteckt, es heißt: Afrika! Laß uns in Worten heute unsere großen Thaten gegenseitig ausführen, um zu sehen, wie sie dem Anderen behagen und was er daran auszusetzen hat oder ob er nicht einen klugen Rat zur besseren Erreichung der Ziele weiß, etwas wird vielleicht doch mit der Zeit zur Wahrheit.

Ich kann wohl die Wirklichkeit von den lockenden, schönen Bildern meiner Phantasie unterscheiden. Ich weiß: was ich thun werde, wenn es mir vergönnt ist, eine Zeitlang meinen Plänen ausschließlich zu leben, kann nur Stückwerk sein. Aber eine Biene allein kann die ganze Welt nicht mit Honig versorgen. Ich habe bescheidenen Sinn, und wenn es mir vergönnt ist, durch mein Streben auch nur einen brauchbaren Baustein dem stolzen Gebäude menschlichen Wissens und Erkennens anfügen zu können, so werde ich mich glücklich preisen.

Onkel K. würde mich zu großem Dank verpflichten, wenn er mir ein praktisches Buch empfehlen oder mich, wenn es seine Zeit erlaubt, mit seiner Erfahrung belehren wollte, wie man sich und Andere bei vorkommenden Krankheitsfällen helfen kann. Obwohl ich selbst kostenfreie ärztliche Hilfe laut Kontrakt habe, so befindet sich doch in Palma selbst selbstredend kein Arzt, häufig werden Leute von den unseren wie von den Dorfbewohnern krank, namentlich an Fieber, Diarrhöe, oft blutiger Diarrhöe; ferner sind Leberanschwellungen häufig.

Wir haben hier eine kleine Apotheke, auch ein Buch, wie sie auf der See von den Kapitänen gebraucht werden, doch halte ich von beiden nicht viel und hege auch den Wunsch, selbst eine kleine bewegliche Apotheke zu besitzen. Ersuche Onkel, mir mit gutem Rat dabei an die Hand zu gehen. Grüße ihn, sowie seine ganze Familie herzlich von mir.

Der Familie B. meinen herzlichen Gruß! Hat nicht eine meiner ehemaligen Gespielinnen oder Herr E. Zeit, mir ein Brieflein zukommen zu lassen? Die Eltern im Grabe grüße auch, wenn Du sie besuchst.

Meine Bitte, mir eine gute Uhr anzuschaffen, wirst du wohl erfüllt haben; ich füge eine zweite hinzu: kaufe mir einen Theodolith zu Azimuthal- und Höhenmessungen.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß es Dir gut geht und wünsche, daß es uns allen für die Zukunft besser gehe.

Dein Eduard.

2. Brief.

Lagos, den 20. Dezember 1876.

Lieber Bruder!

Ich bin seit dem 22. September nach Lagos zur Führung der Bücher berufen, weil der Buchhalter seiner Leber wegen nach Europa mußte, und werde wahrscheinlich für längere Zeit in dieser Stellung verbleiben. Das Klimafieber hat mir nun seinen Besuch abgestattet. Zwei Tage vor dem Jahrestage meiner Ankunft an der Küste am 8. Dezember mußte ich mich legen und sitze und liege noch heute, obwohl alles überstanden, auf Befehl des Arztes Kastoröl und Chinin schluckend, auf meinem Zimmer.

Die heutige Post brachte mir wieder einen Brief von D.; sie schreibt mir ganz heroisch, daß Du zum Manne herangereift wärest, der nun alles mit Ruhe tragen könne, was das Schicksal auch bringen mag, da Du den herbsten Schmerz überwunden, den ein junges Herz in dieser Welt auszukosten hat. Ist wirklich diese gewaltige Ruhe des Geistes in Dir herangereift? Es würde mich freuen, dies aus Deinem Munde zu hören, oder, da ja das nicht möglich ist, es schriftlich von Dir zu besitzen.

Es ist etwas Großes um die Ruhe des Gemüts; ich meine, nur eine unerschütterliche Überzeugung von der Unabänderlichkeit des Schicksals oder seiner eigenen Kraft kann diese Ruhe verleihen. Ich wollt', ich könnte durch das Erste die Ruhe für meine Person gewinnen, allein:

„Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu dringen!"

und doch und doch: „Von Jugend auf daran gewöhnt."

Trink' mal in Auerbachs Keller ein Glas auf das Wohl Deines Bruders in Afrika und, Bruderherz, laß bald von Dir hören. Grüße die Verwandten und sage ihnen, daß es mir gut geht.

Dein Dich liebender Bruder Eduard.

3. Brief.

Lagos, den 8. Juni 1877.

Lieber Karl!

Dein schon des Dankes würdiges Geschenk, die von mir gewünschte bewegliche Apotheke, ist nun bald drei Monate in meinem Besitz, ohne daß ich Zeit und die nötige Ruhe des Gemütes hätte finden können, um Dir dafür zu danken und von dem bunten und doch so einförmigen Leben, das ich hier führe, etwas mitzuteilen. Die Chininoblaten sind sehr angenehm zu nehmen, da man durch sie dem unangenehm bitteren Geschmack entgeht.

Inzwischen ist mir auch Nachricht von der Geographischen Gesellschaft in Berlin geworden. Dr. K. schreibt, daß ich mich nicht klar ausgedrückt habe,

Digitized by Google

ob ich in die genannte Gesellschaft oder in die Sektion dieser, die Afrikanische, aufgenommen zu werden wünsche. Da ich mit den Bedingungen für die Aufnahme in die erst genannte Gesellschaft nicht bekannt war, verwies ich ihn an Dich und schrieb Dir ausführlich über meine Zwecke und Wünsche, die dieser Eintritt mir erreichen helfen sollte; jedenfalls ist der Brief verloren gegangen, da, wie der Herr Sekretär schreibt, Du keine Auskunft über meine Absichten geben konntest.

Mit diesem Schreiben geht zu gleicher Zeit ein Brief an Dr. K. ab, welcher ihm alles Nötige mitteilt. Der Zweck meines Eintritts ist hauptsächlich der, mit für Afrika interessierten Persönlichkeiten in Berührung zu kommen und eine dauernde Verbindung mit denselben anzubahnen, ich stelle mich mit meinen Fähigkeiten der Gesellschaft als Mitglied derselben zur Verfügung und arbeite und nütze den günstigen Aufenthaltsort für die Gesellschaft, wie für mich und meine Pläne zugleich aus.

Ob und wie sich diese Idee am besten wird ausführen lassen im Verein mit meinen Verpflichtungen gegen das Geschäft, wird die Zukunft lehren; kann ich ohne dasselbe unter noch so bescheidenen Verhältnissen hier an der Küste existieren, um so besser; denn ich gewinne nicht nur den ganzen langen Tag für mein Streben, sondern werde auch frei von dem schwer fühlbaren Druck der Abhängigkeit.

Was denkt man bei euch darüber, daß die da hinten in der Türkei wieder aufeinander losschlagen? Die neuesten Nachrichten, die von Europa zu uns gedrungen sind, lauten recht weltbedrohend kriegerisch: England sei ein Bündnis mit Österreich eingegangen und habe Truppen nach Malta geschickt. Wird Deutschland neutral bleiben können, wenn „Europa hat Ruh" nicht mehr gesungen werden kann? Wird das Herz seinen ruhigen gleichen Gang beibehalten können, wenn das Blut in allen Adern des mächtigen Körpers siedet? Ich glaube schwerlich.

Der auf unserem Spaziergang nach Straßburg besprochene Fall könnte sich leider nach der augenblicklichen Lage verwirklichen und bald ein Weltkrieg auflodern, der seinen Einfluß auch nach unserer entfernten Küste erstrecken müßte, und darum will ich noch abstehen von meinem Vorhaben, mich hier naturalisieren zu lassen; wenn's Ernst wird, laß ich mich lieber vom Konsul nach Europa schicken, um in dem bekannten und gefürchteten blauen Rock mit einzugreifen in die gewaltigen Geschicke, die für den vorausgesetzten Fall eintreten müssen.

An Onkel habe ich auch noch nicht geschrieben, doch soll es bald geschehen, wenn ich nur erst wieder an Ort und Stelle bin. Ich soll Lagos wieder verlassen und wahrscheinlich wieder nach Palma. Meine Kisten und Kasten warten schon seit einer Woche in schönster Ordnung auf gefällige Ordre, doch ich muß ihnen Geduld predigen, bis der Herr Konsul und Chef-Agent in seiner Weisheit zum Entschlusse gelangt sein und mir das wohin und wann näher zu bezeichnen die Güte haben wird.

Bleibe gesund und schreibe bald Deinem Dich herzlich grüßenden Bruder

Eduard.

Digitized by Google

4. Brief.

Palma, den 6. Oktober 1877.

Lieber Karl!

Bezüglich Deines Gemütszustandes infolge des großen Leides, das auch Dich getroffen, weiß ich keinen Rat, da ich für mich in der gleichen Lage selbst keinen weiß; dennoch will ich Dir einige Gedanken mitteilen, die auch vielleicht schon veraltet sind, wenn sie Dich erreichen.

Der Kulturmensch kann sich nach drei Weisen in ein glückliches Dasein hineinflöten: 1. nach der aus „Zar und Zimmermann“: „O, ich bin klug und weise,“ wenn er die kurze Spanne Zeit, die ihm zum Leben gegeben ist, unter seinesgleichen, unter Menschen der Hochkultur verbringt und das Glück darin findet, diese aus viel Einbildung und ein Fünkchen Wahrheit bestehende Hochkultur mit Hilfe seines dürftigen Witzes zu übertrumpfen, oder 2., nach der Melodie des Kirchenliedes von der Welt und dem Jammerthale, mag das nun im christlich flauen oder faustisch welt- und himmelreformierenden Sinne vom Betreffenden aufgefaßt sein; dann wird er wieder das Glück im Genusse seiner selbst, dieses Mal jedoch fern von den Menschen der Hochkultur finden. Zu beiden bist Du nicht fähig, darum müssen wir uns an eine moderne Opernweise halten und nach ihr durchs Leben zu tanzen versuchen, denn die Weise, die ich meine, ist auch als Tanz bekannt und lautet: „Vorwärts mit frischem Mut,“ was keiner weiteren Umschreibung bedarf. Wonach alles, was lebt, sich sehnt, das ist die Befriedigung seiner zwiefachen Natur, seiner „zwei Seelen in der Brust,“ oder die vollständige Befriedigung — und das ist eine Unmöglichkeit vor dem Grabe.

Im Leben diese zwei Seelen zur größtmöglichen Harmonie zu bringen, d. h. unser Wollen und Handeln mit unserem Denken und Erkennen des Rechtes in Übereinstimmung zu bringen, ist alles, was wir vermögen, und bewußt der Unmöglichkeit der Erreichung eines Ideales, eines Vollkommenen überhaupt, bewußt unserer Schwäche und Kleinheit, nach dem Höchsten, dem Idealen vorwärts mit frischem Mut zu streben, ist der dritte und allein richtige Weg, das böse, sich und seiner Umgebung gefährliche Gefühl von den zwei Seelen in der Brust zu bekämpfen.

Gefährlich nenne ich dieses Gefühl, weil es im stande ist, jedem Glück und Ruhe zu rauben, der die Schlange an seiner Brust erwärmt, und gefährlich für dessen Umgebung auch, weil ein Mensch, der sich um Glück und Ruhe hat betrügen lassen, dieser nichts Gutes mehr zu bieten vermag.

Wo Dich dieses Schreiben wohl antrifft und wohin ich noch mit der Zeit gerate, das sind zwei Fragen, die ich augenblicklich noch nicht zu beantworten weiß. Aber eines weiß ich, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange sein wird. Ich war während meines Aufenthaltes in Lagos, wo viel Krankheit und eine unfruchtbare Arbeit mein Gemüt schon sehr bedrückten, durch persönliche Angriffe und Kränkungen, durch Gehässigkeit und Überhebungssucht meiner Kollegen dahin gebracht, meinen Kontrakt mitsamt einem Briefchen von Aussprüchen

Digitized by Google

meiner Anschauungen über das unleidliche Verhältnis meinem Vorgesetzten einzureichen.

Ich wurde wiederum nach Palma versetzt, wo ich neu auflebte und mich wieder gesund und kräftig fühle; mein Vorgesetzter hier machte mir Aussichten, mir bald seine Stellung einzuräumen, wenigstens sagte er, daß er sein Wort dafür eingelegt, mit der Betonung, daß dieses seinen Wert habe. Nun lullte ich mich in süße Hoffnung der künftigen Herrschaft und des sicheren Fortschreitens meiner Pläne für die Zukunft ein.

Da kommt am 28. September ein Brief, der mir anzeigt, daß die Erneuerung meines Kontraktes nicht gewünscht wird, ich also nach Ablauf der drei kontraktlichen Jahre entlassen bin, und somit sind die Aussichten auf einen anständigen Verdienst, der dann ja erst eintreten konnte, als das Fundament meiner Ideen für die Zukunft zerstört, da mir ja auch während dreier Jahre der Aufenthalt an der Küste kontraktisch verwehrt ist.

Die Stellung des Agenten in Palma wird dann wahrscheinlich einem Neffen des Chefs zuteil werden, der eben frisch von England an die Küste gesandt ist. Ich habe wegen Erlaubnis des ferneren Aufenthaltes an der Küste geschrieben, doch was kann's nützen, der Eintritt in ein Konkurrenzhaus ist mir unfraglich verwehrt, und sonst giebts keine Beschäftigung einträglicher Art hier für mich.

Ich muß also nach Ablauf der drei Jahre nach Europa zurück und ich denke, der Süden Frankreichs oder Spaniens ist der beste Ort, wo ich immer in Beziehung mit Nord- und Nordwestafrika bleiben kann und wohl auch wieder eine passende Stellung nach einer anderen Gegend der Küste finde.

Ich schreibe Dir noch weiter über meine Gedanken und Absichten und möchte auch bald von Dir in dieser Angelegenheit hören. Hast Du München besucht und wie bist Du aufgenommen bei Abgabe meiner heiteren Empfehlungen? Laß mich bald und ausführlich über alles hören. Und dann, bitte, teile D. noch nichts von diesem Zwischenfall mit, sie sorgt sich unnütz meinetwegen ab, und ihr thun frohe Stunden besser.

Ich bin entschlossen, mit Hintansetzung meiner Person Afrika liebend zu umwerben; darum wenn Du mir etwas darauf Bezügliches, etwa über die Gesellschaft unter dem Protektorat des Königs der Belgier oder einen anderen Weg, der zu meinen Zielen führt, mitteilen könntest, wird's mir sehr willkommen sein.

Mit herzlichem Gruß Dein Dich liebender Bruder

Eduard,

der bald das 25 jährige Jubiläum seiner Existenz feiern wird.

5. Brief

Palma, den 10. Februar 1878.

Lieber Bruder!

Trotz aller Widerwärtigkeiten bin ich inzwischen zum Agenten in Palma befördert; zwar habe ich einen der vielen Neffen des Herrn G., der erst wenige

Digitized by Google

Monate an der Küste ist, zum Teilhaber dieser Würde und wohl auch zum Wächter meiner Tugend dem Hause gegenüber beigeordnet bekommen als junior Agent, wodurch meine Stellung gerade nicht beneidenswert wird.

Indessen, ich bin so weit mit der Naturgeschichte zu meinem Troste vertraut, um zu wissen, daß aus einem Entenei kein Schwan zur Welt kommt und daß Geburt, wie man sich auch dagegen sträuben mag, immerhin in der Weltordnung viel zu bedeuten hat. Mein Herr Sozius ist übrigens ein ganz liebenswürdiger Junge, mit dem ich hoffentlich gut auskomme, wenn mir die Galle, von der man in den Tropen immer zu viel hat, nicht einen Streich spielt. Ich wollte mich hier anfangs im Sattel erhalten, doch habe ich es satt, jede Rücksichtslosigkeit schweigend hinzunehmen, und werde nun, auf die Gefahr hin, noch vor drei Jahren bei Dir zu sein, welche nicht groß ist, erforderlichen Falls einfach grob werden.

Ich habe bis heute noch keine Nachricht von dem Herrn Sekretär der Geographischen Gesellschaft in Berlin, ob ich aufgenommen werde oder nicht; verwende Dich, wenn Du kannst, auch dafür, daß ich Engagement als Kaufmann nach Zentral-Afrika erhalte bei der Internationalen Gesellschaft für Erforschung und Kultivierung genannten Erdstrichs zu Brüssel, welche unter dem Protektorat des Königs der Belgier vor nicht ganz einem Jahr ins Leben gerufen wurde.

Schreibe mir jedenfalls alles, was Du über genannte Gesellschaft in Erfahrung bringen kannst und verwende Dich bei vorkommender Gelegenheit für mich. Zu meinem Vorteile in der Sache wäre anzuführen der Entschluß, mit dem ich an die Küste gegangen, in Afrika meine Zukunft zu suchen, mein dreijähriger Aufenthalt an der Küste, Akklimatisierung meines Leibes, Kenntnisse im Umgang mit unseren schwarzen Brüdern und Schwestern, Kenntnis der Art und Weise des Handels, der sich in diesem Erdteil wohl überall sehr ähnelt, Vorkenntnisse des Arabischen und Begeisterung für die Sache. Physisch kannst Du mich rüstig genug hinstellen, um allen Beschwerlichkeiten ruhig entgegensehen zu können. Daß ich gut zu Fuß bin, weißt Du, und seit ich Agent geworden, sitze ich zu Roß, daß Du Deine Freude daran haben würdest.

Wenn ich nach Europa komme, müssen wir selbstredend die Zeit so gut wie möglich ausnützen, dann, wenn es sich irgend machen läßt, und das muß es wohl, gehe ich ein Jahr später wieder zurück und ins Herz hinein, selbst als ein heiliger Bonifazius der Afrikaner, wenn's nicht anders sein kann. An Italien dachte ich nun gerade nicht, Portugal, England, Frankreich sind mir wichtiger, ersteres insbesondere der Sprache wegen; nun, davon mündlich mehr.

Mit der Dummheit zu kämpfen möcht' auch ich versuchen; wenn auch Götter mit ihr vergeblich kämpfen, ist es nicht nötig, daß es Menschen eben so vergeblich thun. Dummheit ist eine Eigentümlichkeit unseres Geschlechtes, und folglich müssen wir damit besser umzugehen wissen als die ewigen Götter, denen das Verständnis für die Dummheit fehlt. Und soll es uns auch ergehen wie Viktor, der da singt:

Digitized by Google

„Die Blicke scharf, wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schar
In den Kampf der Geister gezogen.

Die Fahne hoch, gradaus den Speer:
Da wichen der Feinde Reihen;
O Reiterspaß, dem fliehenden Heer
Die breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß nichts wir wissen!
Da hab' ich langsam mein Roß gewend't
Und mich des Schweigens beflissen.

Zu stolz zum Glauben bin ich gemacht,
In die Felskluft niedergestiegen;
Die Welt da draußen ist oberflach,
Der Kern muß tiefer liegen.

Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verspinnwebt liegt's in der Ecken;
Doch soll drum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken."

Dann glücklich, wenn auch wir von uns sagen können:

„Noch reicht ein Blick, das Eulenpack
Und die Fledermäus' zu verjagen,
Noch reicht ein alter Eselskinnback,
Den Philisterschwarm zu erschlagen!"

Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

6. Brief.

Palma, den 28. Juli 1878.

Lieber Bruder!

So peinlich es mir ist, nur Andeutungen über wichtige Ereignisse daheim zu erhalten, da bei der großen Entfernung, die uns trennt, eine Beantwortung der vielen brennenden Fragen, die solche Andeutungen hervorrufen, nicht wieder unter zwei Monaten möglich ist, so will ich mich doch diesmal damit bescheiden, bis das Resultat Deiner Handlungen vorliegt. Was mich anbetrifft, so will ich Dich auf dem Laufenden zu halten suchen, selbst wenn der Gedanke noch nicht zur erfolgreichen That geworden.

Was Deine Bemerkung in bezug auf Dein vorletztes Schreiben anlangt, so hast Du meiner Überzeugung nach recht, da ich es nur zu gut selbst zu empfinden verstehe, wenn mir aus dem reinen Gefühl des gedrückten schweren Augenblicks ein Schreiben entschlüpft ist; aber unsere Empfindungen sind eben dem Gesetz der Aufeinanderfolge in der Zeit unterworfen, unser Geist und kritischer Verstand steht darüber erhaben und diesem Gesetz nicht Gehorsam schuldig da und kann somit durch seinen Protest uns dieser Schuld entsühnen.

Digitized by Google

Doch genug der Philosophie! Sage mir, wie steht's mit D.; Kapitän B. sagte mir, sie sei krank gewesen, doch drückte er sich sehr unbestimmt aus. Schreibe mir bald ausführlicher, was Dir über die Verhältnisse in Hamburg bekannt geworden. Ich möchte D. manches mitteilen, auch in bezug auf einliegendes Schreiben, doch da ich überzeugt bin, daß es sie angreift, weiß ich nicht, ob die Zeit geeignet ist. Wenn Du diese Mitteilung übernehmen willst, so bitte sie um die schwere Aufgabe des einstweilen noch ganz für sich allein Behaltens.

Wie Du nach beigefügtem Schreiben über mich urteilen wirst, weiß ich noch nicht, doch bitte ich das Wort dabei zu berücksichtigen: Wenn zwei dasselbe thun, so thun sie doch nie dasselbe. Wenn ich mich nicht frei halten kann, thue ich den Schritt nicht. Denn mir geht's, wie jenem Ibrahim, der stets beflissen war, Tugendwege zu betreten, doch vom Propheten nichts wissen wollte.

Dank für das Büchlein von J. J. Sturtz; es gab den Grund ab, beiliegende Kopie im Original zu gebären.

Grüße D. und München! Dein Eduard.

7. Brief.

Palma, 10. Dezember 1878.

Lieber Karl!

Nur um Dich meinem Versprechen gemäß auf dem Laufenden zu erhalten, diese wenigen Zeilen heute. Zwei Reisende, Deutsche, die auf eigene Faust sich in Afrika umsehen wollen, passierten Lagos. Den einen Herrn, Dr. Höpfner, hatte ich Gelegenheit zu sehen, er steht in Verbindung mit der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin und war seitens der deutschen Reichsregierung an unseren Herrn Konsul empfohlen.

Die Herren besuchten uns in Palma, der Doktor ist ein solider Deutscher in all' seinen Anschauungen und Plänen; ich wurde ihm als Führer selbstverständlich empfohlen, da meine Ideen nicht unbekannt sind und gern ins Heitere gezogen werden. Er zeigte Lust, als wir uns allein auf einer Lagunenfahrt aussprachen, mich mit sich zu nehmen, doch lehnte ich entschieden ab.

Es hat sich indessen noch manches hier in meiner Lage und in mir selbst auch geändert, wovon ein ander Mal, da es nur Kleinliches und Persönliches betrifft, und dann, aufrichtig gesprochen, ich will mich versuchen, und dazu giebt es kaum wieder so günstige Gelegenheit. Beiliegende Kopien zeigen Dir, wie ich vorgegangen bin in dieser Angelegenheit. Ich habe zwar noch keine Antwort von Lagos, das Erwartete bleibt über die Zeit aus, und vielleicht ist auch der Doktor schon aufgebrochen, allein ich hoffe, hoffe und harre. Du wirst den Schritt nicht mißbilligen, da Du mich selbst zum Missionarwerden Afrikas halber entschlossen siehst.

Wo bleibt mein Gewehr? Frage bei D. deshalb an und sorge und denke, wie ich es thun würde, wenn ich dort wäre, für sie; es wird wohl für den Fall, daß ich ins Innere gehe, so wie so eine Zeit kommen, wo ich das nicht werde, wie früher, durchführen können.

Lebe wohl und grüße jeden, der sich meiner erinnert!

In herzlicher Liebe Dein Bruder Eduard.

Digitized by Google

8. Brief.

An Bord des „Henry Venn," den 24. des Wonnemonats 1879.

Lieber Bruder!

Ich schwimme zum zweiten Male auf dem „frommen Heinrich" den Niger hinab. Die nächste Exkursion gilt dem Benue, den wir so weit, als die Umstände es irgend zulassen, hinauf befahren werden; hoffentlich werden wir die Konfluenz mit dem Faro erreichen und uns, wenn möglich, darüber hinaus umsehen.

Im Februar 1880 darfst Du sicher darauf rechnen, mich, wenn mir inzwischen nichts Menschliches begegnet, wiederzusehen. Suche es so einzurichten, daß wir dann ein paar glückliche Monate im Süden zusammen verbringen können. Ich muß mich von vier Jahren Afrika erholen und dann will ich auch wieder einmal sehen, was das Leben außer Strapazen sonst noch Angenehmes zu bieten hat.

Vielleicht kommen wir dann gemeinsam auch auf den richtigen Gedanken, wie ich meine Zukunft am besten gestalte. Ich bin schon gewillt, noch verschiedene Jahre dem schwarzen Erdteil zu opfern, aber alsdann muß ein friedliches, sorgenfreies Heim winken. Nicht wahr? Weniger nicht und auch nicht mehr kann ein vernünftiger Mensch beanspruchen.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Bruder Eduard.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten und die Aufklärungszeit.

Von

Georg Weber.

Zwei Tendenzen entgegengesetzter Art, die aber in derselben Grundtiefe wurzeln, bilden die Signatur der geistigen Zeitströmung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: eine destruktive und eine konstruktive. Jene verfolgen diejenigen Wortführer, welche die alten überlieferten Vorstellungskreise, Institute und Ordnungen mit den Kräften der Vernunft, der Erfahrung, der Geschichte bekämpfen und niederzuwerfen suchen. In die zweite Klasse gehören die strebsamen Geister, welche durch reformatorische Schöpfungen, wie sie der Zeitrichtung und der fortgeschrittenen Bildung entsprechen, eine neue Ära zu begründen, das Überlebte und Veraltete durch neue Vorschläge, Einrichtungen und Ideen zu überwältigen trachten. Beide Richtungen hatten ihren Mutterschoß in Paris, welches damals mehr als je den Anspruch machen durfte, an der Spitze der zivilisierten Welt zu stehen. Aber die Geistesfunken zündeten in allen europäischen Kulturländern dasselbe Feuer an, nur daß bei den romanischen Völkern die religiös-kirchlichen

Digitized by Google

Fragen in erster Linie standen, bei den germanischen dagegen, die schon in der Reformationszeit sich mit den römischen Institutionen zurecht gesetzt hatten, mehr die politisch-sozialen Anliegen erörtert wurden.

Die entschiedensten Gegner der Aufklärungsideen waren die Jesuiten. Es war daher natürlich, daß die tonangebenden Häupter und Führer der Zeitrichtung ihre Angriffe gegen die Väter der Gesellschaft Jesu wendeten, obschon mehrere derselben aus ihren Schulen hervorgegangen waren. Doch wäre die Aufklärungslitteratur allein nicht im stande gewesen, den mächtigen und fest gefügten Orden zu Falle zu bringen, wären die Jesuiten nicht zugleich mit den Regierungen durch ihre Einmischung in die weltlichen Dinge in Konflikt geraten. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die Gesellschaft Jesu eine weltgeschichtliche Stellung und Bedeutung gewonnen, die sich weit über die christlichen Länder erstreckte und in alle Gebiete des sozialen Lebens eingriff. Diesen Zwecken und Tendenzen blieben sie auch in der Gegenwart treu: als Beichtväter der Fürsten und Vornehmen suchten die Ordensglieder alle Aufklärung und Reformen fern zu halten; von ihren Schulanstalten blieben die Errungenschaften der Wissenschaft und der philosophischen Forschung ausgeschlossen; die Forderungen nach Gedankenfreiheit wollten sie durch die veralteten Institute der Ketzergerichte und der Zensur niederdrücken. Diese Tendenzen und Ziele konnten aber in einer Zeit, da die ganze gebildete Welt nach Aufklärung, Toleranz und Humanität strebte und der geistige Horizont sich nach allen Seiten erweiterte, keine Stätte mehr finden. Eine geistliche Korporation, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, die Welt unter die Anschauungen und Gebote der römischen Kirche und ihres Oberhauptes zu bringen, die Aufklärung des Volks zu hindern und dasselbe in der Unmündigkeit und in einem Vorstellungskreis von heiligen und göttlichen Dingen zu erhalten, welcher dem polytheistischen Altertum nahe verwandt war, welche die Bekehrung aller akatholischen Christen zum „alleinbeseligenden" Glauben als Hauptaufgabe auf ihre Fahne schrieb und sich allen Reformen und Neuerungen entgegenstellte, war in zu greller Opposition gegen die herrschenden Ideen. Die Jesuiten waren dem ganzen Zeitalter zum Gegenstand des Hasses und Ärgernisses geworden. Waren schon die Jansenisten gegen ihre schlaffe Moral und ihr Akkomodationsprinzip in die Schranken getreten, so stand jetzt ihre Erziehungsweise, ihr Eifer für den Marien- und Heiligenkultus, ihr Bestreben, das Volk im Aberglauben, in der Unwissenheit und geistigen Unmündigkeit zu erhalten, eine unfruchtbare Werkheiligkeit über praktische Tugend und Pflichterfüllung zu erheben, mit der ganzen Zeitrichtung im Widerspruch. Was aber bei den Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts noch ganz besonders den Haß gegen den Orden mehrte, war seine Einmischung in die politischen und kommerziellen Angelegenheiten. Gleich den großen Handelsgesellschaften, besonders der britisch-ostindischen Kompanie, bildete die Gesellschaft Jesu ein selbständiges Gemeinwesen innerhalb der Staaten; einen neuen kirchlich-staatlichen Organismus mit weltlichen und geistlichen Interessen und Zwecken, mit ausgedehntem Handelsverkehr, mit Wechselhäusern und Bankinstituten. Nicht nur, daß die Jesuitenväter den Aberglauben des Volks anwendeten,

Digitized by Google

um durch den Verkauf von Reliquien und geweihten Gegenständen die Gesellschaft zu bereichern, sie ließen sich auch auf Seehandel, Warenvertrieb und Geldspekulationen ein. Sie bildete ein festgegliedertes, hierarchisches Gemeinwesen, das nur zum Schein einer höheren Autorität unterstellt war, in Wirklichkeit aber durch allerlei sophistische Künste und Umgehungen nicht nur der weltlichen Obrigkeit, sondern selbst den Gesetzen und Verboten des Papstes sich zu entziehen wußte, wenn derselbe sich nicht ihren Vorschriften und Ratschlägen fügen wollte. Besonderen Anstoß erregte es, daß die Jesuiten ihren geistlichen Einfluß zu weltlichen Zwecken, zu Handelsspekulationen und Geldgewinn benutzten. Diese Einmischung der Ordensglieder in weltliche Geschäfte und ihre offene oder geheime Opposition gegen die Gesetze und Anordnungen der Staatsregierungen führten hauptsächlich ihren Sturz herbei, nachdem schon ihr moralisches Ansehen durch die Philosophie und polemische Litteratur untergraben und wankend geworden war. Geistige und politische Motive wirkten zusammen, um das kirchliche Oberhaupt so weit zu bringen, daß es der höheren Gewalt nachgab und das feste hierarchische Gefüge auflöste, dem es in erster Linie zu danken war, daß die Autorität der päpstlichen Kirche in den Stürmen der beiden vorhergehenden Jahrhunderte siegreich das Feld behauptete. Drei kühne und energische Staatsmänner, Pombal in Portugal, Aranda in Spanien, Choiseul in Frankreich, denen noch der Minister Tanucci in dem unter spanischer Herrschaft stehenden Königreich Neapel zur Seite stand, setzten den großen Kampf in Szene.

Als am Allerheiligentag 1755 das Erdbeben von Lissabon mit seinen schrecklichen Wirkungen in Portugal einen sittlichen und materiellen Notstand schuf und aller Herzen mit Schrecken und Verwirrung erfüllte, ließ König Joseph, der mit seiner Familie sich in dem Lustschloß Belem befand und dadurch dem Verderben entging, den Minister Pombal zu sich rufen und richtete die Frage an ihn: „Was ist zu thun, um diesem göttlichen Strafgerichte zu begegnen?“ Fest und ruhig antwortete dieser: „Herr, die Toten begraben und für die Lebenden sorgen.“ Diese Entschlossenheit imponierte dem Monarchen, und sein Vertrauen zu ihm war seitdem unerschütterlich. Er würdigte dessen hohen Genius, der seiner Regierung Glanz und Ruhm zu verleihen versprach, und schützte ihn gegen alle Anschläge und Kabalen der Gegner und Neider. Und nie hat ein Staatsmann mit mehr Umsicht und Entschlossenheit in Tagen der Not und des Schreckens gehandelt als damals Pombal. Über ein Jahrzehnt lag das ganze Regiment in seiner Hand, wurden alle Regierungsgeschäfte nach seinen Anordnungen ausgeführt. Rücksichtslos bekämpfte er jeden Widerstand. Es ist bekannt, mit welcher Umsicht und Energie er den Notständen des Augenblicks steuerte und zugleich die moralische Ordnung aufrecht erhielt, den Armen und Elenden Hilfe leistete, die Bösewichter und Frevler niederhielt, durch Wiederaufbau der zerstörten Stadt und durch zweckmäßige Einrichtungen das Unglück zu heilen bemüht war. Besonders aber hat der Name Pombals eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten durch sein energisches Vorgehen gegen die Jesuiten.

Digitized by Google

In den beiden Königreichen der pyrenäischen Halbinsel hatten seit der Gründung des Ordens durch den Spanier Inigo de Loyola die Jesuitenväter den größten Einfluß erlangt; sie waren nicht bloß die Beichtväter und Gewissensräte der ganzen königlichen Familie, der Häupter des Adels und der Hofwelt, auch in den Angelegenheiten der Politik wurden sie um Rat gefragt. Besonders hatte König Johann V., ein dem Klerus mit großer Devotion ergebener Monarch, den Ordensbrüdern sein Vertrauen und seine Gunst zugewendet. Die wichtigsten Ämter und Hofstellen gingen gleichsam durch ihre Hände; Schulen und wissenschaftliche Anstalten standen unter ihrer Leitung und Pflege, die Missionen in den Kolonien wurden von ihnen besorgt. Dieser Freundschaftsbund zwischen der weltlichen und geistlichen Macht erlitt unter Pombal einen heftigen Stoß, als der hierarchisch-patriarchalische Jesuitenstaat Paraguay wegen des benachbarten portugiesischen Koloniallandes mit der Regierung von Lissabon in Krieg geriet, und zugleich die Väter im Mutterlande gegen das Regiment Pombals agitatorisch vorgingen. Die fortgesetzten Feindseligkeiten des Ordens reizten zu energischen Gegenmaßregeln. Es war ein ganz unerhörtes Ereignis, als in einer Septembernacht die Beichtväter des Königs, der Königin, der Infanten in das Jesuitenkloster gebracht und allen Religiosen des Ordens verboten wurde, ohne ausdrückliche Erlaubnis bei Hofe zu erscheinen. Bald darauf legte der portugiesische Gesandte in Rom dem Papste eine Reihe von Aktenstücken vor, worin die Entartung und Verweltlichung der Gesellschaft Jesu dargethan war, ihre Handelsunternehmungen, ihre Wucher- und Geldgeschäfte, ihre Beteiligung am Verkauf von Sklaven und am Schleichhandel, ihre politischen Umtriebe im Königreich wie in den Kolonien. Die eingeleitete Untersuchung hatte wenig Erfolg, da Benedikt XIV. ganz unter dem Einfluß des Ordens stand. Da geschah es, daß König Joseph bei einer nächtlichen Fahrt von einem Mordanfall bedroht ward. Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß mehrere Glieder des höchsten Adels, vor allem die Familie Tavora, bei dem Komplott beteiligt waren. Der König sollte getötet und Pombals Machtherrschaft gestürzt werden. Da die Familie Tavora in nahen Beziehungen zu den Jesuiten stand, so lag der Verdacht nahe, daß sie die Urheber der Verschwörung seien. Die Schuldigen und Verdächtigen unter dem Adel wie unter den Ordensgliedern wurden von schweren Strafgerichten betroffen, unter ihnen der Pater Gabriel Malagrida, ein Vertrauter der Familie Tavora, der in Portugal das Ansehen eines Heiligen genoß. Und nun wurde im Laufe des Jahres 1759 eine Reihe von Maßregeln gegen die Gesellschaft Jesu in Anwendung gebracht, die ihrer Existenz und Wirksamkeit in allen der portugiesischen Krone unterworfenen Ländern ein Ende machten. Königliche Ausschreiben untersagten den Jesuiten das Verlassen ihrer Klosterwohnungen und den Verkehr mit Weltlichen, hemmten ihre Wirksamkeit im Beichtstuhl und auf der Lehrkanzel, belegten das Vermögen der Gesellschaft und ihre Schriftstücke mit Beschlag. Der Papst ließ geschehen, was er nicht zu verhindern vermochte: der Zeitgeist, die öffentliche Meinung, die Vorurteile und Abneigungen der Regierungen und der herrschenden Klassen waren mächtiger als die kirchliche Autorität. Papst

Digitized by Google

Clemens XIII. mußte sich begnügen, die Beschuldigten und Angegriffenen der Milde des Königs zu empfehlen. Doch konnte man sich in Rom nicht entschließen, die Jesuitenväter in Portugal einem weltlichen Tribunal zu unterwerfen; man fürchtete, es möchte eine Wiederholung des Prozesses gegen die Tempelherren in Szene gesetzt werden. Das Breve, welches die Erlaubnis zu dem Gerichtsverfahren gegen die angeschuldigten Kleriker erteilte, war mit so vielen Kautelen versehen, daß es zu einem umfassenden Prozeß, wie ihn der Minister beabsichtigte, nicht hinreichte.

Pombal ließ sich indessen von seinem Vorhaben, dem Einfluß der Jesuiten in Portugal ein Ende zu machen, nicht abhalten. Er bewog den König, die Annahme des Breve zu verweigern. Es sei ein Eingriff in die Prärogative der Krone, wenn man Leute, welche Unterthanen zur Empörung verleitet und sich in hochverräterische Komplotte eingelassen, dem Arme der Gerechtigkeit entziehen wollte.

Dieser Kriegserklärung gegen Rom ließ der Minister einen Gewaltakt folgen, welcher die ganze Welt in Erstaunen setzte. Er gab den Befehl, daß alle Religiosen der Gesellschaft Jesu aus ihren Ordenshäusern und Klöstern abgeholt und zu Schiffe nach dem Kirchenstaate geführt würden. Dieser Befehl wurde mit großer Härte vollstreckt. Zwei ragusanische Schiffe, die kaum den nötigen Raum hatten, führten etliche hundert, meistens bejahrte und an ein gemächliches Leben gewöhnte geistliche Männer nach Civita vecchia, wo sie über zwei Monate in kalter Jahreszeit in den Kajüten ausharren mußten, bis Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme getroffen waren.

Dieser kühne Gewaltstreich gegen den mächtigen Orden, dem einige Zeit nachher die Hinrichtung des hochverehrten Pater Malagrida die Krone aufsetzte, war der Anfang eines mehrjährigen feindseligen Verhältnisses zwischen Lissabon und Rom, das einem kirchlichen Schisma nahe kam. Es mochte dem Minister die englische Episkopalkirche vor Augen schweben, nur daß Dogma und Glaubenslehre keine Eingriffe erfuhren. Dazu konnte er nur auf dem Wege der Aufklärungsphilosophie gelangen. Mit richtigem Blick erkannte Pombal, daß nur durch Hebung und Verbreitung der Volksbildung die Nation von der Macht der Hierarchie und von den Banden des Aberglaubens und der Priestermacht befreit werden könnte. Darum war er unermüdlich bestrebt, durch Aufklärungsschriften, durch Errichtung von Volksschulen und Unterrichtsanstalten aller Art, durch Herbeiziehung fremder Lehrer und Buchdrucker der geistlichen Herrschaft auf immer zu steuern, im Gegensatz zu den unfruchtbaren Mönchsschulen praktische Anstalten für das Leben und für nationale Bildung zu gründen. Vor allem wurde die Autorität des Staats gegen kirchliche Eingriffe sicher gestellt. Als ein Kanonikus gegen das Urteil einer Staatsbehörde in einer Pensionssache Einspruch erhob und mit der Exkommunikation drohte, wurde diese Anmaßung durch ein königliches Dekret zurückgewiesen und dabei in scharfen Worten betont, daß die Krone die Macht und Pflicht, die Unterthanen zu schirmen, unmittelbar von Gott habe, und daß es eine Mißachtung der souveränen Fürstengewalt sei, die in zeitlichen Dingen

Digitized by Google

keinen höheren anerkenne, wenn die Kirche, statt das Erbe und den Weinberg des Herrn zu verteidigen, die königliche Autorität angreife. Darauf wurde verfügt, daß keine Exkommunikation über Behörden oder Beamte ohne unmittelbare Kognition des Königs verhängt werden dürfe. Um der Vermehrung des Kirchenvermögens und den erbschleicherischen Künsten des Klerus Schranken zu setzen, erging die Verordnung, daß alle Ordensleute, weibliche wie männliche, bei ihrem Eintritt in eine geistliche Körperschaft von jedem väterlichen und mütterlichen Erbteil ausgeschlossen seien. Schenkungen, fremde Legate und Vermächtnisse für Seelenmessen wurden beschränkt und durften einen bestimmten Vermögensteil nicht übersteigen. Eine große Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern wurden aufgehoben und die Aufnahme von Novizen vor ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr und ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs verboten, alle ohne königliches Placet bekannt gemachten päpstlichen Bullen und Breven, insbesondere die von den Jesuiten heimlich eingeführte Bulle „in Coena domini" gegen Irrlehrer, Ketzer und Schismatiker wurden für ungiltig erklärt, die Unterscheidung zwischen „Neuen Christen" und „Alten Christen" aufgehoben und dadurch die Rechtsungleichheit, die bisher die ersteren von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen hatte, beseitigt, Feiertage und Prozessionen wurden vermindert. Durch diese Gesetze und Verordnungen wurden auch die Befugnisse und der Geschäftskreis des Inquisitionstribunals eingeschränkt, wenn gleich das Amt selbst noch fortbestand, aber mehr im Dienste der Regierung als der kirchlichen Rechtgläubigkeit angewendet ward. Doch kamen keine Autos da fé mehr vor, man begnügte sich mit Gefangenhaltung.

Die Jesuiten glaubten die feindselige Stimmung, welche in Portugal und in den Bourbonischen Ländern gegen den Orden sich so scharf kund gab, durch die Autorität des von ihnen beherrschten Papstes Clemens XIII. niederhalten zu können. Sie bewirkten eine päpstliche Bulle, welche, bekannt unter dem Namen Apostolicum pascendi munus eine Apologie des Ordens gegen alle wider ihn erhobenen Nachreden enthielt. Aber das Schriftstück hatte den entgegengesetzten Erfolg: in Neapel und Venedig wurde die Bekanntmachung und Verbreitung verboten, in Frankreich übergab man das Schriftstück an manchen Orten den Flammen, in Portugal, wohin es auf Schleichwegen gelangte, wurde auf Antrag des Kronanwalts in einer durch Beiziehung der angesehensten Theologen und Juristen verstärkten Staatsratssitzung die Erklärung abgegeben, die Bulle, welche die Jesuiten durch unwürdige Kunstgriffe erschlichen hätten, verletze die Rechte der Krone, gefährde die Ruhe des Reichs und störe den Frieden der Kirche. Ein eignes Gesetz belegte daher das Besitzen, Drucken und Verbreiten derselben mit schweren Strafen. Als Antwort auf die Bulle richtete König Joseph ein Schreiben an Clemens XIII., worin er unter Versicherung seiner Ehrfurcht für den heil. Vater selbst sein Bedauern aussprach, daß derselbe einen Orden in Schutz nehme, der sich die Ermordung der Fürsten, die Aufwiegelung der Unterthanen, die Störung des öffentlichen Friedens durch Schriften und Thaten zum Ziele seines Strebens gesetzt. Nicht ohne Gewissensbeklemmungen schritt der König auf diesem Wege gegen die Kurie fort. Aber der Geist Pombals beherrschte den seinigen. Ohne

Digitized by Google

die Bestätigung des Papstes einzuholen, wurde der erzbischöfliche Stuhl von Bahia eigenmächtig besetzt, der Bischof von Coimbra, der sich in einem Hirtenbrief scharf gegen die Maßregeln der Regierung aussließ, seines Amtes entsetzt und in Haft gebracht; das Censoramt oder „Tribunal des Gewissens“ zu strenger Überwachung aller klerikalen Schriftstücke angehalten. Auf der Bühne sah man den ins Portugiesische übersetzten „Tartüffe“ von Moliere im Jesuitenornat erscheinen. Man fing an, sich an den Gedanken einer Trennung von Rom zu gewöhnen. Die Erzbischöfe erteilten kirchliche Dispensationen auf eigene Hand; erledigte Pfründen wurden durch die Regierung besetzt; die Frage über den Primat des römischen Bischofs wurde geschichtlich erforscht und die Selbständigkeit des Landesepiskopats nachgewiesen; die portugiesische Geistlichkeit machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß Staat und Kirche einen unauflöslichen Bund mit einander schließen, Krone und Episkopat wie in England zu einem einheitlichen Organismus zusammenwachsen möchten. Wie sehr immer der in seinem Gewissen geängstigte König eine Aussöhnung wünschte und anstrebte, der Papst selbst machte sie unmöglich durch das eigensinnige Beharren auf der Rückberufung der ausgewiesenen Jesuiten. Wie hätte Pombal auf eine solche Bedingung sich einlassen können! So dauerte das feindselige Verhältnis fort und erweiterte sich zu einem Kampf aller romanischen Völker gegen das Pontifikat.

Denn kurz zuvor hatte sich auch in Frankreich und Spanien ein heftiger Sturm gegen die Gesellschaft Jesu erhoben. P. Lavalette, Generalsuperior der Missionen in den französischen Inseln Westindiens, trieb große Handelsgeschäfte nach den Seeplätzen seiner Heimat. Einst hatte er bei einem Marseiller Haus bedeutende Geldsummen auf Wechsel bezogen, die durch Kolonialwaren gedeckt werden sollten. Aber die Schiffe mit der Ladung wurden während des Krieges von den Engländern weggefangen, was den Fall des Hauses zur Folge hatte. Nun stellten die Marseiller Kaufleute an den Orden die Forderung, daß derselbe für den Schaden aufkomme, da der Handel mit Gutheißung der Gesellschaft Jesu und zu ihrem Vorteil von dem Missionsvorsteher viele Jahre lang unterhalten worden. Das Konsulargericht der Seestadt fand die Forderung begründet; allein der General und seine Berater in Rom verweigerten die Zahlung und boten den Kaufleuten dafür Seelenmessen an. Sie rechneten auf ihren Einfluß bei Hofe; war doch der Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, ein Mitglied des Ordens. Dort aber war eine ihnen ungünstige Wendung eingetreten. Perusseau hatte von dem Könige verlangt, daß er die Marquise Pompadour aus dem Schlosse entferne. Die Mätresse machte umsonst geltend, daß sie zu dem Monarchen nur noch in einem Verhältnis der Freundschaft lebe, frei von jeder unreinen Leidenschaft, und daß ihr Rat und Einfluß dem König unentbehrlich, für Staat und Kirche vorteilhaft sei; der Beichtvater beharrte bei seinen Ermahnungen. Die Pompadour trug daher dem Orden Groll, und ihre Gesinnung wurde von Choiseul geteilt. Dem Voltairianer war ja ohnedies das ganze jesuitische System aus Grundsatz verhaßt. Unter solchen Umständen war es ein unüberlegter Schritt, daß der Orden, statt auf eine Ausgleichung bedacht zu sein,

Digitized by Google

darein willigte, daß der Prozeß vor der großen Kammer des Parlaments verhandelt ward, dessen Räte dem Jansenismus zugethan waren. Die Sache erregte das größte Aufsehen: während der Gerichtsverhandlungen wurde in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich zu den Sitzungen drängte, so viel Nachteiliges über die schlaffe Moral und die verderbten Grundsätze der Gesellschaft Jesu vorgebracht, daß das Urteil, der Orden sei nicht nur zur Zahlung der Wechsel und Gerichtskosten, sondern auch zum Schadenersatz verpflichtet, mit allgemeinem Jubel vernommen ward. Damit war die Angelegenheit jedoch noch nicht zu Ende. Das Parlament verlangte, daß die Konstitutionen des Ordens vorgelegt würden, und ernannte eine Kommission zur Prüfung derselben. Der Bericht, den diese über das Gesetzbuch vortrug, bewog den Gerichtshof zu dem Ausspruch, daß die Statuten des Ordens mit den Gesetzen des Reiches und den Privilegien der Nation unverträglich seien. Die Gesetzlichkeit seines Bestehens überhaupt sei zweifelhaft, seine Beseitigung könne jederzeit verfügt werden. Die Gerichtshöfe der Provinzen traten diesem Ausspruche bei, ja einige gingen noch weiter in ihrer Verdammung. Eine Anzahl jesuitischer Schriften wurde als gefährlich für die christliche Sitte und monarchische Staatsordnung erklärt, die eingeforderten und abgelieferten Exemplare zerrissen oder verbrannt. Eine Menge von Flugschriften für und wider brachten die Sache vor die Nation und mehrten die Aufregung. Man machte aus ihren Schriften Zusammenstellungen ihrer bedenklichen Moraldoktrinen und kasuistischen Entscheidungen; man schrieb Annalen, worin die verderbliche Wirksamkeit der Brüderschaft in grellen Farben dargestellt war. Die öffentliche Meinung sprach sich allgemein für die Auflösung aus; selbst gemäßigte Stimmen konnten nicht verschweigen, daß für die französischen Ordensglieder eine Abänderung der Statuten und eine von dem römischen Ordensgeneralat unabhängigere Konstituierung notwendig sei. Es war nicht leicht, den König zu entscheidenden Schritten zu bewegen: er hatte zu lange unter der Macht jesuitischer Beichtväter gestanden, als daß nicht sein religiöses Bewußtsein vor einem Gewaltstreich zurückgebebt wäre. Er holte die Gutachten der französischen Geistlichkeit ein; er verbot den Parlamenten ihre Beschlüsse auszuführen oder öffentlich bekannt zu machen; er verhinderte oder sistierte die gegen die Kollegien verhängten Beschränkungen. Erst als die dem Orden feindlich gesinnte Umgebung des Königs dem seit dem Attentat Damiens' ängstlich gewordenen Fürsten bewies, daß nach jesuitischen Doktrinen der Königsmord in gewissen Fällen erlaubt sei, und ihn mit der Besorgnis erfüllte, das Parlament könne, wenn man in der Jesuitenfrage seinen Beschlüssen und Willensäußerungen noch länger widerstehe, die Eintragung neuer Finanz- und Steueredikte verweigern und dadurch der Regierung die Möglichkeit entziehen, die Kriegsgelder aufzubringen, wurde er endlich bewogen, den von der öffentlichen Meinung so hart verurteilten Orden nicht länger unter seinen Schutz zu nehmen. Er machte zunächst den Versuch, eine Abänderung der Statuten für Frankreich zu erzielen: dem Ordensgeneral Ricci wurde der Vorschlag gemacht, er möge einen Vikar ernennen, welcher in Frankreich seinen Sitz haben und auf die Landesgesetze verpflichtet werden sollte.

Digitized by Google

Als aber Ricci, ein Mann der Autorität und des strengen Kirchenregiments, das Verlangen zurückwies mit dem bekannten Ausspruch sint ut sunt, aut non sint, gab Ludwig endlich seine Einwilligung zu einem Regierungsbeschluß, worin erklärt war, daß das Bestehen der Gesellschaft Jesu in ihrer dermaligen Verfassung unvereinbar sei mit dem Staatswohl, indem sie die Autorität aller Souveräne untergrabe; ihre Kollegien und Ordenshäuser sollten daher geschlossen, ihr Vermögen mit Beschlag belegt und teils zu Unterrichtsanstalten, teils zu anderen Zwecken der Staates oder der Kirche verwendet werden. Die einzelnen Mitglieder durften als Weltgeistliche kirchliche Dienste verrichten; als man aber wahrnahm, daß sie fortfuhren nach den Regeln des Ordens zu leben, wurde ihnen durch Parlamentsbeschluß der Eid abgefordert, daß sie ferner den Konstitutionen entsagen und keine Verbindung mehr mit dem General unterhalten wollten. Weitaus die Mehrzahl verweigerte den Eid und mußte daher das Land verlassen. Bei der Ausweisung mögen manche harte Maßregeln in Anwendung gekommen sein, doch vermied Choiseul die strengen Wege, die vorher Pombal in Portugal und nachher Aranda in Spanien einschlugen. Einige Monate später erfolgte ein neues königliches Edikt, welches die Gesellschaft Jesu für immer in Frankreich aufhob, alle gerichtlichen Klagen niederschlug, dem Erzbischof von Paris, der wegen einer heftigen Pastoralinstruktion zu gunsten des Ordens verbannt worden war, die Rückkehr gestattete, die ausgewanderten Jesuitenväter, wenn sie sich als Weltgeistliche verwenden lassen wollten, zuließ und allen Parteien Schweigen auferlegte. Die erwähnte Bulle „Apostolicum pascendi", welche der Ordensgeneral Ricci dem Papst Clemens XIII. heimlich abnötigte, verschlimmerte die Lage der Gesellschaft in allen Ländern, schwächte die Autorität der Kirche und bereitete den Weg zur Auflösung.

Auch in Spanien waren unter König Karl III. die Aufklärungsideen und die reformatorischen Tendenzen des Zeitgeistes in die höhere Gesellschaft eingedrungen und hatten eifrige Bekenner bei den Ministern und in der Beamtenwelt. Ein ähnlicher Konflikt zwischen Regierung und Jesuiten, wie ihn Frankreich und Portugal erlebte, trat daher auch in Spanien zu Tage. Wie in Portugal, so hatte auch in dem Nachbarlande der Streit seinen Ursprung in der neuen Welt, wo der mächtige Orden mit mehr Unabhängigkeit auftreten zu dürfen glaubte. Schon vor Jahren hatten die Jesuitenväter in Mexiko sowohl den Verfügungen des Erzbischofs Palafox als den Entscheidungen der weltlichen Gerichte und den Befehlen der obrigkeitlichen Behörden offenen Trotz und Ungehorsam entgegengesetzt und den Namen des allgemein verehrten Prälaten noch im Grabe geschändet, weil er es gewagt hatte, ihr eigennütziges und herrschsüchtiges Treiben aufzudecken. Der König beantragte bei der Kurie die Heiligsprechung des Verstorbenen, aber die Jesuiten wußten eine solche Auszeichnung ihres Feindes zu hintertreiben. Zugleich wurde Spanien selbst von einer Flut anonymer Flugschriften, Libelle und Satiren in Prosa und Versen überschwemmt, worin die Regierung und die Träger und Förderer des neuen Systems geschmäht und verspottet waren. Campomanes und seine Freunde mühten sich, indem sie die Grundsätze und Wirksamkeit des Ordens und vor allem die verderblichen Ein-

Digitized by Google

flüsse der jesuitischen Schulanstalten auf die Volksbildung mit grellen Farben schilderten. So war der „Kulturkampf" schon im Gang, als die Konstitution „Apostolicum pascendi" erschien. Das Schriftstück, das der öffentlichen Meinung der katholischen Welt ebenso schroff entgegentrat wie hundert Jahre später die Encyklika des nennten Pius, sollte den freien Geist des Zeitalters niederdrücken und durch die herausfordernde Sprache den Glauben erwecken, daß man sich in Rom ganz sicher fühle und von einer Konzession an den Liberalismus keine Rede sein könne. Allein das Kriegsmanifest, von dem die Jesuiten durchschlagende Erfolge für ihre Sache erwarteten, war ein wirkungsloser Schlag in die Luft. Es ist erwähnt worden, mit welcher Entrüstung die Bulle an den meisten Orten zurückgewiesen, ja hier und da verbrannt wurde. Auch in Neapel und Sizilien hatte Tanucci ihre Verbreitung verboten. Was die Jesuiten und Clemens XIII. beabsichtigt hatten, schlug in das Gegenteil um. Die Schutzrede wurde zum Signal eines Kampfes auf Tod und Leben. Die übrigen Orden, welche den anmaßenden und übermütigen Jesuiten feindlich gesinnt waren, und ein großer Teil des Episkopats und der Weltgeistlichkeit wirkten ihnen vielfach entgegen und bestärkten die Regierung in ihrem Argwohn.

Da geschah es, daß im Jahre 1766 in Madrid ein Volksaufruhr entstand gegen den aus Italien stammenden Minister Squillace, der sich durch eine Verbrauchssteuer für die Hauptstadt den Haß der städtischen Bevölkerung zugezogen hatte. Der Aufstand nahm solche Dimensionen an, daß sich der König bewogen fand, den bedrohten Staatsmann, der sich seines besonderen Vertrauens erfreute und zu den entschiedensten Reformfreunden gehörte, zu entlassen. Die Bewegung war so sicher organisiert und so geschickt in Szene gesetzt, daß in den Regierungskreisen der Verdacht entstand, die Reaktionspartei, vor allem die Jesuiten hätten den Tumult veranlaßt und geleitet, um das herrschende System zu stürzen. Eine gerichtliche Untersuchung unter der Leitung des Grafen Aranda, der zum Präsidenten des Rats von Kastilien, der höchsten Reichsbehörde, und zum Generalkapitän ernannt worden war, brachte manche Beweisstücke einer regierungsfeindlichen, staatsgefährlichen Gesinnung der Jesuiten zu Tage und bestärkte den Verdacht, daß der Aufstand durch sie angestiftet worden. Man machte den König glauben, sie hätten den Plan gehabt, seinen Bruder Don Luis an seiner Statt zum Throne zu befördern. Infolge des Gerichtsganges wurden drei Jesuitenväter mit Gefängnis bestraft und Enfenada, der frühere Minister, ein eifriger Anhänger der Rückschrittspartei, des Landes verwiesen.

Dies war das Vorspiel zu einem Schlage gegen die gesamte Gesellschaft Jesu in Spanien, der an Härte und Rücksichtslosigkeit alles übertraf, was bisher gegen sie verhängt worden war. Noch ehe das königliche Dekret, welches in den schroffsten Ausdrücken die Auflösung des Jesuitenordens im ganzen Bereiche der Monarchie anordnete, veröffentlicht ward, traf Aranda, eben so entschlossen und energisch wie Pombal, in aller Stille die nötigen Vorkehrungen, daß in einer einzigen Nacht sämtliche Glieder des Ordens, etwa fünftausend an Zahl, in allen Provinzen des Reiches aus ihren Häusern abgeholt, ohne Rücksicht auf

Digitized by Google

Alter, Rang und Lebensgewohnheit gleich) Verbrechern nach der Küste gebracht und dort auf bereit liegenden Fahrzeugen nach dem Kirchenstaat eingeschifft würden. Die Eingeschifften waren schon auf hoher See, als ein königliches Manifest dem spanischen Volke verkündigte, daß Se. Majestät, um Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit im Reiche zu erhalten, in Übereinstimmung mit den Räten der Krone beschlossen habe, die Gesellschaft Jesu aufzuheben und die Mitglieder nach dem Kirchenstaat zu schaffen, wo jeder Priester hundert, jeder Laienbruder neunzig Piaster jährlich zum Lebensunterhalt von ihnen empfangen sollte. Wie manche Verschuldung und Ungerechtigkeit der Orden in früheren Jahren auf sich geladen haben mochte, so war doch die jetzige Behandlung ein grausames Strafgericht, das über die Deportierten verhängt wurde. In enge Schiffsräume eingeschlossen, ohne alle häusliche Bequemlichkeit, mit Speise und Trank dürftig und elend versorgt, wurden tausende von geistlichen Männern, viele darunter von hoher Geburt und Gelehrsamkeit, manche alt, krank und gebrechlich, alle an gemächliches Leben gewöhnt, zuerst nach Civitavecchia übergesetzt und dann, als ihnen die Aufnahme verweigert ward, monatelang auf dem Meere herumgeführt, bis sie auf Veranstaltung Choiseuls auf der Insel Korsika landen durften, wo sie ein armseliges Asyl voll Entbehrung fanden. Dem Papste überbrachte ein Kurier ein Schreiben, worin der König in einem wie Ironie lautenden Tone demselben anzeigte, daß er sich genötigt gesehen, die in Spanien lebenden Jesuiten in den Kirchenstaat überführen zu lassen unter die unmittelbare Leitung des heiligen Vaters, welcher der gnädigste Vater und Herr aller Gläubigen sei. Für den Unterhalt dieser als seine Unterthanen geborenen Relegierten habe er durch Jahrgehalte gesorgt. Damit meinte er das Almosen, das er den Einzelnen ausgesetzt. Wie im Mutterlande wurden auch in den spanischen Kolonien ihre Konvente und Anstalten geschlossen, ihre Güter eingezogen. Einige Monate nachher ahmte Tanucci in dem Königreich beider Sizilien das Beispiel seines ehemaligen Gebieters nach, indem er kraft der souveränen Gewalt, die Gott dem König verliehen, alle Mitglieder des Ordens diesseit und jenseit des Faro aus Staatsgründen nach dem päpstlichen Gebiete fortschaffen ließ. Wie Coletta berichtete, folgte dabei Tanucci ganz dem Beispiele Arandas: Mitten in der Nacht vom dritten auf den vierten November, heißt es in dessen Geschichte des Königreichs Neapel, wurden alle Häuser, Klöster und Schulanstalten der Jesuiten von königlichen Beamten und Gensdarmen umstellt, die Thüren geöffnet oder eingeschlagen, die Zellen überfallen und bewacht. Darauf versammelte man die Mitglieder des Ordens, sowie die Diener und Schüler in einem Saale, nahm alle bewegliche Habe weg, sodaß jeder nur ein Kleid behielt, und schaffte sie dann truppweise nach dem Hafen oder nächsten Küstenort, wo sie sofort eingeschifft wurden. Nicht einmal Greise oder Kranke durften zurückbleiben. Und mit solcher Eile ging man dabei zu Werke, daß die Jesuiten der Hauptstadt bereits auf dem Wege nach Terracina waren, ehe noch der Tag graute. — Auch hier wurden alle Güter und Vermögensbestände vom Staat in Besitz genommen und zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Christenliebe oder zur Errichtung von Volks-

Digitized by Google

schulen verwendet. Selbst auf der Insel Malta wurden die Jesuiten durch den Großmeister der Johanniter, einen Lehnsträger Neapels, zur Abreise genötigt.

Papst Clemens XIII. und seine jesuitische Umgebung gerieten in den heftigsten Zorn über das rücksichtslose und eigenmächtige Vorgehen der Regierungen. Aber welche Waffen hatte der Kirchenfürst gegenüber den ersten Monarchen der katholischen Christenheit! Bann und Interdikt anzuwenden, schien bei der herrschenden freigeistigen und kirchenfeindlichen Zeitrichtung bedenklich. Sollte man aber nicht doch noch einen Versuch wagen, mit der kirchlichen Autorität der Vermessenheit der weltlichen Mächte entgegenzutreten? Mit den großen Potentaten freilich wollte man sich nicht in offenen Kampf einlassen; da bot sich eine günstige Gelegenheit dar, mit einem kleinen anzubinden.

Im Aachener Frieden war dem spanisch-bourbonischen Prinzen Philipp das Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla, das Geburtsland seiner Mutter, zugeteilt worden. Als derselbe im Jahre 1765 starb, folgte ihm sein unmündiger Sohn Don Fernando, den ihm eine Tochter Ludwigs XV. geboren hatte. Bis zu seiner Volljährigkeit führte ein französischer Edelmann Wilhelm du Tillot, ein freisinniger Staatsmann im Geiste Choiseuls, die vormundschaftliche Regierung. In Rom sah man das Herzogtum immer noch als päpstliches Lehen an. Man war daher im Vatikan höchlich ergrimmt, als die herzogliche Regierung durch die sogenannte pragmatische Sanktion eigenmächtig eine Reihe von Anordnungen traf, wodurch die geistliche Übermacht eingeschränkt und die Souveränitätsrechte des Herzogs und des Staates gemehrt wurden. Clemens XIII. erließ daher ein heftiges Breve, worin die Rücknahme der herzöglichen Verordnungen verlangt ward, mit Berufung auf die Nachtmahlsbulle (In coena domini), in welcher dem Klerus verboten sei, in geistlichen Dingen der weltlichen Macht zu gehorchen. Im Falle der Weigerung wurde mit der Exkommunikation gedroht. Du Tillot ließ sich so wenig schrecken als Tanucci: stand ja doch der Herzog kraft des Familienvertrages, der unter Choiseuls Leitung zwischen allen bourbonischen Höfen vereinbart worden war, wie durch die blutsverwandtschaftlichen Bande unter dem Schutze der bourbonischen Großmächte! Nachdem er mit schalkhafter Ironie Zweifel über die Echtheit des Breve ausgesprochen, erwiderte er die Drohung mit der Ausweisung aller Jesuiten aus dem Herzogtum und der Einziehung ihres Eigentums. Wie in Spanien und Neapel wurden hundertundsechzig Glieder der Gesellschaft Jesu in Haft genommen und durch Militär nach dem Kirchenstaat gebracht.

Die Höfe von Lissabon, Madrid und Versailles machten die Sache des Herzogs von Parma zu ihrer eigenen; von allen Seiten kamen Kuriere nach Rom mit Noten, worin die Regierungen gegen die Gültigkeit der Nachtmahlsbulle Protest einlegten, die Zurücknahme des Breve gegen Parma verlangten und auf die Säkularisierung der Gesellschaft Jesu drangen. Endlich besetzten sie sogar die päpstlichen Territorien an der Rhone und im Königreich Neapel. Selbst Maria Theresia, deren Beistand Clemens in einem flehentlichen Schreiben anrief,

Digitized by Google

wollte nicht als Verteidigerin päpstlicher und priesterlicher Übermacht und Anmaßung gegen weltliche Herrschaft auftreten.

Unter dem Drängen und Stürmen einer kirchenfeindlichen Zeit schied Clemens XIII., unter dessen Pontifikat die Jesuiten den dominierenden Einfluß übten, aus dem Leben 1769. Es war eine schwierige und kritische Zeitlage, als die Kardinäle in Beratung traten, auf wessen Haupt die dreifache Krone gesetzt werden sollte. Aus einem Angriff gegen den Jesuitenorden war ein Krieg gegen das Papsttum und die Kirche selbst erwachsen: die bourbonischen Mächte standen mit gezücktem Schwert in drohender Haltung dem Vatikan gegenüber. Das Konklave war gespalten: die Anhänger des strengen Prinzips wollten Beibehaltung des bisherigen Systems, die Gemäßigten waren der Ansicht, eine weise Nachgiebigkeit gegen die weltliche Gewalt gereiche der Kirche zum Heil. Beide Parteien vereinigten sich endlich auf den Franziskaner Lorenzo Ganganelli, einen Mann, der edle Sitte und menschenfreundlichen Sinn mit philosophischer und theologischer Bildung vereinigte und von christlicher Tugend und Frömmigkeit erfüllt war.

Man war im Anfang keineswegs sicher, welche Wege er einschlagen würde, ja der Umstand, daß er sich den Namen seines Vorgängers beilegte, schien eher darauf hinzudeuten, daß der vierzehnte Clemens dem Systeme und der Kirchenpolitik des dreizehnten treu bleiben werde. Bald ließen jedoch versöhnliche und ausgleichende Schritte und Zusagen gegenüber den weltlichen Mächten erraten, daß er der Zeitrichtung und der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen gedenke, und daß er die Gesellschaft Jesu, die so viel Anfechtung erfuhr und deren sich keine Regierung mit besonderem Eifer annahm, nicht als ein Institut ansehe, mit dessen Bestehen die Autorität des Papsttums und der Kirche unauflöslich verknüpft sei. Die Untersuchungen über die Lehren und die Wirksamkeit der Jesuiten, die er anstellte oder anstellen ließ, brachten viele bedenkliche Seiten zu Tage. Besonders waren die Einmischung in weltliche Angelegenheiten, ihre Herrschsucht, ihr Streben nach Reichtum und Gewinn und manche ungeistliche und unsittliche Wege nicht wegzuleugnen. Anonyme Schriften in gehässigem und feindseligem Ton gegen ihre Ankläger mehrten und verschärften die Opposition.

Clemens XIV. kam lange zu keinem festen Entschluß. Es schien dem Grundsatze von der Unfehlbarkeit des obersten Hirtenamtes zu widerstreben, daß ein Papst aufheben sollte, was seine Vorgänger anerkannt. Endlich waren die inneren Kämpfe des gewissenhaften und schweigsamen Greises überwunden. Und so erfolgte denn die Katastrophe. In dem Breve „Dominus ac redemptor“ vom 21. Juli 1773 verkündete Clemens XIV. der Welt den päpstlichen Spruch folgenden Inhalts: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von anderen Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserem Gemüte verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Ämter, Häuser, Institute.“ Mit diesem

Digitized by Google

folgenschweren geistlichen Manifest, das wir in den kurzen Worten Rankes angeführt haben, gab die katholische Kirche die Friedensparole im Reiche der Gedanken und des Glaubens. In einem Zeitalter, da die ganze gebildete Welt Humanität, Duldung und Menschenliebe als die höchsten Tugenden pries, war ein Institut, das eine streitende Kirche zum Ziel und zur Werkstätte hatte, nicht mehr am Platze.

Dem gläubigen Gemüte der Kaiserin Maria Theresia kam es schwer an, das päpstliche Breve in ihren Staaten in Vollzug zu setzen. Als man sie aber überzeugte, daß ihre Beichtgeheimnisse nach Rom berichtet worden, widerstand sie nicht länger. Auch in Bayern und dem übrigen katholischen Deutschland erfolgte die Auflösung des Ordens. Nur Friedrich der Große hatte den Stolz, der Gesellschaft Jesu in Schlesien ein Asyl zu gestatten. Auf seiner philosophischen Höhe und im Bewußtsein seiner Kraft trug er keine Scheu vor der Wirksamkeit eines geistlichen Instituts.

Die Aufhebung des Jesuitenordens war die bedeutendste Errungenschaft des liberalen, auf Geistesfreiheit und Fortschritt gerichteten Genius des philosophischen Aufklärungsjahrhunderts. Clemens XIV. versöhnte damit die gegnerischen Mächte und gab dem Pontifikat und dem Kirchenstaat den Frieden zurück. Aber er sollte die Folgen seines Werkes nicht lange erleben. Schon im nächsten Jahr hauchte er nach vielen Leiden und Schmerzen sein Leben aus, mit vollem Bewußtsein und frommer Fassung. Der Bericht des Leibarztes Salucetti über die Krankheit und den Tod des Kirchenfürsten war nicht vermögend, den Glauben an eine Vergiftung aus der Welt zu bannen.

Der Name des Papstes, welcher dem philosophischen Zeitgeiste das große Opfer brachte, wurde von der ultramontanen Litteratur viel geschmäht und gelästert. Nach der Restauration der Bourbonen in Frankreich, wo man die Ideen der Aufklärungszeit mit allen Waffen bekämpfte, wurde auch über Clemens XIV. ein scharfes Strafgericht gehalten. An der Spitze dieses feindlichen Tribunals stand der streng kirchliche Schriftsteller Cretineau-Joly. Es ist das Verdienst des gelehrten Augustin Theiner, das verunglimpfte Oberhaupt der Kirche im Lichte der Wahrheit und Gerechtigkeit der Welt gezeigt zu haben. Sagt er doch selbst in der Vorrede: „Es wird stets für uns der trostreichste Gedanke bleiben, würdig befunden worden zu sein, die erhabenste Unschuld auf der Erde, die eines Papstes, und eines Papstes, so groß und rein wie Clemens XIV., verteidigt zu haben.“ Theiners Urteil über den Charakter Clemens XIV. mag daher auch den Schluß dieses Streiflichtes auf ein dunkles Ereignis des 18. Jahrhunderts bilden: „Clemens XIV. war hierbei nur ein Vollstrecker des göttlichen Willens und verdient um so mehr unsere Verehrung, da er nur durch die heiligsten und reinsten Beweggründe geleitet und mit dem edelsten und rührendsten Widerstreben, nachdem der Herr sein ununterbrochenes und wehmütiges Gebet um Abwendung dieses bitteren Kelches nicht erhören wollte, diesen Richterspruch vollzogen.“

Aus Friedrich Hölderlins dunkeln Tagen.

Von

J. G. Fischer.

Man hat nicht direkte Beweise, daß Hölderlin den im Jahre 1802 erfolgten Tod seiner angebeteten „Griechin" Diotima noch in Bordeaux, wo er damals als Hofmeister lebte, erfahren habe. Aber die Vermutung liegt nahe, daß er aus Württemberg oder Homburg vor der Höhe oder Frankfurt, wo die edle Frau verschied, Mitteilung erhalten habe. Gewiß ist, daß er bald darauf, nach einer bitter winterlichen Reise, verstörten Geistes in Schwaben eintraf. Nach seinem Besuch in Stuttgart, wo Matthison von der Erscheinung des Unglücklichen erschütternden Eindruck empfangen, brachte ihn Freundesfürsorge nach Tübingen. Hier fand er in dem Hause des wackeren Tischlermeisters Zimmer liebevolle Aufnahme und Pflege, die ihm bis zu seinem Tode treu blieb. Es fehlte nicht an persönlicher Teilnahme, die den verdüsterten Mann aufsuchte, sogar sich an Gänge anschloß, welche die Familie Zimmer mit demselben in Feld und Garten unternahm. Von dem Dichter Friedrich Waiblinger besitzen wir ein geistvolles Buch: „Phaëton," das geradezu Hölderlins Lebensschicksal zum ergreifenden poetischen Vorwurf genommen.

Aber es lebten dem Unglücklichen Freunde und Verehrende in großer Zahl, schon aus früherer Zeit; vor allen sind hier seine Vertrauten Sinclair, Neuffer, Hegel zu nennen, wenn man Schiller, der den jüngeren Landsmann ins Herz geschlossen hatte, aus dessen verdunkelten Tagen auch nicht mehr anführen wollte.

Auch der Verfasser dieser Zeilen selbst hat Männer im Leben gekannt, welche mit Hölderlin das theologische Stift in Tübingen geteilt hatten und welche mit einer so schönen Rührung von dem Jugendfreunde sprachen, daß einem das Herz aufging wie ihnen selbst. Einer derselben, der längst heimgegangene Dekan M. Majer in Ulm, hat sich, als ich in einer Vakanz ihn besuchte und ihm von Hölderlin sprach, so über ihn geäußert: „Ach, haben Sie ihn gesehen, meinen teuren Stiftsfreund Hölderlin? Ach es ist unvergeßlich, wie der schöne Mensch sorgfältig an Kleidung, Benehmen und Sprache erschien, keine Ausgelassenheit, kein wildes Wort konnte in seiner Nähe aufkommen!" Und dabei glühte dem alten Herrn Stirn und Wange, daß mir Goethes Worte auf Schiller in den Sinn traten:

„Es glühte seine Wange rot und röter
Von jenem Feuer, das uns nie versliegt."

Und solche Erinnerungen, aus eigener einstiger Anschauung, oder aus Erzählung gewonnen, lebten und wirkten fort auch in der Zeit der so langen geistigen Umnachtung des Verehrungswerten. Ich weiß nicht, ob es in weiten Kreisen bekannt ist, daß Uhland auf Hölderlins Geburtstag im März ihm einen Strauß von Hyazinthen persönlich zu überbringen pflegte; sie waren des Kranken Lieblingsblumen, und er sei, wie man versichert, immer sehr erfreut von der Erscheinung

Digitized by Google

gewesen. Nicht jeder andere Besuch war ihm so willkommen; man spricht auch von Empfängen und Abschieden unwillkommnerer Art. Aber alle Besuchenden schienen in dem Unglücklichen noch den einstigen Jüngling zu suchen, der so golden die Leyer gerührt, daß man sein Bild auch in dem verwitternden Greise nicht aufgeben wollte. Und wie oft gelang es den Besuchenden noch, Spuren des früheren Geistes aus der Ruine, wenn auch nur ganz vorübergehend, aufleuchten zu sehen!

Als ich 1841 zum Studium in Tübingen eingetroffen war, hatten mich meine Gänge bald an der rechten Neckarseite vorübergeführt, von wo man auf Hölderlins an der anderen Seite des Flusses liegende Wohnung hinübersehen konnte. Sie lag und liegt heute noch hinter der Ufermauer, von der sie nur durch einen schmalen Weg getrennt ist. Hölderlins Zimmer lag eine Treppe hoch in einem Erkertürmchen, von dem aus die Neckarwogen und die über die Neckarbrücke wie durch den „Wört" Wandelnden bequem zu überschauen waren. Hier hatte ich den Verehrten zum öfteren am Fenster hin und wieder gesehen, und hier, dachte ich, sieht er so recht das Gleichnis seines zerrinnenden Lebens in des Neckars Fluten dahingleiten.

Und hierhin, zu ihm, zog michs mehr und mehr. Ich hatte junge Freunde, meist Theologen, zu Freunden gewonnen; mit ihnen habe ich Hölderlin, abwechselnd bald mit diesem, bald mit jenem, bald mit mehreren zugleich, oft besucht.

Ich will nicht alle Besuche näher bezeichnen, aber charakteristisch mag das Folgende erscheinen. Beim Aufgang zum ersten Besuch, den ich mit dem späteren Prof. Auberlen in Basel machte, hörten wir vor der Thüre, wie Hölderlin auf seinem Tangenten-Klavier ziemlich leidenschaftlich phantasierte. Auf unser Anklopfen, das mit Herzklopfen geschah, lautete ein ziemlich heiteres, etwas hohles „Herein." Unsere Verneigung erwiderte Hölderlin mit einer tiefen Verbeugung und entsprechender Handbewegung, die uns zu sitzen einlud. Er war bekleidet mit beblümtem Damastschlafrock und Pantoffeln. Uns vorzustellen war nicht nötig, denn er hatte den einen von uns mit „Heiligkeit," den anderen mit „Majestät" angeredet. Unsere Anrede an ihn mit Herr Doktor hatte er durch „Bibliothekar" korrigiert.

Diese Bezeichnung hat er überhaupt für seine Person erwartet, offenbar in Erinnerung an die Bibliothekarstelle, die ihm von dem Landgrafen von Homburg zugedacht gewesen war. In der Beklemmung des ersten Augenblicks der Begegnung mit einem so bedeutenden, dazu in seinem Unglück so schwer faßbaren Geiste war natürlich das Gespräch schwerflüssig und zaghaft von unserer Seite. Aber unvergeßlich blieb mir das Aufleuchten im Angesichte des Ehrwürdigen, wenn eine Frage, ein Name ihn faßte. Ich lenkte das Gespräch auf seine früheren Beziehungen zu Schiller, und da sah er auf mit einem Blick aus den blauen Augen, der in der That die Vorstellung des früheren jugendschönen Mannes erweckte, indem er austief: „Ach mein Schiller, mein herrlicher Schiller!" Aber als das Gespräch auf Goethe überlenkte, verkühlten sich seine Züge fast wie be-

Digitized by Google

leidigt, und er hatte nur die Worte: „Ach, Herr von Goethe!“ Wir hielten es an der Zeit, uns zu verabschieden, und wurden „unterthänigst“ entlassen.

Ein späterer Besuch von bedeutendem Eindruck wurde von dem oben genannten Auberlen, von Christoph Schwab, dem späteren Herausgeber von Hölderlins Werken (bei Cotta), und mir ausgeführt, als eben die Miniaturausgabe von Hölderlins Gedichten (ebenfalls bei Cotta) erschienen war. Schwab, der Sohn G. Schwabs und spätere Professor in Stuttgart, überreichte Hölderlin ein Exemplar dieser Ausgabe, das der Dankende rasch und mit Kopfnicken durchblätterte, worauf er sagte: „Ja, die Gedichte sind echt, die sind von mir, aber“ (indem er das Titelblatt nochmals besah) „der Titel ist falsch; ich habe in meinem Leben niemals Hölderlin geheißen, sondern Scardanelli, oder Scaliger Rosa, oder so was.“ Alsdann fragte Auberlen: „Nicht wahr, Herr Bibliothekar, Sie haben auch den Sophokles bearbeitet,“ worauf die Erwiderung folgte: „Ich habe den Ödipus zu übersetzen versucht, aber der Buchhändler war ein . . . . !“ und das Scheltwort wurde mehrmals rasch wiederholt. Darauf wandte ich mich an Hölderlin: „Aber Ihr Hyperion hat doch großes Glück gemacht, und Ihre verherrlichte Diotima muß ein edles Geschöpf gewesen sein,“ worauf er kurz aufleuchtend sprach: „Ach meine Diotima! reden Sie mir nicht von meiner Diotima; dreizehn Söhne hat sie mir geboren: der eine ist Papst, der andere ist Sultan, der dritte ist Kaiser von Rußland u. s. w. (er zählte an den Fingern ab). Darauf sagte er hastig und in vollständigem Bauerschwäbisch: „Und wisset Se, wies no ganga ist? Närret ist se worde, närret, närret, närret“ ꝛc. ꝛc. Er wiederholte das letzte Wort in solcher Heftigkeit und mit solchen Geberden, daß wir den Schmerz um den Unglücklichen nicht länger ertrugen, weshalb wir seinem Paroxismus durch Abschiednahme ein Ende machten, die er wie immer „unterthänigst“ erwiederte.

Ich eile zu meinem letzten Besuche bei Hölderlin. Er geschah mit zwei anderen theologischen Freunden, Brandauer und Ostertag hießen sie, im April 1843. Ich sagte Hölderlin, daß ich komme, um Abschied zu nehmen, weil ich Tübingen demnächst verlassen werde, was er mit Verneigung anhörte. Ob sich von einem meiner Besuche bei ihm bis zum anderen mein Bild oder das der Freunde in seiner Erinnerung erhalten oder verwischt hatte, darüber waren wir alle ungewiß, denn er empfing die Besuche jedesmal mit derselben Gemessenheit, und kein Gesichtsausdruck schien auf Ahnung früherer Begegnung hinzuweisen. Bei meinem letzten Besuche nun bat ich: „Herr Bibliothekar, ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir zu meinem Abschied ein paar Strophen als Andenken schenken wollten. Die Antwort war: „Wie Euer Heiligkeit befehlen! Soll ich über Griechenland, Frühling, Zeitgeist?“ Die Freunde flüsterten: Zeitgeist! und ich bat ebenso.

Nun stellte sich der sonst fast immer vorgebeugte Mann in aufrechter Haltung an sein Schreibepult, nahm einen Foliobogen und einen mit der ganzen Fahne versehenen Gänsekiel aus demselben und stellte sich bereit, zu schreiben. Lebenslang bleibt mir sein Gesichtsaufleuchten in diesem Augenblick unvergessen, Auge und Stirn glänzten, wie wenn niemals so schwere Verwirrung darüber gegangen wäre. Und nun er schrieb, skandierte er mit der linken Hand jede Zeile, und

Digitized by Google

am Schluß einer jeden drückte sich ihm ein zufriedenes „Hm!“ aus der Brust. Nach Beendigung überreichte er mir unter tiefer Verbeugung das Blatt mit den Worten: „Geruhen Euer Heiligkeit?“ Ein letzter Händedruck an den teuren Mann war mein letzter Dank. Ich sollte ihn nicht wiedersehen; im Mai verließ ich Tübingen, im Juni wurde er begraben. Schmerzlich genug für mich, daß die Umstände mich verhinderten, zu seinem Begräbnis zu eilen.

Die Verse aber, die er mir geschenkt, und um die mich später ein wütender Autographensammler betrog, lauteten also:

„Der Zeitgeist.

Die Menschen finden sich in dieser Welt zum Leben,
Wie Jahre sind, wie Zeiten höher streben;
So wie der Wechsel ist, ist übrig vieles Wahre,
Daß Dauer kommt in die verschied'nen Jahre;
Vollkommenheit vereint sich so in diesem Leben,
Daß diesem sich bequemt der Menschen edles Streben.
Mit Unterthänigkeit

24. Mai 1748. Scardanelli.“

Welche Zeit- und Namenverwechslung! Welcher Drang nach Vorstellung und Begriff! Welch' ein Hereindämmern von Ringen nach Logik, und welch' ein Bedürfnis der Formgebung bei unzureichender Kraft!

Wie oft habe ich mir seit jener langen Zeit an dem, was wir von Hölderlin Reifes und Gesundes besitzen, den jugendlichen Mann rekonstruiert! Und wenn man heute von Kunstentartung und Kunstentweihung redet, welche Vorbilder des Wahren und Echten wären bei Friedrich Hölderlin zu holen!

Ein Kriegsbild.

Von

Octave Mirbeau.

Übersetzt von B. von Suttner[1]).

Unser Regiment war, was man damals ein Marschregiment nannte. Es war mühsam in Mans zusammengestellt worden, aus allen Trümmern verschiedener Truppen, aus den heterogensten Elementen, von welchen die Stadt angefüllt war:

[1]) Vorstehendes Bild aus der Kriegszeit 1871 ist eine Episode des Romans „Le Calvaire“, welcher vor ungefähr zwei Jahren in Paris erschien und seinen Verfasser mit einem Schlage berühmt gemacht hat. Die hier gebotene Episode bildet ein abgeschlossenes, vom Gange der Handlung eigentlich völlig unabhängiges Ganzes, so unabhängig, daß es von der Revue, welche den Roman zuerst veröffentlichte, aus chauvinistischen Gründen einfach gestrichen wurde. Aus denselben Gründen hat dieses Kapitel, als der Autor es in der Luchausgabe wiederherstellte, Anlaß zu manchem Ärgernis gegeben; gewisse Kreise fanden es antipatriotisch, und unter der

Zuaven, Francstireurs, Waldjäger, Kavalleristen ohne Pferde, sogar Gendarmen — Spanier und Walachen. Es war ein buntes Untereinander, und dieses Untereinander wurde von einem alten Monturoffizier kommandiert, welcher aus diesem Anlaß zum Oberstleutnant vorgerückt war. Solche Beförderungen waren zu jener Zeit nichts Seltenes; man mußte ja die Löcher stopfen, welche die Kanonen von Weißenburg und Sedan in das französische Fleisch gebohrt hatten. Viele Kompagnien waren ohne Hauptmann. An der Spitze der meinen stand ein kleiner Leutnant der Mobilen, ein junger Mann von zwanzig Jahren — blaß und schmächtig und so wenig rüstig, daß ihm nach einigen Kilometern der Atem ausging, er sich nur mühsam weiterschleppte und die Etappe in einem Sanitätswagen beschloß. Armes Kerlchen! Es genügte, ihn gerade ins Gesicht zu schauen, um ihn dunkelrot werden zu machen, und niemals hätte er es gewagt, aus Furcht sich zu irren oder lächerlich

---

Überschrift „Le chapitre du Prussien" brachten die Journale lange Erörterungen über den in diesem Kapitel entwickelten, im Gegensatz zum Kriegsgeist stehenden Geist der Menschlichkeit. Und aus denselben Motiven, aus welchen die Mitglieder der „Patrioten-Liga" über diese Lektüre entrüstet waren, muß dieselbe das Entzücken derjenigen erwecken, die der Friedens-Liga angehören, oder doch denjenigen allen, welche das Ideal der Nationenverbrüderung im Herzen tragen; welche es tief bejammern, wenn zwei gleich zivilisierte Völker, statt einander auf der Bahn des Fortschritts weiterzuhelfen, verheerend und vernichtend über einander herfallen müssen ... Das „Preußenkapitel" Mirbeaus verhält sich zu den landläufigen Kriegserinnerungen wie die Wereschagin'schen grausam-realistischen — dabei friedenspredigenden — Kriegsbilder zu den stereotypen Schlachtengemälden, welche in sämtlichen Galerien immer denselben Feldherrn auf demselben weißen Pferde verherrlichen, der die im Hintergrund sichtbare Festung spielend einnimmt.

Und so wie die Bilder des russischen Malers, abgesehen von ihrer Tendenz, auch bedeutende Kunstwerke sind, so ist die hier vorliegende Dichtung ein kleines Musterstück litterarischer Kunst. Wenn es der Übersetzung auch schwerlich gelingen konnte, der ganzen stilistischen Schönheit des Originals gerecht zu werden, so ist doch dessen Haupteigenschaft — nämlich die Lebenswahrheit, die intensive Wirklichkeit — hoffentlich beibehalten worden. Ich denke, niemand wird diese aus innerster Seelenbewegung des Verfassers hervorgegangenen Blätter lesen können, ohne um eine Regung des Menschenmitleids bereichert zu werden. Namentlich jeden deutschen Leser müssen diese von einem Franzosen geschriebenen Dinge doppelt ergreifen. Nachdem ich das betreffende Kapitel gelesen — mit beklommenem Atem, mit ununterdrückbaren Thränen gelesen — verfolgte mich mit der Beharrlichkeit einer Pflichtmahnung der Gedanke, daß das „Preußenkapitel" ins Deutsche übertragen werden müsse. Ich wandte mich deshalb an den Verfasser — befürchtete jedoch sehr, daß er mir die angesuchte Erlaubnis verweigern würde, denn voraussichtlich wird der Zorn derjenigen, die ihm das Originalkapitel übelgenommen, aufs neue und noch viel lebhafter darüber erwachen, daß er dessen Veröffentlichung in „Feindesland" gestattet hat.

Wie wenig aber Mirbeau den Tadel der Chauvinisten fürchtet, das beweist seine mir umgehend geschickte Antwort folgenden Inhalts:

„Belle-Ile, Morbihan. Juli 1887.

Geehrte Kollegin. Gewiß — und zwar von ganzem Herzen erteile ich Ihnen die Autorisation, das Preußenkapitel meines Romans zu übersetzen. Ich liebe Deutschland, und es schmerzt mich zu sehen, daß zwei Länder, welche sich gegenseitig so sehr brauchen würden, einander fortwährend zerreißen. — Zwar glaube ich nicht recht an den Einfluß der Litteratur auf den Geist der Menschen und Völker; ich denke, daß Dummheit und Bosheit stets über die Träume des Dichters triumphieren müssen. Indessen, wenn diese paar Seiten imstande wären, im Geiste Einiger Ideen des Friedens aufkeimen zu machen, so würde mich das schon beglücken. Octave Mirbeau."

Und auch mich. D. Übers.

Digitized by Google

zu erscheinen, irgend einen Befehl zu erteilen. Wir machten uns, wegen seiner Schwäche und seiner Schüchternheit, über ihn lustig und wohl auch, weil er gutmütig war und öfters unter die Mannschaft Zigarren und größere Fleischrationen verteilte.

Vom Beispiel hingerissen, von der Fieberhaftigkeit der Umgebung gepackt, hatte ich mich bald in das neue Leben gefunden. Wenn ich die schmerzlichen Berichte unserer verlorenen Schlachten las, kam es wie ein Rausch über mich, ohne daß sich jedoch in diesen Rausch der Gedanke an das gefährdete Vaterland mischte. Wir blieben einen Monat lang in Mans, uns equipierend, exerzierend und uns in den Kneipen herumtreibend. Endlich, am 3. Oktober, machten wir uns auf den Weg.

Ein Troß irrender Soldaten, chefloser Abteilungen, vagabundierender Freiwilliger, schlecht equipiert, schlecht genährt — mitunter gar nicht genährt — ohne Zusammenhang, ohne Disziplin, jeder nur an sich denkend, durch ein Gefühl des brutalsten Egoismus vorwärts getrieben; der eine mit einer Polizistenmütze, der andere mit einem umgewickelten Foulardtuch auf dem Kopfe; manche in Artilleristenhose und Handwerkerbluse: so zogen wir dahin, zerlumpt, erschöpft, grimmig. Seit zwölf Tagen einer neuformierten Brigade zugeteilt, wälzten wir uns durch das Land — verstört und sozusagen ohne Ziel. Heute nach rechts, morgen nach links; an einem Tag Etappen von 40 Kilometern zurücklegend, den andern ebenso weit retirierend; so drehten wir uns stets im selben Kreise herum, einer zerstreuten Herde gleich, die ihren Hirten verloren.

Unsere Begeisterung war stark herabgesunken. Drei Wochen fortgesetzter Leiden hatten das bewirkt. Eh' wir noch die Kanonen donnern und die Kugeln pfeifen gehört hatten, glich unser Vorwärtsmarsch dem Rückzug einer besiegten Armee, die, von Kavalleriechargen zerstückelt, dem Delirium der hastenden Flucht, dem stoßenden, drängenden Schwindel des sauve-qui-peut verfallen ist. Wie oft sah ich die Soldaten sich ihrer Patronen entledigen und dieselben längs des Weges aussäen. — Was nützen mir die? hörte ich einen sagen. Ich brauche nur eine einzige um — wenn's zum Schlagen kommt — dem Hauptmann damit übers Maul zu fahren.

Des Abends im Lager um den Kessel kauernd oder ausgestreckt auf der kalten Haide, den Tornister unter den Kopf geschoben, dachten sie an ihr Heim, das sie so plötzlich verlassen mußten. Alle jungen Leute, welche rüstige Arme besaßen, waren aus dem Dorf gezogen; viele schon schliefen in der Erde — den Bauch von Granaten aufgeschlitzt; andere mit gebrochenen Rippen, irrten in Wald und Feld umher, fahle Soldatengespenster, und erwarteten den Tod. In den trauernden Ortschaften waren nur die alten geblieben — noch gebeugter jetzt und die weinenden Weiber. Die Tenne, in welcher das Korn gedroschen wird, ist verstummt und zugeschlossen; in den verödeten Feldern, wo das Unkraut emporgewachsen, sieht man nicht mehr, vom Purpur des Abendhimmels sich abhebend, den Schattenriß des Landmanns, der nach dem langsamen Schritt seiner müden Pferde zum Pachthof heimkehrt. Und es kommen Männer daher, welche große Säbel umhängen

Digitized by Google

haben und im Namen des Gesetzes einmal die Pferde wegnehmen, ein andermal die Kuhställe leeren, denn der Kriegsfurie will es nicht genügen, sich mit Menschenfleisch zu mästen, sie muß auch das Vieh verschlingen und die Ackererde und alles, was da ruhig im Frieden, der Liebe und der Arbeit lebte . . .

Indessen — wir bereiteten die Verteidigung der Ländersriche vor, die wir durchstrichen und welche noch gar nicht bedroht waren. Zu diesem Zwecke schlugen wir die Bäume nieder und warfen sie quer über die Wege; wir sprengten die Brücken, wir entheiligten die Friedhöfe unter dem Vorwand von Barrikadenbau und wir zwangen die Einwohner — mit gefälltem Bajonett — uns in der Zerstörung ihrer Besitztümer behilflich zu sein. Dann zogen wir weiter — nur Haß und Ruin hinter uns lassend. Ich erinnere mich, daß wir einmal einen sehr schönen Park bis auf das letzte Reis niederrissen, um uns Verhaue zu machen, die wir übrigens gar nicht besetzten. Unser Auftreten war wirklich nicht danach angethan, den Leuten Vertrauen einzuflößen. Bei unserem Nahen schlossen sich denn auch die Hausthore, und die Bauern vergruben ihre Vorräte; überall feindliche Gesichter, verzogene Mäuler, leere Hände. Es hat eine blutige Balgerei gegeben wegen eines in einem Wandschrank entdeckten, mit geröfteten Fleischschnittchen gefüllten Topfes, und der General ließ einen alten Mann erschießen, der in seinem Garten, unter einem Düngerhaufen, ein paar Kilogramm gesalzenen Speck versteckt hatte.

Am 1. November, nach einem langen Tagesmarsch, langten wir am Bahnhof von La Loupe an. Zuerst herrschte eine große Unordnung, eine unbeschreibliche Verwirrung. Viele verließen die Reihen und verloren sich in den Schenken der einen Kilometer weit entfernten Stadt. Länger als eine Stunde wurde das Ralliierungssignal geblasen. Reiter wurden ausgeschickt, die Flüchtigen zu holen, und verspäteten sich selber beim Wein. Es hieß, daß ein in Nogent-le-Rotron gebildeter Train uns abholen und nach Chartres führen sollte, welche Stadt von den Preußen — die, so sagte man, Maintenon geplündert hatten und in Jouy lagerten — bedroht war.

Ein Beamter, den unser Sergeant ausforschte, antwortete, daß er nichts wisse — er habe nichts gehört. Der General, ein kleiner, dicker, heftig gestikulierender Mann, der sich kaum zu Pferde halten konnte, galoppierte nach rechts und links, taumelte, rollte wie ein Faß auf seinem Reittier, violett im Gesicht, mit gesträubtem Schnurrbart.

„Ah, Hundsfott!" widerholte er unabläßig, „Ah, Hundsfott von einem Hundsfott."

Er stieg ab mit Hilfe seines Burschen, verwickelte sich die Beine in den Riemen seines nachschleppenden Säbels, und den Stationschef zu sich rufend, fing er mit dem Armen, dessen Gesicht immer bestürzter wurde, ein Gespräch an.

„Und der Bürgermeister?" hörte ich ihn schreien. „Wo ist dieses Hundsfott . . . man bringe ihn her — halten mich die Leute zum Narren hier?"

Er fauchte, stammelte unverständliche Worte, stampfte mit den Füßen, schimpfte und schalt den Stationschef. Endlich verschwanden sie beide, der eine mit gesenktem

Digitized by Google

Kopf, der andere mit wütenden Geberden, in das Telegraphenbureau, aus welchem bald ein tolles, rasendes, schwindelndes Geklingel zu uns drang, von Zeit zu Zeit von den Stimmausbrüchen des Generals unterbrochen.

Endlich wurde beschlossen, uns auf den Damm aufzustellen — kompanienweise. Und hier ließ man uns unbeweglich stehen, die Tornister zu unseren Füßen, die Gewehrpyramiden vor uns. Die Nacht war hereingebrochen, und ein kalter, dichter Regen fiel herab, der unsere, von früheren Güssen schon feucht gewordenen Mäntel jetzt völlig durchdrang.

Blasse Lichtlein erhellten hier und da den Schienenweg. Dadurch erschienen die Magazine noch dunkler, und noch schwärzer die Waggonreihen, welche von Männern auf die Seitenbahn geschoben wurden. Und der Kranich, aufrecht auf seiner drehenden Plattform, zeichnet das Profil seines Giraffenhalses gegen den Himmel ab.

Mit Ausnahme des am Morgen rasch verschluckten Kaffees hatten wir tagsüber nichts genossen, und obwohl die Müdigkeit unsere Glieder zerschlug und der Hunger in unseren Mägen knurrte, mußten wir uns gefaßt machen, heute wieder ohne Suppe zu bleiben. Unsere Feldflaschen waren leer, die Speck- und Zwiebackvorräte erschöpft, und die Fourgons der Intendanz, die wir gestern verloren hatten, sich uns noch immer nicht angeschlossen. Manche unter uns fingen zu murren an und Worte der Drohung und des Aufruhrs auszustoßen; aber die Offiziere, die vor den Gewehrpyramiden auf und ab wandelten, mit gleichfalls niedergeschlagenen Gesichtern, schienen nicht darauf zu achten. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß vielleicht der General in der Stadt Lebensmittel requirieren würde. Vergebliches Hoffen! Die Minuten vergingen, der Regen plätscherte in den leeren Näpfen, und der General fuhr fort, den Stationschef anzufahren, welcher fortfuhr, sich an dem Telegraphen zu rächen, welcher seinerseits fortfuhr, immer rascher und närrischer zu klingeln. Von Zeit zu Zeit liefen mit Truppen überfüllte Züge ein; Mobile und Jäger tummelten sich aus den Wagen heraus, in welchen sie eingepfercht gewesen; zerlumpt, bloßköpfig, mit hängender Kravatte, einige betrunken, mit schief aufgesetzter Kappe, so stürzten sie in die Restauration — oder erleichterten sich im Freien — schamlos. Aus diesem Gewimmel menschlichen Viehs, aus diesem Herdengestampfe auf dem Boden der Waggons drangen Flüche und Marseillaise-Strophen und zotenhafte Refrains hervor, die sich mit den Rufen der Quartiermeister, dem Geklirre des Glöckchens und dem Schnaufen der Lokomotiven vermengten. Ich erkannte einen jungen Burschen aus St. Michel, dessen geschwollene Augenlider fickerten und welcher hustete und Blut spie. Ich fragte ihn, wohin sie gingen. Sie wußten's nicht. Von Mans abgefahren, hatten sie wegen Bahnversperrung zwölf Stunden in Connerré bleiben müssen, ohne zu essen und so eng gepfercht, daß sie nicht imstande gewesen, sich auszustrecken um zu schlafen. Das war alles, was er wußte. Kaum daß er die Kraft hatte zu sprechen. Er war zum Büffet gegangen, um sich die Augen mit lauem Wasser zu netzen. Ich drückte ihm die Hand, und er sagte mir, daß er hoffe, bei der ersten Affaire von den Preußen gefangen genommen zu werden. Und

Digitized by Google

der Zug setzte sich in Bewegung, verlor sich ins Schwarze — alle diese fahlen Gesichter, alle diese schon besiegten Leiber nach Gott weiß was für unnützen und blutigen Schlächtereien hinaustragend. — —

Der Frost schüttelte mich. Unter dem eisigen Regen, der mir über die Haut lief, bemächtigte sich meiner die Kälte, und mir war's, als ob meine Glieder starr würden. Ich benützte die Verwirrung, welche durch die Ankunft eines Zuges entstand, um auf die offene Straße zu flüchten — da irgend ein Haus, ein Obdach zu suchen, wo ich mich erwärmen könnte, ein Stück Brot finden — was immer. Die Wirtshäuser und Schenken in der Nähe des Bahnhofs waren von Schildwachen besetzt, welche Befehl hatten, niemanden einzulassen. Ein paar hundert Meter entfernt sah ich zwei Fenster, die sanft in die Nacht hinausleuchteten. Diese Lichter machten mir den Eindruck von zwei guten, lieben Augen, Augen voll Mitleid, die mich riefen, mir lächelten, mich liebkosten . . .

Es war ein kleines, einsames Häuschen, nur wenige Laufschritte entfernt — ich eilte hin und drang ins Innere. Ein Sergeant war da, in Begleitung von vier Mann und fluchte und wetterte. Neben dem feuerlosen Herd saß auf ganz niederem Strohsessel ein alter Mann. Er hielt die Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in die Hände gestützt. Eine Unschlittkerze, die in einem eisernen Leuchter brannte, beleuchtete zur Hälfte sein von tiefen Runzeln durchfurchtes Gesicht.

„Wirst du endlich das Holz hergeben oder nicht?" schrie der Sergeant.

„Hab' kein Holz" antwortete der Alte. „Jetzt sind's acht Tage, daß die Truppen vorübergehen, und die haben alles genommen."

Er kauerte sich auf seinen Sessel zusammen und murmelte mit schwacher Stimme.

„Nix hab' ich — nix — nix! . . ."

Der Sergeant zuckte die Achseln.

„Mach doch nicht den Schlaumeier, alte Kanaille. Ah, du versteckst dein Holz? Um den Preußen einzuheizen? Na wart, ich werd' dir's zeigen."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Aber wenn ich keins hab' — kein Holz . . ."

Mit einer zornigen Geberde befahl der Sergeant seinen Leuten das Haus zu durchsuchen. Vom Keller bis zum Speicher ward alles durchstöbert. Es gab nichts — nichts als Spuren von Gewalt, gebrochene Geräte, zertrümmerte Möbel. Im Keller — ganz feucht von verschüttetem Apfelwein — waren die Fässer eingeschlagen, und überall breitete sich ekliger Unrat aus.

Das brachte den Sergeant in Wut, und er schlug mit dem Kolben auf den Boden.

„Allons!" schrie er, „alter Schmutzfink, sag's heraus: wo ist dein Holz?" Und er schüttelte rauh den Alten, welcher taumelte und beinah mit dem Kopf gegen den eisernen Feuerbock des Herdes gefallen wäre.

„Hab' kein Holz" entgegnete einfach der arme Mann.

Digitized by Google

„Ah, du bist starrköpfig? Ah, du hast kein Holz? Wohlan — du hast Stühle, einen Schrank, einen Tisch, ein Bett, und wenn du mir nicht gleich sagst, wo dein Holz ist, so zünde ich mit alledem ein Freudenfeuer an."

Der Alte wandte nichts ein. Er wiederholte nur, indem er seinen weißen Kopf wiegte: „Hab' kein Holz."

Ich wollte mich ins Mittel legen und murmelte einige Worte. Aber der Sergeant ließ mich nicht ausreden. Er sah mich von oben bis unten verächtlich an:

„Und was machst denn du hier, du Lausbub?" fuhr er mich an. „Wer hat denn dir erlaubt, aus den Reihen zu treten? Allons . . . pack dich — rechts um — im Laufschritt! Tara — ta ta ra, ta ta ra."

Dann gab er einen Befehl. In wenigen Minuten waren Stühle, Schrank, Tisch, Bett in Stücke gehauen. Der Alte stand mit Mühe auf, drängte sich in eine Ecke, und während das Feuer flammte, während der Sergeant, dessen Hose und Mantel rauchten, sich lachend vor der knisternden Lohe wärmte, schaute der alte Mann mit stoischem Blicke dem Verbrennen seiner letzten Möbel zu und wiederholte hartnäckig: „Hab' kein Holz."

Ich ging zum Bahnhof zurück. Der General war aus dem Telegraphenbüreau herausgekommen, röter, erregter, zorniger als je. Er stieß ein paar Worte heraus, und gleich darauf fand eine große Bewegung statt. Man hörte Säbel rasseln, Stimmen, die einander anriefen und antworteten; Offiziere sah man nach allen Richtungen eilen, und die Hörner gaben das Abmarschsignal. Ohne etwas von diesem Gegenbefehl zu verstehen, mußten wir unsere Tornister umschnallen und unsere Gewehre schultern: Vorwärts — Marsch!

Mit steif gewordenen Gliedern, mit summenden Köpfen, einer an den anderen anstoßend, nahmen wir unseren atemlosen Lauf wieder auf — durch den Regen, durch den Kot, durch die Nacht . . . Rechts und links breiteten sich in Schatten getauchte Felder aus, aus welchen Apfelbaumzweige hervorragten, die sich gegen den Himmel zu winden schienen. Manchmal, ganz von ferne, bellte ein Hund. Dann kamen dichte Wälder, finstere Baumreihen, die sich zu beiden Seiten des Weges hinzogen wie die Mauern; dann schlafende Dörfer, wo unsere Schritte noch schauerlicher dröhnten, wo hinter schnell geöffneten und schneller wieder geschlossenen Fenstern erschreckte, weiße Formen erschienen . . . Und wieder Felder, und wieder Wälder, und wieder Dörfer . . . Nicht ein Lied, nicht ein Wort: ein großes, durch das dumpfe Getrampel rhythmiertes Schweigen. Die Riemen des Tornisters schnitten mir in das Fleisch; das Gewehr lag mir wie ein glühendes Eisen auf der Achsel. Einen Augenblick wähnte ich, daß ich an einen mit schweren Steinen beladenen Karren gespannt sei, der stecken geblieben, und daß mir Fuhrleute mit Peitschenhieben die Beine zerschlugen . . Mit gekrümmtem Rücken, gestrecktem Hals, von der Halfter halb erdrosselt, mit pfeifender Brust, so zog ich, zog ich . . . Bald jedoch schwand mir das Bewußtsein. Ich marschierte drauf los, erschlafft, wie im Traum. Seltsame Halluzinationen traten mir vor die Augen. Ich sah eine bis ins Weite sich verlierende Lichtstraße, von Palästen und

Digitized by Google

Armleuchtern umsäumt. Große, brennrote Blumen schaukelten ihre Kelche auf biegsamen Stengeln, und fröhliche Haufen sangen und zechten an reich mit kühlen und köstlichen Früchten besetzten Tafeln . . . Weiber, mit schwebenden Gazeröcken tanzten auf den erleuchteten Rasenplätzen beim Klange unzähliger Musikbanden, die hinter den Lauben versteckt waren, auf deren dichtes, mit Jasminblüten bestirntes Blätterwerk erfrischende Wasserstrahlen fielen . . .

„Halt" kommandierte der Sergeant.

Ich stand still, und um nicht umzufallen, mußte ich mich an den Arm eines Kameraden klammern. Jetzt erwachte ich . . . Alles war schwarz. Wir waren an dem Eingang eines Waldes angelangt, in der Nähe eines Marktfleckens, wohin der General und die Mehrzahl der Offiziere sich einquartieren gingen.

Nachdem das Zelt aufgeschlagen worden, machte ich mich daran, mit einer Unschlittkerze, mit der ich mich versorgt hatte, meine aufgeritzten Füße einzuschmieren. Dann — wie ein armer, todmüder Hund — streckte ich mich hin und schlief fest ein.

Während der ganzen Nacht trafen Kameraden, die unterwegs erschöpft niedergefallen waren, im Lager ein. Aber nicht alle: es waren deren fünf, von denen man nie mehr etwas gehört. Das trug sich bei jedem anstrengenden Marsch so zu: einige — schwache und kranke — fielen in die Gräben und starben dort; andere desertierten . . .

Am nächsten Morgen, bei Dämmerungsanbruch, ward Reveille geblasen. Die Nacht war sehr kalt gewesen; es hatte nicht aufgehört zu regnen, und wir hatten uns zum Schlafen nicht das geringste Heu oder Stroh verschaffen können. Es fiel mir sehr schwer, aus dem Zelt herauszukommen; einen Moment mußte ich, da mir die Beine den Dienst versagten, auf den Knien vorwärts rutschen. Meine Glieder waren vor Kälte starr geworden wie Eisenstangen; es war mir unmöglich, den Kopf zu wenden, und meine Augen, die wie von einer Unzahl kleiner Nadeln gestochen wurden, weinten unaufhörlich. Zugleich fühlte ich in Schultern und Rippen einen heftigen, schneidenden, unerträglichen Schmerz.

Ich bemerkte, daß es den Kameraden auch nicht besser erging als mir. Mit verzerrten und erdfahlen Zügen schleppten sie sich weiter, die einen furchtbar hinkend, die anderen gebeugt und schlotternd, über jedes Steinchen stolpernd — alle lahm, jämmerlich und kotig. Ich sah mehrere, von heftigen Koliken befallen, die sich mit beiden Händen den Bauch hielten; andere, vor Fieber geschüttelt, klapperten mit den Zähnen. Ringsumher hörte man husten, keuchen, röcheln. Ein Hase lief übers Feld, mit gesenkten Ohren, aber niemandem fiel es ein, ihn zu verfolgen, wie wir dies sonst zu thun pflegten. Nach erfolgtem Appell wurden Lebensmittel verteilt, denn endlich hatte die Intendanz uns gefunden. Wir bereiteten die Suppe und verschlangen sie so gierig wie hungrige Hunde. Ich litt fortwährend. Nach der Suppe ward ich von Schwindel und Erbrechungen befallen, gefolgt von Fieberfrost. Alles um mich her: — die Zelte, der Wald, die Ebene, der Marktflecken, dessen Rauchfänge durch den Nebel gegen den Himmel ragten, von

Digitized by Google

welchem schwere, schmutzige Wolken herabhingen — alles das drehte sich. Ich bat mir vom Sergeant die Erlaubnis aus, zur ärztlichen Untersuchung zu gehen.

Die Zelte waren in zwei Reihen längs des Waldes aufgestellt auf beiden Seiten der Senoncher Straße, welche dreihundert Meter von dort die Straße von Chartres durchschneidet, ein wenig weiter durch den Flecken Bellomer führt, um sich bis nach La Loupe zu erstrecken. Auf dem durch diese beide Straßen gebildeten Kreuzweg stand ein kleines, elendes, mit Stroh bedecktes Gebäude, eine Art verlassener Schuppen, welcher den Chausseearbeitern bei Regen als Obdach diente. Dort hatte der Chirurg eine improvisierte Ambulanz errichtet — von weitem erkenntlich an der in eine Mauerspalte gesteckten Genfer Fahne.

Vor dem Gebäude warteten viele. Eine lange Reihe von bleichen, matten Geschöpfen, die einen stehend, mit groß aufgerissenen, starren Augen; die anderen auf der Erde sitzend, düster, die Schulterblätter spitz und in die Höhe gezogen, den Kopf in den Händen. Der Tod hatte schon seine schreckliche Kralle auf diese abgezehrten Gesichter gelegt, auf diese entfleischten Rücken, auf diese schlaffen, blut- und markentleerten Glieder. Und gegenüber solch' herzzerreißendem Anblick vergaß ich meine eigenen Leiden, und weiche Rührung beschlich mich! Also drei Monate hatten genügt, diese rüstigen Körper, die ja doch an Mühe und Arbeit gewohnt waren, zu Boden zu werfen. Drei Monate! Und diese jungen Leute, welche das Leben liebten, diese Kinder der Erde, welche in der Freiheit der Felder aufgewachsen waren, vertrauend in die Güte der nährenden Natur — es war also um sie geschehen! Dem Seemann, welcher stirbt, giebt man als Grab das Meer; er steigt hinab, von dessen singenden Wellen geschaukelt — aber diese da! . . . Noch ein paar Tage, vielleicht, und plötzlich werden sie hinfallen, das Gesicht gegen die Erde, in den Kot eines Grabens — ein dem Zahn der irrenden Hunde, dem Schnabel der Nachtvögel geliefertes Aas . . . Ich empfand eine Regung so brüderlichen und so schmerzlichen Mitleids, daß ich alle diese armen Männer hätte an mein Herz drücken mögen und daß ich wünschte — o, so inbrünstig wünschte — ich hätte, wie Isis, hundert milchgeschwellte Frauenbrüste, sie all' diesen blutlosen Lippen hinzureichen . . .

Die Leute traten einzeln in das Haus und kamen gleich wieder hervor, von Gebrumme und Geflucht verfolgt. Der Chirurg gab sich nicht ab mit ihnen. Zornentbrannt fordert er von einem Wärter seine Feldapotheke, welche man unter der Bagage nicht vorgefunden.

„Meine Apotheke? Himmel, Herrgott! wo ist meine Apotheke? Und mein Besteck — wo hab' ich denn nur mein Besteck hingethan? Ah, verdammt!"

Ein junger Mobile, der an einem Abzeß am Knie litt, ging hinkend davon — weinend und vor Verzweiflung sich die Haare ausraufend: man hatte ihn nicht untersuchen wollen.

Als die Reihe an mich kam, hineinzugehen, zitterte ich heftig. Im Hintergrund des Gemachs röchelten vier auf Stroh gelagerte Kranke; ein fünfter machte lebhafte Gesten und sprach im Delirium unzusammenhängende Worte; noch ein anderer, halb aufsitzend, den Kopf auf die Brust geneigt, ächzte und verlangte zu

Digitized by Google

trinken. „Wasser — Wasser“ — bat er mit schwacher Stimme, mit einer Kinderstimme. Vor dem Kaminfeuer kauerte ein Wärter und hielt auf einem Holzstäbchen ein Stück schmorender Blutwurst, deren Geruch von verbranntem Fette das ganze Zimmer einstänkerte.

Der Unterarzt sah mich nicht einmal an:

„Und was will denn der da?“ schrie er „Wehleidiges Pack miteinander. Zehn Meilen Wegs: das wird dich gesund machen, feiger Nachzügler. Allons, marsch — rechts um!“

Auf der Schwelle kreuzte ich mich mit einer Bäuerin.

„Geh' ich recht hier zum Chirurgen?“ fragte sie mich.

„So — Weiber auch noch!“ brummte der Unterarzt. „Was wollen denn Sie?“

„Verzeihung, bitt' schön,“ sagte die Bäuerin ganz eingeschüchtert und trat vor. „Ich komme wegen mein' Sohn, der Soldat ist.“

„Was glauben Sie denn, Alte, daß ich Ihren Sohn bewachen soll?“

Beide Hände auf dem Griff ihres Regenschirmes gekreuzt, schaute sie sich ängstlich im Zimmer um.

„Er soll sehr krank sein, mein Sohn, sehr, sehr krank — und da bin ich schauen gekommen, ob er nicht bei Ihnen ist, Herr Chirurg.“

„Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Riboulleau.“

„Riboulleau? Riboulleau . . . Kann sein. Schauen Sie einmal nach — dort.“ Der Wärter, der seine Blutwurst röstete, drehte den Kopf um.

„Riboulleau?“ sagte er. „Der ist vor drei Tagen gestorben.“

„Wie haben Sie das gesagt!“ schrie die Bäuerin, deren sonnverbranntes Gesicht plötzlich erbleichte. „Wo ist er gestorben — warum ist er gestorben, mein kleiner Bursch? . . .

Der Unterarzt mengte sich ein. Die Alte rauh zur Thüre stoßend: „Schon gut, schon gut“ rief er. „Keine Szenen hier! Verstehen Sie? Er ist tot, und damit ist's aus.“

„Mein kleiner Bursch! mein kleiner Bursch!“ jammerte die Bäuerin zum Herzzerreißen.

Ich entfernte mich, so traurig und so entmutigt, daß mir die Frage aufstieg, ob es nicht besser wäre, dem ganzen Jammer ein Ende zu machen und mich an den nächstbesten Ast zu hängen oder eine Kugel mir durch den Kopf zu jagen. Während ich, so schwarze Pläne schmiedend, meine Schritte zum Lager zurücklenkte, kam ich an dem jungen Mobilen vorbei, welcher am Fuß einer Eiche saß und da kreideweiß, mit schweißtriefender Stirn, seinen Abzeß nun selber mit einem Messer aufschnitt und die blutende Wunde verband.

Der Vormittag verging mir leidlicher, als ich geglaubt hätte. Es war mir zum Glück keine Arbeit zugeteilt worden, und nachdem ich mein vom Regen verrostetes Gewehr geputzt hatte, genoß ich einige Stunden erquickender Ruhe. Auf meiner Decke hingestreckt, lag ich in einem matten Halbschlaf, in welchem mir

Digitized by Google

alle Geräusche des Lagers — Trompetensignale, fernes Pferdegewieher — deutlich vernehmbar blieben, und dachte an die Menschen und Dinge, die ich hinter mir gelassen . . . Tausend Gestalten und Landschaften zogen rasch an mir vorüber. Ich sah das Vaterhaus, meine tote Mutter, meinen Vater mit seinem breiten Strohhut; ich sah mein Studentenzimmer, meine Schulkameraden; und sah — im lärmenden Gewirre des Bullier-Balles — die kleine Nini, betrunken und zerzaust, mit ihren purpurnen Lippen, ihrem roten Chignon und ihren rosa Strümpfen, die wie geile Blumen unter den tanzgelüfteten Röcken hervorschauen . . . Dann eine unbekannte Frau im Lilakleide, welche ich eines Abends in einer Theaterloge gesehen hatte und deren Bild jetzt immer wieder vor mir aufstieg — eine hartnäckige und holde Vision!

Unterdessen waren die Tauglichsten unter uns ausgezogen, um die Gegend — namentlich um die Meierhöfe herum — zu durchstreifen. Jetzt kamen sie wohlgemut zurück, mit Strohbündeln, Hühnern, Truthühnern und Enten beladen. Einer stieß mit einer Stange ein grunzendes Schwein vor sich her; ein anderer trug ein Lamm auf den Schultern; ein dritter schleppte an einem Seil ein widerstrebendes Kalb, das die Schnauze schüttelte und brüllte.

Die Bauern kamen in das Lager gelaufen, sich zu beklagen, daß sie bestohlen worden. Sie wurden ausgezischt und davongejagt.

Nachmittags kam in Begleitung unseres Oberstleutnants, der in steifer Haltung zu seiner Rechten schritt, der General daher, uns Revue passieren zu lassen. Sein leuchtender Blick, seine brennende Gesichtsfarbe, seine teigige Stimme verkündeten deutlich, daß er reichlich gefrühstückt hatte. Er kaute an einem erloschenen Zigarrenstummel, spuckte, schnaubte, wetterte und zankte, man wußte nicht weswegen und mit wem, denn er wendete sich an keinen einzelnen. Vor unserer Kompanie angelangt, warf er einen strengen Blick auf den Oberstleutnant, und ich hörte ihn brummen: „Schmutziges Pack, Ihre Mannschaft — ah, Hundsfott . . ." Dann entfernte er sich, mit der ganzen Wucht seines Bauches auf den kurzen Beinchen lastend, die in gelben Stiefeln steckten, über welche die roten Hosen bauschig und faltig herabfielen, wie ein Frauenrock.

Der Rest des Tages wurde in den Wirtshäusern der Stadt verbummelt. Doch da herrschte überall solcher Lärm und solches Gedränge — überdies kannte ich nur zu gut dieses Bestürmen der Schenken, diese Alkohol-Drückereien, die allzuhäufig mit allgemeiner Rauferei endigen, und so zog ich es vor, mit einigen friedliebenden Kameraden, fern von all' dem Gewimmel, auf die Straße hinauszugehen. Das Wetter hatte sich aufgeheitert, und die von Wolken befreite Sonne schien vom Himmel herab. Wir setzten uns auf eine Böschung und krümmten die Rücken unter dem wärmenden Strahl, so wie sich Katzen unter streichelnden Händen krümmen.

Allerlei Fuhrwerke kamen vorüber: schwere Kutschen, Korbwägelchen, mit Leinwand überdachte Leiterwagen, von Maulesein gezogene Schuttkarren. Es waren die Bauern aus der Ebene von Chartres, welche vor den Preußen flohen. Durch die Berichte in Angst versetzt, welche über die von den Deutschen verübten

Digitized by Google

Greuel — Brandlegung, Gemetzel, Schändung — von Dorf zu Dorf kolportiert wurden, hatten sie ihre kostbarste Habe mitgenommen, Haus und Felder verlassen und flohen ganz verstört in gerader Richtung fort, ohne zu wissen, wohin. Des Abends, je nach den Zufällen des Weges, machten sie in der Nähe eines Marktfleckens oder auch auf freiem Felde Halt. Die ausgespannten und gefesselten Zugtiere weideten im Grase, und die Leute schliefen, wie es eben ging, unter der Hut ihrer Hunde, bei Wind, bei Regen, bei der Kälte nebelfeuchter Nächte. Des Morgens zogen sie wieder weiter. Herden von Tieren und Herden von Menschen folgten einander ununterbrochen. Auf der großen, gelben Heerstraße sah man deren schwarze, jammervolle Reihe bis zu der den Horizont verschließenden Anhöhe sich erstrecken. Wie eine Völkerwanderung sah das aus.

Ich sprach einen Mann an, der neben einem Eselwagen einherging. In letzterem lagen auf Stroh, inmitten von Bündeln, Krautköpfen und Rüben, eine stumpfnasige Bäuerin, zwei rosenfarbene Schweine und an den Füßen zusammengebundenes Geflügel.

„Habt ihr die Preußen bei euch?" fragte ich.

„O die Räuber — das sind Leut! Da ist neulich eine ganze Menge gekommen, eine Bande . . . mit Federhüten . . . Haben die einen Lärm gemacht — O Herr Jesus — und alles haben sie uns weggenommen! Zuerst haben wir 'glaubt, daß Preußen sind — es waren aber Franctireurs."

„Ja, aber die Preußen?"

„Die Preußen? Was die Preußen anbelangt, so habe ich eigentlich noch keinen Preußen gesehen. Die müssen jetzt bei uns sein. Die Jaqueline da glaubt, daß sie neulich einen gesehen hat — hinter einer Hecke. Er war hoch, hoch, und rot, sagt sie, wie der Teufel . . . Sind's denn Wüteriche — Wilde — Gespenster — was sind's denn eigentlich?"

„Es sind Deutsche, mein guter Freund, gerade so wie wir Franzosen sind."

„Wie? Des Armands? Ich hör' schon — aber wer hat sie denn über uns geschickt, diese sakrischen Armands? — Aber ich hab' doch unsere zwei Schwein' und unsere Tochter und das Geflügel gerettet — ah, ja." Und der Bauer ging seines Weges, indem er weiter vor sich hinbrummte: „Des Armands, des Armands — wer hat sie denn über uns geschickt ces sacrés Armands-là?"

An diesem Abend brannten die Feuer auf der ganzen Linie des Lagers. Und die mit frischem Fleisch gefüllten Kessel summten fröhlich über den aus Steinen und Lehm improvisierten Herden. Das war für uns eine Stunde der köstlichen Erholung, des süßen Vergessens. Eine Beruhigung schien vom mondblauen und sternglänzenden Himmel herabzutauen; die Felder, die sich mit einem sanften Gewoge dahinzogen, atmeten eine eigene Ruhe aus, die uns in die Seele drang, die in unsere Glieder weniger herbes Blut und neue Kräfte sandte. Nach und nach schwand die Erinnerung an unsere — doch so nahen — Leiden; es erfaßte uns ein Drang nach Thaten, und von neuem erwachte das Pflichtgefühl. Eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit herrschte im Lager. Jeder machte sich mit irgend einer freiwilligen Arbeit zu schaffen. Die einen liefen, brennende Klötze tragend,

Digitized by Google

um an den ausgebrannten Herden neue Feuer anzuzünden; andere bliesen auf die Gluten, um dieselben anzufachen, oder sie putzten Gemüse und schnitten das Fleisch in Stücke. Ein paar Kameraden, um einen Haufen rauchender Holztrümmer eine Ronde bildend, intonierten mit ausgelassener Stimme: „Hast du den Bismarck gesehen?" Der Aufruhr — dieses Kind des Hungers — im Gesumme der Kochtöpfe hatte er sich verflüchtigt.

Am folgenden Morgen, nachdem der letzte von uns beim Appell sich gemeldet hatte, kommandierte der kleine Leutnant: „Antreten." Jetzt las uns der Wachtmeister — stotternd, Worte verwechselnd und Phrasen überspringend — einen hochtrabenden Tagesbefehl des Generals vor. In diesem Stücke militärischer Litteratur ward uns mitgeteilt, daß ein preußisches Armeekorps — ausgehungert, zerlumpt, ohne Waffen — nachdem es Chartres okkupiert, nunmehr in forcierten Märschen auf uns zukomme. Man sollte ihm den Weg abschneiden, es bis zu den Mauern von Paris zurückdrängen, wo der tapfere Ducrot nur mehr auf uns wartete, um einen Ausfall zu machen und ordentlich mal alle Länderräuber wegzufegen. Der General erinnerte an die Siege der Revolution, an die Expedition nach Ägypten, an Austerlitz und Borodino. Er versicherte, daß wir uns unserer ruhmreichen Vorfahren von Sambre-et-Meuse würdig zeigen würden. Hierauf folgten strategische und sehr genaue Instruktionen zur Landesverteidigung: eine unübersteigliche Barrikade am Osteingang des Fleckens aufrichten; ein zweite noch unübersteigbarere auf der Straße von Chartres, am Kreuzweg; die Mauern des Friedhofs mit Schießscharten versehen; im Walde so viel Bäume als möglich umhauen, um es der feindlichen Kavallerie und auch Infanterie unmöglich zu machen, uns über Senonches zu umzingeln; vor Spionen sich hüten, kurz die Augen offen halten . . . Das Vaterland zählte auf uns — Vive la République!

Dieser Ruf blieb ohne Widerhall. Der kleine Leutnant, der vor unseren Reihen auf und nieder ging, die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, die Blicke hartnäckig auf seine Stiefelspitzen gerichtet, hob nicht einmal den Kopf empor. Wir schauten uns gegenseitig an — ganz verstört, mit einer Angst im Herzen, die Preußen so nah zu wissen, zu wissen, daß für uns die Schlacht morgen, vielleicht heute noch beginnen würde . . . und ich hatte eine plötzliche Vision des TODES — des roten Todes, der hochaufgerichtet auf einem von vier gebäumten Rossen gezogenen Wagen sensenschwingend auf uns losstürzte. So lange die Schlacht in der Ferne lag, hatten wir sie herbeigewünscht, zuerst aus patriotischer Begeisterung, dann aus Ruhmredigkeit, später aus Nervenabspannung, aus Müdigkeit — als Abschluß unseres Elends. Jetzt, da sie da war, hatten wir Furcht — wir zitterten bei ihrem bloßen Namen. Unwillkürlich sandte ich den Blick zum Horizont, in die Richtung von Chartres. Und die Landschaft schien mir ein Mysterium zu enthalten, einen Schrecken, ein grausiges Unbekanntes, welches den Dingen ganz neue Aspekte von Unerbittlichkeit verlieh. Dort drüben, über dem bläulichen Streifen der Bäume, erwartete ich plötzlich Helme auftauchen zu sehen, Bajonette blitzen, donnernde Kanonenschlünde sich entzünden . . . Ein von Sonnenschein gerötetes Ackerfeld machte mir den Eindruck einer Blutpfütze; die Hecken

Digitized by Google

marschierten auf, stießen zusammen, kreuzten sich gleich waffenstrotzenden, fahnenschwingenden Regimentern, die zum Kampfe schwenken; die Apfelbäume schauten wie durchgehende Pferde im Gewirre der Flucht . . .

„Rompez le cercle . . . marche!" kommandierte der Leutnant.

Ganz verdummt, mit baumelnden Armen, trabten wir eine Zeitlang auf demselben Fleck, von einem ganz eigentümlichen Unbehagen erfüllt, und trachteten in Gedanken jene furchtbare Horizontlinie zu überschreiten, hinter welcher unser Schicksal sich entscheiden sollte. Immer noch bedeckte sich die Straße mit Wagen und Herden, die stets zahlreicher, stets gedrängter dahineilten. Ein Trupp Raben, der von dorther kam, als schwarze Avantgarde, befleckte den Himmel, vergrößerte, blähte, dehnte sich, wirbelte über unseren Häuptern wie ein Trauerschleier und verschwand zwischen den Eichen.

„Also werden wir sie endlich sehen, diese berühmten Preußen?" sagte mit ziemlich unsicherer Stimme ein langer Kerl, der sehr bleich war und der, um sich das Ansehen eines alten Haudegens zu geben, den Képi schief aufs Ohr gedrückt hatte. Keiner antwortete, und mehrere entfernten sich. Unser Korporal jedoch zuckte die Achseln. Es war ein ganz kleiner Mann, mit frechem Ausdruck und blatternarbigem, sinnenbedecktem Gesicht. „Oh ich," sagte er: — Er drückte seinen Gedanken mit einer cynischen Geberde aus, setzte sich auf die Heide, stopfte langsam seine Pfeife, zündete sie an und „Hol's der Teufel!" schloß er, eine Rauchwolke ausstoßend, die sich in der Luft verlor.

Während eine Kompanie Jäger nach dem Kreuzweg dirigiert wurde, um dort die „unüberwindlichen" Barrikaden aufzurichten, drang mein Regiment in den Wald, um „so viel Bäume als möglich umzuschlagen", alle Hauen, Hacken und Hippen der Gegend waren zwangsweise requiriert worden, ebenso die Gartenmesser und Laubscheeren — alles Erdenkliche mußte als Werkzeug dienen. Den ganzen Tag dröhnten die Schläge und fielen die Bäume. Um uns besser anzueifern, wohnte der General dem Massaker bei. „Ah Hundsfott!" schrie er in die Hände klatschend — „drauf los, Kinder — wacker drauf los!" Er bezeichnete selber unter den Bäumen die hochstämmigsten, diejenigen, die gleich Tempelsäulen gerade und glatt emporgewachsen waren. Das war, so oft die Bäume mit großem Gepolter übereinanderfielen, eine wahre Vernichtungswonne, eine dumme und verbrecherische Lust. Der Wald lichtete sich. Es war, als hätte eine übernatürliche Riesensense ihn niedergemäht. Zwei Mann wurden durch den Fall einer Eiche getötet: „Drauf los, Kinder, wacker!" Und die wenigen stehen gebliebenen Bäume, düster dreinschauend inmitten der gestürzten Stämme und der gewundenen Zweige, die zu ihnen emporragten wie flehende Arme, zeigten breite Wunden, tiefe, rote Einschnitte, aus welchen der Saft hervorthränte.

Der Waldaufseher, den ein Hüter benachrichtigt hatte, kam ans Senonches herangeeilt und konstatierte mit schmerzlichen Blicken diese unnütze Verwüstung. Ich stand neben dem General, als jener sich ihm achtungsvoll nahte, die Mütze in der Hand:

Digitized by Google

„Verzeihung, mein General“ sagte er. „Wenn Sie die Bäume am Rand der Straßen umhauen, wenn Sie die Bahnen verbarrikadieren, so verstehe ich das; aber daß Sie das Innere der Hochwaldungen dem Boden gleich machen, das scheint mir ein wenig —“

Aber der General unterbrach ihn:

„He? Was? Es scheint Ihnen? Was suchen denn Sie da? . . Ich thue, was mir gefällig ist — Wer kommandiert hier — Sie oder ich?“

„Ja, aber —“ stammelte der Förster.

„Es gilt kein „ja, aber“, mein Herr. Und ich pfeife was auf Sie — das ist doch deutlich, he? . . Und machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich lasse Sie krumm schließen. Drauf los, Kinder, wacker!“

Der General drehte dem Beamten den Rücken und ging davon, mit seinem Stock die welken Blätter und die dürren Ästchen aus dem Wege räumend.

Und während wir den Wald entweihten, waren die Jäger ihrerseits auch nicht müßig; ihre Barrikade erhob sich hoch in die Lüfte, den Weg verrammelnd. Das lief nicht ohne Schwierigkeit, aber auch nicht ohne Lustbarkeit ab. Die Bauern, die plötzlich an eine Tranchee stießen, welche ihnen die Flucht abschnitt, erhoben Protest. Ihre Wagen und Herden stauten sich auf der an dieser Stelle sehr eingeengten Straße, und da gab es vorerst unbeschreiblichen Lärm und wüstes Geschrei. Sie jammerten, die Weiber stöhnten, die Ochsen brüllten, die Soldaten lachten über die erschreckten Mienen der Menschen und Tiere, und der Hauptmann, welcher die Abteilung kommandierte, wußte nicht, was beschließen. Einige Male machten die Soldaten, als ob sie die Bauern mit den Bajonetten zurückdrängen wollten; aber diese wurden halsstarrig, wollten passieren, beriefen sich auf ihre Eigenschaft als Franzosen — da erschien der General, welcher, nachdem er sein Kunststück im Walde beendet, jetzt gekommen war, die Barrikadearbeit zu besichtigen. Er fragte, wer diese „dreckigen Zivilisten da“ seien und was sie wollten. Man teilte ihm den Sachverhalt mit.

„Es ist gut“, schrie er. „Packt alle diese Fuhrwerke und steckt mir sie in die Barrikaden hinein. Drauf los, Kinder, wacker!“

Die Soldaten warfen sich auf die ersten Wagen, welche mit allem, was sie enthielten, preisgegeben wurden, und zerschlugen sie mit ein paar Axthieben. Jetzt ergriff die Bauern eine wilde Panik. Das Gedränge ward derart, daß keiner mehr vor- noch rückwärts konnte. Auf ihre Zugtiere loshauend und trachtend, ihre hängengebliebenen Karren zu befreien, fluchten sie und balgten und schimpften sich, ohne daß es ihnen gelang, von der Stelle zu kommen. Die zuletzt Angelangten waren umgekehrt und flüchteten im Galoppschritt ihrer durch das Geschrei erschreckten Pferde; die andern, an der Rettung ihrer Gefährte und ihrer Habe verzweifelnd, entschlossen sich, über die Böschung zu klettern und liefen durch das Feld, Schreie der Entrüstung ausstoßend und von den Erdklumpen verfolgt, welche die Soldaten ihnen nachwarfen. Man häufte die zertrümmerten Wagen übereinander, und die Lücken wurden mit Matratzen, Haferſäcken, Kleiderbündeln und Steinen verstopft. Auf die Spitze der Barrikade — an eine hervor-

Digitized by Google

ragende Deichsel — pflanzte ein kleiner Jäger ein in der Beute gefundenes Brautboukett auf.

Gegen Abend kamen aus Chartres einige Mobiltruppen in größter Unordnung daher und verbreiteten sich in Bellomar und im Lager.

Sie erzählten Greuelgeschichten. Die Preußen waren mehr als hunderttausend an der Zahl — eine ganze Armee. Sie hingegen — kaum zweitausend. Ohne Reiter, ohne Kanonen hatten sie sich zurückziehen müssen. Chartres stand in Flammen, die Ortschaften der Umgegend rauchten, die Meierhöfe waren zerstört. Das Gros des französischen Detachements, welches den Rückzug deckte, konnte nicht mehr lange säumen. Die Flüchtlinge wurden angelegentlich ausgeforscht. Man fragte, ob sie Preußen gesehen hätten und wie diese ausschauten — dabei nach allen Einzelheiten der Uniformierung forschend. Von Viertelstunde zu Viertelstunde kamen neue Mobilen hinzu, in Gruppen von dreien oder vieren — bleich, von Müdigkeit erschöpft. Die Meisten waren ohne Tornister, einige sogar ohne Gewehr, und sie wußten die schaurigsten Geschichten zu erzählen. Es war jedoch kein Verwundeter darunter. Man beschloß, sie in der Kirche einzuquartieren Der entrüstete Pfarrer hob die Arme zum Himmel:

„Heilige Jungfrau" schrie er, — „in meiner Kirche, ha — Soldaten in meiner Kirche!"

Bis jetzt hatte der General, der nur mit seinen Vernichtungsarbeiten beschäftigt gewesen, keine Zeit gefunden, daran zu denken, das Lager anders bewachen zu lassen als durch einen kleinen Posten, der auf der Straße von Chartres in einer Fuhrmannsschenke aufgestellt war. Dieses von einem Sergeanten kommandierte Wachtpikett hatte keine genauen Instruktionen erhalten, und die Mannschaft that nichts als bummeln, trinken und schlafen. Die Schildwache, welche vor der Schenke nachlässig auf und nieder ging, arretierte einen Arzt aus der Gegend wegen seines Bartes, der blond, und seiner Brille, die blau war. Was den Sergeant anbelangte, seines Zeichens ein ehemaliger Wildschütz, so unterhielt er sich, indem er in den nahen Hecken den Kaninchen Fallen legte.

Durch die Ankunft der Mobilen und die Androhung der Preußen waren wir in Verwirrung geraten. Ein Reiter nach dem anderen kam daher gesprengt, versiegelte Depeschen mit Befehlen und Gegenbefehlen überbringend. Die Offiziere liefen geschäftig hin und her, ohne zu wissen, warum, und verloren den Kopf. Dreimal befahl man uns das Lager aufzubrechen, und dreimal mußten wir aufs neue die Zelte aufschlagen. Die ganze Nacht bliesen die Hörner und die Trompeten und brannten große Feuer, um welche, inmitten des stets zunehmenden Lärmes, unheimlich bewegte Gestalten, dämonische Silhouetten hin und her huschten. Patrouillen durchsuchten die Gegend nach allen Richtungen, drangen in die Seitenwege, sondierten die Säume des Waldes. Die Artillerie, welche hinter dem Marktflecken eingezwängt war, sollte auf die Anhöhe vorrücken, stieß sich aber gegen die Barrikade. Um den Kanonen den Weg frei zu machen, mußten diese ganzen Verschanzungen wieder Stück für Stück abgetragen und die Graben gefüllt werden.

Digitized by Google

Bei Tagesanbruch marschierte meine Kompanie als Avantgarde ab. Wir begegneten zahlreichen Mobilen und Franctireurs in ganz erschöpftem Zustande. In einiger Entfernung überwachte der von seiner Eskorte umgebene General die Manöver der Artillerie. Er hatte vor sich, auf dem Hals des Pferdes, eine Landkarte liegen, auf welcher er vergeblich die Mühle von Sauffaie suchte. Über die Karte gebeugt, die durch die Bewegungen des Pferdes sich stets verrückte, rief er: „Wo ist denn nur diese verfluchte Mühle? . . . Poupoin . . . Courville . . . Courville — glauben denn die, daß ich alle ihre sakrischen Mühlen kenne?"

Er kommandierte uns Halt:

„Ist einer von euch aus der Gegend?" frug er. „Weiß einer, wo die Mühle von Sauffaie ist, he?"

Niemand antwortete.

„Nicht? Also hol's der Teufel." Und er warf die Karte seinem Ordonnanzoffizier hin, der sie sorgfältig zusammenfaltete. Wir gingen weiter.

Die Kompanie ward in einem Meierhof untergebracht. Und mich stellte man am Eingang eines Wäldchens, ganz nah von der Straße, als Schildwache auf.

Vor mir lag die Ebene, ausgedehnt und kahl wie ein Meer. Hie und da ragten aus dem Erdozean — gleich Inseln — kleine Gehölze empor; im Nebel verwischte Kirchtüme und Meiereien hatten den Anschein ferner Segel. Es herrschte ein tiefes Schweigen in diesem weiten Raume, eine tiefe Einsamkeit, wo das geringste Geräusch, die geringste Bewegung am Wolkenhimmel ein eigenes Mysterium zu bergen schien, das die Seele mit Bangigkeit erfüllte. Dort oben diese schwarzen Punkte, die den Himmel befleckten, das waren Raben; dort drüben auf dem Boden, die schwarzen Punkte, welche nahten und schwanden, das waren flüchtende Mobilen; und von Zeit zu Zeit das entfernte Gebell von Hunden, die von West nach Ost, von Nord nach Süd einander antworteten, das war, als hörte man die öden Felder klagen.

Die Schildwache sollte alle vier Stunden abgelöst werden. Aber die Stunden vergingen — langsam, endlos— und niemand kam, mich zu ersetzen. Gewiß: man hatte mich vergessen. Mit gepreßtem Herzen forschte ich den Horizont in der Richtung der Preußen aus und den Horizont in der Richtung der Franzosen: aber nichts war zu sehen — nichts als die harte, unbarmherzige Linie, welche den großen, grauen Himmel ringsum einschloß. Schon lange hatten die Raben aufgehört zu fliegen; die Mobilen — zu fliehen. Einen Moment sah ich einen Karren, der sich dem Wäldchen näherte, wo ich mich befand; aber er bog in einen Seitenweg ein und verlor sich bald ins Grau des Bodens . . . Warum ließ man mich so? Ich war hungrig und mich fror; mein Magen knurrte, und meine Finger wurden steif. Ich wagte mich einige Schritte auf die Straße hinaus — zu wiederholten Malen rief ich . . . Kein Wesen antwortete mir, kein Ding bewegte sich . . . Ich war allein, mutterseelen allein in dieser leeren und verlassenen Ebene . . . Ein Schauer lief durch meine Adern, und Thränen füllten mir die Augen. Noch einmal rief ich . . . Nichts. Da ging ich in das Gehölz

Digitized by Google

zurück, setzte mich an den Fuß einer Eiche, mein Gewehr auf dem Schoße, und lauschte. —

Ach, die Dämmerung begann hereinzubrechen; der Himmel wurde gelb, überzog sich mit leichtem Purpur und erlosch in einer Totenstille. Sternenlos und mondlos sank die Nacht auf die Felder herab, und ein eisiger Nebel stieg aus dem Dunkel auf.

Seit wir fortgezogen waren, hatte ich — immer mit etwas beschäftigt, allerlei Strapazen erduldend — noch nicht Zeit gehabt, nachzudenken. Dennoch, angesichts der sonderbaren und schaurigen Sachen, die mir unter die Augen gekommen, war in mir die Frage aufgestiegen „Was ist das Leben?“ eine Frage, die ich mir bisher nie gestellt hatte. Nach langem und schmerzlichem Alpdrücken war ich zu einer vagen Vorstellung erwacht, daß das Menschenleben ein gar merkwürdig Ding sei. Wenn ich von dem kleinen Haufen landstreichender Männer, die wir waren, unsere Instinkte, unsere Begierden, unsere Leidenschaften auf die ganze Gesellschaft übertrug; wenn ich die flüchtigen und nur physischen Visionen zurückrief, die ich in Paris von den wilden Massen gehabt, von dem Herumstoßen der Individuen: da erkannte ich, daß das Weltgesetz der Kampf ist — ein unerbittliches, mörderisches Gesetz, welches sich nicht begnügt, die Völker gegen einander zu bewaffnen, sondern welches die Kinder derselben Rasse, derselben Familie, desselben Mutterleibes übereinander herfallen läßt. Ich konnte keine der erhabenen Abstraktionen wiederfinden, jene Begriffe von Ehre, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Vaterland — von welchen die klassischen Schullehren überströmen, mit denen man uns aufzieht, uns einlullt, uns hypnotisiert, um die Guten und die Kleinen besser zu prellen, zu knechten, zu schlachten . . . Was war denn dieses Vaterland, in dessen Namen so viel Wahnsinniges und so viel Verbrecherisches verübt werden mußte, welches uns, die wir voll Liebe waren, der mütterlichen Natur entrissen hatte, um uns nun haßerfüllt, nackt und hungrig auf die stiefmütterliche Erde zu werfen? Was war denn dieses Vaterland, das für uns durch einen dummköpfigen und räuberischen General personifiziert war, der gegen alte Männer und alte Bäume wütete; und durch den Chirurgen, der den Kranken Fußtritte versetzte und arme alte Mütter anfuhr, die ihren Sohn beweinten? Was war denn dieses Vaterland, von dem jeder Schritt auf dem Boden durch ein Grab bezeichnet war; dem es genügte, das ruhige Wasser der Flüsse anzusehen, um es in Blut zu verwandeln; und welches unermüdlich die Beinhäuser aufbaut, wo die besten der Menschenkinder vermodern müssen? Und ich empfand ein schmerzliches Staunen, als ich überlegte — heute zum ersten Mal überlegte — daß nur diejenigen die Ruhmreichen und die Bejubelten sind, welche am meisten geraubt, am meisten brandgelegt, am meisten gemetzelt hatten. Man verurteilt den zaghaften Mörder zu Tode, der den Vorübergehenden in dunklen Gassen ersticht, und wirft seinen enthaupteten Rumpf in den Henkerkarren; aber der Eroberer, der Städte verbrannt und Völker dezimiert hat, um den auf den Schild zu heben, verbündet sich aller menschlicher Wahnsinn und alle menschliche Feigheit. Ihm zu Ehren werden Triumphbögen

Digitized by Google

und schwindelnde Bronzesäulen errichtet; und in den Kathedralen knien fromme Scharen um seinen geweihten marmornen Sarkophag, welchen unter Gottes wohlgefälligem Blick die Heiligen und die Engel hüten! — O, mit welcher Reue erfüllte es mich, daß ich bisher so blind und so taub an einem von solch' unerklärten Rätseln strotzenden Leben vorübergegangen war! Nie noch hatte ich mich vor diesen Fragezeichen aufgehalten, welche die Wesen und die Dinge dieser Welt doch sind — ich wußte nichts. Und jetzt plötzlich hatte mich eine Wissensgier ergriffen, ein Bedürfnis, dem Leben einige seiner Geheimnisse zu entreißen; ich wollte die menschlichen Gründe der Religionen entdecken, die verdummen; der Regierungen, die unterdrücken; der Gesellschaften, die töten. Es befiel mich eine Ungeduld, mit diesem Kriege fertig zu sein, um mich begeisterten Arbeiten, großen und — absurden Postulaten zu widmen. Mein Gedanke flog unmöglichen Philosophien der Liebe zu, närrischen Träumen von unauslöschlicher Brüderlichkeit . . . Ich sah alle Menschen unter unerträglichen Bürden erdrückt, gleich dem kleinen Mobilen von St. Michel, dessen Augen sickerten und dem ein Blutbusen die Brust zerriß; — und ohne etwas von den waltenden Weltgesetzen zu verstehen, empfand ich ein zärtliches Mitleid mit der ganzen Welt, das mir mit verhaltenem Schluchzen aus dem Herzensgrunde drang . . . Ich habe bemerkt, daß man andere nur dann so recht beklagt, wenn man selber unglücklich ist. War ich es nicht selber etwa, den ich so bedauerte? Und wenn ich in dieser kalten Nacht, so nah dem Feinde, der vielleicht schon bei Morgengrauen hereinbrechen würde, wenn ich da die Menschheit gar so sehr liebte, war's nicht vielleicht mein eigenes Ich, das mir so teuer war, das ich der Leiden hätte entziehen mögen? Dieses Bedauern um die Vergangenheit, diese Zukunftspläne, diese plötzliche Lernbegier, diese Hartnäckigkeit, mit der ich nur mich selber vorstellte, wie ich später in meinem Zimmer sitzen würde, von Papieren und Büchern umgeben, erglühend im Fieber der Arbeit . . . war das alles nicht nur, um die Drohungen der gegenwärtigen Stunde von mir abzulenken, um andere fürchterliche Bilder zu verdrängen — Bilder des Todes, die durch die Schrecken der Dunkelheit an mir vorbeizogen?

Die Nacht dauerte fort, undurchdringlich finster. Unter dem Himmel, der mit bösem, geizigem Blick über ihnen brütete, streckten sich die Felder aus gleich einem Schattenmeere. Hier und da ein dumpfer Schein, ein langer Nebelstreif, der über dem unsichtbaren Boden schwebte, aus welchen Baumgruppen auftauchten — schwärzer in dem Schwarz. Ich hatte mich von der Stelle, wo ich mich niedergelassen, nicht gerührt, und die Kälte steifte meine Glieder und machte mir die Lippen bersten. Mühsam stand ich auf und ging am Waldessaum entlang. Der Widerhall meiner Schritte erschreckte mich; es war mir immer, als gehe jemand hinter mir. Vorsichtig schlich ich auf den Fußspitzen weiter, als hätte ich gefürchtet, die schlafende Erde aufzuwecken; ich horchte und trachtete, die Finsternis zu durchdringen, denn noch hatte ich die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß man kommen werde, mich abzulösen. Aber kein Hauch, kein Lichtschein, keine Form in dieser blinden und stummen Nacht! Doch zweimal — hörte ich deutlich

Digitized by Google

ein Geräusch von Schritten, und das Herz pochte mir heftig . . . Aber das Geräusch entfernte sich, verlor sich nach und nach, und die folgende Stille war nur desto verzweifelter. Ein Ast streifte mir das Gesicht, ich taumelte zurück, von Entsetzen gefaßt. Etwas weiter erschien mir eine Anschwellung des Bodens wie ein Mann, der mit gekrümmtem Rücken sich da angeschlichen hätte: ich lud mein Gewehr . . . beim Anblick eines liegengebliebenen Pfluges, dessen beide Arme wie drohende Hörner eines Ungetümes in die Luft ragten, benahm es mir den Atem, und ich wäre beinahe umgefallen. Ich fürchtete mich vor dem geringsten Gegenstande, der die Linie des Horizonts überragte, und den meine verstörte Phantasie mit geisterhafter Bewegung belebte. Trotz der Kälte rieselte mir der Schweiß von der Haut herab. Es kam mir der Gedanke, meinen Posten zu verlassen und zum Lager zurückzukehren, indem ich mir mit allerlei feigen Spitzfindigkeiten vorspiegelte, daß die Kameraden mich vergessen hatten und daß sie sehr froh sein würden, mich wiederzufinden . . . Es war doch klar: da ich nicht abgelöst worden war, da ich gar keine Ronde vorübergehen gesehen, so waren sie abmarschiert. Aber wie, wenn ich mich irrte, was für eine Entschuldigung konnte ich vorbringen und wie würde ich empfangen werden? . . . Nach dem Meierhof gehen, wo meine Kompanie sich des Morgens aufgehalten hatte, und Erkundigungen einziehen? Ich dachte daran — aber in meiner Bedrängnis hatte ich den Orientierungssinn verloren und ich hätte mich in dieser endlosen, schwarzen Ebene unfehlbar verirren müssen. Jetzt flog mir ein abscheulicher Gedanke durch den Sinn: Ja — warum sollte ich mir nicht durch den Arm schießen, dann verwundet und blutend davonlaufen und erzählen, ich sei von den Preußen überfallen worden? . . Ich machte eine heftige Anstrengung, um meinen Verstand, den ich fliehen fühlte, festzuhalten; ich sammelte alle mir noch übriggebliebene moralische Kraft, um diese feige und häßliche Idee, um diesen fluchwürdigen Furchtrausch zu verjagen, und mit aller Gewalt trachtete ich, Erinnerungen an vergangene Zeiten zu erwecken, süße und lächelnde, weißbeschwingte Bilder heraufzubeschwören. Die Bilder und Erinnerungen kamen — jedoch wie in einem quälenden Traum, verzerrt, entstellt, verstümmelt und durch wilde Angst sogleich wieder in Flucht versetzt. Die Lieblingsplätzchen meines heimatlichen Waldes, in deren friedlichen Schatten ich so gern ganze Tage auf dem Moose lag — die zerstörten und verwickelten sich und schwangen drohend ihre Riesenbäume über meinem Haupte; in der Luft sah ich Granaten fliegen, welche bekannte, höhnisch lachende Gesichter annahmen. Eines dieser Geschosse entfaltete plötzlich ein paar große, flammenfarbene Flügel, kreiste über mir und hüllte mich ein . . . Ich stieß einen Schrei aus. Großer Gott — war ich denn daran, wahnsinnig zu werden? Ich betastete meinen Hals, meine Brust, meine Beine — ich mußte leichenblaß sein und ich fühlte eine Kälte, die mir vom Herzen zum Gehirn aufstieg, wie eine kleine Stahlschraube . . . „Aber! Aber!“ sagte ich mir mit lauter Stimme, um mich zu überzeugen, daß ich wachte und daß ich existierte. Auf zwei Schluck leerte ich den Rest meiner Feldflasche und begann mit schnellen Schritten herumzugehen, die Erdhäufchen mit Wut zertretend und die Melodie eines

Digitized by Google

Soldatenliedes pfeifend, das wir im Chor zu singen pflegten. Ein wenig beruhigt kehrte ich zu meiner Eiche zurück und hämmerte in raschen Schlägen mit der Sohle gegen den Stamm; ich brauchte diese Bewegung und brauchte diesen Lärm.

Und jetzt dachte ich an meinen Vater, — der so einsam war, in unserem großen, abgelegenen Hause . . . Es waren schon mehr als drei Wochen, daß ich keinen Brief von ihm erhalten. Ach, und wie der letzte so traurig und rührend war! Er beklagte sich nicht, aber es sprach eine solche Entmutigung daraus; ein solcher Kummer, allein in dem leeren Hause geblieben zu sein, und eine solche Angst, mich herumstreifend zu wissen, mit dem Tornister auf dem Rücken, den Zufällen des Krieges preisgegeben. Armer Vater! Er war nicht glücklich gewesen mit meiner immer kränklichen, immer gereizten Mutter, die ihn nie geliebt hatte und seine Nähe nicht dulden wollte. Und — niemals — auch bei den schroffsten Zurückweisungen und härtesten Worten ihrerseits — niemals eine zornige Bewegung, nie eine Silbe des Vorwurfs. Er krümmte den Rücken, wie ein guter Hund, und ging davon. Ach, wie ich bereute, ihn nicht genug geliebt zu haben . . . Seit drei Jahren war er sehr gealtert; seine hohe Gestalt beugte sich; sein sonst so gesundheitsstrotzendes Gesicht wurde gelb und runzlig; seine Haare waren schon fast weiß . . . Warum schrieb er mir nicht mehr? Ob ihm meine Briefe überhaupt zukamen? Ich warf mir vor, ihm bisher zu trocken geschrieben zu haben, und faßte den Vorsatz, ihm morgen, oder sobald ich konnte, einen langen, liebevollen Brief zu schreiben, in welchem ich mein ganzes Herz ausschütten wollte.

Indessen fing der Himmel an dort am Horizont, dessen Umriß sich klarer von einem bläulicheren Schein abhob, sich langsam etwas aufzuhellen. Die Felder blieben dunkel, aber man fühlte, daß die Dämmerung nahte. Die Kälte war stechender, die Erde krachte fester unter den Schritten, die Feuchtigkeit krystallisierte sich an den Ästen der Bäume. Und nach und nach erleuchtete den Himmel ein blaßgoldner Schein. Langsam stiegen noch unsichere und verwischte Formen aus der Dunkelheit hervor; das undurchdringliche Schwarz der Ebene verwandelte sich in ein dumpfes Violett, das an manchen Stellen von Licht durchschossen war . . .

Plötzlich vernahm ich einen Lärm — zuerst ganz schwach, wie sehr ferner Trommelwirbel. Ich horchte, klopfenden Herzens . . . Einen Augenblick hörte der Lärm auf, und die Hähne krähten. Nach zehn Minuten ungefähr erhob sich's wieder. Deutlicher, stärker, näher: Patara! Patara! . . . es war auf der Straße von Chartres — Pferdegalopp. Instinktmäßig schnallte ich meinen Tornister um und überzeugte mich, daß mein Gewehr geladen sei. Ich war sehr erregt — die Schläfenadern schwollen mir an — Patara! Patara! das Galoppieren mußte schon ganz nahe sein, denn mir war's, als vernähme ich das Schnauben des Pferdes und ein helles Stahlgeklirre — Patara, Patara! Ich hatte kaum noch Zeit gehabt mich hinter meine Eiche zu kauern, als auf der Straße — zwanzig Schritte entfernt — ein großer Schatten dastand, unbeweglich wie eine Reiter-

Digitized by Google

statue aus Erz. Und dieser Schatten, der sich riesig von dem Lichte des östlichen Himmels abhob, war fürchterlich. Der Mann erschien mir übermenschlich in seiner am Himmelsgrund vergrößerten Gestalt. Er trug die preußische Mütze, einen langen, schwarzen Mantel, unter welchem eine mächtig breite Brust sich wölbte. War es ein Offizier — ein Soldat? Ich wußte es nicht, denn ich konnte auf der dunklen Uniform kein Kennzeichen unterscheiden. Die Züge, zuerst verwischt, traten nunmehr deutlich hervor. Er hatte lichte, sehr klare Augen, einen blonden Bart, ein Aussehen strotzender Jugend; sein Gesicht atmete Kraft und Güte; dabei etwas eigentümlich Edles, Kühnes und Schwermütiges, das mir auffiel. Die Hand auf den Schenkel gelegt, schaute er sich in der Gegend um; von Zeit zu Zeit scharrte das Pferd den Boden und blies durch seine bebenden Nüstern lange Dunstwolken in die Luft. Augenscheinlich war dieser Preuße als Eclaireur da, er kam um über unsere Stellung und die Beschaffenheit des Terrains sich Rechenschaft zu geben. Eine ganze Armee wimmelte hinter ihm, ohne Zweifel, und um sich in die Ebene zu stürzen, wartete sie nur auf ein Zeichen dieses Mannes.

Hinter meinem Gehölze wohl verborgen, unbeweglich, das Gewehr in Bereitschaft, betrachtete ich ihn . . . Er war schön, wahrhaftig — in vollen Strömen floß das Leben in diesem rüstigen Körper. Wie schade! . . . Noch immer besah er die Gegend, und es schien mir, als ob er dieselbe mehr als Dichter betrachtete denn als Soldat . . . Es lag wie Rührung in seinen Blicken . . . Vielleicht vergaß er, warum er da war, und gab sich dem Zauber dieses jungen, reinen, siegenden Morgens hin. Der Himmel war jetzt ganz rot — mit einer Flammenpracht übergossen; die erwachenden Felder streckten sich und stiegen eines nach dem andern aus dem blauen und rosa Duft hervor, der wie ein langer, von unsichtbaren Händen bewegter Schleier über ihnen flatterte. Schlanke Bäume und Strohhütten traten aus den Nebeln heraus; der Taubenschlag eines großen Meierhofes, dessen neues Schieferdach zu glänzen begann, erhob seinen weißen Kegel gegen die purpurne Glut des Ostens . . . Ja, dieser Preuße, der mit Kampfgedanken ausgezogen, war da stehen geblieben, von der Schönheit des neuerwachenden Tages geblendet und fromm bewegt: seine Seele — für einige Minuten — war der *Liebe* gewonnen.

„Vielleicht ein Dichter," sagte ich mir, „ein Künstler . . . Er ist gut, da er gerührt ist." Und ich verfolgte auf seinem Gesichte alle die Regungen eines braven Menschen, die ihn bewegten, alle leisen Schwüre, alle zarten und flüchtigen Reflexe seines ergriffenen und entzückten Herzens. Er flößte mir keine Angst mehr ein. Im Gegenteil: etwas wie ein Schwindel zog mich zu ihm, und ich mußte mich an meinen Baum anklammern, um zu diesem Mann nicht hinzugehen. Ich hätte mit ihm sprechen mögen, ihm sagen, daß es schön von ihm sei, so den Himmel anzusehen und daß ich ihn liebte, um dieser Extase willen. — Doch sein Gesicht verfinsterte sich — eine Schwermut verschleierte seinen Blick. Ach, der Horizont, den dieser Blick streifte, war so weit, so weit — und hinter diesem Horizont ein anderer, und hinter diesem andern noch ein anderer.

Digitized by Google

Das alles würde man erobern müssen! Wann würde er denn endlich damit fertig sein, sein Pferd immer vorwärts zu lenken auf dieser fremden Erde, sich immer einen Weg bahnen zu müssen durch die Trümmer der Dinge und die Leichen der Menschen, immer zu töten, immer verflucht zu werden! . . . Und dann kehrten sich seine Gedanken wohl zu dem, was er verlassen genußt: sein Haus, wo die lachenden Stimmen seiner Kinder erschallten, — sein Weib, das seiner Rückkunft harrte, zu Gott für ihn betend . . . Wird er sie jemals wiedersehen? Ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick die flüchtigsten Einzelheiten, die kindisch-süßesten Kleinigkeiten seiner dortigen Existenz ihm vor's Gedächtnis traten — eine Rose, die er eines Abends, nach dem Essen gepflückt und seiner Frau ins Haar gesteckt — das Kleid, das diese trug, als er Abschied nahm — eine blaue Masche am Hute seines kleinen Mädchens, ein hölzernes Pferd, ein Winkelchen im Garten — — Alle Erinnerungen seiner gesegneten Freuden stiegen ihm auf, und mit dieser Visionskraft, die den Verbannten eigen ist, umfaßte er mit einem einzigen Blick alles das, wodurch er bisher so glücklich gewesen . . . Und die Sonne stieg auf, die Ebene noch erweiternd, den fernen Horizont in noch weitere Ferne rückend. Dieser Mann — ich fühlte Mitleid für ihn und liebte — ja ich schwöre es — ich *liebte* ihn! Dann — wie ist nur *das* geschehen? — Es fiel ein Schuß . . . und während ich hinter einer Rauchwolke den gewundenen Zipfel eines Mantels, einen Stiefel in der Luft, eine wild auf der Straße dahinfliegende Mähne sah — und dann nichts, hatte ich zu gleicher Zeit auch das Anstoßen eines Säbels, den Fall eines schweren Körpers, den Lärm eines wütenden Galopps gehört und dann — nichts . . . Meine Waffe war warm und rauchte . . . ich ließ sie zu Boden fallen . . . War ich das Spielzeug einer Halluzination? Doch nein! Von dem großen Schatten, der sich dort inmitten der Straße erhoben hatte, wie eine Reiterstatue aus Erz, war nichts mehr übrig als ein kleiner schwarzer Leichnam, der zu Boden lag, das Gesicht gegen die Erde, die Arme gekreuzt . . . Ich erinnerte mich an eine arme Katze, die ich hatte erschießen sehen, während sie eben mit glänzenden Augen den Flug eines Schmetterlings verfolgte — und ich, blödsinniger Weise, unbewußter Weise hatte da einen Menschen getötet; einen Menschen, den ich liebte, mit dessen Seele die meine eben zusammengeflossen; einen Menschen, der angesichts der Glorie des aufgehenden Tagesgestirns von seinen reinsten Lebensfreuden träumte. Vielleicht hatte ich diesen Menschen in demselben Augenblick getötet, wo er sich sagte: Und wenn ich einst heimkehre . . . Wie das? Und warum? — da ich ihn doch liebte, da ich doch, wenn er angegriffen worden wäre, ihn verteidigt hätte — ihn, ihn, den ich gemordet . . . Mit zwei Sätzen war ich an seiner Seite. Ich rief ihn — er bewegte sich nicht. Meine Kugel war ihm durch den Hals gedrungen unter dem Ohre, und aus einer zerrissenen Ader quoll mit gurgelndem Lärm das Blut hervor und breitete sich als rote Pfütze auf dem Boden aus . . . Mit meinen zitternden Händen hob ich ihn sanft in die Höhe; der Kopf taumelte und fiel leblos und schwer zurück. Ich betastete seine Brust an der Stelle des Herzens: das Herz war still. Dann hob ich ihn etwas höher,

Digitized by Google

mit dem Kopf auf meinen Schoß und plötzlich sah ich seine zwei Augen, seine zwei hellen Augen, die mich traurig anblickten, ohne Haß, ohne Vorwurf — zwei Augen, welche lebendig schienen! Ich glaubte, daß mir die Sinne schwinden müßten, aber indem ich in einer letzten Anstrengung meine ganze Kraft zusammenraffte, faßte ich den Leichnam des Preußen in meine Arme, stellte ihn ganz gerade vor mich, und meine Lippen auf sein blutiges Gesicht drückend, hab' ich — leidenschaftlich — ihn geküßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von da an erinnere ich mich nicht mehr so genau.

Nur Pulverdampf sehe ich noch vor mir, und Felder, die mit Schnee und brennenden Ruinen bedeckt sind; immerwährende, düstere Rückzüge und traumhafte, nächtliche Märsche; wildes Herumstoßen in den Engpässen, die von den Munitionsfurgons verstopft waren und wo die Dragoner ihre Pferde durch unsere Reihen trieben, um sich einen Weg zwischen den Wagen zu bahnen. Ich sehe Totenkarren vor mir, mit den Leichen junger Männer angefüllt, die wir beim Morgengrauen in die gefrorene Erde scharrten, dabei denkend, daß morgen vielleicht die Reihe an uns komme; ich sehe vor den Lafetten der Kanonen große Pferdegerippe liegen, eingefallen und steif — von welchen wir des Abends blutende Fleischstücke bis in unsere Zelle trugen, die wir dann grunzend und hauerzeigend verschlangen — wie die Wölfe! Und ich sehe den Chirurgen vor mir, mit aufgestülpten Ärmeln, die Pfeife im Munde, wie er auf einem Tisch bei dem räucherigen Schein einer Küchenlampe einem stöhnenden kleinen Soldaten den Fuß amputierte. . . .

Und besonders sehe ich mein Vaterhaus vor mir, wie ich, ganz gebrochen von all' den Leiden, von all' den herzzerreißenden Niederlagen an einem sonnigen Morgen heimkehrte. Die Fenster waren alle zu, die Rollläden herabgelassen. Felix, der Gärtner, etwas gebeugter geworden, putzte die Wege, und Marie, die alte Dienerin, saß mit einem Strickstrumpf vor der Küchenthür.

„Oho," rief ich, „so werde ich empfangen?"

Kaum hatten die Beiden mich gesehen, so lief Felix davon, und Marie, ganz bleich geworden, stieß einen Schrei aus.

„Was giebt's?" fragte ich bangen Herzens. „Und mein Vater?"

Die Alte sah mich starr an.

„Was, Sie wissen nicht? Haben Sie nichts bekommen? Ach mein armer, junger Herr! mein armer junger Herr!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie streckte den Arm nach der Richtung des Friedhofs aus.

„Ja! Ja! Dort ist er jetzt, dort bei der gnädigen Frau," sagte sie mit dumpfer Stimme.

Digitized by Google

Zeitbeschwerden.

Zur Beurteilung des deutschen Rechtsanwalts der Gegenwart.

Im diesjährigen Aprilheft der „Deutschen Revue“ klagt unter dem Titel „Handwerksgeist in der Rechtsanwaltschaft“ ein angeblicher aufrichtiger Freund der deutschen Anwaltschaft über die von ihm beobachtete Zunahme handwerksmäßiger Gesinnung, das Schwinden einer idealen Auffassung der Berufspflichten und eine Annäherung an das Geschäftsgebahren der amerikanischen Advokaten unter den deutschen Rechtsanwälten. Der Verfasser des befremdlichen Geisteserzeugnisses verwahrt sich zwar gegen die Auffassung, als sollte der gegen „gewisse,“ namentlich gegen manche „ältere mit oder ohne justizrätliches Selbstbewußtsein“ auftretende Rechtsanwälte erhobene Tadel gegen die deutsche Anwaltschaft generell gerichtet sein. Allein dieser Vorbehalt nimmt der als „Zeitbeschwerde“ sich einführenden Anklage nichts Wesentliches an ihrer Gehässigkeit und wird auch durch die That widerlegt. Der Verfasser bezeichnet die von ihm getadelte Richtung nicht etwa als Ausnahme von der Regel. Die einzige Einschränkung, die er zu Gunsten des ehrenhaften Teils der Anwaltschaft macht, ist die, daß er denselben als die „Mehrheit,“ nicht einmal als die weitüberwiegende, bezeichnet. Der Leser muß jedenfalls den Eindruck empfangen, als entspräche nach Ansicht des Verfassers das Verhalten der deutschen Anwaltschaft der Gegenwart im großen und ganzen nicht mehr den Ansprüchen, welche an die Vertreter eines so achtungswerten und edlen Berufs zu stellen seien, die deutsche Anwaltschaft befinde sich mithin im Stadium der Degeneration.

Wenn der Verfasser ein Freund der Anwaltschaft wäre, so würde die letztere den Himmel zu bitten haben, sie vor ihren Freunden zu bewahren. In Wirklichkeit offenbart sich in dem Artikel der Mangel an „aufrichtiger Zuneigung“ zu dem angegriffenen Berufsstande so deutlich, daß uns der Verfasser eher den Eindruck eines voreingenommenen und erbitterten Gegners macht. Zum Glück für den angefeindeten Stand ist der Angriff ziemlich ungeschickt und mit stumpfen Waffen geführt, so daß er vor Sachkennern der ernsten Zurückweisung kaum bedarf. Allein es ist unsere Pflicht, auch dem Versuche, unter der großen Masse der Gebildeten, die mit den besprochenen Verhältnissen nicht genauer vertraut ist, aus deren Anschauungen aber die öffentliche Meinung sich bildet, bedenkliche Vorurteile gegen die Anwaltschaft zu verbreiten, mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Eine deutsche Rechtsanwaltschaft giebt es erst seit Einführung der deutschen Rechtsanwaltsordnung, welche einen Teil der großen deutschen Justizreorganisation vom Jahre 1879 bildet. Vorher war der Beruf der Rechtsanwälte in den verschiedenen Rechtsgebieten Deutschlands in sehr verschiedener Weise gesetzlich geordnet. Die Vorbereitung der Rechtskandidaten im praktischen Justizdienste, die Zahl und Einrichtung der die Vorbedingung zum Eintritte in den Beruf bildenden Prüfungen, die Organisation des Standes, insbesondere die dienstliche Beaufsichtigung desselben, die Stellung und die Thätigkeit des Anwalts in dem (auf den verschiedensten Prinzipien beruhenden) Prozeßverfahren, alles dies war in den einzelnen Gebieten Deutschlands zum Teil sogar wesentlich von einander abweichend. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß hier geschlossene Anwaltschaft, dort freie Advokatur neben einander bestanden, daß hier schriftliches, dort mündliches Verfahren galt. Der am 1. Oktober 1879 in die deutsche Rechtsanwaltschaft übernommene Personalbestand hatte daher eine durchaus verschiedene Vorgeschichte erlebt. Auf verschiedenem Boden erwachsen und nach abweichenden Grundsätzen erzogen, entbehrte der Stand eines einheitlichen Charakters, wies vielmehr begreiflicherweise große Verschiedenheiten in seinem Wesen auf, die im Verhältnis des Anwalts zum Gericht, zum rechtssuchenden Publikum und zu den Kollegen unverkennbar hervortraten. Der altpreußische Rechtsanwalt des landrechtlichen Gebiets empfing nach Absolvierung einer meist langjährigen ehrenvollen richterlichen Laufbahn in seinem, durch die strenge Geschlossenheit der Anwaltschaft monopolisierten Amte fast eine Sinekure. In hervorragender gesellschaftlicher Stellung und den Traditionen

Digitized by Google

aus der Zeit der Justizkommissarien getreu, trat er dem rechtssuchenden Publikum mit vornehmer Zurückhaltung, mit fast büreaukratischer Steifheit entgegen, während er mit dem Gerichte auf freundschaftlich kollegialischem Fuße verhandelte und die Interessen der Klientel zwar mit Gewissenhaftigkeit, aber ohne subjektive Vereingenommenheit, ohne Leidenschaft, oft ohne Wärme vertrat. Einen entschiedenen Gegensatz hierzu bildete die rheinische Advokat-Anwaltschaft. Auf dem Boden der Freiheit der Advokatur und der Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens in Zivil- und Strafsachen entwickelte sich hier, in Anlehnung an das französische Beispiel, ein Barreau, das in strengem Korporationsgeiste dem Gericht und dem Parquet gegenüber stolz und selbständig auftrat, im glänzenden Plaidoyer seine vornehmste Aufgabe suchte und mit Wärme, ja leidenschaftlicher Subjektivität für die Klientel stritt, ja mit derselben sich fast identifizierte. In den freien Städten bildete die Advokatur das Durchgangsstadium für den Richterstand und die höhere Verwaltung; auch die Söhne der Patrizierfamilien scheuten sich nicht, diese Schule durchzumachen. Andererseits stand hier der Anwalt im Dienste des Großhandels, er bildete den Berater der großen Handelsfirmen und besuchte, frei von Gelehrtendünkel, sogar regelmäßig die Börse. In den übrigen Teilen Deutschlands zeigten sich andere mannigfaltige Eigentümlichkeiten in der Gestaltung dieses Berufsstandes, auf die wir hier nicht eingehen können.

Eine zehnjährige Periode gemeinsamer Thätigkeit unter den neuen Verhältnissen konnte selbstverständlich nicht genügen, die eingewurzelten Verschiedenheiten völlig zu verwischen. Die alten Herren finden wir überall im wesentlichen den überkommenen Gewohnheiten treu geblieben. Sie weisen dem aufmerksamen Beobachter auch heute noch die alten tiefgreifenden territorialen und lokalen Besonderheiten auf. Es ist daher noch nicht die Zeit gekommen, die Naturgeschichte des deutschen Rechtsanwalts zu schreiben.

Wir wissen nicht, in welchem Gebiete Deutschlands der Verfasser jener Zeitbeschwerde in der Deutschen Revue seine Beobachtungen angestellt hat. Mit der harmlosen Unbefangenheit, welche oft das Ergebnis mangelnder Erfahrung ist, zieht er aus Beobachtungen, die er, wie wir zu seinen Gunsten annehmen wollen, in irgend einem Gebiete des großen deutschen Vaterlandes, vielleicht in irgend einer Großstadt an der einen oder anderen Persönlichkeit gemacht haben mag, Schlußfolgerungen, die für ganz Deutschland und für die deutsche Anwaltschaft im ganzen Bedeutung in Anspruch nehmen sollen. Hierzu wäre er doch nur dann, und kaum dann, berechtigt, wenn er im Norden und Süden, im Westen und Osten das Gebahren unserer Anwälte in den Gerichtssälen und in den Anwaltsstuben studiert hätte. Die Wunderkraft des hinkenden Teufels würde dazu erforderlich gewesen sein.

Der Anwaltsberuf entbehrt, wie der Gegner sich ausdrückt, „nicht des idealen Charakters.“ Dagegen bemerken wir: Der Beruf als solcher hat nichts Ideales an sich, auf die Richtung und Gesinnung des Trägers kommt es vielmehr an. Dem einen ist er die hohe, die himmlische Göttin, dem andern die Kuh, die ihn mit Butter versorgt. Gilt das Gleiche nicht von allen Berufsarten, insbesondere von wissenschaftlichen? Gilt es nicht vor allem auch vom richterlichen, vom staatsanwaltlichen Amte? Fehlt es in diesen etwa an liebedienerischen Streben und feilen Stellenjägern?

Wer wollte behaupten, daß alle deutschen Rechtsanwälte als sittenreine Priester im Tempel der Themis dienen, oder bestreiten, daß unter die Ritter in Robe und Barett hier und da auch ein unedler Knecht sich eingeschlichen haben mag! Aber tritt nicht dieselbe Erscheinung in allen Berufsarten auf? Der Zudrang immer breiterer Schichten der bürgerlichen Gesellschaft zu den gelehrten Berufsarten hat diesen nicht nur den Charakter aristokratischer Exklusivität immer mehr geraubt, sondern allerdings auch das Eindringen ungeeigneter, bisweilen auch unlauterer Elemente erleichtert, die in dem Kampfe ums Dasein den Versuchungen, denen sie durch die Not der Zeit nahe gebracht werden, schwerer zu widerstehen vermögen. Allein diese bedauerliche Erscheinung ist keine dem Anwaltsberufe eigentümliche, sie bildet eine allgemeine Kalamität unserer Zeit, wenn auch zuzugeben ist, daß durch die Freiheit der Advokatur die Gefahr des Eindringens unwürdiger Genossen in diesen Berufsstand erhöht worden ist.

Digitized by Google

Diese Erscheinungen unserer Zeit würden es immerhin erklärlich machen, wenn hier und **da unter dem jüngeru** Zuwachse des Anwaltsstandes sich räudige Schafe fänden, aber diese jüngeren Kollegen sind es ja nicht, welchen handwerksmäßige Gesinnung vorgeworfen wird, sondern die älteren Herren. „Es giebt Justizräte," sagt man uns, „welche die Lage eines Klienten nur dann für günstig erachten, wenn der aus dem Prozeß resultierende Gebührensatz ein recht hoher ist oder der Klient eine besondere Entschädigung, etwa den hundertfachen Betrag der gesetzlichen Gebühr, verspricht." Das wären allerdings wunderliche Justizräte. Die Lage des Klienten ist günstig, wenn seine Sache Aussicht auf erfolgreiche Durchführung bietet. Welcher Justizrat würde anders darüber denken können? Vielleicht hatte man sagen wollen: Es giebt Justizräte, die ein Mandat, das einen geringen gesetzlichen Gebührenertrag abwirft, selbst wenn die Sache an sich günstig liegt, ablehnen oder sich der Sache nur dann widmen, wenn der Klient durch vertragsmäßige Erhöhung des gesetzlichen Honorars ihre Mitwirkung erkauft. Hierauf wäre zu erwidern: wenn es auch Bagatellsachen giebt, die zu ihrer Durchführung mehr juristischen Scharfsinn und mehr Mühe und Arbeit erfordern als Prozesse um große Objekte, so pflegt doch der Regel nach mit der Höhe des Streitgegenstandes die Schwierigkeit der Behandlung zu steigen. Diese Wahrnehmung bildet ja auch die Rechtfertigung der gesetzlichen Abstufung, welche in der Organisation der Gerichte und in den Gebührenordnungen hervortritt. Wenn es nun Justizräte giebt, deren Praxis so überlastet ist, daß sie sich auf die Wahrnehmung größerer Sachen beschränken und die Vertretung der geringfügigern den jüngern Kollegen überlassen, so sind wir weit entfernt, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Sollte sich nun einmal ein Sonderling darauf kaprizieren, seine Bagatellsache durch einen berühmten alten Sachwalter vertreten zu lassen, wird er sich dann beklagen dürfen, wenn derselbe von der ihm gesetzlich gewährten Befugnis Gebrauch macht, das Honorar abweichend von der Gebührenordnung zu normieren? Wohlverstanden, angemessen zu normieren, denn die gesetzlichen Gebühren der unteren Wertstufen sind anerkanntermaßen niedriger bemessen, als sie im Verhältnis zu der aufzuwendenden Thätigkeit sein müßten. Die Verhundertfachung der gesetzlichen Gebühr ist undenkbar. Eine derartige Überschreitung der Grenzen der Mäßigung würde übrigens unzweifelhaft im Aufsichtswege rektifiziert werden und disziplinäre Ahndung nach sich ziehen.

Als weitern Beleg für die handwerksmäßige Gesinnung mancher ältern Anwälte wird die Beobachtung angeführt, daß die Sache einer armen Partei oft anders, will sagen: mit weniger Eifer behandelt werde als diejenige zahlungsfähiger Klienten. Unzählige Armensachen werden nun bekanntlich von den Anwälten freiwillig übernommen, und die Erfahrung lehrt, daß arme für wirklich gerechte und gute Sachen meist ohne Schwierigkeit zur Annahme der Mandate geneigte Anwälte finden. Welchen vernünftigen Anlaß sollte der Anwalt haben, in solchen Fällen sich des ohne Zwang übernommenen Mandats mit weniger Sorgfalt anzunehmen? Wird nicht das Interesse für die gerechte Sache oder die Person seines Schützlings, das ihn zur Annahme des Mandats veranlaßte, auch während des Prozesses wach bleiben? Unter denjenigen im Armenrecht prozessierenden Parteien, welche genötigt sind, sich gerichtsseitig einen Anwalt zur vorläufig unentgeltlichen Vertretung ihrer Rechte beiordnen zu lassen, finden sich erfahrungsmäßig viele lästige Querulanten, böswille Chikaneure, Leute, die das Armenrecht nur ausnutzen, um ungerechte Ansprüche durchzusetzen. Man wird dem unfreiwillig zur Vertretung solcher Parteien genötigten Anwalt nicht zumuten wollen, daß er die ihm auferlegte Pflicht mit Freuden erfüllt, ein Interesse an der Sache heuchle, das ihm mit Recht abgeht, oder sich gar durch besondere Wärme der Vertretung zum Mitschuldigen des Klienten mache. Übrigens hat der unterliegende Prozeßgegner die Kosten der siegreichen armen Partei zu erstatten. Ist der erstere also bemittelt, so würde der Anwalt des Armen aus Rücksichten seines eignen ökonomischen Interesses gerade Ursache haben, den Erfolg seines Klienten mit besonderem Eifer zu erstreben. Was bleibt denn nun, wenn man alle diese Fälle ausscheidet, übrig! Daß ein beigeordneter Anwalt eine gute und gerechte Sache vernachlässigt haben sollte, mag wohl hier und da vorgekommen sein; keinenfalls hat man das Recht, aus solchen vereinzelten Fällen einen Schluß auf die Zunahme niedriger Gesinnung unter den Anwälten zu ziehen. Fälle dieser Art haben sich zu allen Zeiten

Digitized by Google

ereignet. Wir wollen sie nicht entschuldigen. Aber es darf doch hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß es eine unbillige Zumutung ist, welche der Staat an den Anwalt stellt, daß er eine der Allgemeinheit obliegende öffentliche Last, den Armen Rechtsschutz zu verleihen, auf seine privaten Schultern zu nehmen hat. Das in dem Anwaltszwange liegende Vorrecht der Rechtsanwälte kann als genügendes Acquivalent nicht erachtet werden.

Nach gesetzlicher Vorschrift ist jedem Angeklagten vor dem Reichsgericht in erster Instanz und vor dem Schwurgericht ein Verteidiger beizuordnen, wenn er eines Wahlverteidigers entbehrt. In Strafkammersachen erfolgt solche Beiordnung ausnahmsweise. Wer mit den Dingen einigermaßen vertraut ist, wird uns zugeben, daß das überwiegende Gros der zugewiesenen Strafsachen derartig liegt, daß dem Verteidiger beim besten Willen oft nicht viel zu thun übrig bleibt, der Mangel an Interesse für die Prozedur also sachlich gerechtfertigt ist. In solchen Fällen pflegt die Gleichgültigkeit meist nicht nur auf der Verteidigerbank, sondern auch bei den übrigen zur Mitwirkung berufenen Organen der Rechtspflege, insbesondere der Staatsanwaltschaft, beobachtet zu werden. Wo aber, obwohl die Verteidigung Aussicht auf Erfolg bietet, es dem Angeklagten nicht gelungen sein sollte, einen Verteidiger seiner Wahl zu finden, haben wir selten die Beobachtung gemacht, daß der deutsche Verteidiger sich der Sache seines Klienten nicht mit vollem Pflichteifer angenommen hätte. Allerdings bringt es ja das auch im Anwaltsberufe bis zu einem gewissen Grade herrschende Gesetz der Arbeitsteilung mit sich, daß der Eine sich mehr der Zivil-, der Andere mehr der Strafpraxis zuwendet und dadurch in der einen Branche mehr Übung und Geschick erlangt. Damit pflegt das Interesse für den andern Berufszweig sich abzuschwächen. Das mag denn wohl hier und da einmal gelegentlich einer Offizialverteidigung hervortreten. Was hat das aber mit der Gesinnung des Anwaltes zu schaffen! Es ist nicht verständlich, wie die Rücksicht auf die Geringfügigkeit des für die Offizialverteidigung zu erhebenden, der gesetzlichen allgemeinen Taxe entsprechenden Honorars hierbei irgendwie mitspielen kann. Das Pathos, mit welchem das Beispiel der französischen Advokaten in Gegensatz zu dem Verhalten der deutschen Anwälte gebracht wird, muß auf Sachkenner den Eindruck verfehlen. Bei uns in Deutschland bedarf es Gottlob! nicht der Fürsprache „hochherziger Damen", um Verteidiger zu finden, die ohne alles Entgelt sich der Sache armer unschuldiger Angeklagten annehmen und hierfür nicht einmal in reklamenhafter Weise durch angesehene Schriftsteller öffentlich belobigt werden!

Der schwerste, aber Gott sei Dank! ebenso unbegründete Vorwurf, daß die Annahme schlechter, sogenannter fauler Sachen von seiten der Anwälte seit 1879 zugenommen habe, nötigt uns die Frage zu wiederholen: wo in aller Welt hat man diese Beobachtung machen können? Wir sollten meinen, daß die Einführung der Mündlichkeit des Zivilprozeßverfahrens in der hervorgehobenen Beziehung eher restriktiv gewirkt haben müßte. Dem Anwalt muß die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er vor seinen Richtern, seinen Kollegen, vor dem Publikum eine schmutzige Sache plaidiert, während beim schriftlichen Verfahren das Wort gelten mochte: littera non erubescit! Ein Anwalt, der so sehr alles natürlichen Schamgefühls bar ist, daß er sich herbeiläßt, schmutzige Sachen zu übernehmen, wenn sie gut bezahlt werden, verdient übrigens nicht den Namen eines Handwerkers, mit welchem er in dem Aufsatze der Deutschen Revue beehrt worden ist, ebensowenig wie das Schandgewerbe einer feilen Dirne mit dem ehrlichen Handwerk auf eine Stufe gestellt werden kann. Wehe dem deutschen Anwaltsstande, wenn diese Anklage begründet wäre! Aber der unbewiesenen und unabweisbaren Behauptung setzten wir auf Grund unsrer Erfahrung und mit der vollen Kraft unserer Überzeugung ein bestimmtes Nein entgegen. Diese gegen einen erheblichen Teil der deutschen Rechtsanwälte gerichtete und damit indirekt auch die Gesamtheit der deutschen Anwaltschaft berührende, so leichthin erhobene Anklage bedarf keiner weitern Widerlegung.

Die neue Justizgesetzgebung war auf Erhöhung des Ansehens und der Machtbefugnisse des Richters sorgsam bedacht und hat eine merkliche Hebung der Stellung desselben in den meisten Rechtsgebieten Deutschlands bewirkt. Der deutsche Rechtsanwalt hatte sich die Gunst der Gesetzgebung nicht in gleichem Maße zu erfreuen. Von ihm erheischte sie im Interesse der

Digitized by Google

Rechtseinheit mehr Opfer, als sie ihm Vorteile gewährte. In vielen Teilen Deutschlands sieht er sich aus gesicherter und hochgeachteter Stellung verdrängt, den Kämpfen und Gefahren des durch die Freiheit der Advokatur in das Ungemessene gesteigerten Wettbewerbes ausgesetzt. Unter gerechter Würdigung der Schwierigkeiten, mit welchen der Stand der Rechtsanwälte namentlich in der jetzigen Übergangszeit zu kämpfen hat, wird man demselben die Anerkennung nicht versagen können, daß er des Vertrauens, welches man in ihn gesetzt hat, sich würdig gezeigt hat. Wenn von hoher Stelle für das Gebiet des preußischen Staates „die pflichttreue unermüdliche Diensterfüllung des gesamten zur Verwaltung wie zur Rechtspflege berufenen Personals" rühmend hervorgehoben und ihr die günstigen Ergebnisse der Justizreform zugeschrieben sind, so darf auch die deutsche Rechtsanwaltschaft einen nicht unwesentlichen Anteil an dieser Anerkennung für sich in Anspruch nehmen. Der deutsche Anwalt wird auch fürder, davon sind wir überzeugt, sich durch Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit der öffentlichen Achtung würdig zeigen, welche sein Beruf erheischt. Die Vorstände der Anwaltskammern aber werden wie bisher auch in Zukunft etwaigen Verletzungen der Pflichten oder der Würde des Standes mit Ernst und Strenge entgegentreten und es nicht zulassen, daß der Stand unter das ihm zukommende Niveau sinke oder gar in öffentlichen Mißkredit komme.

Hannover. E. Berend.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Verbrecherkolonisation und ihr Einfluß auf den Handel.

In diesem Jahre hat das **Australian Handbook** eine zwanzigste Ausgabe erreicht[1]). Sie liegt in einem stattlichen Bande vor, der 303 Seiten Annoncen, ungefähr 450 Seiten Text und zahlreiche Karten, Pläne und Städtepanoramen enthält. Über die Annoncen ist ein nach Ländern geordnetes Inhaltsverzeichnis gegeben, die Elite ist in einem besonderen Teil: **Shippers and Importers Directory and Bussiners Guide** zusammengestellt. Der Text bringt ein umfangreiches geographisches, handels- und staatswissenschaftliches Material über die englischen Kolonien in Australien, einen Abschnitt über Deutsch Neu-Guinea und einen Aufsatz über „Frühere Kämpfe des Handels in Australien" von S. Bonwick, welcher auch den Textartikel des vorigen Jahrganges, „Hundert Jahre Geschichte von New-South-Wales" verfaßt hat.

Da in neuerer Zeit thatsächlich, wenn auch in schüchterner Weise, der Vorschlag aufgetaucht ist, im deutschen Teile Australiens die Besiedelung mit Verbrecherkolonien zu beginnen, so ist jene Arbeit von besonderem Interesse. Sie deckt mancherlei Verhältnisse auf, welche gestatten, die Frage der Verbrecherkolonien vom Standpunkt des Handels zu beleuchten.

Das gilt zunächst von dem Institut der Officer traders oder handelnden Beamten. „Zivil- wie Militärbeamte waren nicht nur Händler, sondern absolute Handelsmonopolisten. Sie kontrolierten die Einfuhr und verkauften selbst an die Ansiedler zu unerhörten Preisen. Anfänglich hatten sie allein dieses Geschäft in Händen. Später, als vermögende Ansiedler oder Vertreter europäischer oder indischer Firmen kamen, wurden diese in den „Ring" aufgenommen. Wie sehr diese Einrichtung mit dem ganzen System verwachsen war, geht aus dem Zeugnis desjenigen Gouverneurs hervor, welcher sie endgültig abschaffte. Macquarie erklärte sie in der ersten Entwickelung der Kolonie für „ein Ding der Notwendigkeit. Die Beamten, als die ein-

[1]) **The Australian Handbook. Published by Gordon and Gotch. London, Melbourne, Sydney, Brisbane 1889.**

Digitized by Google

zigen Personen von Ansehen und Freiheit, machten sich zu einer Zeit, da großes Bedürfnis nach Getreide und Schlachtvieh bestand, in der Landwirtschaft nützlich. — Leicht war der Übergang von der Bewirtschaftung ihrer eigenen Güter und dem Verkauf ihrer Produkte an die Magazine zum Handel mit fremden Produkten." Über diesen berichtete unter anderen Kaplan Marsden: „Alle unsere Zivil-, Militär- oder Marinebeamten handeln mit größtem Vorteil. Sie unterhalten Frauen, welche Läden und oft auch Branntweinschenken eröffnen. Rum, welcher ihnen auf einem amerikanischen Schiffe vier bis sechs Schillings die Gallone kostet, verhandeln sie für sieben Pfund Sterling. Sie monopolisieren Thee und Zucker und verkaufen das Pfund für drei Pfund Sterling." Leutenant Bond nennt sogar als Preis des Thees fünf Pfund, während er ihnen selbst nur den zehnten Teil kostet. Kaffee und andere Artikel werden in demselben Verhältnis verkauft. Durch diesen Handel haben viele, welche bei der Landung kein Vermögen besaßen, zwanzig- bis dreißigtausend Pfund Sterling erworben." Welcher Art diese Leute waren, darüber giebt ein Stoßseufzer des irischen Generals Holt Aufschluß: „Das war die Weise, in welcher alle diese früheren Schneider, Stell-, Schuh- und Handschuhmacher, Tabakshändler und Haufierer, welche zu Kapitänen und Leutnants befördert waren, ihr Glück machten durch Aussaugen und Unterdrücken des Soldaten, des Ansiedlers und des — Armen." Kein Wunder! Denn an eine Verbrecherkolonie wagt man auch kein gutes Beamtenpersonal: und wie diese Leute Stellung und Geld benutzten, geht aus der Klage des Archidiacon Braim hervor: „Der Laden oder die Schenke, in welcher das Geschäft eröffnet wurde, war der Oberaufsicht von Verbrecherinnen überlassen, mit denen die privilegierten Beamten ein unerlaubtes Verhältnis unterhielten."

Sie begnügten sich nicht damit, ihre gemeinsamen Interessen in und außer dem Amte unter der Hand zu fördern. Im Jahre 1797 gründeten sie einen offenkundigen Verband, dessen Statuten in Abschrift noch jetzt in den Londoner Regierungsarchiven vorhanden sind. Auf dem Bruche der Vereinbarungen stand eine Konventionalstrafe von tausend Pfund Sterling. Die Mitglieder waren unter anderem verpflichtet, alle Abmachungen gut zu heißen, die auf jedem der neu angekommenen Kauffahrer von zwei Vertrauensmännern getroffen wurden, und ferner unter keinen Umständen zu billigeren Preisen zu verkaufen, als festgesetzt war. Der Druck, welcher auf der großen Masse der Bevölkerung, besonders dem anwachsenden produzierenden Teile derselben lastete, wurde von Jahr zu Jahr unerträglicher. Beschwerden und Petitionen wurden an die Gouverneure gerichtet. Diese zeigten den besten Willen zu helfen, besaßen aber keineswegs die Macht dazu. Die Berichte und Denkschriften, welche von ihnen an die britische Regierung gerichtet wurden, blieben lange Zeit erfolglos. Bonwick schreibt das teils dem Betreiben heimischer Kollegen der australischen Beamten, teilweise allerdings dem Umstand zu, daß damals die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner durch die napoleonischen Kriege absorbiert wurde. Aber es wurden auch Maßregeln, die von energischen Gouverneuren aus eigener Machtvollkommenheit ergriffen wurden, durch List, Bestechung oder Benutzung der bestehenden ausgedehnten Verbindungen vereitelt, und sogar Mittel und Wege gefunden, solche unbequeme Vorgesetzte zu beseitigen. Die Gouverneure Phillipp, Hunter, King und Bligh verloren durch Beamtenintrigen ihre Posten. Die von Hunter ins Leben gerufene, von King und Bligh weiter fortgeführte Einrichtung eines staatlichen Verkaufsmagazines mit reellen Preisen (1800—1809) fiel den Handelsmanövern des Beamtenringes zum Opfer.

Erst als das New-South-Wales-Korps seiner Macht und seiner Vorrechte entkleidet wurde, nachdem Gouverneur Macquarie die Regierung angetreten, im Jahre 1810, hörten die handelstreibenden Beamten auf, ihre verderbliche Herrschaft auszuüben.—

In einer anderen, für den australischen Handel sehr brennenden Monopolfrage erschwerte das Kolonisationssystem lange Zeit die Verständigung. Sie betraf das Monopol der ostindischen Kompanie, welches seit 1711 dieser den alleinigen Handel auf dem Indischen und Stillen Ozean nördlich von 10° 30' südlicher Breite zusicherte. Diese Demarkation verschloß australischen Schiffen den Seeweg durch die Torresstraße und unterband den direkten Handel nicht nur mit England, sondern auch mit den für australische Produkte, wie Robbenfelle, Sandel-

Digitized by Google

holz, Trepang, sehr kaufkräftigen Kulturländern Ostasiens. Die Australier waren auf die Vermittelung der Ostindienfahrer oder auf die nur unter lästigen Einschränkungen erteilte Erlaubnis ihrer indischen Konkurrenten oder endlich auf den Schmuggel angewiesen, der bei den großen Machtmitteln der Kompanie sehr gefährlich war. Schiffe wurden überhaupt nur dann in das Monopolgebiet oder nach großbritannischen Häfen zugelassen, wenn sie nicht unter 350 Tonnen Tragfähigkeit besaßen — eine Bedingung, welcher zu genügen den bescheidenen Insassen der jungen Kolonie größtenteils unmöglich war. Andererseits wurde auch Einspruch erhoben gegen die Verwendung von Schiffen höherer Tonnenzahl, weil dieselben größer waren, als Sr. Majestät Instruktion zu erlauben schien!" Solche Schiffe waren thatsächlich jahrelang in die australischen Gewässer gebannt, als Fahrzeuge für Wal- und Robbenjäger. Walfang und Robbenschlag, die ersten Industriezweige in Australien, welche — seit 1791 — bedeutenden Aufschwung nahmen, brachten die Unerträglichkeit jener Bevormundung zu allgemeinerem Bewußtsein. Zunächst wurde in Kalkutta auf dem Petitionswege dagegen vorgegangen. Und hier war es, wo der Umstand, daß die australischen Ansiedlungen Verbrecherkolonien waren, der Kompanie Anlaß oder Vorwand bot, die australischen Wünsche zurückzuweisen. Diese Parade wurde allerdings durch die Kühnheit der Sydneyer Firma Campbell und das kräftige Eintreten des Gouverneurs King für diese durchschlagen. Genannte Firma befrachtete im Jahre 1805 nach einander zwei größere Schiffe, die „Lady Barlay" und die „Sydney" — letztere ein Schiff von 1000 Tonnen — mit Thran, Seehundsfellen und anderen Kolonialprodukten und sandte sie nach London. Die vollendete Thatsache verursachte einen heftigen Kampf der beiderseitigen Interessenten. Campbell verlor an der ersten Ladung 7150, aber gewann an der zweiten 10000 Pfund Sterling. Doch wirkten noch in der Akte vom 21. Juli 1813, welche den Erfolg des australischen Vorgehens besiegelte, die Bedenken dagegen, den Verkehr der Verbrecherkolonien zu eröffnen, nach. Auch dann noch blieb den australischen Schiffen der Besuch chinesischer Häfen verboten.

Diese Bedenken bezogen sich nicht allein auf die sittlichen Eigenschaften der Ansiedler, sondern waren auch administrativer Art. Eine Verbrecherkolonie ist eben ein großes Zuchthaus und kann kaum anders als in strenger Abgeschlossenheit bestehen. Daß jedenfalls die englische Regierung aus den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts kein anderes System der Verbrecherkolonien zu gewinnen vermochte, geht aus der Geschichte Queenslands hervor.

Der Keim, aus dem dieser Kolonialstaat entstand, war eine Verbrecherkolonie, welche im Jahre 1826 von Sydney aus gegründet wurde. Im damaligen Distrikt Moreton Bai gelegen, war sie zu sekundärer Internierung schwerer Verbrecher bestimmt. Um dem Mißstand des Beamtenhandels vorzubeugen, sah der Gouverneur Logau kein anderes Mittel, als außer dem direkten Verbot desselben auch ein solches gegen die damals exportfähigste Produktion von Zuckerrohr und Baumwolle zu erlassen und die Landwirtschaft fast ganz auf Maiskultur zu beschränken. Das geschah im Jahre 1829. Eine Ordre 1826 hatte schon verboten, irgend einen Artikel ohne spezielle Erlaubnis der Regierung zu verschiffen, und noch 1840 wurde der ganze Handelsverkehr der Kolonie „durch einen kleineren Kutter vermittelt, der zwischen Brisbane und Sydney verkehrte."

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klimas hatten nichts destoweniger eine steigende Zahl freier Ansiedler in das Land gezogen. Der Aufschwung, den die Schafzucht in den ausgedehnten Weideländern des westlichen Queensland nahm, veranlaßte in den dreißiger Jahren eine lebhafte Agitation für Freigebung der Kolonie. Im Jahre 1841 wurde dieser Agitation Folge geleistet. Schon im folgenden Jahre wurden von einer Firma Brisbanes 1800 Ballen Wolle verschickt. Obwohl in den Jahren 1842—1843 Landwirtschaft und Viehzucht schwer durch Dürren geschädigt wurden, erstarkten Produktion und Handel in dem Grade, daß sich schon in demselben Jahrzehnt das Bedürfnis regte, Queensland von New-South-Wales abzutrennen. Eine ähnliche Bevormundung wie vor einem halben Jahrhundert von der Ostindischen Kompanie gegen New-South-Wales wurde jetzt von dieser Kolonie gegen Queensland geübt. Auch bei dieser Gelegenheit kam die Frage der Verbrecherkolonisation in charakteristischer

Digitized by Google

Weise zur Geltung. Im Jahre 1850 richtete nämlich Queensland an die britische Regierung das Anerbieten, wieder eine Verbrecherkolonie aufzunehmen, als Gegenleistung dafür, daß es eine selbständige Verwaltung erhielte. Doch der Mutterkolonie gelang es, durch geschickte Benutzung der durch dieses Erbieten in australischen Kreisen angefachten Entrüstung die Lostrennung Queenslands noch zehn Jahre lang hintanzuhalten. Zum Glück für die kommerzielle Zukunft Queenslands blieb die Legislatur in Sydney fest in ihrem Entschluß, nicht wieder das zweischneidige Mittel der Verbrecherkolonisation zuzulassen. Brisbane hatte weitere zehn Jahre zu warten und lud Australien gegenüber nicht die Schuld auf sich, seine Selbständigkeit durch Bestechung erkauft zu haben.

Queensland wetteifert durch Reichtum an Mineralien, besonders Gold- und Kupfererzen, und ausgedehnte Strecken für Viehzucht und Landwirtschaft geeigneten Bodens mit den gesegnetsten Ländern Australiens. Es übertrifft sie durch paradiesische Milde des Klimas und durch Vielseitigkeit seiner kulturellen Verhältnisse, welche sogar den Bau von Zuckerrohr und Baumwolle in Bauernwirtschaften gestatten. Durch Verbrecherkolonisation wurde dieses Land vierzehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hindurch in kommerzieller Ohnmacht erhalten. Aber gerade für Tropenkolonien, welche sich größtenteils noch viel weniger zur Besiedelung eignen als Queensland, garantiert der Aufschwung des Handels die wirtschaftliche Blüte. Wenn Beispiele lehren, so muß dasjenige Queenslands, der tropischsten unter den zur Entwickelung gelangten englisch-australischen Verbrecherkolonieen, zur Überzeugung zwingen, daß Verbrecherkolonisation vom wirtschaftlichen Standpunkte für die Tropen zu verwerfen ist.

Aber auch vom Standpunkte der Akklimatisation und Tropenbesiedelung ist ein schweres Bedenken gegen dieselbe zu erheben. Verbrecher bieten das denkbar ungünstigste Material für Versuche zur Lösung dieser Fragen. Um schädlichen Einflüssen des Klimas zu widerstehen, bedarf es eines starken moralischen Halts, und Verbrecher schwererer Art, welche man zur Deportation auswählen würde, würden doch kaum etwas Anderes bieten als einen „verlorenen Haufen." Selbst zwecklos geopfert, würden sie zuletzt die Akklimatisationsbestrebungen diskreditieren.

Es ist vielmehr zu wünschen, daß durch zielbewußtes und furchtloses Vorgehen auf der Bahn der Kolonisation, auch in den Tropen, der Gefahr vorgebeugt werde, daß steigende Mengen unseres stark wuchernden Volkstums durch die Not der Zeit dem Verbrechen anheimfallen oder zu Verbrechern gestempelt werden.

Litterarische Revue.

Unter den litterargeschichtlich-ästhetischen Schriften, welche in letzter Zeit erschienen sind, nimmt in Bezug sowohl auf das stoffliche Interesse wie die gediegene Behandlung und die anziehende Darstellungsweise Rudolf Gottschall's Werk über „Theater und Drama der Chinesen" (Breslau, E. Trewendt) einen hervorragenden Rang ein. Obwohl Männer wie H. Kurz, Rückert, E. E. Meier u. a. m. die Kenntnis chinesischer Dichtung auch bei uns in Deutschland durch Essays, Übersetzungsproben u. dergl. mehr zu erweitern versucht haben, ist doch damit bisher nicht viel gewonnen; die Bücher der Reiseschriftsteller, z. B. das im übrigen so verdienstvolle wie fröhliche Buch Eduard Hildebrandts, vermitteln uns nur unklare Vorstellungen, und so beschränkt sich unser Wissen namentlich auch von der chinesischen Bühne auf mehr oder weniger zusammenhangloses Stückwerk.

Hierin für die deutschen Litteraturfreunde Wandel geschaffen zu haben, ist das unbestrittene Verdienst, welches sich der allezeit eifrige Gottschall mit dem vorliegenden Werke erworben hat. Selbstverständlich hat er die chinesische Litteratur nicht an der Quelle studieren können, er mußte

Digitized by Google

sich auf die zahlreichen, zum Teil sehr gründlichen Vorarbeiten englischer, französischer, nordamerikanischer Schriftsteller stützen, die vermöge der engeren Beziehungen ihrer Länder zu dem chinesischen Reiche der Quelle näher kommen konnten, als es den Deutschen bisher vergönnt war. In erster Linie sind unter den „Sinologen" dieser Länder Stanislas Julien, Bazin, Barrow, Davis, Morrison zu nennen.

Gottschall geht systematisch nach den Regeln unserer Ästhetik zu Werke, schildert zunächst das Verhältnis des chinesischen Volksgeistes zum Drama, die Einrichtung der praktischen Schaubühne und die soziale Stellung der Schauspieler und Schriftsteller, behandelt dann das klassische Drama in seinen verschiedenen Abzweigungen (historisches Trauer- und Schauspiel; bürgerliches Trauer- und Schauspiel; Zauberdrama und Charakter- und Intrigenlustspiel) — und zum Schluß wirft er noch einen Blick auf das moderne Drama China's.

Wir vermögen den hier in prägnanter Kürze zusammengedrängten reichhaltigen Stoff nicht so eingehend zu analysieren, wie es uns das lebhafte Interesse daran nahe legen würde — wir müssen uns auf die Aufführung besonders hervorstechender Einzelheiten beschränken. Eine Erscheinung fällt uns vor allem in die Augen: Besitzt auch der Chinese ein ganz eigenartiges Drama, das durchweg auf den Voraussetzungen seiner speziellen nationalen Kultur aufgebaut ist, so behandeln seine Dichter doch sehr häufig Stoffe, welche uns aus der europäischen Litteratur durchaus vertraut erscheinen, und denen wir schon bei Plautus und Terenz, bei Moliere und Shakespeare wie bei den großen Dramatikern Spaniens begegnen. Natürlich rückt der chinesische Dichter, wie jeder andere auch, alle diese Vorwürfe unter die Lupe seiner nationalen Auffassung, und von diesem Punkte aus läßt sich denn auch die besondere Eigenart des chinesischen Dramas am besten erkennen und beurteilen. So liefert auch hier die Litteraturgeschichte einen höchst wesentlichen Beitrag zur Kulturgeschichte des ganzen Volkes.

So rührig, erfinderisch und dem Fortschritte geneigt die Chinesen in allen praktischen Dingen sind, so sehr wir ihre zahlreichen, den europäischen parallel gegangenen Erfindungen, ihre Riesenbauten, ihre Kanalisierung, ihre Agrikultur u. s. w. bewundern müssen, so langsam ist ihre staatliche Entwicklung vorgeschritten; im allgemeinen stehen sie noch heute auf dem Standpunkt eines Patriarchentums, dessen hauptsächliche Moral in der Pietät besteht, in der Pietät gegen Personen wie gegen Einrichtungen. China ist überhaupt weit weniger ein Staat als ein *Familienverband*, und die Pflichten gegen Verwandte und Freunde sind schon bei Konfucius die obersten *aller* Pflichten. Daß eine solche Pietätslehre auf einem starken Untergrunde echter Humanität ruhen muß, leuchtet ein und ist auch thatsächlich der Fall; Rechtschaffenheit, Treue, Freimut sind wesentliche Faktoren der chinesischen Moral.

Neben der Lehre des Konfucius haben auch die Tao-Religion und der Buddhismus in China breiten Boden gefaßt; der letztere freilich ist im Laufe der Zeit zu einem hohlen und indolenten Bonzentum herabgesunken, ein Niedergang, der ihm seitens der religiösen Gegner auch reichlichsten Bühnenspott eingetragen hat.

Charakteristisch für die ganze Staats- und Gesellschaftsauffassung der Chinesen ist nun namentlich die Thatsache, daß in den weitaus meisten Dramen der Konflikt durch ein Eingreifen der Staatsautorität gelöst wird. Bei den Kotzebue und Iffland pflegte im fünften Akt ein bisher stark zugeknöpfter Minister den Mantel zurückzuschlagen und einen großen Ordensstern blitzen zu lassen; hier kommt die höchste Reichsbehörde, belohnt die Guten und überliefert die Schlimmen dem rächenden Bambus. In letzterer Beziehung ist übrigens China durch und durch demokratisch, denn die Sohlen des höchsten Obermandarinen sind vor jenem alle Rangunterschiede ausgleichenden Bambus nicht sicherer als die des ärmsten Wasserträgers.

Ein wesentlicher Träger dramatischer Konflikte ist auch das eheliche Verhältnis, Konflikte, die durch das offizielle Institut der Nebenweiber resp. Konkubinen, deren sich jeder chinesische Hausvater so viele halten darf, als er bezahlen kann, erweitert, vertieft und kompliziert werden. Das dritte weibliche Element sind die Kurtisanen, die Trägerinnen des „grünen Gürtels," in vielen Beziehungen, namentlich was ihre außerordentlich sorgfältige Erziehung und feine Bildung anbetrifft, den Hetären des perikleischen Zeitalters vergleichbar.

Digitized by Google

Die chinesische Schaubühne als solche erinnert in ihrer primitiven Dürftigkeit an jene Shakespeares. Ein General, der z. B. nach der Mongolei kommandiert ist, marschiert mit zwei bis drei Kriegern dreimal auf der Bühne herum und erklärt dann, daß er nunmehr nach zweimonatlichem Marsche unmittelbar vor den kolossalen Heerhaufen des Feindes stehe . . . Gehoben wird der Eindruck dieser Mitteilung durch ein fürchterliches Gerassel und Getöse von Gongs, Trommeln und Trompeten. Man sieht, die Phantasie vermag viel zu leisten. — Der Schauspielerstand wird als solcher zur niederen (nicht ehrbaren) Klasse gerechnet, wesentlich deshalb, weil die meisten Minen von den Direktoren gekaufte Sklaven sind.

Zur Geschichte des chinesischen Dramas mag hervorgehoben sein, daß seine ersten Spuren aus dem siebenten Jahrhundert nach Christus stammen. Die Stücke hießen damals „Musik des Birnengartens“ und wurden späterhin von den „Vergnügungen der blühenden Wälder“ abgelöst. Die eigentliche klassische Periode fällt in das 12., 13. und 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; etwa hundert Stücke bilden den offiziell anerkannten eisernen Bestand des klassischen Repertoires. Waltet in diesen eine gewisse an ästhetische Regeln gebundene Formenstrenge, so hat sich diese in der nachfolgenden Zeit in plötzliche Zerfahrenheit aufgelöst — Stücke von 42 innerlich fast zusammenhangslosen Bildern sind keine Seltenheit. Was übrigens in Europa an chinesischen Dramen bekannt geworden ist, stammt mit verschwindenden Ausnahmen durchgehends aus der klassischen Zeit.

Ihren Stoff entnimmt die chinesische Tragödie überwiegend der Geschichte und verfolgt dabei den ausgesprochenen Nützlichkeitszweck, die Staatsbürger zur Tugend und zum Gehorsam zu erziehen. Viele chinesische Dramen könnte man einfach als Kommentare zum Strafgesetzbuch betrachten. Daß die Charaktere durchgängig nach einer fast nie wechselnden Schablone gezeichnet sind, versteht sich nach Lage der Sache von selbst; nur bei den Kammerzofen, den Fansu, macht sich etwas wie Individualität geltend. Daß diese sämtlichen Kammerzofen höchst gelehrt sind und jederzeit einen Lehrstuhl für chinesische Grammatik und Litteratur in Paris oder London einnehmen könnten, bemerken wir beiläufig. Eine wichtige Rolle spielen gewisse Gespenster, Schatten der Verstorbenen, die redend und handelnd eingeführt werden und selbst als Zeugen vor Gericht auftreten!

Ein wesentliches Ausdrucksmittel der Empfindungen finden unsere Dramatiker im Gesange. Jedes unbefangene Urteil wird in den entsprechenden Liedern die Schätze echter Poesie entdecken. Wir geben als Probe nur den Wechselgesang einer Zofe und ihrer Herrin. Die Zofe singt:

„Wir nahn, — die Blumen lächeln,
Die Weiden nicken drein,
Und sanftre Winde fächeln
Verliebt den Mondenschein!
Wie schimmernd bunte Lichter
Im Spiel vorüberflehn!
Hier schwelgte jeder Dichter
In sel'gen Melodien.
Kein Sänger kann ihn schildern,
Den Reiz der Frühlingsnacht,
Kein Maler malt in Bildern
Die farbenreiche Pracht!
Wie dort den Kelch erschlossen
Die Blüte Haitang (Pyrus japonica)
Wie Nebelduft umflossen
Die Blumen hier im Gang!
Das Prachtgewand von Seide
Die nächt'ge Feuchte tränkt,
Indes aufs Perlgeschmeide
Des Himmels Tau sich senkt.

Digitized by Google

Wie friedlich anzuschauen
Ist unsrer Lampe Schein,
Die aus dem Flor, dem blauen,
Strahlt in die Nacht hinein!
Es wallt wie grüne Seide
Dort um die Trauerweide!
Von flüsterndem Bewegen
Da fällt der Tau sogleich,
Und wie ein Sternenregen
Tropft's in den Silberteich! . . ."

Und die Herrin antwortet in einer Antistrophe:

„„Wie strahlt des Mondes Leuchten,
Wie hell und klar die Nacht,
Erquickt vom Tau, dem feuchten,
Vom Wind, der flüsternd wacht!
Doch ach, dem schönsten Sterne
Seufz' ich vergebens nach;
Die Liebste ruht so ferne
Im einsamen Gemach!
Kein Vogel bringt ihr Grüßen
Im Wanderflug zu mir;
Kein Bote will versüßen
Das Weh im Herzen hier.
Nach ihr in Klagen wendet
Sich banger Sehnsucht Glut:
Mein Lied noch unbeendet
Erstickt der Thränen Flut.
Wohl tausend Meilen sind es,
Wo meine Wiege stand:
Ein Blatt im Spiel des Windes
Zog einsam ich durchs Land.
Nach ihr geht mein Verlangen,
Mein Glück ist sie, nur sie!
Wann wird mein Arm umfangen
Die schöne Ju-fe-i?""

Und nun noch eine köstliche Schilderung des *ersten Schneefalles*:

„Wie rötlich Gewölk am Himmelszelt
Von allen Seiten sich wachsend gesellt!
Wie wirbelt's von großen Flocken so dicht —
Ein Netz, das der Sturm des Nordens flicht!
Ihr sagt, es ziehe der Winter ein;
Mir aber scheint es der Lenz zu sein!
Wie würden wohl sonst vom Birnbaum fallen
Die silbernen Blüten im wehenden Tanz?
Wie würden wohl sonst durch die Lüfte wallen
Die Blüten der Weide mit rötlichem Glanz?
Wie herrliches jetzt mein Aug' erblickt,
Vorhänge von Seide reich gestickt,
Vor mir in den Lüften aufgehangen,
Zu Füßen des Blumenteppichs prangen,

Digitized by Google

Auf goldenen Schüsseln ein köstliches Mahl
Und köstlichen Wein im Silberpokal . . ."

Das ist doch gewiß eine herrliche Lyrik, voll tiefer Empfindung und von hohem sprachlichen Reize, die in jeder Sammlung von „Blüten und Perlen" glänzend bestehen würde!

Was nun speziell die einzelnen Gattungen des chinesischen Dramas betrifft, so läßt sich zunächst über das historische Trauer- und Schauspiel etwas Gutes kaum sagen. Es sind langatmige Geschichtsklitterungen ohne Kern, große Haupt- und Staatsaktionen ohne geistigen Gehalt und dramatischen Zusammenhang, Hofgeschichten, in denen die kleinlichste Kabale der treibende Faktor ist. Von Heroismus, Begeisterung, echter tragischer Schuld und Sühne nirgends eine Spur — Charakterschwäche, Heimtücke, Grausamkeit sind die allenfalls hervorstechenden Züge. Die auch bei uns stark bestrittene Notwendigkeit der historischen Treue kümmert die Chinesen überhaupt nicht — sie springen mit der Geschichte um, wie es das Bedürfnis des augenblicklichen dramatischen Effektes erheischt.

An nicht minder starken Gebrechen leidet das bürgerliche Schau- und Trauerspiel. Die ganze patriarchalische Organisation der chinesischen Familie schließt tiefere Konflikte innerhalb der letzteren überhaupt aus, und es bleibt als Quellgebiet für den Dramatiker nur die Kriminalistik übrig. Wer das chinesische Kriminalrecht, beziehungsweise den Kriminalprozeß kennen lernen will, der studiere diese Dramen, sie sind ein in Szene gesetztes Strafgesetzbuch. Interessant ist es, daß sich der Chinese unter Umständen nicht scheut, seine eigenen Götter vor die Schranken des Gerichtes zu fordern: falls sie nämlich seine Gebete nicht erhören oder ihm sonst nicht den Willen thun. Hunde und Affen (— wer erinnert sich dabei nicht des berühmten Hundes des Aubry —) sind als Dramatis personae überaus beliebt; — auch geistreich-überraschende richterliche Entscheidungen verwickelter Rechtsfälle sind dem chinesischen Dramatiker geläufig; Begebnisse, ähnlich dem „Urteil Salomonis", werden häufig zum Gegenstande der dramatischen Behandlung gemacht.

Daß die Chinesen auch ein Zauberdrama besitzen, mag uns angesichts ihrer sonstigen ziemlich phantasielosen Nüchternheit einigermaßen befremden; die Bedeutung desselben beruht indes überwiegend in seiner satirischen Tendenz, die sich namentlich gegen religiöse Vorurteile richtet. Rein äußerlich betrachtet, würde es am meisten unseren Begriffen von der Feenoper (Oberon u. a.) entsprechen. Charakteristisch für die ganze Gattung ist u. a. ein Stück „Die Birnbaumgrotte", in welchem ein altes, bei fast allen Völkern verbreitetes Märchen variiert wird, welches uns von Leuten erzählt, die für ein paar Tage ihr Heimatsdorf verließen und nach ihrer Rückkehr alles verändert fanden, von ihren Urenkeln von der Schwelle gewiesen wurden und als Fremdlinge in einer fremden Welt standen. — Eine bedeutende Rolle spielt in diesen Zauberdramen die „Königin des Abendlandes", und wir begegnen hier der merkwürdigen Erscheinung, daß sich die Völker des Ostens vom fernen Westen ebenso geheimnisvoll romantische Vorstellungen machen, wie es umgekehrt der Fall ist. Wir wissen ja zur Genüge, daß die Saladine sich, in der Nähe betrachtet, ganz anders ausnahmen als etwa in Walter Scotts „Talisman."

An die Feenopern reihen sich die Zauberpossen. Auch sie verspotten meist den religiösen Irrwahn, und zwar von den Warten einer höheren philosophischen Weltanschauung. Eine gewisse rationalistische Nüchternheit, welche gerade diese „Zauberpossen" durchdringt, läßt uns vermuten, daß unsere Somnambulen, Wahrsagerinnen „wunderbar", Heilsarmeen, und was wir sonst an Kulturfrüchten ähnlichen Kalibers besitzen, in China weniger Anklang und Zulauf finden würden als in den Zentren abendländischer Hochkultur!

Im übrigen richten die Possendichter ihre scharfgeschliffenen Pfeile gegen alle, zum Teil auch bei uns landesüblichen menschlichen Schwächen. Den Geiz verspotten sie ebenso wie die demonstrativ zur Schau getragene Verachtung irdischer Güter. Über eine Zauberposse: „Die Schuld zahlbar im künftigen Leben", bemerkt Gottschall: „Hätte ein französischer Sozialist diese Szenen geschrieben, wir würden sie für einen selbstverständlichen Ausfluß seines Glaubensbekenntnisses halten. Oder wo fände sich für Proudhons Paradoron: la propriété c'est le vol eine schlagendere Erläuterung, als in dem Monologe jenes Müllers, der, ein heiteres Natur-

Digitized by Google

sind, lustig singend wie Johann, unser munterer Seifensieder, plötzlich von den Buddhisten mit Geld beschenkt, nicht nur alle seine Munterkeit verliert, sondern auch mit der Todesangst eines Diebes, der ertappt zu werden fürchtet, sein wohlerworbenes Eigentum zu sichern sucht?"

Das Charakterlustspiel der Chinesen zeichnet sich durch eine starke Hinneigung zur Karrikatur aus. Das ist für den Augenblick vielleicht eindrucksvoll, nicht aber für die Dauer — auch eine englische Pantomime vermag ein halbwegs ästhetisch gebildeter Zuschauer nicht zweimal hintereinander anzusehen! Sonderbarerweise nehmen diese Lustspiele häufig einen durchaus tragischen Ausgang. Mehr Zusammenhang und Logik scheint in den Intrigenlustspielen zu stecken, die nicht selten von feiner Ironie durchtränkt sind.

Im modernen chinesischen Drama sind nun aber alle Vorzüge, die man den Stücken der vorhergegangenen Perioden in dieser oder jener Richtung zuerkennen durfte, gänzlich verschwunden; dasselbe besitzt keinerlei Konzentration, und der dürftige Faden der Handlung verliert sich häufig gänzlich. Bisher scheint es nicht, als ob sich in dieser Richtung eine Wendung zum Besseren geltend machen wollte.

Wir hoffen, daß wir mit dieser notgedrungen knappen Analyse des Gottschall'schen Buches dem Leser Anregung zu weiterem, jedenfalls sehr lohnendem Studium gegeben haben mögen.

Litterarische Berichte.

Imperial Germany. A critical study of fact and character by Sidney Whitman. London. Trübner and Co., Ludgate hill. 1889.

Wenn auch die Zeit vorüber ist, wo ein Engländer, welcher Interesse, Verständnis und Anerkennung für deutsches Wesen hatte, eine seltene Ausnahme war, so ist doch auch heute noch ein Brite, welcher so tief in den Geist und die Seele unseres Volkes eingedrungen ist wie Sidney Whitman, eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß er in bestem Sinn Aufsehen erregen und dankbare Anerkennung finden muß. „Der politische Charakter der Deutschen" heißt das erste Kapitel. Die Unverträglichkeit der Deutschen wird stark betont, aber mit Unrecht wird ein Mann wie Windhorst für einen Feind nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands erklärt. Auch dem Liberalismus geschieht Unrecht, wenn er auch nur hypothetisch mit dem Gedanken eines Aufgebens teuer erkaufter Güter in Verbindung gebracht wird. Die Höhe des „geistigen Lebens" der Deutschen wird nach den ragenden Gipfeln bestimmt. Nach den Bahnbrechern der Wissenschaft werden die schöngeistigen Schriftsteller der Gegenwart gewürdigt, nicht ohne sonderbare Irrtümer. Vielleicht ist Paul Lindau selbst erstaunt gewesen, sich eine epochemachende Bedeutung als Stilist zugeschrieben zu sehen. Die Gesellschaft von Bühnendichtern, in welcher Franz von Schönthan und Arthur Fitger zusammen kommen, ist etwas buntscheckig. Was die Einwirkung der Philosophie betrifft, so stellt Whitman die von Kant und seinem „kategorischen Imperativ" mit Recht am höchsten, wird aber nicht weniger dem poetischen Zuge der Nation und dem deutschen „Gemüt" gerecht. Gewisse Bezeichnungen, welche er erwähnt, nennen wir „sinnig". Die großen Leistungen in der Musik finden ebenso Anerkennung, wie das Uebermaß des Musizierens und die „Klaviersenche" verspottet wird. — Die deutschen Universitäten stellt W. nach Gebühr hoch; den Unterschied zwischen deutschem und englischem Schul- und Erziehungswesen bezeichnet er ziemlich richtig, läßt sich aber durch den Lärm der Schulreformer zu sehr imponieren. Die zusammengebetteten Aussprüche namhafter Leute von meist zweifelhafter Sachkunde (in Schorers Familienblatt) haben doch wirklich keine nennenswerte Bedeutung. Einen gediegenen historischen Sinn zeigt Verfasser in der Besprechung der preußischen Monarchie und ihrer einzelnen Könige. Wo er die Gegenwart streift, wird sein Urteil unsicher; man erkennt, daß es von unbedingten und fanatischen Anhängern des Reichskanzlers beeinflußt ist. Dem „väterlichen Regiment," welches in Deutschland und vor allem in Preußen durch die Notwendigkeit starker und beständiger Rüstung gerechtfertigt sei und welches er mit Recht in einen Gegensatz zu der Herrschaft der öffentlichen Meinung setzt, wird eine verdiente Lobrede gehalten, wobei freilich auch Ungerechtigkeiten gegen unsere öffentliche Meinung unterlaufen.

Digitized by Google

Seinen Gipfel erreicht das Buch in der Charakteristik Bismarcks, welcher als eine Art Verkörperung des „kategorischen Imperativ“ erscheint. Die mächtigen Züge seines Bildes sind nicht verfehlt, sind auch nicht mehr zu verfehlen. — Die preußische und deutsche Armee wird ihrem Geist und der in ihr waltenden Disziplin nach mit feiner und scharfer Auffassung gezeichnet. Die Herrschaft der Pflicht und die unbestechliche Sachlichkeit in der Besetzung aller höheren Posten finden gebührendes Lob. Ihre Vorzüge haben in Moltke lebende Gestalt gewonnen, einem gewaltigen Geist, den der Engländer auch nach seiner Sprache gar wohl versteht. Der deutsche Adel stellt sich mit seinen Licht- wie mit seinen Schattenseiten nach dem Leben gemalt dar. Das weibliche Geschlecht erscheint dem Briten bei aller Anerkennung und Sympathie, welche er für die leibhaftigen Schwestern der Gestalten aus Goethes Dichtungen und aus seinem Leben empfindet, doch im allgemeinen streng, gedrückt und unfrei. Was er von den großen Ersparnissen erzählt, mit welchen unsere Dienstmädchen in die Ehe treten sollen, ist hier zu Land nur als ziemlich vereinzeltes Vorkommnis bekannt. Die Philister, als deren Grundzug Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Schadenfreude und eine die Sentimentalität nicht ausschließende Rohheit bezeichnet werden, kommen natürlich nicht gut fort. Der Verf. erkennt aber an, daß sie nicht bloß in Deutschland zuhause sind. Es versteht sich von selbst, daß Deutschlands Handel und Gewerbefleiß eine eingehende Besprechung finden. Die vielfach siegreiche Konkurrenz, welche diese gerade den Engländern machen, mußte die Aufmerksamkeit des Verf. ihnen in besonders hohem Maße zuziehen. Hier ist sein Urteil auch am schärfsten, und mit Recht. Denn welches Volk räsonniert mehr über den Krämersinn der Engländer als die Deutschen, und welches Volk ahmt englischen Vorbildern so vielfach und oft so sklavisch nach? Werden doch in Deutschland noch immer trotz der Schranken, die das Markenschutzgesetz endlich gezogen hat, eine große Menge deutscher Erzeugnisse nach Möglichkeit zu englischen umgestempelt. Allerdings ist auch hier manches besser geworden, aber Whitman glaubt doch noch Grund zu der Behauptung zu haben, daß das Volk, welchem die Menschheit die größte Entdeckung des Zeitalters, die Spektralanalyse, verdanke — are the arch commercial pirates of our time.“ Die deutsche Zeitungspresse imponiert dem Engländer nicht, im allgemeinen nicht, denn einige ihrer Hauptorgane, wie vor allem die „Münchener Allgemeine Zeitung“, erhalten ihr wohlverdientes Lob. Der Ton geringerer Zeitungen, findet er, ist oft unwürdig, viele ihrer Mitteilungen stehen dem Klatsch nahe, und das falsche Allarmgeschrei, welches vor allem die Offiziösen zu Zeiten erheben, wird nach Gebühr verurteilt. Alle diese Schatten aber ziehen sich mehr um den Fuß des deutschen Volkstumes hin, dessen Gipfel der verständnisvolle und uns herzlich geneigte Verfasser in klarem Lichte liegen sieht. A. B.

Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Von Mara Cop Marlet. Mit einer Einbegleitung von Jos. Alex. Freihern von Helfert. Mit fünf Illustrationen von Prof. Georg Bastagh. Karl Grill, kais. und königl. Hofbuchhandlung, Budapest.

Seit der Erhebung Griechenlands wandten sich die Blicke des westlichen Europa mehr als vorher nach den Ländern der Balkanhalbinsel, und genauer, als es bis dahin geschehen war, begann man Land und Leute derselben zu studieren. In prächtiger Form überreicht der deutschen Lesewelt Mara Cop Marlet einen hübschen Beitrag zur Kenntnis der „Höhen und Tiefen der Balkanländer,“ die, Kroatin von Geburt, Belgierin durch ihre Heirat, Afrikanerin nach ihrem Wohnsitz und Deutsche mit der Feder, in ungewöhnlicher Weise berufen erscheint, Licht über die Frauen ihrer Heimat zu verbreiten. Aus jeder Zeile strahlt uns die Begeisterung der Verfasserin für ihr Volk entgegen, mag sie uns erzählen von den alten Slaven und den goldhaarigen, heidnischen Halbgöttinnen, den Vilas, welche „die zerrissenen Saiten der großen slavischen Volksseele einst wieder zusammenfügen sollen zu einem harmonischen Ganzen, zu einer weltgebietenden, riesigen Rasse,“ oder mag sie von Kroatiens Frauen, von Dalmatiens Töchtern, oder den Mädchen der Crnagora lichtvolle Bilder uns entrollen. Auch dort, wo weniger reizvoll der Frauen Leben sich abspielt, weiß die Verfasserin durch die Eigenartigkeit ihrer Darstellungsgabe zu fesseln, so daß wir auch die Bulgarin, von deren „Schönheit, Geist oder moralischem Elende keine Kunde über die Grenzen ihres Landes dringt“ und die Zigeunerin, eine „falsche Perle in dem echten Frauenschmuck der slavischen Erde,“ nicht ohne Interesse betrachten. Sieben prächtige Heliogravüren, an erster Stelle, die ihr auch gebührt, das Porträt der Verfasserin, sind nur ein Teil der kostbaren Ausstattung des hochinteressanten Werkes. L.

Das Kriegstheater an der Weichsel und seine Bedeutung für den Beginn der Operationen in einem Kriege Rußlands gegen das mit Deutschland verbündete Oesterreich. Von R. Hannover 1888. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser beschreibt zunächst das Grenzgebiet, dann das russische Eisenbahnnetz und die Befestigung der russischen Grenzlande. Dann berechnet er die Truppenstärke, mit welcher Rußland in einen europäischen Krieg eintreten kann. Dieser Abschnitt ist besonders eingehend und interessant, es geht aus ihm hervor, wie vortrefflich der Verfasser über russische Verhaltnisse unterrichtet ist. Es sind ko-

Digitized by Google

lossale Massen, welche Rußland aufstellen kann. Allein die Feldarmee wird berechnet auf 792 Bataillone, 597 Schwadronen, bezw. 5ömien, 2920 Feldgeschütze. Dann beantwortet Verfasser die Frage: Welche Richtungen kann eine russische Invasion Deutschlands oder Oesterreichs einschlagen? Welche Aussichten hat sie auf Erfolg? Es wird ausgeführt, daß gegen Deutschland nur eine Invasion durch Schlesien einigermaßen Aussichten gewähre, daß aber auch diese durch Oesterreich in der linken Flanke gefährdet sei. Weit mehr Erfolg wird einem russischen Angriffe gegen den südöstlichen Teil Galiziens in Aussicht gestellt, weil hier dem Angreifer keine einzige Festung hinderlich in den Weg tritt und erst die Karpathen eine ernste Schwierigkeit bereiten würden. Verfasser berechnet die Angriffskraft Rußland wie folgt: $3\frac{1}{2}$ Armeekorps zur Beobachtung Deutschlands. 15 Armeekorps gegen Oesterreich in 3 Armeen eingeteilt, und zwar die rechte Flügelarmee 7 Armeekorps, die Armee des Zentrums 5, des linken Flügels 3 Armeekorps. Endlich 2 Armeekorps, um die Balkanstaaten im Zaume zu erhalten und $\frac{1}{3}$ Armeekorps als Landungstruppen (für Bulgarien bestimmt). Das ergiebt zusammen 21 Armeekorps oder 42 Divisionen. Oesterreich könnte fast seine gesamte Feldarmee den Russen in Ostgalizien entgegenstellen, so daß hier nunmerisch die Gegner annähernd sich das Gleichgewicht halten würden. Jedoch ist Oesterreichs Armee voraussichtlich 14 Tage früher versammelt als das russische Heer. Auch würde eine aktive Teilnahme Rumäniens am Kriege gegen Rußland die Situation sofort recht günstig gestalten. Noch günstiger würden die Dinge liegen, wenn die Türkei gleichfalls gegen Rußland in den Kampf treten wollte. Auch das bloße Erscheinen einer starken englischen Flotte in der Ostsee oder im schwarzen Meere würde den Russen schwerwiegenden Schaden bringen. Eine recht übersichtliche Kartenskizze ist dem Büchlein beigegeben. Wir hoffen, daß das kleine Werkchen Beifall finden wird. Es erhebt sich jedenfalls bedeutend über den Durchschnittswert der Tageslitteratur. Möge es recht viele Käufer finden! K.

Indische Reiseskizzen von Richard Garbe, Berlin 1889. Verlag von Gebrüder Pätel.

Der Verfasser der „indischen Reiseskizzen", von denen wir zwei in der Deutschen Revue veröffentlicht haben, hat zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung Jahr und Tag in Indien zugebracht. Er will die Wahrheit sagen, die unverfälschte Wahrheit und kann es auch, da er sorgfältig, viel und unbefangen gesehen und das Gesehene fast täglich aufgezeichnet hat. Fast zum Ueberfluß, möchte ich sagen, ist noch eine Bürgschaft der Richtigkeit der Beobachtungen dadurch gegeben, daß Prof. J. Jolly in Würzburg, „ein ausgezeichneter Kenner Indiens und Verfasser einer vortrefflichen Reisebeschreibung," die Korrektur des Buches gelesen hat. – Nachdem die Meerfahrt anziehend und belehrend erzählt ist und wir über die Bevölkerung von Bombay wohl unterrichtet sind, führt uns der Erzähler in die indischen Prachtstädte, unter denen das in Europa wenig bekannte Achmedabad mit seiner Hauptmoschee die erste Stelle einnimmt. Ein Gebäude von den Fundamenten auf bis zur Kuppel aus tausenden von tausendfach durchbrochenen Marmorplatten zusammengesetzt, welche wie ein feines Gewebe das Licht kraftvoll und doch gemildert hereinströmen lassen, muß allerdings von einer unbeschreiblichen Wirkung sein. Bekannter sind Jenpur, Delhi und Agra, nach welchen ihn der vielbenützte Schienenweg weiter führte. Hier bewunderte er Bauten, welche viel beschrieben und häufig abgebildet sind. Dagegen sieht er sich von der heiligen Stadt des heidnischen Indien bitter enttäuscht. Die Tempel sind unschön und düster, die Götterbilder und ihr Kultus widerwärtig und gemein. Garbe spricht die beachtenswerte Vermutung aus, die indische Volksreligion sei gar nicht aus der alten vedischen Religion durch Entartung entstanden, sondern sie sei wesentlich die Religion der besiegten nichtarischen Stämme, welche von den Siegern angenommen sei. Dafür spricht allerdings die Thatsache, daß neben diesem greulichen Götzenkultus und den wüsten Mythen, auf denen er ruht, die vedische Religion ja noch in ziemlicher Reinheit fortbesteht. Die Kenner und Hüter ihrer Ueberlieferungen und die Lehrer alles dessen, was das alte Indien von Wissens- und Weisheitsschätzen besaß, sind die Pundits. Sie waren es, welche den deutschen Gelehrten vor allem nach Indien gezogen hatten, nachdem er daheim dem Studium des Sanskrit nicht weniger als zwölf Jahre gewidmet. Er fand die einheimischen Sanskritgelehrten in der That in der alten nationalen Wissenschaft wohl unterrichtet, wenn auch nur einer unter ihnen war, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu der Lösung besonders schwieriger Fragen ausreichte. Von der modernen Bildung halten sich diese Leute ganz fern. Sie lernen meistens nicht einmal Englisch, eine Sprache, die doch sonst fast jeder gebildete Hindu beherrscht. Ihr Leben ist das anspruchslosete Gelehrtenleben, welches man sich denken kann. Die Engländer haben sich, seit die Krone das Land übernommen hat, um Indien unermeßliche Verdienste erworben. Ihre Beamten sind meist einsichtig und wohlwollend und verstehen es vortrefflich mit den Hindu umzugehen, denen gegenüber der Weiße durchaus in der Stellung der Person höheren Ranges erhalten wird. An manchen Orten tritt die Wache vor jedem Europäer unters Gewehr. – Von der heillosen Zerrüttung, welche die agrarischen Verhältnisse Indiens durch den blinden Reformeifer der Engländer erlitten haben, sagt der Verfasser nichts. Auch dem Zeitungswesen der Hindu hat er offenbar nur geringe Beachtung zugewendet. Deshalb ist seine sehr günstige Auffassung der Daverhaftig-

Digitized by Google

keit der britischen Beherrschung Indiens mit Vorsicht anzunehmen. Es ist aber aus der Uebergehung wichtiger Dinge dem Verf. kein Vorwurf zu machen. Er hat eben nur Reiseskizzen schreiben wollen und das hat er in vortrefflicher Weise gethan, ohne Vorurteil und ohne Schönfärberei. So empfangen wir von der Gluthitze der mittleren Gangesebene und der durch sie bedingten Lebensweise, von dem verhältnismäßig behaglichen Dasein in Kalkutta, von den milden Reizen Ceylons und von den wunderbaren Landschaften der höheren Vorstufen des Himalaya den wahrsten und lebensvollsten Eindruck. Möge das vortreffliche Buch viele erfreuen und belehren! A. B.

Gedanken über Oesterreich-Ungarns militär-politische Lage. Eine Studie von K. L. Hannover 1888. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

In der vorliegenden Arbeit ist sehr viel Anregendes enthalten. Wir sind von derselben recht befriedigt worden. Manches allzu weitschweifige, wie z. B. das, was Radetzky 1827 über Festungen gesagt hat, konnte viel kürzer gegeben werden. Besonders gut haben uns die statistischen Angaben über die Länder der Balkanhalbinsel gefallen. Sie sind recht klar und übersichtlich gehalten. Von großem Interesse ist auch die Uebersicht über die militärische Leistungsfähigkeit der voraussichtlichen Gegner in einem Kriege der Zukunft. Verfasser würde sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn er auch die Streitkräfte zur See einer eingehenden Betrachtung unterzogen hätte. Die beigegebene Karte ist recht gut und übersichtlich. Wir empfehlen die kleine Schrift recht angelegentlich allen denen, welche sich für einen künftigen Krieg interessieren. Auch der Nichtmilitär findet dabei seine Rechnung. K.

Die Kunst nicht krank zu werden von Paul Mantegazza. Leipzig. Verlag von F. W. Steffens.

Die moderne Litteratur ist nicht arm an Schriften, die in volkstümlichem Gewande Anleitung geben, wie der Mensch für das Wohlbefinden seiner irdischen Hülle am besten zu sorgen und dieselbe vor Schäden zu wahren habe. Man kann über den Wert von derlei Werken und ihre Nützlichkeit sehr geteilter Ansicht sein, denn es giebt Leute genug, die im Besitze solchen Werkes meinen, nun des Arztes gänzlich entraten zu können, obwohl in den meisten derselben, wenigstens den besseren, an jeder passenden Stelle darauf hingewiesen wird, wie es gerade vorteilhaft sei, sich so zeitig als möglich nach geeigneter Hilfe umzusehen, um nicht durch Zögern ein kleines Uebel zu einem großen zu machen. Andrerseits kommt es auch vor, daß überängstliche, nervöse Menschen, nachdem sie aus solchem Buche die ersten Merkmale und Anzeichen verschiedener Krankheiten kennen gelernt haben, sich nun peinlich beobachten, ob sie etwa diese oder jene zufällige Erscheinung eines furchtbaren Leidens bei sich auftreten sehen, und die sich dann bei dem geringsten Unwohlsein als Todkranke geberden. Indes abgesehen von diesen leider nicht zu vermeidenden Nachteilen derartiger Werke, wird doch jeder gebildete und denkende Mensch es als einen Vorzug ansehen, wenn selbst geschätzte Aerzte sich der Mühe unterziehen, immer von neuem einige Winke zur Erhaltung des köstlichsten Gutes, der Gesundheit, zu geben. Viel Neues kann bei dem bereits vorhandenen Reichtum an derartigen Schriften kaum noch geboten werden, wenn es dem großen Publikum verständlich bleiben soll, und davon ist auch Mantegazzas vorliegendes Werk nicht auszunehmen. Der hauptsächlichste Satz, den er allen andern voranstellt, ist wohl der, daß jeder Mensch sich darauf kennen lernen müsse, welche Stelle seines Körpers die empfindlichste und demnach zum Erkranken geneigteste sei, und er zeigt an ein paar Beispielen, wie dieselbe Schädlichkeit auf verschiedene Personen in ganz entgegengesetzter Weise wirke, je nach der schwachen Seite ihres Organismus. Verfasser meint daher, ein verständiger Mensch müsse schon in gesunden Tagen sich von seinem Arzte untersuchen und sich sagen lassen, was er hauptsächlich bei der Eigentümlichkeit seiner Körperkonstitution zu thun oder zu lassen habe. Freilich werden sich dazu wohl die wenigsten Menschen geneigt finden, und auch Verfasser bekennt, daß es ihm in langjähriger Praxis nur zweimal vorgekommen sei, nachdem er seit Jahren in seinen Schriften diese Forderung gestellt, vorbeugend konsultiert zu werden. — Wenn auch die diätetischen und die auf die Bekleidung bezüglichen Vorschriften zunächst auf ein italienisches Klima berechnet sind und manches für deutsche Verhältnisse nicht zutreffen dürfte, so sind andrerseits in diesem Buche sehr wertvolle Fingerzeige gegeben, namentlich in dem Abschnitte über Erziehung und Gewöhnung der Kinder von klein an und in dem andern, wo Verfasser die einzelnen Organe bespricht und auf die denselben zuzuwendende Sorgfalt hinweist. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Buch in der bekannten geistreichen Weise des beliebten Verfassers geschrieben ist, dem auch der Uebersetzer in jeder Weise gerecht geworden ist. Fr. H.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Sinziger Mosaikplatten und Thonwaaren-Fabrik,
Aktien-Gesellschaft in Sinzig a. Rh.
Mosaikthonplatten in einfachen und reichen Mustern.
Trottoirplatten und Pflastersteine. Feine Verblendsteine.
Glasierte Wandplatten.
Bisher unübertroffenes Material für Beläge jeder Art.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Physiologie des Geschmacks

oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.

Den Pariser Gastronomen gewidmet von **Einem Professor,** Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Von **Brillat-Savarin.**

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von
Carl Vogt.

Fünfte Auflage. 8. geh. **Preis 3 Mark.**

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Karl von Holtei, Erzählende Schriften.

Gesammt-Volksausgabe. 37 Bände. 16°.
Geheftet 34 Mark 20 Pf., in 14 Leinwandbände gebunden 48 Mark.

Inhalt: 1.—6. Band: Kriminalgeschichten. — 7.—9. Band: Noblesse oblige. — 10.—12. Band: Die Vagabunden. — 13.—17. Band: Christian Lammfell. — 18.—20. Band: Ein Schneider. — 21.—23. Band: Die Eselsfresser. — 24.—28. Band: Kleine Erzählungen. — 29.—34. Band: Vierzig Jahre. — 35.—37. Band: Der letzte Komödiant.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Die Krankheiten der Pflanzen.

Ein Handbuch
für Land- und Forstwirte, Gärtner, Gartenfreunde und Botaniker
von
Dr. A. B. Frank,
Professor an der landwirtsch. Hochschule in Berlin.

2 Bände. Geheftet. Preis 18 Mk.
Eleg. gebunden 20 Mk. 40 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von
Dr. Georg Adler.

Geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen

Aus dem Griechischen

von

F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

16. Geheftet 2 Mk.

Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Die deutsche Nationallitteratur

des 19. Jahrhunderts.

Von

Rudolf von Gottschall.

5. vermehrte und verbesserte Auflage.

4 Bände. Geheftet 20 Mk., höchst eleg. in 2 Halbsaffianbde. geb. 27 Mk. 20 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auszug aus einer Besprechung von Dr. Rud. Pfleiderer im „Deutschen Litteraturblatt":

Die glänzenden Hauptcharakterzüge dieses bedeutenden und fesselnden Werkes sind: brillante Darstellung, geistreiche Schriftstellercharakteristik, ein volles Maß von Stoffbeherrschung und warme Liebe zur Sache.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Das Theater und Drama der Chinesen

von

Rudolf von Gottschall.

Preis geheftet 3 Mk. 60 Pf., elegant gebunden 4 Mk. 60 Pf.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Im Juni erscheint die zweite Lieferung von:

Handbuch der Physik

unter Mitwirkung von

Dr. F. Auerbach-Breslau, Prof. Dr. F. Braun-Tübingen, Dr. S. Czapski-Jena, Prof. Dr. K. Exner-Wien, Prof. Dr. W. Feussner-Marburg, Dr. L. Grätz-München, Prof. Dr. H. Kayser-Hannover, Prof. Dr. F. Melde-Marburg, Prof. Dr. A. Oberbeck-Greifswald, Dr. J. Pernet-Berlin, Prof. Dr. Fr. Stenger-Dresden, Dr. K. Waitz-Tübingen

herausgegeben

von

Dr. A. Winkelmann

ord. Prof. an der Universität Jena.

In Lieferungen à 3 Mk. 60 Pf.

Dieses neue grosse, reich illustrierte **„Handbuch der Physik"** aus der »Encyklopädie der Naturwissenschaften« erscheint in etwa 15 Lieferungen oder in 3 Bänden und wird ungefähr 120 Bogen Lex.-Octav umfassen. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf dieses Werk entgegen und kann Interessenten die erste Lieferung zur Ansicht vorlegen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg.

3 Tertihefte bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Digitized by Google

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1889. August.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

August 1889.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** III. . . . 129

II. **Gerhardt von Amyntor: Ein Opfer eigener Kraft.** 142

III. **Hermann von Meyer: Das Nervensystem und seine Beziehungen zu den Seelenthätigkeiten.** 152

IV. **Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.** II. 173

V. **H. Steinthal: Wahrheit und Entwickelung.** 186

VI. **Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair.** I. . . . 194

VII. **Camille Flammarion: Der Eiffelturm und seine Bedeutung für die Wissenschaft.** 209

VIII. **Max Haushofer: Ein Pereat dem Philistertum!** 221

IX. **M. Bernardi: Mancini.** 228

X. **Berichte aus allen Wissenschaften.** 231

1. Geschichte. **Arthur Kleinschmidt:** Der Bastillesturm.
2. Physik. **Karl Schmidt:** Forschungen auf dem Gebiet der Spektralanalyse.

XI. **Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie** 245

XII. **Litterarische Berichte** 253

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

AUG 17 18..

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

III.

Schon das nächste Jahr 1849 brachte die Beweise von der andauernden Wohlgewogenheit des Prinzen von Preußen für Roon, während es zugleich diesem selbst neue, ernste Aufgaben stellte.

Der in Baden ausgebrochene allgemeine Aufstand hatte auch in der Rheinpfalz um sich gegriffen; eine provisorische Regierung war eingesetzt worden, und diese hatte ein Volksheer von etwa 30 000 Mann unter dem Polen Mieroslawski gesammelt. Die Bundesfestung Rastatt fiel in die Hände der Insurgenten, welche auch Landau bedrohten.

Zur Niederwerfung des Aufstandes wurden zwei preußische Armee-Korps und ein aus Bundestruppen kombiniertes Korps, das sogenannte Neckar-Korps, bestimmt. Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen übernahm den Oberbefehl; als Chef seines Stabes fungierte Major Kirchfeldt. Generalleutnant von Hirschfeld, der kommandierende General des 8. Armee-Korps, wurde Kommandierender des I. Armee-Korps der „Operations-Armee am Rhein", und Major von Roon blieb auch in dieser Stellung als Chef des Generalstabes an Hirschfeld's Seite. Das Korps war etwa 19 000 Mann stark und in vier Divisionen eingeteilt. Das II. preußische Armee-Korps befehligte Generalleutnant Graf von der Groeben. Dasselbe war ebenso wie das Neckar-Korps (unter Generalleutnant von Peucker) etwa 15 000 Mann stark.

Das I. Armee-Korps säuberte in der Zeit vom 13. bis 19. Juni die Rheinpfalz vom Feinde, entsetzte Landau und ging am 20. Juni bei Germersheim auf das rechte Rhein-Ufer über. Nach einigen ernsten Gefechten erfolgte die Vereinigung mit den beiden andern Korps und die völlige Zersprengung der Insurgenten.

Während das I. Armee-Korps den fliehenden Feind bis zur Schweizer Grenze verfolgte, bemächtigte sich das II. Armee-Korps der Festung Rastatt. Die militärischen Operationen waren für das I. Armee-Korps Ende Juli beendet.

Roon's persönliche Eindrücke und Erlebnisse während derselben sind den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt, da seine damaligen Briefe aus Baden in dem Januarheft 1881 der „Revue" veröffentlicht worden sind. Sein dienstliches Wirken erfolgte damals unter den Augen des erlauchten Oberbefehlshabers, der

Digitized by Google

sich während eines großen Teiles der Operationen mit seinem Haupt-Quartier bei dem I. Armee-Korps befand und vielfach in gnädiger Weise seine Anerkennung für Roon's Leistungen bezeugt hat. Die hier fortgesetzte nähere persönliche Bekanntschaft sollte für das Vaterland später von den segensreichsten Folgen werden.

Noch wichtiger war es, daß schon damals eine große Übereinstimmung der Ansichten zwischen dem Prinzen von Preußen und Roon in betreff der Mängel der deutschen Bundeskriegs-Verfassung und der preußischen Heeres-Einrichtungen hervortrat. Diese Ansichten, welche auch von andern einsichtigen Männern in der Umgebung des Prinzen — unter denen besonders der leider zu früh verstorbene Kirchfeldt hervorragte — geteilt wurden, drängten sich durch die im Feldzuge gemachten Erfahrungen gewaltsam auf und sind für die späteren politischen und militärischen Reform-Bestrebungen vielfach bestimmend gewesen. Wenn man auch in Baden mit den mangelhaft organisierten und noch schlechter geführten Rebellen ohne sonderliche Mühe fertig geworden war, der einsichtige Soldat konnte sich nicht darüber täuschen, daß diese Erfolge noch viel schnellere und entscheidendere hätten sein müssen, wenn die eigenen Mängel sich nicht ebenfalls auf Schritt und Tritt geltend gemacht hätten, und daß diese letzteren groß genug waren, um einem ebenbürtigen Gegner gegenüber den Erfolg überhaupt in Frage zu stellen. Im großen zeigte sich dies durch die nachteiligen Bestimmungen des Bundeskriegswesens, welche auf die ganze Befehlsführung hemmend wirkten und dies in noch höherem Maße gethan haben würden, wenn sie nicht durch die hohe militärische Einsicht und Energie sowie die bevorzugte Stellung des erhabenen Oberbefehlshabers teilweise unschädlich gemacht worden wären. Aber auch im einzelnen traten die bedenklichsten Mängel auf allen Gebieten des militärischen Verwaltungswesens hervor. Weder die Verpflegung noch das militärische Fuhrwesen noch der Sanitätsdienst war auch nur in notdürftigster Weise organisiert. Trainformationen existierten damals im Frieden gar nicht, also auch kein ausgebildetes Trainpersonal. Die schwächlichsten Leute, ohne Rücksicht auf ihren Beruf, wurden in Eile zu Führern der improvisierten Traingespanne oder zu Pferdewärtern ernannt — sodaß sehr vielfach „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" oder dergleichen als solche fungierten. Einerseits entstanden dadurch sehr komische Bilder und Situationen, welche reichlichen Stoff zu militärischen Humoresken darboten: andrerseits aber hatten diese und andere Mängel doch ihre bitter ernste Seite, weil die Truppenteile dadurch vielfach in ihren Bewegungen und ihrer ganzen Leistungsfähigkeit gehemmt wurden; und war dies schon der Fall, während man sich mit ungeschulten Freischaren und — in den Monaten Juni und Juli — in einem so reichen Lande wie Baden herumzuschlagen hatte, in welchem so zu sagen Milch und Honig floß, ernste und andauernde Verpflegungs-Schwierigkeiten also kaum entstehen konnten: wie sollte das erst werden, wenn ebenbürtige Truppen vielleicht in ungünstiger Jahreszeit und armen Landstrichen zu bekämpfen waren!?

Nicht minder hatte sich auch die Unzulänglichkeit, oft Unbrauchbarkeit der in Eile eingezogenen und formierten Landwehrtruppen erwiesen.

Obwohl dieselben — trotz der politischen Gährungen — zum größeren Teile

Digitized by Google

guten Willen zeigten, so entsprach doch ihre damalige Organisation in keiner Hinsicht den Anforderungen, welche man schon damals an tüchtige Feldtruppen stellen mußte, und konnte es daher schon zu jener Zeit für jeden verständigen Soldaten, ja für jeden denkenden Patrioten gar nicht zweifelhaft sein, daß in dieser Beziehung Wandel geschaffen werden mußte, wenn dem Vaterlande die furchtbarsten Erfahrungen erspart werden sollten. — —

Nach Beendigung des Feldzuges verblieb in Baden nur ein kombiniertes Armee-Korps unter Befehl des Generalleutnant Roth von Schreckenstein. Die übrigen Truppen marschierten in die Heimat zurück.

Major von Roon übernahm daher im Herbste 1849 wieder die Funktionen als Chef des Generalstabes des VIII. Armee-Korps. Er war glücklich, daß somit sein dienstliches Verhältnis zum General von Hirschfeld bestehen blieb — dessen treffliche militärischen Eigenschaften und ganze Persönlichkeit er während des Feldzuges erst recht hoch schätzen gelernt hatte.

Ebenso vermehrten sich die dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, da dieser, nach dem Feldzuge in Baden zum Militär-Gouverneur für Rheinland und Westfalen ernannt, seine dauernde Residenz in das Schloß zu Koblenz verlegt hatte. Es war eine politisch schwer bewegte Zeit. Es ist auch kein Geheimnis, daß der damalige Prinz von Preußen in jenen Jahren die schwankende Haltung der Regierung namentlich in den deutschen Angelegenheiten und auf dem auswärtigen Gebiete entschieden mißbilligte. Zu dem vertrauten Kreise, welchen er an seinen politischen und militärischen Sorgen teilnehmen ließ, gehörten neben dem geistvollen General von Griesheim, damals Kommandant von Koblenz, auch Kirchfeldt und Roon; ferner Oberstleutnant Fischer, seit sich dieser mit dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm auf der Universität Bonn befand, von wo er häufig nach Koblenz herüber kam, und später Gustav von Alvensleben, der langjährige Adjutant des Prinzen, darauf General-Adjutant des Königs Wilhelm (1870/71 kommandierender General des 4. Armee-Korps).

Alle diese Männer waren untereinander in herzlicher Freundschaft verbunden und vor allem einig in dem heißen patriotischen Streben, die heillose Unklarheit der öffentlichen Zustände, welche infolge der Uneinigkeit und Unentschiedenheit der maßgebenden Regierungskreise noch immer andauerte, durch den Einfluß des von ihnen so hoch verehrten Prinzen von Preußen zu beenden und zugleich die gründliche Revision der deutschen Bundeskriegsverfassung, eine Auseinandersetzung mit Österreich — sowie eine heilsame Reform der preußischen Heeres-Organisation herbeizuführen. —

Die politischen Gegensätze innerhalb Deutschlands hatten sich inzwischen im Laufe des Jahres 1850 immer mehr verschärft. Ein Krieg Preußens gegen die verbündeten Staaten Österreich, Bayern und Württemberg schien unvermeidlich. Am 6. November 1850 wurde die allgemeine Mobilmachung der Armee befohlen. Dieselbe konnte beim 8. Armee-Korps nur mit ganz besonders erhöhten Schwierigkeiten ausgeführt werden, da der größte Teil der Linientruppen zu den Korps in

Digitized by Google

Baden und Kurhessen abkommandiert war; sie erforderte daher Roons ganze rastlose Arbeitskraft. Außerdem aber wiederholten sich bei dieser Gelegenheit im ganzen Lande die schon in den Jahren 1848 und 49 bei den partiellen Mobilmachungen gemachten üblen Erfahrungen, welche oben erwähnt wurden, in traurigster Weise und in sehr viel größerem Maßstabe. Mit Beklemmung denkt noch heute jeder alte Offizier an die grenzenlose Verwirrung während jener Mobilmachung, welche die Fehler der vaterländischen Heeres-Verfassung und die dringende Notwendigkeit durchgreifender Reformen — nun aller Orten — in erschreckender Klarheit darlegte, wenn man auch sorgsam bestrebt war, dieselbe nach außen hin möglichst zu verbergen.

Es ist bekannt, daß es nicht zum Kriege kam, sondern daß jener Mobilmachung nur der schwere Gang nach Olmütz und — Bronzell folgten.

Roon selbst hat über die jeden Patrioten tief erschütternden Erlebnisse und Wirren jener Monate keine Aufzeichnungen hinterlassen. Es fehlte ihm damals natürlich die Zeit, auch nur einen Brief zu schreiben. Über die in Koblenz und in dem vertrauten Kreise des Prinzen von Preußen herrschende Stimmung erhalten wir indessen Aufschluß durch die von Roons Frau in ihre Heimat gesandten Briefe.

„Soll ich mich noch auf das politische Feld begeben?" schreibt sie z. B. am 20. November 1850 — „ich wage es nicht; es führt zu weit, wollte ich Euch die Spannung, in der wir fortwährend leben, jeden Tag neue Ereignisse erwartend, den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung schildern — ich würde Bogen vollschreiben können. Was werden die nächsten Tage bringen, was werden die Kammern beginnen, was wird ihnen der König sagen? Wird sich das Ministerium den Kammern gegenüber halten? . . . . . Es ist, nachdem man Genaues über den Ministerrat vom 2. dieses Monats hört, unbegreiflich, daß der König nicht augenblicklich Manteuffel und Stockhausen entließ. Aber was ist bei uns nicht Alles geschehen und geschieht noch! — Die Geschichte mit dem Prinzen und dem Degen ist, mit Ausnahme des letzteren, wahr; das heißt der Prinz hat im höchsten Unmut, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen! — Darauf hat er sich wieder hingesetzt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der auf seiner Seite war, bekanntlich), während Manteuffel fortwährend von den Schrecken eines Bruderkrieges, von unserm wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen ꝛc. doziert. Endlich sagt Stockhausen (der Kriegsminister!!) „Und es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Österreicher schlägt!" Bei diesen Worten springt der Prinz auf . . und widerspricht im Namen der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzte er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und sagte schluchzend: „Es ist Alles verloren — mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen!" — Wie die Dinge wenige Tage nachher die andere Wendung genommen (da dennoch

Digitized by Google

mobil gemacht wurde), darüber schwebt noch ein Dunkel . . . es hat sich Alles wieder planiert. Es ist kaum zu glauben und doch wahr! Und welche Rolle spielt bei allem diesem unser theurer König! Ach, es könnte einem das Herz abdrücken! Man hört jetzt schon wieder allerlei munkeln von Gewissensbissen wegen des Mobilmachungsbefehls. Und wenn es auch nicht wahr ist, so zeugt es deutlich von dem allgemeinen und gerechtfertigten Mißtrauen. Daß Graf Brandenburg mit und aus den heftigsten Gewissensbissen, und gewiß mit tiefem Schmerze, erkrankte und starb, bezeugten seine Phantasien, die furchtbar gewesen sein sollen . . . "

Schon im Januar 1851 wurde bekanntlich die Demobilmachung der Armee befohlen. —

Aber bereits vorher trat für den (im September 1850 zum Oberstleutnant beförderten) Roon ein entscheidender Wechsel in seiner militärischen Laufbahn ein. Ganz unerwartet wurde er, durch Allerhöchste Ordre vom 26. Dezember 1850, zum Kommandeur des 33. Infanterie (Reserve)-Regiments ernannt.

Als eine Auszeichnung konnte dies unter obwaltenden Verhältnissen nun freilich nicht angesehen werden! Die Veranlassung zu dieser Versetzung wurde in dienstlichen Differenzen gesucht, welche im Herbste 1850 zwischen dem General-Kommando 8. Armee-Korps und dem Kriegsministerium entstanden waren, und wegen deren Roon angeblich geopfert wurde.

„Wir wurden", so schreibt seine treue Gattin am 31. Dezember — „heute früh um ½ 7 Uhr durch die Ankunft einer Kabinets-Schreibens geweckt, welches Albert zum Kommandeur des 33. Infanterie (Reserve)-Regiments in Thorn!! ernennt. Was soll ich noch hinzufügen? Diese Ernennung ist ein Ausdruck der höchsten Ungnade des Kriegsministers; denn daß der König persönlich dabei nicht beteiligt ist, darf mein Mann bestimmt annehmen . . . . Er war Herrn von Stockhausen durch eine würdige, feste Opposition gegen alle unvernünftigen Maßregeln, die in seinem Wirkungskreise angeordnet wurden, entgegengetreten, und zwar immer in den dienstlichen Schranken der nötigen Subordination. Ein Mann, dem also auf andere Weise nicht beizukommen war, der mußte beseitigt, unschädlich gemacht werden; und wie konnte er empfindlicher gestraft werden, als wenn man ihn in die entlegenste Ecke der Monarchie schleudert, ihn aus dem mobilen Zustand herausreißt, ihm ein Reserve-Regiment von nur 2 Bataillonen giebt, ihn also auch für den Fall eines Krieges nötigt, still in seiner Ecke liegen zu bleiben,[1]) mit . . . . Nun muß ich Dir aber auch sagen, wie trefflich sich mein kreuzbraver, redlicher, prächtiger Mann auch bei diesem Anlasse wieder zeigt. Er fühlt das ihm angethane Unrecht tief, aber er murrt nicht und klagt nicht. Er sagt: ich folge meinem Könige, wo er mich hinschickt, und werde ihm auch dort treu dienen, wenn ich auch meine Kräfte gern in einem anderen, größeren Wirkungskreise benutzte. Gott wird schon wissen, wozu es gut ist, daß er mich dorthin

[1]) Die damaligen „Reserve-Regimenter" waren für den Kriegsfall sämtlich zu Festungsbesatzungen designiert.

Digitized by Google

gehen läßt; er glaubt, und ich mit ihm, daß ihm auch menschlicher Haß und Mißgunst zum Besten dienen können .... Jetzt eben rief er mich ... um mir zu sagen, daß er nun ganz fertig damit sei, daß er gern hingehe, und daß er die ihm dort werdende Zeit und Gelegenheit recht ausbeuten werde, um sich in den praktischen Dienst hineinzuarbeiten .... Es ist vielleicht nicht gut, daß ich unter dem ersten Eindrucke des Ereignisses schrieb, und doch war es mir Bedürfnis, mich nur gegen Euch so auszusprechen. Hier wird natürlich Niemand eine Klage von uns hören. Dazu sind wir zu stolz! Wie lieb ist es mir für Albert, daß der Prinz und Griesheim noch hier sind! ....."

Nach kurzem Aufenthalt in Berlin und einem Abstecher nach Schlesien, wobei er unter anderem seine beiden ältesten Söhne, Kadetten in Wahlstatt, inspizierte, traf Roon am 25. Januar 1851 in Thorn ein. Seine erste Thätigkeit war, da inzwischen die Demobilmachung befohlen war, das Regiment auf den Friedensstand zurückzuführen. Bereits im nächsten Monate wechselte das Regiment übrigens die Garnison, da es nach Königsberg verlegt wurde. Durch Fußmarsch, bei 14 bis 16° Kälte und oft ungestümem Schneewetter ausgeführt, wurde am 10. und 12. März die alte Krönungsstadt erreicht.

Wohlgemut und mit dem größtem Eifer widmete sich Roon nun dem praktischen Dienste und der seinem thatkräftigen Wesen bald sehr wohlthuenden frischen Thätigkeit. Dieselbe wurde gänzlich der Ausbildung des Regiments und dem Wohle seiner Untergebenen gewidmet. Auch verkannte Roon keineswegs, daß der eingetretene Wechsel seiner dienstlichen Stellung für seine eigene militärische Zukunft manches Gute hatte. War er doch seit etwa 20 Jahren, bis auf kurze und nicht verantwortungsvolle Dienstleistungen, dem Frontdienste fern geblieben, und manche Lücken mußten auf diesem Gebiete ausgefüllt werden. Indessen bot dies gerade für seinen kernigen, mannhaften Charakter und für seine stets auf das Praktische gerichteten persönlichen Neigungen keine besonderen Schwierigkeiten. Bald war er nicht nur ein sehr angesehener und tüchtiger, sondern auch ein selbst von seiner Stellung begeisterter Regiments-Kommandeur. Der direkte persönliche Verkehr mit so vielen Untergebenen, die an seinen Augen hingen, that seinem Soldatenherzen wohl. Oft hat er in späteren Jahren und in den wichtigsten Ämtern es betont, daß auch ihm die Stellung als Regiments-Kommandeur von allen die größte innere und militärische Befriedigung gewährt habe.

Freilich blieben ihm in Folge der neuen großen Versetzung auch noch andere, recht erhebliche äußere Sorgen nicht erspart. Zum zweiten Male mußten die Möbel am Rhein verkauft werden (bis auf einige Lieblingsstücke), denn an Mitnehmen der Sachen von Koblenz nach Königsberg war bei den damals gänzlich unzureichenden Umzugs-Entschädigungen und den großen Kosten, welche ohnehin durch die Reise der zahlreichen Familie entstanden, nicht zu denken. Indessen mit einem wohlgemuten „Thue recht — Gott hilft!" kam er auch über diese Schwierigkeiten hinfort, zumal die guten Freunde sich auch hierbei bewährten. —

Sehr erleichtert wurde ihm die neue Existenz in Königsberg durch das sehr wohlwollende Entgegenkommen des edlen Generals Grafen zu Dohna, der damals als

Digitized by Google

kommandierender General nicht nur das 1. Armee-Korps, sondern in gewisser Beziehung die ganze Provinz regierte. Der ersten altpreußischen Familie entsprossen, hatte sich derselbe durch sein ehrwürdig festes Wesen und durch die mit Ruhe und Jovialität verbundene Energie, mit der er im tollen Jahre die wüste Demokratie der Pregelstadt in ihre Schranken gewiesen hatte, alle Herzen erobert. Er zeigte dem jungen Regiments-Kommandeur das größte Vertrauen, empfing ihn mit Freundlichkeit in seinem Hause und erwies ihm auch privatim manche Güte; hatte Roon es doch sogar seiner persönlichen fürsorgenden Vermittelung zu danken, daß er eine anständige und nicht allzu teure Wohnung erlangte — was schon damals in Königsberg oft große Schwierigkeiten machte.

Anfang Mai konnte Roon daher seine Familie heranziehen. Aber nicht lange sollte die Freude über die neu gewonnene Häuslichkeit währen: kaum war die Einrichtung beendet, der letzte Bildernagel eingeschlagen, so verlauteten sehr überraschende Nachrichten von einer neuen Versetzung; und wirklich ging schon Ende August der Befehl ein, welcher — Köln am Rhein als künftige Garnison für das 33. Regiment bestimmte!

Am 30. September wurden die Rekruten eingestellt, und schon am 19. Oktober trat das Regiment seinen Marsch nach dem neuen Bestimmungs-Orte an. — Sehr ungern und mit den ehrenvollsten Scheidegrüßen wurde es von dem kommandierenden General und allen Truppenteilen des 1. Armee-Korps aus dem langjährigen Verbande des letzteren entlassen. Der würdige Graf Dohna, welcher auch hier wieder die größte Sympathie für den Oberstleutnant von Roon zeigte, hatte anfänglich den, freilich nicht begründeten Verdacht, daß Roon diese Versetzung gewünscht und — betrieben habe, um wieder in die bekannten Verhältnisse am Rhein zurückkehren zu können. Aber Roon war, wenn ihm letzteres auch nicht gerade unlieb war, doch weit entfernt gewesen, eine bezügliche Einwirkung zu versuchen; er würde sich vielmehr zweifellos sehr bald und gern auch in Königsberg eingelebt und wohlgefühlt haben. Die Versetzung des Regiments war vielmehr die Folge einer allgemeinen Maßregel. Die sämtlichen Reserve-Regimenter (Nr. 33 bis 40) wurden nämlich damals im westlichen Deutschland versammelt und als Besatzungen in Köln, Trier, Luxemburg, Mainz, Saarlouis ꝛc. verwendet. —

Den Weg bis Bromberg hatte das Regiment wieder durch Fußmärsche zurückzulegen. Dieselben wurden gleichzeitig zur Beschleunigung der militärischen Erziehung der jungen, noch ungedrillten Rekruten verwertet. Von Bromberg an ward die Eisenbahn benutzt. Am Vormittage des 30. Oktober kam das Regiment in Berlin an und wurde auf dem Stettiner Bahnhofe von des Königs Majestät besichtigt. Die Stabsoffiziere und Hauptleute wurden zur königlichen Tafel gezogen. Am 1. November erreichte das Regiment seine neue Garnison Köln und trat an diesem Tage in die Reihen des VIII. Armeekorps. Es wurde der vom General von Schack befehligten 15. Division und der 30. Infanterie-Brigade zugeteilt.

Dank dem unermüdlichen Eifer des (am 2. Dezember 1851 zu dieser Charge

Digitized by Google

beförderten) Oberst von Roon errang das Regiment auch in diesem neuen Verbande binnen kurzem eine ehrenvolle Stellung. Es lebte sich in der neuen Garnison und den gegen früher vielfach veränderten Verhältnissen schnell ein, und ebenso verstanden es die strammen Söhne Ostpreußens, sich die Zuneigung der rheinischen Bevölkerung zu erwerben.

Am 27. März 1852 wurde das Regiment zum ersten Male im VIII. Armeekorps besichtigt: Oberst von Roon hatte die Ehre, dasselbe Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen — als dem Militär-Gouverneur der Rheinlande — auf dem Neumarkte in Köln in Parade vorzuführen und Höchstdessen Zufriedenheit zu erwerben. Auch bei allen späteren Besichtigungen, größeren Übungen ꝛc. wurden dem Regiment und seinem Kommandeur volle Anerkennung zuteil. Nicht nur für das Ansehen seiner Truppe, sondern auch für Roon selbst und sein persönliches Verhältnis zu dem Prinzen von Preußen war dies von der größten Wichtigkeit: Dieser erlauchte Führer legte mit Recht auf die praktischen Leistungen seiner Stabsoffiziere im Frontdienst das größte Gewicht; und daher steigerte sich das gnädige Vertrauen, mit welchem er Roon infolge seiner Tüchtigkeit im Generalstabe beehrt hatte, nun noch sehr erheblich auf Grund der hervorragenden Leistungen desselben als Regiments-Kommandeur, welche der Prinz sehr häufig persönlich und als kompetentester Richter während einer Reihe von Jahren zu prüfen, respektive zu beobachten Gelegenheit nahm.

Eine interessante Episode aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in Köln bildete für Roon das Kommando zur Begleitung seines alten kommandierenden Generals von Hirschfeld, als dieser im königlichen Auftrage im Sommer 1852 den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte — der sich einige Monate zuvor zum Präsidenten der französischen Republik aufgeschwungen hatte — an der Grenze zu begrüßen hatte.

Bei Schilderung dieser Reise folgen wir abermals den darüber von Roon gemachten, vom 24. Juli 1852 datierten Aufzeichnungen. General von Hirschfeld, in dessen Gefolge sich außer dem Oberst von Roon noch drei jüngere Offiziere befanden, verließ am 15. Juli Koblenz und traf am 17. Juli — über Saarbrück und Metz — in Nancy ein. Von dem Präfekten des Meurthe-Departements und dem in Nancy das Kommando führenden General auf dem Bahnhofe empfangen, wurde General Hirschfeld in glänzender Equipage nach dem im bischöflichen Palaste vorbereiteten Quartiere geleitet, woselbst sogar eine Grenadier-Kompanie als Ehrenwache für ihn aufgestellt war.

Am selben Abend noch verkündeten Kanonendonner und Glockengeläute den Einzug des Prinz-Präsidenten in die in größter festlicher Aufregung befindliche Stadt. Die preußischen Offiziere konnten vom bischöflichen Palaste aus den glänzenden, ja pomphaften Aufzug beobachten. Ihn eröffneten zwei Züge Jäger zu Pferde, darauf folgte ein Zug Gendarmen, dann der von acht Schimmeln gezogene offene Wagen des Präsidenten, zu dessen Seiten der Präfekt und der Kommandeur der Militär-Division ritten. Sowohl der Prinz-Präsident als der neben ihm sitzende Kriegsminister St. Arnaud waren in Gala. Von Zeit zu

Digitized by Google

Zeit setzte sich der erstere, meistens aber erwiderte er die lebhaften Zurufe „Vive Napoléon“ stehend und mit Entblößung des Hauptes.

„Nach Empfang der Behörden ꝛc. wurden wir eingeladen, auf der Präfektur zu erscheinen, und dort durch den Minister des Auswärtigen dem Präsidenten vorgestellt. General von Hirschfeld redete ihn deutsch mit kurzen Worten an: daß er sich auf Befehl seines Königs und Herrn hier befinde, um dem Präsidenten der französischen Republik bei dieser Gelegenheit Achtung und Teilnahme der preußischen Regierung zu versichern. — Der Prinz antwortete, ebenfalls in deutscher Sprache (mit geringem Schweizer Dialekt), mit dem Ausdruck des Dankes für diese Aufmerksamkeit des Königs, und lud alsdann den General nebst Gefolge ein, ihn am nächsten Tage nach Straßburg zu begleiten und auch den dortigen Festen beizuwohnen. Es folgte dann ein großes Diner in der Präfektur, an welchem teilzunehmen General von Hirschfeld und Oberst von Roon nach der Audienz eingeladen worden waren. Der General war neben dem Präsidenten, Roon zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Turgot und dem Vizepräsidenten des Senats La Crosse plaziert. Beiden Offizieren erwies man die ausgesuchtesten Artigkeiten. Den mannigfachen Versuchen des Prinzen und namentlich seiner Begleiter, politische Fragen zu erörtern, wurde indessen nur soweit nachgegeben, als es die Höflichkeit durchaus verlangte, sodaß die Herren Franzosen sich bald überzeugen mußten, daß der preußische Besuch eben nur eine Höflichkeit beabsichtigte und keineswegs über Gegenstände der äußeren oder inneren Politik mit ihnen verhandelt werden sollte.

Nach der Tafel zog sich der Präsident sehr bald zurück. Im Abgehen rief er dem Oberst von Roon die für die Frau des Hauses freilich nicht sehr verbindlichen, doch hoffentlich nicht verstandenen deutschen Worte zu: „Es thut mir leid, daß Sie so schlecht gespeist haben.“ —

Es folgt dann die Beschreibung des in derselben Nacht von der Stadt Nancy gegebenen Balles — von dem sich der Prinz-Präsident jedoch noch vor Mitternacht zurückzog — und der am folgenden Morgen angetretenen Fahrt nach Straßburg. Während der letzteren war — im Wagen wie im Eisenbahn-Koupee — General von Hirschfeld stets zur Rechten des Prinz-Präsidenten plaziert. Die Bevölkerung begrüßte diesen überall sehr lebhaft, meist mit dem Rufe: „Vive Napoléon!“ Seltener hörte man auch: „Vive le président“ oder „Vive l'Empereur!“ Auf den Bahnhöfen ꝛc. überall die gewöhnlichen banalen Ergebenheits-Versicherungen seitens der trotz des eingetretenen Regenwetters herbeigeeilten Bevölkerung, mit den Behörden, Truppen- und anderen Deputationen, Kommunalbeamten ꝛc. an der Spitze; hie und da waren auch Freudenschüsse, geworfene Blumensträuße und kleine geputzte Mädchen zu bemerken.

Ausdrücklich hebt Roon hervor, daß die deutsche Bevölkerung der Vogesen und des Elsaß nirgend in Ehren- und Freuden-Bezeugungen zurückblieb; sie that es in dieser Beziehung der Lothringischen fast zuvor.

Während der ganzen Fahrt unterhielt sich der Präsident, soweit er nicht durch Dankesbezeugungen in Anspruch genommen war, in ruhig freundlicher

Digitized by Google

Weise mit dem General von Hirschfeld über militärische Dinge und wußte mit Lebhaftigkeit seine Ansichten, namentlich über artilleristische Verhältnisse darzulegen.

An die gleichfalls unter Kanonendonner ꝛc. erfolgende Ankunft auf dem Bahnhofe zu Straßburg schloß sich die solenne Einweihung des Bahnhofes und der Eisenbahn durch den Bischof von Straßburg: es war dies der eigentliche, offiziell genannte Zweck der ganzen Reise. Dann hielt der Präsident zu Pferde, mit großem Gefolge, unter großem Zulaufe und begeisterten Zurufen (immer Vive Napoléon!) der aufgeregten Bevölkerung seinen Einzug in Straßburg . . . „Im Präfektur-Gebäude angekommen, empfing er die Autoritäten und Notablen. Alsdann defilierte dort, ungefähr 1 ¼ Stunden lang, der Aufzug der Landbewohner des Elsasses, die in ihren Lokal-Trachten, die Männer zu Pferde, die jungen Mädchen in festlich geschmückten Bauernwagen, bei dem Klange der gegenüber aufgestellten Musik unter dem Balkon des Präsidenten vorüberzogen und diesen durch Zurufe, Zuwinken ꝛc. begrüßten. Dies Schauspiel schien ihn sehr zu unterhalten, ohne daß sich dies jedoch in seiner Haltung und in seiner ruhigen, immer freundlichen Miene besonders lebhaft ausgesprochen hätte; er grüßte dann und wann mit der Hand, nickte mit dem Kopfe, zog auch wohl den Hut und bediente sich bisweilen eines der ihm zugeworfenen Boukets, um es in einen anderen, ihm besonders gefallenden Wagen hinabzuwerfen . . ."

„Übrigens war in dem Kostüm dieser Landbewohner wenig Originelles, wenn man nicht das sich hie und da zeigende Bestreben, durch idealisierte Trachten, die an Geßners Daphne und Chloë erinnerten, die mangelnde Originalität zu ersetzen, dahin rechnen will. Ein mit solchen ländlichen Schönen beladener Wagen hatte das Unglück gehabt, in einem durch den Regen angeschwollenen Gebirgswasser umzuwerfen. Die Damen waren infolgedessen noch etwas nässer geworden als die übrigen, bloß vom Regen angefeuchteten. Dies hatte sie aber nicht abgehalten, an dem Defilieren Teil zu nehmen. Der Präsident nahm daraus Veranlassung, dieselben zu sich zu bescheiden und mit Armbändern, Busennadeln, Ohrringen u. s. w. unter freundlichen Worten und Händedrücken zu beschenken — was nicht bloß bei den Beteiligten einen tiefen Eindruck zu machen schien . . ."

An diesem Tage folgte noch die übliche Gala-Tafel, der auch die Großherzogin Stephanie von Baden, die bekanntlich mit dem Prinzen Louis Napoleon verwandt war, beiwohnte, und abends Illumination des Münsters mit obligatem Feuerwerk ꝛc.

Am 19. Juli früh alsdann Truppenschau auf der Esplanade, welche — wiederum im nächsten Gefolge des Prinzen — die preußischen Offiziere mitzumachen eingeladen worden waren. Man hatte sie hierzu gleichfalls beritten gemacht.

Die damals notierten Details über Aufstellung, Haltung ꝛc. der einzelnen die Revue passierenden Truppen können hier übergangen werden. Diese Truppen existieren nach den Niederlagen von 1870/71 ohnehin nicht mehr, dürften daher heute kaum noch den deutschen Militär von Fach, geschweige den Laien interessieren. „Der Prinz ritt die Front im Schritt herunter und wurde durch leb-

Digitized by Google

haften Zuruf begrüßt. Darauf wurden diejenigen Offiziere und Soldaten vorgerufen, welche dekoriert werden sollten. Der Präsident verteilte die Ehrenzeichen selbst und gab einem jeden Dekorierten unter einigen freundlichen Worten die Hand. Alle Beteiligten schienen sehr dankbar; einige waren bis zu Thränen gerührt. Bei dem Defilieren trugen Infanterie und Fuß-Artillerie das Gewehr à volonté . . . Der Revue folgten dann Übungen der Pontoniere im Bau verschiedener Brücken über einen kleineren Arm des Rheins, dann über den Hauptstrom. Dieselben wurden zwar schnell und gut ausgeführt, konnten aber einen besonderen militärischen Wert nicht beanspruchen, da die Pontons sich allerwärts lange vor Beginn der Übungen im Wasser befunden hatten und alles bis in die kleinsten Details vorher sorgfältig eingeübt worden war; die Frau Großherzogin Stephanie hatte dem Brückenbau gleichfalls beigewohnt." —

Weiter wird über die noch am 19. abends erfolgte Abschieds-Audienz berichtet, bei welcher der Prinz-Präsident den preußischen Herren die bei solchem Anlasse üblichen Artigkeiten sagte, sowie über ein sehr großes Ballfest, welches die Stadt Straßburg im Theater veranstaltet hatte . . .

„Am folgenden Morgen" — heißt es dann weiter — „um 10 Uhr fuhren wir durch die Citadelle und die Porte d'Austerlitz nach Kehl, um mittelst der badischen Eisenbahn ins Vaterland zurückzukehren. Auf dem Kehler Bahnhofe, wo eine badische Infanterie-Kompanie für die zur selben Stunde nach Baden-Baden zurückkehrende Frau Großherzogin Stephanie aufgestellt war, sahen wir den merkwürdigen Mann, der in so kurzer Zeit, wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit, die turbulenteste aller Nationen vollkommen gezähmt zu haben scheint, zum letzten Male: er begleitete seine Frau Tante nach Baden-Baden. Da wir uns absichtlich fern hielten, so wurden wir erst im Augenblicke der Abfahrt des Extrazuges bemerkt und begrüßt." —

Mehr noch als obige Skizze jener Begegnung mit Louis Napoleon und der dabei stattgefundenen Feste dürften unsere Leser die nachstehenden Urteile interessieren, welche General von Hirschfeld und Oberst von Roon über die Persönlichkeit des Prinz-Präsidenten selbst und die wichtigsten seiner Begleiter sich bildeten. Sie sind von Roon, als Resultat der in jenen Tagen gemachten Beobachtungen und frisch empfangenen Eindrücke, gleichfalls sofort niedergeschrieben worden.

„Der Präsident erweckt durch sein Auftreten zunächst kein günstiges Vorurteil. Der militärische, ja theatralische Pomp, mit dem er sich umgiebt, erscheint als ein nicht ganz gelungener Versuch, die Blöße des Emporkömmlings zuzudecken, und sein wenn nicht ausdrucksloses, doch gewöhnlich nur freundlichen Gleichmut ausdrückendes Gesicht hat nichts Einnehmendes oder Bestechendes. Aber man erinnert sich bald, daß die Franzosen Glanz und Pracht von der Autorität für unzertrennlich halten und von ihren Machthabern prunkhaftes Auftreten verlangen. Der Prinz weiß dies ohne Zweifel sehr genau. Als General von Hirschfeld bei dem Diner in Nancy über das Ball-Kostüm Zweifel hatte, sagte jener: „Ich gehe gerade so hin, wie Sie mich hier sehen (er war in großer Gala) und würde mir noch mehr anhängen, wenn ich es vermöchte." — Beobachtet man den

Digitized by Google

Prinzen länger, so begreift man, daß dieser unzerstörbare Gleichmut, diese maßvolle, ruhige Haltung, wenn sie künstlich, eine große Charakterstärke, wenn natürlich, aber ein Temperament verrät, welches den Aufwallungen der Leidenschaften fremd ist. Übrigens beleben sich diese Züge auch zuweilen auf überraschende Weise, sobald irgend ein Lieblingsgegenstand zur Sprache gebracht wird, und der Prinz Gelegenheit nimmt, seine Ansichten darüber zu entwickeln. In dieser lebhaften Weise äußerte er sich vornehmlich auf der Fahrt von Nancy nach Straßburg über verschiedene militärische Angelegenheiten. Diese Äußerungen waren nicht ohne Interesse, da sie einen Maßstab für die militärische Bildung und Urteilsfähigkeit eines Mannes abgeben, dem man, vielleicht nicht mit Unrecht, auch militärische Gelüste unterlegt . . ."

„„Es sei," sagte er u. A. „früher die Absicht gewesen, die ganze französische Infanterie mit Stachelgewehren (System Thouvenin) zu bewaffnen; allein die Erwägung, daß Waffen von großer Tragweite die Truppen zum unzeitig frühen Feuern verleiten und von der Notwendigkeit, dem Feinde auf den Leib zu gehen, entwöhnen würden . . . hat die Ausführung verhindert . . ." Gegen die Zündnadelgewehre — er versicherte nebenbei, die unsrigen, die er von zu komplizierter Konstruktion halte, genau zu kennen und Modelle davon zu besitzen — sprächen ganz dieselben Bedenken. Außerdem hätten sie den noch erheblicheren Nachteil, daß sie die Soldaten zur Munitions-Verschwendung verleiteten . . ."

„Später wandte sich das Gespräch auf artilleristische Gegenstände. Es war von den neuen Konstruktionssystemen, auch der Lafetten, die Rede; die Bedenken gegen unsere Wandlafetten hielt er für unerheblich . . . Was das Kaliber der Feldgeschütze betrifft, so bestritt er die Überlegenheit des französischen Achtpfünders über die preußischen Sechspfünder. Eine wirkliche Überlegenheit könnten erst Zwölfpfünder für sich in Anspruch nehmen. Diese sei aber auch so bedeutend und entscheidend, daß sie, die Franzosen, alles daran setzen würden, um durch Herstellung eines leichten Zwölfpfünders zu dieser Überlegenheit zu gelangen . . ."

„„Nur schade", fügte er hinzu, „daß man auf diesen Vorteil nur im ersten Feldzuge rechnen kann, im nächsten wird man es uns allgemein nachgeahmt und damit das Gleichgewicht wieder hergestellt haben. Dies pflegt so zu gehen mit allen Fortschritten der Kriegskunst." Auch über die Frage der zweckmäßigen Artilleriebespannung, das Pferdematerial für Artillerie und Kavallerie, die für Frankreich in Aussicht genommenen und sehr notwendigen Verbesserungen in der Remontierung, Vermehrung der Landgestüte ꝛc. äußerte er sich noch eingehend, und zwar mit überraschender Sachkenntnis und sichtlichem Interesse . . ."

„Diese Proben von den mit großer Lebhaftigkeit und sichtlicher Vorliebe geäußerten Ansichten des Präsidenten mögen hinreichen, um sowohl die Freimütigkeit und Unbefangenheit seiner Unterhaltung, als den Grad seiner Sachkenntnis für militärische Gegenstände zu bezeichnen . . . Eine Kritik seiner Ansichten ist als nicht hergehörig hier natürlich unterblieben . . ."

„Was seine Umgebungen betrifft, so mag es immerhin sein, daß der 2. De-

Digitized by Google

zender diesem merkwürdigen Manne Verpflichtungen gegen Personen auferlegt hat, die ihrem innersten Wesen nach ihn selbst herabzusetzen und zu verdächtigen scheinen; es drängt sich dennoch die Meinung auf, daß er, ihnen innerlich fremd, die Fähigkeit besitzt, sich ihrer auch äußerlich zu entledigen, sobald der richtige Moment dazu gekommen sein wird."

„Unter den Begleitern des Präsidenten nimmt nach unseren Beobachtungen der zeitige Kriegsminister, Generalleutnant St. Arnaud[1]) die erste Stelle ein, sowohl wegen der unverkennbaren Auszeichnung und Aufmerksamkeit, mit welcher der Prinz ihn behandelt, als wegen der Klugheit und Energie, die sich in dem übrigens keineswegs Vertrauen erweckenden Gesicht und Benehmen dieses Mannes aussprechen. Er ist immer und überall an der Seite des Präsidenten, der in seiner Person die Armee, den Grundpfeiler seiner Macht, zu ehren sucht, wogegen andererseits in dem Betragen des Kriegsministers gegen den Präsidenten sich die aufmerksamste, ja eifersüchtigste Beflissenheit kund giebt. Ob aber ein innerliches Band beide verbindet, mag dahin gestellt bleiben. Sie sind sich, wie es scheint, für den Augenblick noch gegenseitig notwendig; unwillkürlich aber neigt man zu dem Glauben, der Präsident könne unmöglich lange Hand in Hand mit diesem Manne gehen, dessen widerwärtiger Gesichtsausdruck unmöglich die Maske einer edlen Natur sein kann."

„Mr. Bacchiochi, der sogenannte „grand maitre des cérémonies," ein Mann von etwa 40 Jahren, blond, wohlgebaut, mit einem unbedeutenden, hochmütigen Gesicht und unverbindlichen Manieren, erschien stets in sehr sorgfältiger, fast stutzerhafter Kleidung, mit allen möglichen Orden und Ehrenzeichen bedeckt und scheint mehr seiner Verwandtschaft mit dem Präsidenten als irgend einem anderen Umstande seine Stellung zu verdanken . . ."

„Der Generalleutnant Roguet, erster Adjutant des Prinzen und „chef de la maison militaire," ein Mann von großem, kräftigem Körperbau mit einem verlebten, sehr klugen Gesicht, auf dem alle Leidenschaften ihre Spuren zurückgelassen zu haben scheinen . . . äußerlich verbindlich und freundlich, ohne indes Vertrauen zu erwecken."

„Mr. Turgot, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein etwas korpulenter Mann von Mittelgröße, in einem Alter von etwa 60 Jahren, ungemein höflich und verbindlich, scheinbar sogar herzlich und zutraulich, schien sich in der Umgebung nicht ganz wohl zu fühlen und auf baldige Veränderung zu hoffen . . ."

„Mr. La Crosse, Vizepräsident des Senats, ein schlanker, hagerer, immer heiterer Sechziger mit einem feinen, geistreichen Gesicht, der in seiner Unterhaltung den Freimut eines alten Soldaten mit der Gewandtheit des gebildeten Staatsmannes auf geistvolle Weise zu verbinden weiß. Politische Gespräche vermied er nicht nur nicht — er führte sie stets herbei und suchte dann die natürliche

[1]) Zwei Jahre später Marschall und Oberbefehlshaber im Krimfeldzuge.

Digitized by Google

Verwandtschaft der politischen Interessen Preußens und Frankreichs ins beste Licht zu setzen . . ."

„Die Generale, die ich sonst flüchtig kennen gelernt, waren die Generalleutnants Schramm, la Fontaine, Waldener, Monge-Martin; der erstgenannte, ein einfacher, derber, kräftiger Soldat, der seine Tüchtigkeit als Kriegsminister dargethan hat; die übrigen Divisionsgenerale waren sämtlich nicht mehr jung, doch rüstig . . ."

„Ferner die Brigadegenerale Canrobert und Goyon. Unter diesen fiel Canrobert durch sein sehr jugendliches Alter auf; er mochte etwa 36 Jahre zählen [1]). — — —"

R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer eigener Kraft.

Erzählung

von

Gerhardt von Amyntor.

„Ja, meine Herrren," erzählte der alte Oberst, „dagegen ist nun einmal nichts einzuwenden: die Weiber reizen uns durch Schönheit, und den Weibern imponieren wir durch Kraft. Schönheit und Kraft — beide sind wohl nur Früchte eines und desselben Baumes: der Gesundheit. Und so sollte man meinen, daß der kräftigste Mann auch zugleich der gesündeste sein müßte. Dem ist aber nicht so. Wenn sich ein Glied nicht bis zum vollen Maße seines Wachstums und seiner Leistungsfähigkeit entwickelt hat, so nennen wir es verkrüppelt; es giebt aber auch eine Verkrüppelung durch Übermaß . . . dort der Junge, dessen Wasserkopf zweimal so groß ist wie der Kopf eines Durchschnittsmenschen, ist auch ein Krüppel.

So kannte ich einen Offizier, der durch seine riesenhaften Körperkräfte auf alle Weiber und wohl auch auf die meisten Männer einen gewaltigen Eindruck machte, und dennoch war oder wurde er ein Krüppel im moralischen Sinn. Das unverhältnismäßige Plus seiner Kräfte schien durch ein ebenso bedeutendes Minus an Willens- und sittlicher Kraft in ihm ausgeglichen; vor keiner noch so schweren Aufgabe für seine Fäuste schreckte er zurück; an der Aufgabe aber, sein Leben gemäß den Anforderungen seiner gesellschaftlichen Stellung zu führen, scheiterte er wie der ungeübteste Schwächling.

Arthur von Kappern war eines von den Originalen, wie sie besonders die Zeit vor 1848 noch häufig in unserem damaligen Heere gedeihen ließ. Durch eine wahrhaft boshafte Laune des Schicksals war dieser fast sechs Fuß hohe,

[1]) Jetzt Marschall von Frankreich, Mitglied des Senats ꝛc. Bekanntlich wurde derselbe schon am 27. September 1854 (also im Alter von ca. 38 Jahren!) zum General en chef in der Krim ernannt, an Stelle des schwer erkrankten Marschalls St. Arnaud, 1859 in Italien schon Marschall und Befehlshaber des III. Korps, u. a. am 18. August bei St. Privat im Kampfe gegen die preußischen Garden und das sächsische Armeekorps.

Digitized by Google

wohlgewachsene und auffallend schöne Mann, der auf dem Pferde groß geworden war, zur Infanterie gekommen. Sein Vater, ein Reiteroffizier a. D. und Gutsbesitzer, hatte sein Gut und seine Pferde nach und nach verspielt, vertrunken und verjubelt, und der gänzlich mittellose Sohn mußte nun in einer Fußtruppe seinen Zug führen und die Geheimnisse des Garnison-Wachtdienstes erlernen. Wenn aber irgend eine kitzliche oder bodenscheue Kracke seiner berittenen Vorgesetzten ihre Schuldigkeit nicht thun wollte, dann war der sattelfeste Kappern der Helfer in der Not; ihm wurde sie zur Belehrung übergeben, und es war eine Freude, ihm zuzusehen, wie er das widerwilligste Tier zur Hergabe des Rückens und zur Annahme der Zügel zwang oder einem aufgeregt-scheuen Durchgänger den artigst gemäßigten Galopp und das feinst berechnete Nehmen von Hindernissen beibrachte.

Er war ein bildschöner Kerl mit seinem edlen Profil, seinem dunkelblonden, seidenweichen und glänzenden Vollbart, aus dem nur das schmal ausrasierte Kinn wie eine rosige Oase in der Wildnis hervorleuchtete, und jedes Frauenzimmer, das er mit seinen großen, dunkelblauen Augensternen verheißungsvoll anzublicken wußte, wurde mehr oder minder betroffen und fühlte eine ahnungsvolle Bewegung des Herzmuskels. Auf Bällen und Gesellschaften trug er immer eng anliegende Beinkleider, um die schöne Form der betreffenden Gliedmaßen zur Geltung zu bringen, und wenn er Mazurka tanzte, — man hatte damals diesen Tanz auf unseren Bällen eingeführt — dann pausierten alle anderen Paare, um diesem Meister des polnischen Nationaltanzes bewundernd zuzuschauen. Er hätte blind sein müssen, um den Eindruck, den er überall hervorbrachte, nicht zu bemerken. Wenn aber jemand erst merkt, daß alle Welt auf ihn bewundernd gafft, dann, meine Herren, muß er aus festerem Holze geschnitten sein, als es der arme Kappern war, um nicht zum Narren zu werden. Der „schöne Arthur" wußte, daß er für alle Augen ein Magnet war, und demzufolge gewöhnte er sich das „Posieren" an. Niemals ließ er sich in seiner körperlichen Haltung gehen; er nahm immer studierte Stellungen an; wie ein Antinous lehnte er an einer Säule des Saales, wenn er gerade nicht tanzte, und sein selbstgefälliger Blick schien sagen zu wollen: „Da habt ihr mich, ihr Weiblein und Jungfräulein! betrachtet mich nur und gestehet, daß ich der schönste und begehrenswerteste Gesell unter Gottes Sonne bin!" Die Frauenzimmer thaten ihm auch den Gefallen und verbargen nicht gerade allzu ängstlich den Eindruck, den seine äußere Erscheinung auf sie machte. Er wurde von ihnen in den Nulltänzen und zu den Touren des Kotillons am häufigsten geholt, und nach beendigtem Balle glänzten stets die meisten Sterne und Kreuze auf seiner breiten Brust.

Der vielseitige gesellschaftliche Verkehr legte ihm die Verpflichtung eines immer gleich tadellos sitzenden und peinlich sauberen Anzuges auf, und dieser Verpflichtung wußte er auch im Anfang seiner kurzen Laufbahn nachzukommen. Freilich kostete es ihn viel Geld, und es dauerte nicht lange, so steckte er bis über die Ohren in Schulden. Nun saß er Nächte lang in den Kneipen und Spielhöllen, um mit Hilfe des Hazardspieles seiner Schulden Herr zu werden. Wie

Digitized by Google

das immer so geht, er gewann und verlor abwechselnd; hatte er gewonnen, dann war er übermütig und feierte seinen Sieg bei Champagnergelagen; hatte er verloren, dann suchte er ebenfalls im Champagner Trost und frischen Wagemut zu neuen Spielkämpfen. Fand er keinen Freund, der ihm Geld zum Spielen lieh, dann mußte ihm seine Körperkraft die Quelle neuer Einnahmen bilden. Er bot hohe Wetten an, daß ihm die unglaublichsten Kraftleistungen gelingen würden, und meist glückte es ihm auch, einen Unerfahrenen zu finden, der in die Falle ging und ihm so neue Geldmittel verschaffte. So erinnere ich mich eines Sommertages, an dem mein armer Arthur geradezu eine teils lächerliche, teils bedauernswerte öffentliche Vorstellung auf der Schwimmanstalt gab. Ich sehe ihn noch, wie er in der ganzen Herrlichkeit seines nur mit einer Badehose bekleideten, muskulösen Körpers in einem Kreise gespannt zuschauender Kameraden, zu denen sich auch junge Leute anderer Stände gesellt hatten, nicht fern vom hohen Sprunggerüste stand und mit einem Rutenbesen seinen nackten linken Oberarm bearbeitete. Der biceps dieses Armes starrte so hart und fest wie ein Marmorblock empor; er aber ließ in immer wuchtiger geführten Streichen den Rutenbesen erbarmungslos auf ihn niedersinken, so daß die Haut blutige Risse bekam und der mißhandelte Muskel immer höher und dunkler anschwoll. „Was giebt es denn?“ fragte ich hinzutretend. „Ach, der schöne Arthur braucht wohl wieder Geld,“ flüsterte mir spöttisch ein Kamerad ins Ohr, „sehen Sie nur! er hat gewettet, daß er die zähen Ruten über seinem nackten Arm zerbrechen werde.“ — „Und wer thut ihm den Gefallen, die tolle Wette zu halten?“ fragte ich, den Kreis der ebenfalls entkleideten und zum Baden bereiten Zuschauer musternd. „Dort, der dicke Herr!“ tönte die Antwort, „Kappern hat ihn mitgebracht; es soll ein reicher Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft sein — ich kenne ihn nicht.“ Hageldicht fielen die Streiche auf den bloßen Arm; die feuchtzähen Ruten bogen sich bei jedem Streiche, schnellten aber immer wieder unzerbrochen zurück. „Lassen Sie's gut sein, Kappern!“ rief der Dicke, den das Mitleid anzuwandeln schien, „Sie sehen, es ist unmöglich; ich will von der Wette zurücktreten, damit Sie sich nicht Ihren Arm zerfleischen.“ Doch eine derartige Schonung war nicht im Sinne des eitlen, schönen Arthurs. „Der Besen oder mein Arm! einer von beiden muß entzwei gehen!“ erklärte er mit selbstgefälligem Pathos und blickte dabei schon mit dem Auge des Triumphators in die Runde. Und immer wilder peitschte er die Ruten über den blutenden Muskel; das schmeichelhafte Bewußtsein, von einer so zahlreichen Zuschauerschaft bewundert zu werden, ließ ihn offenbar jeden körperlichen Schmerz überfühlen. Endlich brauste ein anerkennendes, nur von vereinzelten höhnischen Heul-Lauten begleitetes „Hurrah!“ durch die Lüfte; der Stiel des Besens war in der That zerbrochen, und Kappern hielt die Stücke dem verblüfften Gutsbesitzer siegesstolz vor die Augen. „Ich habe verloren, erklärte dieser bereitwillig, „und zahle mit Vergnügen; aber nun folgen Sie auch meinem Rate und gehen Sie zum Arzte, um den mißhandelten Arm verbinden zu lassen.“ Der schöne Arthur lächelte verächtlich: „Erst werde ich baden, um nicht um mein Vergnügen zu kommen.“ Er kletterte, gewandt wie eine Katze, die Leiter zum hohen Sprung-

Digitized by Google

gerüst empor und stürzte sich kopfüber in die Flut. Noch am selben Abend erschien er in der Kneipe; den linken Arm trug er in einer schwarzseidenen Binde. Er hatte durch seine Selbstmißhandlung vier Friedrichsdor gewonnen und mit diesem blutsauren Verdienst versuchte er nun zur Nacht sein Glück im Quinze-Spiel. Ob es ihm freundlich lächelte, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß eine Woche lang die ganze Stadt von nichts Anderem sprach als von dieser neuesten Kappern'schen Kraftleistung, und damit allein war dem Narren schon gedient.

Ich sage: „dem Narren", meine Herren — denn der Unglückliche war jetzt in der That auf einem Standpunkt angelangt, wo wir, die wir ihn näher kannten, oft um seinen gesunden Verstand zu fürchten begannen. Er sprach nur noch, auch das Allergleichgiltigste, mit feierlich gehobener Stimme, wie ein Mann, der einen öffentlichen Vortrag hält. Auf der Straße deuteten die Jungen mit Fingern auf ihn; er wußte es und hatte es gern. Er war der Abgott aller Sackträger, Droschkenkutscher und Dienstmädchen; der gemeine Mann, der geistige Eigenschaften selten zu würdigen versteht, achtet immer die rohe, körperliche Kraft. Im tollen Jahre 1848 besonders spielte der schöne Arthur eine hervorragende Rolle. Furchtlos drängte er sich in die aufgeregtesten Volksmassen, die vor einer Uniform sonst nicht so leicht Platz gemacht hätten. Man kannte ihn und wich bereitwillig zur Seite. Eine famose Probe von seiner Unerschrockenheit und Bärenstärke gab er damals als wachthabender Offizier auf der Hauptwache. Irgend jemand war wegen groben Straßenunfugs festgenommen und zur vorläufigen Verwahrung auf der Hauptwache abgegeben worden. Bald hatte sich ein Volksauflauf vor derselben gebildet, und man verlangte stürmisch die Herausgabe des Verhafteten. Die Wachtmannschaft trat ins Gewehr, und Kappern schritt bis zu den Ketten, die, zwischen Steinpfeilern gespannt, die Wache auf drei Seiten einschlossen, gravitätisch vor und forderte in ruhigster Weise das Publikum zum Auseinandergehen auf. „Es ist der Kappern, unser schöner Arthur!" tönte es hier und da aus der Menge; man schien geneigt, seiner Weisung nachzukommen, weil man seine Entschlossenheit kannte und ihm andererseits so wohlwollend gesinnt war, daß man ihm keine Ungelegenheiten bereiten wollte. Ein herkulischer Eisenarbeiter aber, der den Offizier nicht kennen mochte, stieg über die trennende Kette, schwang drohend einen schweren Hammer und wiederholte die Aufforderung, seinen verhafteten Freund frei zu lassen. Kappern maß den kecken Eindringling mit einem kühlen Blicke und schritt langsam auf ihn zu. Das tobende Volk vor der Wache wurde totenstill; es ahnte irgend ein Ungewöhnliches. Als der Offizier vor dem ihm an Wuchs ziemlich gleichen Arbeiter stand, schnellte er unerwartet seinen Arm aus und hatte mit jähem Griffe den Hammer gepackt, den er dem Verblüfften wie ein Spielzeug aus der Faust wand. Eben so schnell hatte er den eroberten Hammer dem Hornisten, der hinter ihm am rechten Flügel der Wachtmannschaft stand, zugeworfen, dann faßte er seinen Gegner mit beiden Armen um den Oberkörper und suchte ihn niederzuringen. Dieser erholte sich von seiner Überraschung und setzte nun dem Angreifer den kräftigsten Widerstand ent-

Digitized by Google

gegen. Ja, er ging selber zum Angriff über und versuchte den Gegner, der sich unbeweglich wie ein Koloß auf seine breit gespreizten Füße gepflanzt hatte, gewissermaßen vom Erdboden loszuwuchten; doch plötzlich stöhnte er tief und kläglich auf, da ihm der Brustkorb von Kapperns Armen wie von einem Schraubstock zusammengepreßt wurde. Halb ohnmächtig ließ er von seinem Gegner ab, doch dieser packte ihn zum zweiten Male, hob ihn wie ein Bündel Flicken in die Höhe und warf ihn, so lang er war, über die eiserne Kette mitten in das Volk hinein. Dann, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, sagte er beinahe gemütlich: „Kinder! so geht doch nachhause! Ihr seht doch, hier ist nichts zu holen.“ — Ein stürmisches Beifallsjohlen belohnte seine That; die Stimmung der Menge war im Handumdrehen umgeschlagen; man verlachte den überwundenen Eisenarbeiter, ließ den „schönen Arthur“ hoch leben und ging belustigt auseinander. Ein Dutzend solcher Riesen hätte den ganzen Berliner Märzsturm damals unmöglich gemacht.

Sie können denken, meine Herren, wie das Ansehen Kapperns bei den damaligen Verhältnissen nun geil ins Kraut schoß. Er war der Held des Tages; wo er sich nur blicken ließ, wurde ihm zugejubelt; jeder fühlte sich in seiner Nähe geborgen; ich glaube, daß er sich oft genug im Lichte eines Staatserretters sah und sich für vorherbestimmt hielt, in der Geschichte des Vaterlandes irgend eine Rolle zu spielen. Trotz dieser eingebildeten Größe vermochte er nicht, seiner finanziellen Notlage nur einigermaßen Herr zu werden. Wenn ihn der Dienst nicht fest hielt, dann trieb er sich ununterbrochen in den Kaffee- und Bierhäusern, in Theatern und öffentlichen Gärten umher, um mit seiner bloßen Erscheinung dem Volke ein Schauspiel zu geben; die Mittel aber zu diesem ausschweifenden und kostspieligen Leben verschaffte er sich, so weit ihm das Spielglück nicht helfen wollte, durch die unverfrorensten Anleihen bei seinen Bekannten und später bei wildfremden Leuten. Von der Rückzahlung eines Darlehns war bei ihm niemals die Rede, und so kam es bald so weit, daß man ihm, wenn er z. B. fünf Thaler leihen wollte, kühl erwiderte: „Da, Kappern, nehmt diesen einen Thaler! mehr kann ich im Augenblicke selbst nicht entbehren.“ Der Bedrängte griff regelmäßig zu und steckte den einen Thaler als gute Beute ein; er gab sich den Anschein eines Darlehnsempfängers, in Wahrheit aber war es ein Almosen, das er unbedenklich annahm.

Da kam die Peripetie in seinem Lebensdrama, der bald die Katastrophe folgen sollte. Es war in einem öffentlichen Garten. Der Mond schwamm am Himmel; von den Bäumen hingen farbige Papierlaternen; mächtige Gassterne flackerten in der leicht bewegten Luft. Zu den Klängen eines gut eingeübten Orchesters lustwandelte die Menge oder vergnügte sich auf den Schießständen der Windbüchsen-Verleiher. Ein Zusammenlauf am Ende des Gartens, wo ein sogenannter „Kraftmesser“ aufgestellt war, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich trat hinzu und sah einen Apparat, auf dessen Ambos man mit einem schweren Hammer zu schlagen hatte, um einen Zeiger auszulösen, der schnurrend an einer senkrechten, mit Gradeinteilung versehenen Stange emporstieg und dann die Anzahl von Pfunden wies,

Digitized by Google

deren Gewicht der geführte Hammerschlag entsprochen hatte. Ein junger Mann — es war ein Schmiedegesell, wie man mir sagte — hatte eben seine Kraft versucht und den Zeiger beinahe bis ans Ende der Stange emporgetrieben; nur eine Handbreit der Gradeinteilung war noch über dem Zeiger sichtbar. Ein staunendes „Ah!" der Zuschauer wurde laut. Da tönte deutlich vernehmbar ein mißachtendes „Wenn's weiter nichts ist!" dazwischen. Alle wendeten die Köpfe und erkannten Kappern, der mit untergeschlagenen Armen, ein Bild überlegener Ruhe und selbstbewußter Kraft, dastand und mit verächtlich geschürzter Lippe auf den kleinen, aber stämmigen Schmiedegesellen herabsah. „Ho, ho!" rief dieser gekränkt und herausfordernd, „machen Sie's doch einmal nach, Herr Leutnant!" „Das will ich thun," erklärte Kappern, krempelte sich den Aufschlag seines Waffenrock-Ärmels um und trat theatralisch-gemessenen Schrittes an den Kraftmesser heran. Ein hoch gewachsenes, für meinen Geschmack etwas zu titanenhaftes Mädchen in reicher, auffälliger Toilette, das in der ersten Reihe der Zuschauer stand, schien jede Bewegung des athletischen Offiziers mit gierigen Augen zu verschlingen. Er hatte, wie er sie bemerkte, einen Moment gestutzt; jetzt stand er vor dem Apparate und schwang zur Probe ein paar mal den Hammer im Kreise. „Jetzt! jetzt!" ging es flüsternd durch die erwartungsvolle Menge. Der Hammer sauste durch die Luft und fuhr mit schmetterndem Schlage, wie ein Donnerkeil Thors, auf den Ambos. Dem Schlage folgte ein eigenartiger, blecherner Nachklang, wie von einer gesprungenen Feder; der Zeiger schoß jäh an der Stange empor, überflog die ganze Gradeinteilung und fiel unmittelbar vor den Zuschauern zur Erde. Ich mußte über das bestürzte Gesicht des Kraftmesser-Eigentümers lachen; etwas Ähnliches war dem guten Manne sicher noch nie vorgekommen; Kappern hatte ihm den Apparat, der auf die Kräfte eines solchen Hünen nicht geaicht war, kurz und klein geschlagen. Das Geheul, das jetzt losbrach, vergesse ich mein ganzes Leben nicht. Erst hatte die Menge gar nicht begriffen, was geschehen war; wie aber der Schmiedegesell verwundert stammelte: „Donnerwetter! der kann's noch besser als ich!" — da stürzte man auf Kappern los; wie er sich auch wehrte, er wurde unter wildem Geschrei hoch gehoben und wie ein Triumphator ein Stück durch den Garten getragen. „Jetzt schnappt er gänzlich über!" dachte ich im stillen; mit dem Gefühl einer gewissen Beklemmung drückte ich mich auf die Seite und beobachtete nur noch aus der Ferne sein weiteres Verhalten. Er mußte eine Art Ansprache an seine begeisterten Träger und Begleiter gehalten haben, denn man setzte ihn vorsichtig nieder und brüllte ihm noch ein Dutzend „Hochs" und „Hurrahs" zu; dann ließ man ihn in Ruhe und kehrte ans Ende des Gartens zurück, um sich am Anblick des zerschlagenen Kraftmessers aufs neue zu weiden. Kappern aber trat an die auffallende Schöne, die sich in seiner Nähe zu halten gewußt hatte, höflich grüßend heran, plauderte mit ihr und nahm dann gemeinsam mit ihr an einem Tischchen Platz. Mich verdroß es, daß er sich mit dieser etwas fragwürdigen Dame so vor aller Augen einließ; ich wandte dem Garten den Rücken und begab mich, da es nahe an Mitternacht war, nachhause.

Digitized by Google

Einige Tage später hatte sich eine Tierbude am Thore der Stadt aufgethan, und eines Nachmittags ging auch ich in dieselbe hinein, um der Fütterung der beiden Löwen beizuwohnen. Es überraschte mich nicht gerade, daß ich auch Kappern antraf, der mit untergeschlagenen Armen vor dem Löwenkäfige unbeweglich wie ein Erzbild, „posierte" und dem lieben Publikum sagen zu wollen schien: „Ich fürchte mich vor diesen beiden Bestien nicht; wenn ich sonst Lust hätte, ginge ich zu ihnen hinein; sie sollten mir nichts anhaben." Aber verwundert schaute ich auf, als eine phantastisch gekleidete Riesendame thatsächlich in den Käfig hineinspazierte, und kaum traute ich meinen Augen, als ich in dieser Riesendame die auffällige Schöne aus dem Garten von neulich erkannte. Sie ließ die beiden Löwen über den Stock und durch einen Reifen springen, legte ihnen die Hand in den geöffneten Rachen, spielte mit ihnen, indem sie die Köpfe der auf den Hinterpranken aufgerichteten Tiere liebkosend an ihre Brust drückte und ihnen die Mähne streichelte, und zog sich endlich, rückwärts schreitend und die beiden Bestien mit ihrem Blicke bannend, wieder aus der unheimlichen Behausung zurück. Das Publikum dankte ihr durch lebhaftes Händeklatschen; nur Kappern klatschte nicht, er warf ihr aber verstohlen einen Blick zu, den ich zufällig bemerkte und der mir plötzlich die ganze Vertraulichkeit offenbarte, in der die beiden bereits zu einander standen. Es überraschte mich nun auch nicht mehr, als ich später erfuhr, daß der schöne Arthur seine ganze freie Zeit in der Tierbude verbrachte; es ging sogar das Gerücht, daß er jüngst, vor dem Beginn der eigentlichen Besuchsstunden, selbst im Käfig der Löwen gewesen wäre, zu welchem Wagnis ihm die schöne Tierbudenbesitzers-Tochter die nötige Anleitung und Unterweisung gegeben hätte. Die Sache wurde immer ärger, als die „Menagerie" die Stadt verlassen hatte, die schöne Tierbändigerin aber zurückgeblieben war, um, wie man wissen wollte, die täglichen Besuche Kapperns zu empfangen. Ich muß hier gleich bemerken, daß sich gegen den Ruf der betreffenden Dame so weit nichts einwenden ließ, als daß sie eben allein wohnte und kein Bedenken trug, ihr Zimmer einem jungen, ledigen Offizier zu öffnen; doch das mochte durch die freieren Anschauungen und Gebräuche ihres Gewerbes einigermaßen entschuldbar sein; sonst genoß sie des besten Leumundes, auch schien sie nicht unbemittelt, da sie alle ihre Bedürfnisse bar und pünktlich bezahlte und sich immer nur in ausgewähltem Anzuge auf der Straße zeigte. In unserem Kreise fing man aber doch, und mit Recht, die Nase zu rümpfen an, daß Kappern mit dieser immerhin zweifelhaften Person so intim verkehrte, und ich wurde dazu ausersehen, ihm vorläufig die Bedenken seiner Kameraden mitzuteilen. Der Gang zu ihm war mir sehr peinlich. Ich fand ihn in seinem sehr unordentlichen Zimmer, dessen Chaos sein riesiger Neufundländer zu bewachen schien. Er war trotz der späten Vormittagstunde noch unrasiert, sein Waffenrock auf der Brust mit allerlei Flecken behaftet, seine Hände zitterten leicht; ein feiner Schnapsgeruch schien von seinen Lippen zu kommen.

„Sie müssen entschuldigen, wie es hier aussieht," empfing er mich, mir würdevoll ein paar Schritte entgegentretend und wie immer mit feierlich gehobener

Digitized by Google

Stimme sprechend, „ich bin eben erst nachhause gekommen, und mein Bursche hat noch nicht aufräumen dürfen."

Wir nahmen Platz, und ich fragte:

„Sie waren in — Gesellschaft?"

„Nun — hm' — wie man's nehmen will — in Gesellschaft allerdings — freilich nicht in solcher, an die Sie zu denken scheinen."

Ich sah ihn fragend an, und er fuhr erläuternd fort:

„Ich habe die Nacht hindurch gespielt, und endlich ist mir einmal die Dirne Fortuna freundlich gewesen: ich habe einen Haufen Geld gewonnen, so daß ich meine Schulden bezahlen und heiraten werde."

„Ei da gratuliere ich. An wen haben Sie denn Ihr Herz verloren, Kappern?"

Selbstbewußt lächelte er:

„An das einzige Weib, das meiner würdig ist! Sie ist schön wie eine Venus und hat auch die Kräfte einer Göttin."

Eine entsetzliche Ahnung stieg in mir auf. Er mochte meinen Schreck bemerkt haben und kam einer Frage meinerseits zuvor:

„Sie brauchen nicht so entsetzt dreinzuschauen. Nehmen Sie daran Anstoß, daß sie Tierbändigerin und nicht von Adel ist? Der Familienname des Mädchens ist mir ganz gleichgiltig; ich habe sie „Löwenauge" getauft; ihr Heldenmut und ihre Kaltblütigkeit gelten mir mehr als die nennpunktige Krone einer Gräfin. Ein Mann wie ich durfte und konnte sich nicht mit der ersten besten flügellahmen Gans verbinden; ein Adlerweibchen, das nur paßt zu mir! Ein Weib, das Löwen zwingt, kann allein die würdige Genossin eines Kappern werden."

„Sind Sie toll geworden, Kappern? Sie wollen die Tierbändigerin heiraten?" platzte ich endlich, noch immer halb ungläubig, heraus.

„Bei meiner Ehre, das will ich!"

Ich stand auf und zwang mich zur Gelassenheit.

„Dann habe ich nur noch das Eine zu fragen: haben Sie sich klar gemacht, daß Sie dann nicht länger des Königs Rock tragen können?"

Er stutzte. Der Thor hatte wirklich an diese Folge seines Entschlusses noch gar nicht gedacht.

„Nun" — hob er stockend an — „wenn das wirklich der Fall sein sollte, — ich werde auch dann mit ihr zu leben haben." Und fester setzte er hinzu: „Sie ist nicht unvermögend, und Arthur von Kappern kann, was er will; ich werde auf andere Art das Nötige zu erwerben wissen."

„Sie haben viel Selbstvertrauen. Aber ich warne Sie; jeder andere Erwerb wird Ihnen herzlich sauer, vielleicht gänzlich unmöglich werden, Kappern! nehmen Sie Vernunft an. Ein Hüne, wie Sie, von guter Familie, mit glänzenden Aussichten in seiner soldatischen Laufbahn — und das alles wollen Sie hinopfern für eine —"

„Halt!" unterbrach er mich gebieterisch, „kein Wort gegen eine Dame, die meinem Herzen teuer ist!"

Digitized by Google

„Wie Sie wollen, Herr von Kappern. Ich habe meinem Auftrage genügt und werde den Kameraden Bericht erstatten. Das Weitere wird sich ja finden."

„Ich sehe allem Weiteren mit Ruhe entgegen. Tyras, zurück! kusch dich!" Der Zuruf galt seinem Hunde, der sich durch den aufgeregten Klang unserer Stimmen veranlaßt gefühlt hatte, feindlich gegen mich zu knurren.

Es dauerte keine vier Wochen mehr, und der arme Kappern hatte verdientermaßen seinen Abschied. Ich begegnete ihm dann und wann auf der Straße. Er hatte sich einen eleganten Zivil-Anzug machen lassen; es fiel mir aber auf, daß dieser Anzug sehr bald abgetragen und vernachlässigt aussah. Auch hatte sein Träger jetzt immer bläuliche Ringe um die übernächtigen Augen, und der dichte, volle Bart floß ihm nicht mehr glänzend und leicht gekräuselt von den Wangen, sondern er sträubte sich wirr und unordentlich über einem zerknitterten weißen Kragen und einer liederlich gebundenen Kravatte. Man wollte wissen, daß er die ganzen Nächte am Spieltisch verbrachte; er mochte wohl die Absicht haben, sich ein Heiratsgut zusammenzuspielen. Ich wich ihm, so viel wie möglich, aus; was hätte ich einem Thoren, der sein Lebensglück gewaltsam vernichten wollte, auch sagen sollen?

An einem schwülen Abende in den Hundstagen durchschritt ich, vom Schießplatze zurückkehrend, die Vorstadt und kam bei dem in derselben gelegenen Spital der Barmherzigen Brüder vorbei. Eine Handwerkerfrau, die mir als frühere Wirtin Kapperns bekannt war, kam gerade weinend aus demselben heraus. Ich hemmte meinen Schritt und fragte die Frau nach der Veranlassung ihrer Thränen. „Du lieber Gott!" gab sie aufschluchzend zur Antwort, „man hat doch auch ein Herz; wenn er mir auch noch ein ganzes Quartal Wohnungsmiete schuldet, so thut er mir doch unendlich leid — so ein mächtiger, schmucker Mann, ein wahrer Riese, und muß nun so elend zu Grunde gehen!" Ich verstand nicht recht. „Von wem reden Sie denn?" — „So wissen Sie's noch nicht?" fragte sie, mich überrascht ansehend und vor Genugthuung, mir eine Neuigkeit berichten zu können, ihren Schmerz vergessend, „der Herr von Kappern hat sich ja heut Mittag erschießen wollen! er hat sich aber schlecht getroffen, und man hat ihn hier ins Spital geschafft, wo er nun hoffnungslos daniederliegt. Ich wollte ihn gern sehen, aber man hat mich nicht zu ihm gelassen! es ginge mit ihm zu Ende, da dürfe ich ihn nicht stören . . . du lieber Gott! als ob ich ihn stören würde? die Mamsell aus der Tierbude ist doch auch bei ihm! aber freilich, vor der haben sie Angst gehabt! die hätte sich nicht abweisen lassen, die wirft ein ganzes Dutzend Krankenwärter mit dem kleinen Finger über den Haufen!"

Schmerzlich erschüttert hörte ich die grausige Kunde. Das also war der Hafen, auf den der Leichtsinnige zugesteuert war? Ich nickte der Frau zu und stand schon im Thorwege des Hospitals. Meine Uniform diente mir als Legitimation; einem früheren Kameraden des Sterbenden wollte man den Zutritt nicht verweigern. Als ich die am Ende eines langen Flurganges bezeichnete Thür beinahe erreicht hatte, kam mir eine hohe, weibliche Gestalt mit langsam-nacht-

Digitized by Google

wandlerischem Schritte entgegen. Das verglühende Abendrot warf einen letzten Schimmer durch die Flurfenster, und ich erkannte „Löwenauge," die Tierbändigerin.

So unsympathisch mir diese Person war, in diesem Momente traten alle Nebenrücksichten zurück, und ich fragte sie aufgeregt: „Verzeihung, meine Dame, wie mag es Herrn von Kappern gehen?" Sie schien durch meine Worte aus völliger Geistesabwesenheit zum Selbstbewußtsein zu erwachen. Die glanzlosen Augen, die ihrem fahlen, thränenlosen Antlitz den Ausdruck des Todes gaben, auf mich richtend, sagte sie mit heiserer, gebrochener Stimme: „Er hat ausgelitten." Ich zuckte schmerzlich zusammen und schwieg. Sie wollte weiter gehen, wandte sich aber plötzlich wieder nach mir um und sagte tonlos: „Sie sind einer von seinen früheren Kameraden; verteidigen Sie ihn, wenn man sein Andenken besudeln will! Nur in einer momentanen Unzurechnungsfähigkeit muß er Hand an sich gelegt haben; seine Spielverluste der letzten Zeit sind bestimmt kein Grund für ihn gewesen, das Äußerste zu erwählen." „So hatte er viel verloren?" fragte ich leise; ich wollte durch kein lautes Wort den offenbar tiefen Schmerz der Abenteurerin verletzen. Sie beantwortete nicht unmittelbar meine Frage, sondern sagte, als ob sie zu sich selbst spräche: „Mein armer Arthur, warum bist du so stolz gewesen? warum wolltest du dir erst ein Vermögen erwerben? hättest du denn nicht genug gehabt, wenn wir das meine geteilt hätten?" Und sich meiner Anwesenheit wieder erinnernd: „Am 1. September wollten wir Hochzeit feiern . . . das ist nun vorbei! Seinetwegen habe ich mit meinem Vater gebrochen — nun habe ich auch den Bräutigam verloren! Sagen Sie seinen Kameraden, daß ich für ein würdiges Denkmal sorgen werde . . . ich habe ihn sehr lieb gehabt . . . sehr lieb!" Ein Krampf erschütterte ihre Brust. Sie bedeckte ihr Antlitz mit dem Taschentuche und wankte ohne weiteren Gruß von dannen.

Betroffen blickte ich ihr nach. Trotz aller theatralischen Haltung, die in ihrem Wesen lag, und trotz der etwas vulgären Klangfarbe ihrer Worte hatte doch so wahre und tiefe Empfindung aus ihr gesprochen, daß ich ihr nicht zürnen konnte; wenn sie den armen Kappern zu Grunde gerichtet hatte, so hatte sie es unbewußt und ganz gegen ihren Willen gethan — ich konnte sie für die Katastrophe nicht verantwortlich machen. Die jedenfalls entstellte Leiche des Selbstmörders noch zu sehen, gab ich auf; ich wollte mir das Bild des Hünen, wie es vor meinem geistigen Auge stand, durch solchen Anblick nicht verunschönen; ich kehrte um und verließ das Hospital.

Drei Tage später, in aller Frühe, hatte man die sterblichen Überreste des Unglücklichen, der ein Opfer seiner ungewöhnlichen Körperkraft geworden war, der Erde übergeben; am Abende dieses Tages hatte ein hohes, riesenhaftes Weib in tiefschwarzer Gewandung wohl eine Stunde lang an dem frischen Grabhügel kniend im Gebete verharrt, wie uns der Friedhofswächter berichtete. Vom nächsten Morgen an war „Löwenauge" verschwunden, und keiner von uns hat je erfahren, wohin sie ihre Schritte gelenkt hatte; in unserer Garnison ist sie nie wieder gesehen worden.

Im Herbste stand ein schönes Kreuz aus karrarischem Marmor auf Kapperns

Digitized by Google

Grabhügel: es trug in vergoldeten Buchstaben nur seinen Namen und die Daten seiner Geburt und seines Todes. Der Kirchhofsinspektor hatte es einem schriftlichen Auftrage zufolge errichten lassen, dem der Kostenbetrag, aber keine Namensunterschrift, beigefügt gewesen war.

So, meine Herren, das ist alles, was ich von des schönen Arthurs Ende weiß — der Rest ist Schweigen. —

Das Nervensystem und seine Beziehungen zu den Seelenthätigkeiten.

Von

Hermann von Meyer.

Man hört im gewöhnlichen Leben viel von den Nerven sprechen. Wen jeder Lärm angreift, von dem sagt man, er habe schwache Nerven; wer aber Lärmen und Strapazen erleiden mag, ohne stark angegriffen zu werden, der hat starke Nerven; — wer von geistiger Arbeit übermüdet ist, dessen Kopfnerven sind angegriffen; — eine Krankenpflegerin legt ihre Verpflichtungen in andere Hände, weil ihre Nerven es nicht mehr aushalten, das Leiden des Kranken anzusehen ꝛc. — Fragt man nun aber, was diejenigen, welche solche Reden brauchen, sich unter „Nerven" denken, so erfährt man, daß der eine sich darunter etwas Geistiges, Unsichtbares und Ungreifbares denkt, wie man denn auch oft die Frage hören kann, ob man denn die Nerven auch sehen könne; — andere dagegen denken sich etwas Körperliches, Greifbares, sind sich aber nur nicht klar darüber, wodurch sich eigentlich Muskeln, Sehnen und Nerven von einander unterscheiden; von solchen hört man denn, z. B. bei der Schilderung eines kräftigen Mannes, die Äußerung, daß man an dessen Arm alle einzelnen Nerven deutlich sehen könne. Zwischen diesen beiden äußersten Ansichten sind dann noch eine Anzahl andere zu finden, welche alle in gleicher Weise unklar und verworren sind. — Von solchen, welche nicht genauere Studien über den Bau und das Leben des menschlichen Körpers gemacht haben, ist es auch nicht zu erwarten, daß sie mit einem der verwickeltsten Teile in dem Baue des menschlichen Körpers und mit einem der schwierigsten Teile in der Lehre von den Lebensverrichtungen desselben vertraut seien; und doch ist es von großem Interesse für das richtige Verständnis der Lebenserscheinungen, welche wir stündlich erfahren und beobachten können, daß man einen Begriff davon habe, welche Stellung die Nerven in dem Leben des Körpers einnehmen.

Tiere und Pflanzen sind sehr verschieden von einander, wenigstens in ihren entwickelteren Formen. Ein Baum steht unbeweglich an der Stelle, an welcher der Fruchtkern hingefallen war, aus welchem er sich entwickelt hat, seine Wurzeln verbreiten sich immer mehr in dem Boden, seine Zweige und seine Blätter ent-

Digitized by Google

falten sich immer weiter in der Luft. Die Wurzeln entziehen dem Boden, die Blätter entziehen der Luft Ernährungsstoffe, welche, in das Innere des Baumes aufgenommen, zu dessen Erhaltung und Wachstum dienen. Wärme, Kälte, Licht äußern auf ihn nur den Einfluß, daß sie seine Ernährungserscheinungen befördern oder stören. Das ganze Leben des Baumes beschränkt sich demnach auf seine Ernährungserscheinungen. — Wie anders ist dagegen die Erscheinungsweise des Tieres! In gerundeter Gestalt, nach außen abgeschlossen, besitzt es freieste Bewegung; Wärme, Kälte und Licht wirken allerdings auch auf seine Ernährung, aber sie werden daneben auch auf eine ganz besondere Art wahrgenommen, welche — ohne nähere Beziehung zu den Ernährungserscheinungen — bestimmend für die Ausführung von Bewegungen werden kann. Das Leben des Tieres ist nicht nur eine Summe von Ernährungserscheinungen; es hat eine viel höhere Stellung, denn das Tier empfindet, sieht, hört und bewegt sich willkürlich. — Die ganze große Menge hierher gehöriger Lebenserscheinungen, welche bezeichnend für das tierische Leben gegenüber dem pflanzlichen sind, beruht aber auf der Thätigkeit der Nerven, und man kann sagen, daß der Besitz der Nerven den tierischen Körper vor dem pflanzlichen auszeichnet. — Die Gesamtheit aller die Erscheinungen des Nervenlebens vermittelnden Teile des tierischen Körpers bildet einen ziemlich verwickelten, in den Grundzügen seines Aufbaues aber doch sehr einfachen Apparat, welchen man „Nervensystem" nennt.

Ehe wir indessen den Aufbau des Nervensystems untersuchen können, ist es notwendig, erst über einen anderen Punkt eine Verständigung zu finden. Wir sehen ein Licht; wir sind uns dessen bewußt, daß dieses Licht von einem äußeren Gegenstande kommt; wir erkennen uns als etwas Anderes als jener äußere Gegenstand und finden, daß das, was wir Licht nennen, nur die Art bezeichnet, wie wir durch den äußeren Gegenstand angeregt werden; wir nennen deshalb das Licht eine Eigenschaft jenes Gegenstandes und werden uns damit bewußt, daß wir uns einem leuchtenden Gegenstande gegenüber befinden, oder mit anderen Worten: wir nehmen einen leuchtenden Gegenstand wahr. Welcherlei Prozesse sind es, welche alle diese Vorgänge vermitteln? — Mehr noch! Jener gesehene Gegenstand sei z. B. eine brennende Kerze; wir können gerade eine solche brauchen, weil wir in ein dunkles Zimmer gehen wollen; wir ergreifen die Kerze und gehen mit derselben in das andere Zimmer. Welche Prozesse haben es zu stande gebracht, daß die geschehene Wahrnehmung der Kerze die nötigen Bewegungen zum Ergreifen derselben zur Folge gehabt hat? — Auf diese Fragen sind wir nicht im stande Antwort zu geben. Wir stehen hier vor einer Klasse von Erscheinungen und Thätigkeiten, welche wir aus körperlichen Vorgängen nicht im stande sind zu erklären. Man hat aber doch das Bedürfnis, eine Erklärung zu versuchen, und um diesem Bedürfnisse zu genügen, hat man angenommen, daß mit dem Körper irgend ein unkörperliches Etwas verbunden sei, dessen Thätigkeit in dem bewußten Wahrnehmen der Eigenschaften äußerer Gegenstände und in dem bewußten Handeln nach außen durch gewollte Bewegungen bestehe. Dieses Etwas hat man Seele oder Psyche genannt und hat ihm die Vermögen des

Digitized by Google

Selbstbewußtseins, der Aneinanderreihung von Vorstellungen oder Gedanken und der freien Willensbestimmung beigelegt. — Die Aufstellung der Seele ist, wie man sieht, nur eine Annahme, welche jene Klasse von Erscheinungen, die man deswegen „Seelenthätigkeiten" nennt, erklären soll. Feinde solcher willkürlichen Annahmen haben gegen die Aufstellung einer Seele Widerspruch erhoben und haben ausgesprochen, alle sogenannten Seelenthätigkeiten müssen sich durch körperliche Vorgänge erklären lassen; einzelne sind darin sogar so weit gegangen, daß sie aussprachen, es seien in Wirklichkeit die Seelenthätigkeiten nur körperliche Vorgänge; es ist ersichtlich, daß diese zu voreilig eine persönliche Meinung als einen wissenschaftlichen Satz hingestellt haben. Wenn aber einzelne öffentlich aussprachen, die Wissenschaft habe bewiesen, daß alle Seelenthätigkeiten nur körperliche Vorgänge seien, so machten sie sich einer groben Unwahrheit schuldig, welche um so unverzeihlicher ist, als Äußerungen dieser Art gewöhnlich in populären Schriften gemacht worden sind, also einem Publikum gegenüber, welchem die Hilfsmittel nicht zu Gebote standen, diese Unwahrheit als Unwahrheit zu erkennen. Die Wissenschaft hat in dieser Beziehung noch gar nichts bewiesen; im Gegenteil: sie kann selbst für die Erklärung vieler Erscheinungen die Annahme jenes unkörperlichen Etwas, das man Seele nennt, nicht entbehren; und darum soll sie sich auch an diese Annahme halten, so lange nicht andere Erkenntnis an deren Stelle gesetzt ist. — Was wir uns eigentlich unter dieser Seele zu denken haben, ist zwar nicht klar, und ebensowenig ist es klar, wie wir sie uns mit dem Körper so verbunden denken sollen, daß beide, Seele und Körper, in Wechselwirkung mit einander stehen können. Nur soviel wissen wir, daß für das Vonstattengehen der Seelenthätigkeiten das Gehirn notwendig ist und daß kein anderes Organ in dem Körper in so unmittelbarer Verbindung mit den Seelenthätigkeiten steht wie dieses. Gesunde Seelenthätigkeit setzt ein gesundes Gehirn voraus; ist das Gehirn krank, dann sind auch die Seelenthätigkeiten gestört, und Gehirnkrankheit äußert sich deshalb auch als Seelenstörung oder Geisteskrankheit.

Es besteht also eine innige Verbindung zwischen dem Gehirn und den Seelenthätigkeiten, sodaß wir unbedingt die letzteren als an das Gehirn gebunden ansehen können. Da nun aber die Eindrücke, welche unseren Sinnesorganen werden, Seelenthätigkeiten wecken, und da unsere Bewegungen durch Seelenthätigkeiten hervorgerufen werden, so haben wir auch das Gehirn und seine Thätigkeit als den Mittelpunkt des Nervenlebens anzusehen. — Das Gehirn liegt von der festen knöchernen Hülle, welche wir Schädel nennen, fest umschlossen und ist vor äußeren Schädlichkeiten dadurch möglichst vollständig geschützt.

Der Wahrnehmung dienen die Sinnesorgane. Da diese durch die Eigenschaften äußerer Gegenstände angeregt werden sollen, müssen sie auch der Einwirkung dieser möglichst frei gestellt sein und liegen deshalb alle an der Oberfläche des Körpers. Die äußere Haut enthält die Sinnesorgane, welche uns Wärme, Kälte und Festigkeit der äußeren Gegenstände wahrnehmen lassen; — die Haut der Zunge enthält die Sinnesorgane für die Wahrnehmung des Geschmackes; — und die Haut der Nasenhöhle diejenigen für die Wahrnehmung

Digitized by Google

des Geruches; — das Auge, welches die Lichtempfindung vermittelt, ist, dem Lichte zugänglich, in der Fläche des Gesichtes gelegen, — und das Ohr, durch welches wir die Schallempfindungen erhalten, liegt, den Schallwellen der Luft leicht zugänglich, an der Seite des Kopfes.

Die Bewegungen werden durch die Muskeln ausgeführt, und diese umgeben in dem ganzen Körper die Knochen als die Masse, welche man im gewöhnlichen Leben Fleisch nennt; also auch sie sind in eine gewisse Entfernung von dem Gehirn gerückt und nicht in unmittelbarer Verbindung mit demselben.

Wie ist es nun möglich, daß ein Eindruck, welcher auf ein Sinnesorgan gemacht wird, z. B. ein Licht, welches das Auge trifft, im Gehirn zur Wahrnehmung wird, — und wie ist es möglich, daß die an das Gehirn gebundene Seelenthätigkeit des Willens einen entfernten, in der Hand oder an der Fußsohle gelegenen Muskel zur Ausführung einer Bewegung anregt? — Es ist unverkennbar, — es müssen Verbindungen zwischen dem Gehirn einerseits und den Sinnesorganen und Muskeln andererseits vorhanden sein, welche die bezeichnete Möglichkeit gewähren. Und allerdings findet man auch solche Verbindungen. Von dem Gehirn gehen nämlich rundliche weiße Stränge aus, welche zuletzt teils in den Sinnesorganen, teils in den Muskeln endigen. — Diese Stränge sind die Nerven und sie sind es, welche jenen Zusammenhang zwischen Sinnesorganen und Gehirn und zwischen Gehirn und Muskeln vermitteln. Die Nerven sind also, kurz gesagt, die Bahnen, auf welchen die Sinneseindrücke zum Gehirn und der Wille von dem Gehirn zu den Muskeln geleitet wird. Nicht mit Unrecht hat man sie deswegen auch Telegraphendrähten verglichen, welche die Stationen Sinnesorgan und Gehirn, sowie die Stationen Gehirn und Muskel mit einander verbinden.

Es drängt sich uns nun die Frage auf: wie sind die Nerven im stande, diese Leitungen zu vermitteln? Antwort giebt uns teils die anatomische Untersuchung, teils die Beobachtung der Vorgänge in den Nerven. Untersuchen wir einen Nerven genauer, so finden wir, daß es keineswegs etwas Einfaches ist, sondern eine Häufung von unendlich feinen Fasern. Es ist schwer, sich einen Begriff von der unglaublichen Feinheit dieser Fasern zu machen. Man kann zwar sagen, daß die dicksten Nervenfasern einen Durchmesser von $^1/_{100}$ Linie haben und die dünnsten einen solchen von $^1/_{2000}$ Linie. In diesen kleinen Maßverhältnissen verläßt uns aber unser Vorstellungsvermögen, und wir haben keinen Begriff von so kleinen Verhältnissen; eine bessere Anschauung von der unendlichen Feinheit der Nervenfasern gewinnen wir deshalb, wenn wir durch Berechnung ermitteln, wie viele Nervenfasern nötig sind, um einen gewissen Raum auszufüllen; stellen wir eine solche Berechnung an, so finden wir, daß, um einen Strang von der Dicke eines Schreibfederkieles zu bilden, von den gröberen Nervenfasern 30000 neben einander gelegt werden müssen, von den feinsten aber 10—12 Millionen. Trotz dieser außerordentlichen Feinheit zeigt aber doch die Nervenfaser in sich selbst noch einen feineren Bau, denn jede Nervenfaser ist nicht etwa ein solider Faden, wie etwa eine Baumwollenfaser oder ein Spinnen-

Digitized by Google

faden, sondern sie ist ein hohler Schlauch, in welchem noch ein feiner solider Faden, der sogenannte Axenzylinder, gelegen ist, und der ganze von diesem Axenzylinder nicht eingenommene Raum des Schlauches ist mit einer eiweißartigen Flüssigkeit, dem Nervenmarke, erfüllt. Der Axenzylinder scheint der für die Leistungsfähigkeit der Nervenfaser wichtigste Teil derselben zu sein. Er hat auch in allen Nervenfasern ungefähr die gleiche Dicke; und die verschiedene Dicke der Nervenfasern selbst hängt nur davon ab, wie groß die Menge des den Axenzylinder als Schutzhülle umgebenden Nervenmarkes ist. — Diese feinen Nervenfäden sind die eigentlichen Telegraphendrähte; denn ein jeder von ihnen geht als ein ununterbrochenes Ganzes von irgend einem Punkte z. B. der äußeren Haut bis zu dem Gehirn. Wenn wir nun wissen, daß ein jeder kleinste Teil der Haut imstande ist, eine Empfindung z. B. von einem Nadelstich wahrzunehmen, und wenn wir bedenken, daß es hierfür notwendig ist, daß durch den Nadelstich eine Nervenfaser getroffen wird, so wird es uns klar, warum die gröberen Stränge, welche wir Nerven nennen, eine so außerordentlich große Zahl von feinen Nervenfasern enthalten müssen. In den größeren Strängen sind nämlich nur diejenigen Nervenfasern in einen rundlichen Strang vereinigt, welche in die gleiche Gegend z. B. der Haut zu gehen haben. So sind auch alle Briefe, welche in einen Ort zu gehen haben, in einen einzigen Briefsack zusammengepackt; — an dem Orte angekommen, zerstreuen sich aber die Briefe, und jeder geht für sich an seinen besonderen Bestimmungsort. — So teilt sich auch der Nerv, wenn er an die Hauptstelle, für welche er bestimmt ist, angekommen ist, in seine einzelnen Fasern, und jede geht an einen bestimmten Punkt der Haut, um dessen Empfindungsvermögen zu vermitteln.

So gehen also von dem Gehirn aus eine unzählbare Menge feiner Nervenfasern aus, deren jede ihren bestimmten Endpunkt in einem Sinnesorgan oder in einem Muskel findet; und was wir Nerven nennen, sind nur zufällige Vereinigungen von solchen Fasern, welche denselben Weg zu machen haben, um in die Nähe ihres Endpunktes zu kommen. Solche Nervenstränge können oft eine bedeutende Dicke erlangen, wie denn z. B. der größte, in das Bein tretende Nerv eine Dicke von beinahe einem kleinen Finger besitzt.

Diejenigen Nervenfasern, welche in Sinnesorganen endigen, dienen der Leitung der Sinneseindrücke zu dem Gehirn und heißen deswegen: Empfindungsnervenfasern; — diejenigen dagegen, welche in einem Muskel endigen, vermitteln die Bewegung und heißen deswegen: Bewegungsnervenfasern.

Es wurde gesagt, daß alle Nervenfasern an einem Ende mit dem Gehirn verbunden sind oder aus diesem hervorgehen. Dieses ist auch richtig, indessen gehen doch nicht alle Nervenfasern direkt aus dem Hirn hervor. Es ist dieses nur für diejenigen der Fall, welche an die Gesichtshälfte des Kopfes und die Halseingeweide gehen. Alle anderen Nervenfasern, welche sich in dem Rumpfe, in den Armen und den Beinen verteilen, gehen erst zusammen als ein dicker Strang, welcher als ein Fortsatz des Gehirnes erscheint, durch das ganze Rückgrat herunter. Dieser dicke Strang, welcher übrigens noch gewisse Eigentümlich-

Digitized by Google

keiten zeigt, die ihn von einem gewöhnlichen Nervenstrang unterscheiden, ist das Rückenmark. Von ihm lösen sich allmählich die Nerven ab, zuerst für die Arme, dann für den Rumpf, dann für die Beine, bis zuletzt alle Nervenfasern des Rückenmarkes abgegangen sind und dieses damit endet. — Diejenigen Nerven, welche auf diese Weise zunächst von dem Rückenmarke ausgehen und durch seitliche Löcher in dem Rückgrat in ihr Verbreitungsgebiet gehen, heißen: Rückenmarksnerven, zum Unterschiede von denjenigen, welche direkt von dem Gehirn abgehen und deswegen Hirnnerven heißen.

Wenn wir uns nun vorstellen wollen, in welcher Weise die Nerven einen Sinneseindruck zum Gehirn oder einen Willensreiz zu dem Muskel leiten können, so werden wir uns, wie aus dem vorher Gesagten hervorgeht, die Frage dahin stellen müssen, daß wir uns ein Bild darüber zu machen suchen, wie die einzelne Nervenfaser sich in dieser Leitung verhalte. Wir haben für diese Untersuchung vor allem daran fest zu halten, daß die Nervenfaser, wenn wir etwa zunächst an einen Empfindungsnerven denken, als ein zusammenhängendes, ununterbrochenes Ganze ausgespannt ist zwischen einem Punkte eines Sinnesorganes und dem Gehirn. Das in dem Sinnesorgane befindliche Ende ist dem von außen kommenden Eindruck des Lichtes, des Schalles, der Wärme bloßgestellt. Dieses muß also von dem einwirkenden Reizmittel getroffen werden, und es entsteht nun zuerst die Frage, wie sich die Nervenfaser dem Reizmittel gegenüber verhalte. Wir dürfen uns nicht etwa denken, daß, wenn Licht in das Auge fällt, die einzelne Faser etwa das Licht in sich aufnehme und zu dem Gehirn hinführe, wie etwa ein Stück Holz, in einen Bach geworfen, von diesem weiter geführt wird. Die Nervenfaser ist ein Lebendiges, und irgend welche Reizungen, welche sie treffen, ohne sie zu zerstören, können daher nur in der Weise auf sie einwirken, daß sie eine Veränderung in ihrem Lebenszustande hervorrufen. Ein Vergleich wird dieses deutlich machen: Wenn ein Feuer oder ein glühendes Eisen unsere Haut berührt, so dringt auch nicht das Feuer als solches in die Haut ein, sondern es bedingt nur das Entstehen eines besonderen Zustandes in der Haut, der sich als Rötung und Blasenbildung kund giebt. In ähnlicher Weise muß auch das Licht in der Sehnervenfaser einen besonderen Zustand hervorrufen, der nur ein veränderter Lebenszustand der Nervenfaser und ebensowenig Licht ist, wie die Brandblase Feuer ist. Dieser Zustand muß, um bei dem Sehnerven zu bleiben, ein anderer sein, wenn rotes Licht einfällt, als wenn grünes oder weißes Licht einfällt. — Wir können diesen Zustand, den wir indessen allerdings nicht näher beschreiben können, als „Reizzustand" der Nervenfaser bezeichnen. Die Einwirkung eines Reizmittels muß also an dem Endpunkte der Nervenfaser, auf welchen sie einwirkt, einen Reizzustand hervorrufen, welcher ein verschiedener ist, je nachdem die Art des Reizmittels war. Was man nun Fortleitung des Reizes nennt, kann aber nichts Anderes sein als Ausbreitung des an dem Endpunkte der Nervenfaser entstandenen Reizzustandes über die ganze Nervenfaser bis zu deren Endigung in dem Gehirn. Man kann sich diese Ausbreitung in verschiedener Weise denken, etwa wie die Erzitterungen einer Saite von dem gestrichenen

Digitized by Google

Punkte aus durch die ganze Saite sich ausbreiten, oder wie die Elektrizität auf einen Punkt einer Metallkugel überspringend über die ganze Kugel sich verteilt, oder wie man es sich sonst denken mag. Sicher ist es, daß eine solche Ausbreitung stattfindet; denn man findet als Erfolg derselben eine Anregung des Gehirns, welche als Wahrnehmung des Eindruckes erscheint, also muß der Reizzustand bis zu dem Gehirn sich ausgebreitet haben, sonst könnte er ja nicht auf dieses einwirken. Man hat sogar die Geschwindigkeit messen können, mit welcher diese Ausbreitung des Reizzustandes zu stande kommt; verschiedene Beobachter haben sie zu 26—94 Meter in der Sekunde bestimmt.

Ein weiterer Beweis dafür, daß der an dem einen Ende der Nervenfaser erregte Reizzustand sich über die ganze Nervenfaser ausbreitet, wird durch den Versuch gegeben, der uns auch zugleich darüber belehrt, daß die Wahrnehmung eines Sinneseindrucks nur dann geschehen kann, wenn der Reizzustand der Nervenfaser auch das Gehirn erreichen kann, — und daß eine Bewegung nur zu stande kommen kann, wenn der im Gehirn angeregte Reizzustand der Bewegungsnervenfaser bis zu dem Muskel gelangen kann. Durchschneidet man nämlich einen Empfindungsnerven, so wird eine das Ende desselben treffende Reizung nicht mehr empfunden; ein tiefer Schnitt in den Finger, der einen der Empfindungsnerven der Fingerbeere trennt, kann z. B. Unempfindlichkeit und Taubheit der Fingerbeere veranlassen. — Durchschneidet man aber einen Bewegungsnerven, so kann auch der beste Wille keine Bewegung durch denselben mehr hervorrufen; — so ist es, um auch hier eine Erfahrung anzuführen, eine nicht seltene Erscheinung, daß nach einer Verrenkung des Schultergelenkes ein Unvermögen, den Arm aufzuheben, zurückbleibt, weil durch die Verrenkung der Bewegungsnerv zerrissen worden ist, welcher den Aufhebemuskel des Armes versorgt. Schäden dieser Art können durch Wiederherstellung des Zusammenhanges der getrennten Nerven zwar gehoben werden, aber es vergehen oft Jahre darüber, bis dieses geschieht. Es sind Fälle bekannt, in welchen die Leitungsfähigkeit durchschnittener Nerven sich erst nach 5 bis 6 oder 7 Jahren wieder hergestellt hat.

Vergegenwärtigen wir uns nun, auf welche Weise eine Empfindung und auf welche Weise eine Bewegung zu stande kommt; denn beide Prozesse sind nicht ganz so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheint.

Wir haben erkannt, daß eine Empfindung nur dann zu stande kommen kann, wenn eine in Reizzustand befindliche Nervenfaser mit dem Gehirn in Verbindung steht. Wie nun hierbei das Gehirn durch die Nervenfaser angeregt und etwa durch sie in einen ähnlichen Reizzustand versetzt wird, — wie mit diesen Vorgängen in dem Gehirne zugleich die Seelenthätigkeiten sich äußern, — darüber können wir gar nichts sagen. Wir müssen uns damit begnügen, zu wissen, daß wir einen empfangenen Eindruck als solchen wahrnehmen, und daß wir auch die Verschiedenheiten dieser Eindrücke erkennen, so daß wir nicht nur: Licht, Wärme, Ton von einander unterscheiden, sondern auch die verschiedene Art derselben wie grünes und rotes Licht, hohen und tiefen Ton, und nicht minder auch die verschiedene Stärke des Eindruckes. Damit haben wir aber noch nichts als den

Digitized by Google

Eindruck selbst und sind noch nicht darüber unterrichtet, woher wir den Eindruck empfangen haben. Woher z. B. kann ich wissen, daß ein Licht, welches ich empfinde, von einer vor mir stehenden Kerze herkommt? Die einzige Antwort, welche hierauf gegeben werden kann, ist die, daß wir es aus Erfahrung wissen. Weil wir schon oft eine Kerze gesehen und gefühlt haben, wissen wir, daß eine Lichtempfindung, welche wir haben, während eine brennende Kerze vor uns steht, von dieser Kerze herrührt. Den Beweis dafür liefert die Thatsache, daß wir uns in dieser Sache mit unserem Urteile täuschen können. Wenn ich z. B. jemanden dastehen sehe, welcher mit dem Bogen über eine Geige streicht, und ich höre gleichzeitig einen Ton, so glaube ich, jene Person habe den Ton durch die Geige hervorgebracht, und doch hat dieselbe vielleicht gar nicht die Saiten berührt. — Wer darauf aufmerksam ist, wird sich außerordentlich häufig über solchen Täuschungen überraschen können.

Wir haben also nach und nach durch die Erfahrung gelernt, daß Empfindungen, welche wir durch unsere Sinnesorgane erhalten, durch die Einwirkung äußerer Gegenstände hervorgerufen sind. Dadurch werden wir aber so sehr daran gewöhnt, eine jede Gehirnerregung, welche durch einen Empfindungsnerven hervorgerufen wird, als von einem äußeren Gegenstande herrührend aufzufassen, daß wir auch in solchen Fällen, in welchen ein solcher äußerer Gegenstand gar nicht vorhanden ist, eine von einem solchen kommende Reizung voraussetzen. Es sind dieses die Fälle, in welchen den Nerven irgend ein innerer Reiz trifft und denselben dadurch anregt. Wenn z. B. ein zu starker Blutandrang gegen den Kopf den Sehnerven und den Hörnerven reizt, so wähnen wir fliegende Funken oder schwärmende Mücken zu sehen und hören ein Klingen und Rauschen von größerer oder geringerer Lebhaftigkeit, sodaß wir etwa ein Glockengeläute oder eine ferne Musik zu hören vermeinen. Aus dem gleichen Grunde haben wir auch, wenn eine gewisse bekannte Stelle an dem Ellenbogen angestoßen wird, die Empfindung, als ob warmes Wasser über den Kleinfingerrand der Hand riesele; — dieselbe Empfindung würden wir aber auch haben, wenn wir etwa das Unglück gehabt hätten, die Hand zu verlieren, denn die Ursache für diese Empfindung ist nur der Stoß an den Ellenbogen, und die Empfindung an der Hand ist nur die Art, wie wir die durch den Stoß veranlaßte Anregung wahrnehmen. Hierdurch erklärt sich auch die so wunderbar erscheinende Thatsache, daß Amputierte noch gelegentlich Schmerzen und andere Empfindungen an dem Gliede verspüren können, welches sie gar nicht mehr besitzen.

Was nun weiter die Entstehung der Bewegungen angeht, so muß vorausgesetzt werden, daß derjenigen Seelenthätigkeit, welche wir Willen nennen, als begleitende Erscheinung ein gewisser, uns unbekannter Zustand des Gehirnes entspreche, welcher als Reizmittel auf die Bewegungsnerven einwirkt, sodaß diese ihrerseits wieder als Reizmittel auf die Muskeln einwirken können. Was die Größe und die Kraft der Bewegung angeht, so hängt diese allerdings teilweise von der Größe und Übung der Muskelmasse ab, teilweise aber auch von dem Grade des Reizzustandes der angeregten Nerven. Kräftigere Bewegungen werden daher aus-

Digitized by Google

geführt durch kräftigere und geübtere Muskeln, aber auch schwache Muskeln können bisweilen außerordentliche Kraftäußerungen zeigen, wenn die Nerven heftig erregt sind, wie z. B. in Zorn oder Angst. — Es ist übrigens wohl zu beachten, daß der sogenannte Wille für sich allein eine Bewegung nicht hervorbringen kann, sondern daß dieses allein möglich ist durch die lebhafte Vorstellung einer Bewegung; — was in dem sogenannten Willen die Bewegung hervorbringt, ist nur die gleichzeitig vorhandene lebhafte Vorstellung von der auszuführenden Bewegung. Diese Thatsache wird durch mancherlei Erfahrungen genügend bewiesen. Wir sind nämlich durchaus nicht im stande, durch den Willen eine Bewegung auszuführen, von welcher wir keine deutliche Vorstellung haben, z. B. die Bewegungen unseres Schulterblattes; deshalb beruht auch die Einübung von Fertigkeiten, z. B. vom Tanzen, auf Erwerbung solcher deutlichen Anschauungen von den auszuführenden Bewegungen. Ferner können wir auch mit dem besten Willen eine sonst gut eingeübte Bewegung nicht ausführen, wenn andere Gedanken die Vorstellung der Bewegung nicht lebhaft genug werden lassen oder gar ganz verdrängen; daher die Unbeholfenheit von solchen, welche sich „genieren", wie man es nennt, oder ängstlich sind, wie man an Kindern sieht, welche in der Schulprüfung manchmal in solchen Sachen, in welchen sie sonst gut zuhause sind, mangelhafte Geschicklichkeit zeigen. — Andererseits genügt aber auch die lebhafte Vorstellung einer Bewegung, um diese auch gegen unseren Willen entstehen zu lassen; wie wir an lebhaften Erzählern sehen können, oder an Kindern, welche gesehene Bewegungen gleich nachahmen müssen.

Wenn es nun auch zwar als Regel anzusehen ist, daß Bewegungen durch Seelenthätigkeiten hervorgerufen werden, so giebt es doch eine ganze Klasse von Bewegungen, bei welchen dieses nicht der Fall ist; es sind dieses die sogenannten „Reflexbewegungen". Diese entstehen nämlich, wenn eine Bewegungsnervenfaser innerhalb des Gehirnes oder des Rückenmarkes durch eine in Reizzustand versetzte Empfindungsnervenfaser erregt wird. Vermittelnd scheint hierbei immer die in diesen beiden Teilen vorhandene eigentümliche sogenannte graue Nervensubstanz einwirken zu müssen. Solche Bewegungen sind z. B. das Niesen nach einem Nasenkitzel, — das Erbrechen nach Kitzeln im Schlund, — das Zucken nach einem Stich ꝛc. — Sehr zahlreich sind Bewegungen dieser Art im Gebiete der Organe der Ernährung, und es findet sich für diese ein besonderer Teil des Nervensystems sogar eigentümlich angeordnet. Dieser Gegenstand läßt sich aber hier nicht weiter verfolgen.

Es ist eine interessante und bemerkenswerte Thatsache, daß wir bei einer jeden Bewegung, welche wir ausführen, zugleich die Wahrnehmung davon haben, daß sie geschieht und mit wie viel Kraft wir dieselbe ausführen. Wie diese Erscheinung zu erklären sei, darüber stehen sich noch verschiedene Meinungen einander gegenüber, ohne daß eine derselben so begründet werden könnte, daß sie einen Anspruch auf allgemeinere Annahme erheben durfte. Begnügen wir uns daher damit zu wissen, daß wir von einer jeden ausgeführten Bewegung Wahrnehmung sowohl ihrer Ausführung überhaupt als auch ihrer Stärke erhalten, und benennen wir diese

Digitized by Google

Wahrnehmung mit dem für sie gebräuchlichen Namen: „Muskelempfindung". — Den Beweis für diese angeführte Thatsache kann ein jeder aus seiner eigenen Erfahrung gewinnen, indem es uns ja bekanntlich möglich ist, die Größe eines Gewichtes dadurch zu schätzen, daß wir dasselbe in der Hand leicht auf und ab schwingen; die Empfindung der Stärke der Muskelthätigkeit, welche für das Erheben des Gewichtes notwendig ist, giebt uns in diesem Versuche das Urteil über die Schwere des Gewichtes. — Es ist unverkennbar, daß die Muskelempfindung eine große Wichtigkeit für uns dadurch erlangt, daß durch ihre Hilfe alle unsere Bewegungen ungemein an Sicherheit gewinnen müssen. Indessen erlangt dieselbe doch noch eine andere sehr wichtige und interessante Bedeutung für uns, indem sie sich auch mit einer Sinnesempfindung zu einem gemeinsamen Eindrucke vereinigen kann, welcher für uns ganz besonders belehrend sein kann. Vorzugsweise ausgebildet ist diese Verbindung der Muskelempfindung mit dem Hautsinne; wir haben auch hier einen eigenen Namen dafür, nämlich den Namen „Tastempfindung"; mit „tasten" bezeichnen wir nämlich die Ausführung derjenigen Bewegungen, welche den Zweck haben, eine Tastempfindung zu vermitteln. Untersuchen wir einmal, wie wir eine solche Tastempfindung gewinnen. Wir bringen zuerst unsere Hand in Berührung mit dem Gegenstande, den wir durch Tasten näher kennen lernen wollen. Die Empfindung des Widerstandes des Körpers, z. B. eines Kästchens, welche wir durch unseren Hautsinn erhalten, belehrt uns alsbald darüber, daß die Berührung wirklich stattgefunden habe. Während wir stets die Empfindung der Berührung erhalten, machen wir nun eine Bewegung mit der Hand nach der einen Seite, bis wir die Empfindung der Berührung verlieren; wir wissen nun, daß wir an dem einen Ende der oberen Fläche sind. Von hier ausgehend bewegen wir nun die Hand über die ganze obere Fläche, bis wir wieder die Empfindung der Berührung verlieren. Die Größe der hierfür ausgeführten Bewegung belehrt uns nun über die ganze Länge der oberen Fläche. Wir suchen sodann die Empfindung der Berührung auch ferner zu erhalten und finden, daß dieses nur möglich ist, wenn wir eine Bewegung nach abwärts über die Seitenfläche ausführen, und erhalten damit den Begriff von der rechtwinkeligen Kante zwischen der oberen Fläche und der Seitenfläche. Indem wir diese Thätigkeiten über alle Flächen des Kästchens fortsetzen, können wir allmählich eine sehr genaue Anschauung von der Größe und der Gestalt des Kästchens erhalten. Diese Anschauung ist zwar weder so leicht erworben noch so vollständig wie diejenige, welche wir durch die Augen erwerben können, indessen ist sie doch für uns z. B. im Dunkeln oder, wenn wir etwas mit der Hand in einer Tasche suchen, vollständig genügend, und Blinde sind ganz allein auf sie angewiesen, weshalb sie auch eine besondere Ausbildung in der Erwerbung dieser Art von Anschauung sich anzueignen pflegen. — Daß die Tastempfindung wirklich eine Mischung aus der Hautsinnesempfindung und der Muskelempfindung ist, kann man deutlich erkennen, wenn man die Bedingungen erforscht, unter welchen sie zu stande kommen kann. Man findet dann nämlich, daß dieses nur möglich ist, wenn weder die eine noch die andere der beiden in ihr verschmolzenen Empfindungen ein Übergewicht hat. So können

Digitized by Google

wir mit der Sohle des hängenden Beines sehr gut den Boden unter uns betasten; es ist aber nicht möglich, eine genaue Tastempfindung zu erhalten, wenn wir mit gehobenem Beine die Wand betasten, denn in diesem Falle ist die Muskelempfindung zu stark, als daß die Hautempfindung in befriedigender Weise zur Geltung kommen könnte. Umgekehrt kommt aber auch eine Tastempfindung nicht zu stande, wenn unsere Haut durch Kälte, Hitze oder Rauhigkeit des zu betastenden Gegenstandes zu sehr angegriffen wird. — Hierdurch erklärt es sich auch, warum wir vorzugsweise gerne die Hand und die Finger zum Tasten benutzen, indem diese Teile, mit einer sehr feinfühlenden Hautfläche versehen, ohne große Anstrengung auf das vielseitigste bewegt werden können. Mit Unrecht erklärt man aber aus diesem Grunde die Hand für das einzige Tastorgan; wir können eine jede Hautfläche zum Tasten benutzen, wenn wir sie mit der nötigen Leichtigkeit ohne starke Anstrengung unserer Muskeln über die Oberfläche eines Gegenstandes hinführen können; wir können z. B. mit dem Rücken an eine Säule gelehnt, die Gestalt dieser Säule recht gut durch Verschieben des Rückens an deren Oberfläche kennen lernen. Die Hand ist also nur derjenige Teil, welcher am leichtesten zum Tasten verwendet werden kann und deswegen auch vorzugsweise dazu benutzt wird.

Wir haben gesehen, wie in einer Nervenfaser der Reizzustand angeregt wird, wie er sich verbreitet und welche Wirkungen er während seines Bestehens ausübt, einerseits auf das Gehirn, andererseits auf die Muskeln. Wir haben nun weiter zu untersuchen, wie die Nervenfaser selbst sich zu ihrem Reizzustande verhält.

Jedermann hat es schon erfahren, daß man nach einem sehr lauten Geräusche für eine Zeitlang schlechter hört und daß man nach einem sehr starken Lichteindruck, z. B. durch einen Blitz, schlechter sieht; man spricht ja deswegen auch von einem blendenden d. h. blind machenden Lichte und von einem betäubenden d. h. taubmachenden Lärmen. — Wir lernen aus diesen Erfahrungen, daß eine übermäßige Reizung der Nerven eine Verminderung ihrer Reizempfänglichkeit zur Folge hat, oder daß sie in einen lähmungsartigen Zustand übergeht. — Hat sich diese Überreizung innerhalb gewisser Grenzen gehalten, so stellt sich nach einiger Zeit der gesunde Zustand der Nervenfaser und damit ihre Reizempfänglichkeit wieder her; — es hat ja ein jeder schon erfahren, daß man, wenn man aus dem hellen Sonnenlichte in den Keller geht, in den ersten Augenblicken gar nichts sieht, weil man noch von der Sonne „geblendet" ist, daß aber nach einiger Zeit sich die Fähigkeit, in dem Halbdunkel des Kellers zu sehen, vollständig wiederherstellt. — Je heftiger die Überreizung war, um so länger zieht sich der Zeitpunkt der Wiederherstellung hinaus, und war die Überreizung gar zu heftig, so ist bleibende Lähmung ihre Folge. — Befallen solche Überreizungen das ganze Nervensystem, so können sie sogar durch allgemeine Lähmung desselben augenblicklich tödlich werden; so wirkt der Blitzschlag durch allgemeine Überreizung des ganzen Nervensystems tödlich und in gleicher Weise ein plötzlich auftretender heftiger Schmerz, so wie nicht minder eine plötzliche sehr heftige Gemütsaufregung durch Freude oder Schreck.

Digitized by Google

Durch starke Überreizung sehen wir also das Leben der Nervenfaser zerstört, und geringere Überreizungen wirken wenigstens störend und beeinträchtigend auf das Leben der Nervenfaser ein. — Andererseits lehrt aber auch die Erfahrung, daß vollständiger Mangel an Bewegung das Leben der Nervenfaser ebenfalls gänzlich zerstören kann. Es ist überhaupt ein eigentümliches Gesetz in dem Organismus, daß alle Teile desselben, welche nicht in beständiger Übung ihrer Thätigkeit sind, zu Grunde gehen, indem sie zuerst alle Befähigung zur Thätigkeit verlieren und nachher auch so sehr verschrumpfen und schwinden, daß sie zuletzt gar nicht mehr als dasjenige zu erkennen sind, was sie sein sollten und ursprünglich auch waren. Den Beweis dieses Satzes giebt einem jeden ebenfalls die tägliche Erfahrung. Während geübte Muskeln dicker und leistungsfähiger werden, werden ungeübte Muskeln immer dünner und schwächer, und Muskeln, welche durchaus keine Thätigkeit mehr haben, wie z. B. die Muskeln, welche zu einem unbeweglich gewordenen Gelenke gehören, schwinden am Ende so sehr, daß sie statt voller roter Fleischmassen nur noch unansehnliche graniche Stränge sind. — Ganz in derselben Weise geht es mit den Nerven; ungeübte Nerven werden nach und nach immer weniger empfänglich für Anregungen und schrumpfen endlich zu dünnen, graulichen Strängen zusammen, wie man deutlich z. B. an einem Sehnerven sehen kann, dessen Auge durch irgend einen Zufall zerstört war.

Wir lernen also aus diesen Erfahrungen, daß zur Erhaltung des richtigen Lebenszustandes oder „Stimmungszustandes“ eines Nerven ein gewisser mäßiger Grad der Übung erforderlich ist, und daß sowohl Überreizung als Mangel an Bewegung in demselben einen unrichtigen, abnormen Stimmungszustand bedingt, welcher ein Anfang zu seiner vollständigen Zerstörung ist.

Es ist nun eine interessante und wichtige Thatsache, daß wir diesen „Stimmungszustand“ der Nerven ebenfalls wahrnehmen und zwar in einer eigentümlichen Weise, welche wir als „Gefühl“ zu bezeichnen haben. Das Gefühl unterscheidet sich also von der Empfindung dadurch, daß wir durch die letztere Belehrung erhalten über die auf uns einwirkenden Eigenschaften äußerer Gegenstände, durch das Gefühl aber eine Belehrung darüber, wie sich die Stärke des Eindruckes mit dem Leben der Nervenfaser verträgt. — Wir haben in dem Früheren erkannt, wie durch Überreizung ebensowohl wie durch Mangel an Anregung das Leben der Nervenfaser leidet. Diesen leidenden Zustand nehmen wir als ein „unangenehmes Gefühl“ wahr. Es muß also zweierlei Arten von unangenehmen Gefühlen geben, nämlich: ein unangenehmes Gefühl aus Überreizung und ein unangenehmes Gefühl aus Mangel an Anregung. Der dem letzteren entsprechende leidende Zustand des Nerven entsteht nur allmählich, derjenige aus Überreizung aber schnell; — deswegen kann auch dieser letztere allein den höchsten Grad erreichen, welchen wir „Schmerz“ nennen. Da diese Form auch zugleich in erkennbarer Weise mit Empfindungen verbunden ist und wir an ihr auch sehen können, wie sich Empfindung und Gefühl zu einem gemeinsamen Eindrucke vereinigen können, so sei dieselbe zuerst etwas genauer untersucht und zugleich an einem Beispiel nachgewiesen, wie in dieser Verbindung von Empfindung und

Digitized by Google

Gefühl je nach Umständen bald das eine bald das andere Element vorherrschen kann. Wir nähern die Hand einem warmen Ofen und bekommen davon die Empfindung „Wärme“; vielleicht ist die Wärme etwas zu stark, so daß wir dadurch eigentlich ein Gefühl von zu starker Anregung haben sollten, indessen beachten wir dieses nicht; denn unter allen Eindrücken, die uns werden, ist vielleicht keiner, welcher gerade das richtige Maß hat, und deswegen haben wir gelernt, ein geringes Zuviel nicht weiter zu beachten. Wir können also sagen, daß wir durch die dem Ofen genäherte Hand eine reine Empfindung von Wärme ohne Beimengung eines Gefühls erhalten haben. Wir nähern aber die Hand noch mehr; die Wärme wird nun entschieden zu stark, so daß wir nun ein entschieden unangenehmes Gefühl erhalten, wobei uns aber die Empfindung „Wärme“ verbleibt; — wir sprechen darum von einer „unangenehmen Wärme‘, um damit die gleichzeitige Wahrnehmung der Empfindung „Wärme“ und des durch den zu hohen Grad derselben hervorgerufenen unangenehmen Gefühles zu bezeichnen. — Wir nähern die Hand noch mehr, so daß das unangenehme Gefühl so sehr steigt, daß es ein deutliches Übergewicht über die gleichzeitige Wärmeempfindung erhält; dieses Verhältnis drücken wir dadurch aus, daß wir von einer schmerzhaften „Wärmeempfindung“ sprechen. — Endlich berühren wir den heißen Ofen selbst und verbrennen uns, das unangenehme Gefühl hat damit den höchsten Grad erreicht, bei welchem uns die gleichzeitige Empfindung durchaus gleichgiltig ist, und wir reden jetzt nur von „Schmerz“, mit welchem Namen wir ja den höchsten Grad des unangenehmen Gefühles bezeichnen. — In gleicher Weise, wie es hier an einem Sinnesnerven gezeigt ist, kann auch in den Muskelnerven eine zu starke Reizung unangenehm und schmerzhaft werden und in dem Krampfe sich zum reinen Schmerz steigern.

Um den höchsten Grad des unangenehmen Gefühles, den Schmerz, hervorzurufen, gehören, wie die angeführten Beispiele zeigen und wie auch einen jeden seine Erfahrung belehren kann, sehr bedeutende Eingriffe in das Leben und die Leistungsfähigkeit der Nerven. Es ist deswegen leicht zu verstehen, daß unangenehme Gefühle aus Mangel an Anregung niemals so stark werden können, daß sie den Grad des „Schmerzhaften“ oder gar den Grad des „Schmerzes“ erreichen können. Ihr Vorhandensein ist indessen unzweifelhaft, wenn wir uns auch manchmal des unangenehmen Gefühles erst in dem Augenblicke bewußt werden, in welchem dasselbe aufgehoben wird; um Beispiele anzuführen, sei an das Unbehagliche zu langer Dunkelheit und zu langer Ruhe erinnert.

Den unangenehmen Gefühlen stehen die angenehmen Gefühle gegenüber. Wenn diese den Gegensatz bilden zu den unangenehmen Gefühlen, und wenn derjenige höhere Grad derselben, welchen man „Behagen“ oder auch „Kitzel“ (Gaumenkitzel, Ohrenkitzel) nennt, den Gegensatz bildet zu dem Schmerz, so läßt sich schon im voraus denken, daß die Entstehung der angenehmen Gefühle die entgegengesetzte Ursache hat von derjenigen, aus welcher die unangenehmen Gefühle entstehen. Und so finden wir es denn auch; denn ein angenehmes Gefühl entsteht stets, wenn ein gestörter oder abnormer Stimmungszustand wieder aufgehoben

Digitized by Google

wird, also wenn nach Überreizung Ruhe eintritt oder nach langer Ruhe wieder eine angemessene Anregung der Nerven stattfindet. Diese letzte Art schließt sich zunächst an die zuletzt besprochenen unangenehmen Gefühle an, und sie müssen umsomehr zuerst besprochen werden, als sie besonders geeignet sind, das vorher Besprochene zu ergänzen und zu erläutern. Wenn lange Entbehrung des Lichtes uns bedrückt hat, dann freut uns das uns wieder gegebene Licht; wir wenden die Augen, in welchen wir ein angenehmes, behagliches, wonniges Gefühl haben, immer und immer dem Lichte zu; es wird uns dann erst recht deutlich, daß das bedrückte Gefühl, welches wir vorher hatten, nur ein Durst nach Anregung unserer Sehnerven, nach Licht war; und wir trinken das Licht gewissermaßen begierig mit den Augen ein, bis der Durst gestillt ist und wir unbefangener uns der Beschauung der Gegenstände, welche uns umgeben, überlassen können. Im kleinen machen wir diese Erfahrung an einem jeden schönen Morgen; und aus dem gleichen Grunde erfreut sich unser Auge immer an dem großen Wechsel des Gewandes der uns umgebenden Natur, an dem ersten Grün und am ersten Schnee. Jedermann weiß auch, wie eine längere Lautlosigkeit der Umgebung als unheimliche Stille wahrgenommen wird und wie willkommen eine jede Unterbrechung dieser Lautlosigkeit ist; und wem es unbekannt sein sollte, wie angenehm eine Anregung von Muskelnerven ist, welche längere Zeit zur Unthätigkeit verurteilt waren, der darf nur zusehen, wie die entlassene Schuljugend sich des wiedergestatteten Gebrauches ihrer Muskeln freut, wie sie springen, sich raufen und aus vollem Halse schreien. In bescheidenerem Maße beschaffen wir uns dasselbe angenehme Gefühl, wenn wir auf Reisestationen aussteigen, um, wie wir sagen, die Beine zu strecken, in Wirklichkeit, um das aus Unthätigkeit unserer Beinmuskeln entstandene unangenehme Gefühl durch angemessene Thätigkeit zu beseitigen.

Angenehme Gefühle dieser Art sind mit Empfindungen verbunden, da sie durch Anregungen hervorgebracht werden, sind also „angenehme Empfindungen", wie in den gewählten Beispielen die Lichtempfindung, Gehörempfindung und Muskelempfindung; — reiner als Gefühle treten dagegen diejenigen angenehmen Gefühle auf, welche durch Ruhe nach Überreizung entstehen, deswegen können wir auch wahrnehmen, daß Personen sich ganz und mit vollstem Behagen diesen Gefühlen hingeben können. Wer hätte es nicht schon erfahren, mit welchem innigen Behagen wir uns, einem lärmenden Getümmel entronnen, der Stille erfreuen können, und mit welchem Wonnegefühl wir uns nach angestrengter Muskelthätigkeit, z. B. nach einem starken Marsche, der Ruhe überlassen.

Mit dieser Auseinandersetzung ist jedoch keineswegs vollständige Erklärung dafür gegeben, warum uns eine gewisse Empfindung angenehm, eine andere aber unangenehm sein kann oder muß. Es sind hier nur die körperlichen Grundlagen für die Mehrzahl der Fälle aufgestellt, und wenn man den Gegenstand noch weiter verfolgen wollte, so müßte man weiter in das Gebiet des Seelenlebens eingehen und würde dann finden, daß ein wichtiger Grund dafür, daß gewisse Empfindungen, auch solche, welche ihrer Natur nach gleichgiltigere sind, uns angenehm oder unangenehm sind, abhängig ist von den Gedanken und Vorstellungen,

Digitized by Google

welche sich für uns damit verbinden. — Die Untersuchung in dieser Richtung auszudehnen würde indessen zu weit führen; wir wenden uns deswegen lieber wieder zu dem Leben der Nervenfaser, denn dieses bietet der Untersuchung und Besprechung noch reichliches und interessantes Material.

Nachdem wir in dem Bisherigen gesehen haben, wie der Reizzustand einer Nervenfaser entsteht und welche Folgen derselbe in der Entstehung von Empfindung oder Bewegung hat; drängt sich uns nun die Frage auf: wie lange währt der einmal angeregte Reizzustand? und was wird endlich aus ihm?

Wenn wir schnell hintereinander eine gewisse Anzahl von Eindrücken durch dasselbe Sinnesorgan erhalten, wenn wir z. B. einen Triller hören, in welchem eine ganze Reihe von Tönen rasch hintereinander auf das Ohr einwirkt, so ist es notwendig, da einem jeden dieser Töne ein besonderer Reizzustand des Hörnerven entspricht, daß die Nervenfaser ebenso rasch eine ganze Reihe verschiedener Reizzustände durchläuft. Ferner bemerken wir in dem Augenblicke, in welchem ein Gegenstand aufhört, auf uns einzuwirken, daß derselbe für uns nicht mehr vorhanden ist; wenn wir uns von einem gesehenen Gegenstande wegwenden, so sehen wir ihn nicht mehr. — Aus diesen Erfahrungen sollte man schließen, daß der Reizzustand einer Nervenfaser nur so lange besteht, als er durch die Einwirkung eines äußeren Gegenstandes unterhalten wird, und daß er sogleich verschwindet, sobald diese Einwirkung aufgehört hat. — Genauere Beobachtung lehrt indessen, daß dieses keineswegs der Fall ist. — Lassen wir den Ton einer Saite ganz ausklingen, so tönt derselbe noch eine Zeitlang; wenn aber diesem Ton sogleich ein anderer Ton nachfolgt, so hören wir von diesem Nachklingen garnichts; der stärkere zweite Ton verdrängt das Ausklingen des ersten. Gerade so ist es mit dem Reizzustande einer Nervenfaser; in dem raschen Wechsel der Eindrücke verdrängt jeder neue Reizzustand den vorhergehenden und darum ist dieser für uns scheinbar nicht mehr vorhanden. Vermeiden wir aber einen solchen raschen Wechsel und lassen einem lebhaften Reizzustande Zeit, selbst sein Ende zu finden, so sehen wir, daß er noch lange Zeit in einer uns bemerkbaren Weise besteht. Geschmack, Geruch und Gehör sind für Beobachtungen dieser Art weniger geeignet, weil wir bei diesen niemals den Zeitpunkt des Aufhörens der direkten Einwirkung genau bestimmen können. Sehr geeignet ist aber der Hautsinn und mehr noch der Gesichtssinn. Bekannt ist der Scherz, daß man jemanden auffordert, ein ihm an die Stirn geklebtes kleines Geldstück durch Bewegungen der Gesichtshaut abzuschütteln; man drückt ihm das Geldstück auf die Stirn, nimmt es aber sogleich unvermerkt wieder weg; dem anderen bleibt aber der Eindruck noch längere Zeit zurück, sodaß er der Meinung ist, das Geldstück hafte noch an der Stirn, und daß er in dieser Meinung die possierlichsten Bewegungen macht, es abzuschütteln. — Sehen wir in einem halbdunkelen Raume nach einem hellen Gegenstande, z. B. in einem Keller nach dem Kellerfenster, vor welchem heller Sonnenschein ist, so bemerken wir, wenn wir den Blick ins Dunkele wenden, oder auch wenn wir die Augen schließen, daß wir das Bild des Fensters noch immer vor unseren Augen

Digitized by Google

sehen, wenn auch weniger deutlich, und daß es erst nach und nach erblaßt und verschwindet. Erscheinungen dieser Art nennt man „Nachempfindungen" und in dem Gebiete des Gesichtssinnes insbesondere „Nachbilder." Wer einmal auf diese Nachbilder achten gelernt hat, der sieht sie sehr leicht und überall, so daß sie ihm fast plagend werden können. Es sei übrigens hier nebenbei bemerkt, daß man getreue Nachbilder nur sehen kann, wenn man nach dem empfangenen Eindrucke ins Dunkele oder ins Halbdunkele sieht; sieht man dagegen in die Helle, so erscheint das Nachbild in umgekehrter Beleuchtung, so daß man dann z. B. eine schwarze Uhrtafel mit weißen Zahlen sieht; der Grund hierfür ist der, daß diejenigen Stellen des Auges, welche vorher Schwarz gesehen haben, als die geschonteren jetzt das Licht lebhafter empfinden.

Ist nun aber, wenn das Nachbild erloschen ist, mit ihm zugleich der Reizzustand des Sehnerven auch vollständig verschwunden? Sehen wir, was uns die Erfahrung lehrt. Das Nachbild ist für uns vollkommen erloschen; wir gehen anderen Geschäften nach; nach einer Viertelstunde oder einer halben Stunde bücken wir uns in einem halbdunkelen Raume, so daß uns das Blut in den Kopf steigt; und plötzlich sehen wir das Nachbild des Fensters wieder vor uns, und nach einem halben Jahre oder einem ganzen Jahre sehen wir dasselbe Fenster wieder in dem Traume. — Das Bild, d. h. der entsprechende Reizzustand des Sehnerven, ist also insofern wenigstens nicht erloschen, als er durch geringe Anregungen wieder hervorgerufen werden kann, und solche Anregungen brauchen gar nicht einmal Licht zu sein; bei der Wiedererweckung des Nachbildes durch Bücken ist es ja nur der in geringem Maße vermehrte Blutdruck auf den Sehnerven, welcher die Erscheinung hervorruft. — Wir lernen hieraus, daß ein Reizzustand, welcher einmal in einem Nerven lebhaft angeregt war, leicht in demselben wieder entsteht, auch wenn ganz anderartige Reizmittel auf den Nerven einwirken als diejenigen, welche den Reizzustand ursprünglich angeregt haben. — Es ist dieses ein ähnliches Verhältnis wie dasjenige, welches man bei musikalischen Instrumenten wahrnimmt. Es ist bekanntlich für den Wert eines Klaviers und einer Geige von großer Wichtigkeit, daß dieselben von einem tüchtigen Musiker „eingespielt" werden, wie man es nennt. Die Instrumentenhandlungen besolden deshalb auch tüchtige und sichere Musiker, um ihre Instrumente einzuspielen. Der Zweck dieses Einspielens ist nur der, daß der Resonanzboden der betreffenden Instrumente in die den wichtigen und reinen Tönen entsprechenden Erzitterungen oder Vibrationen so gewissermaßen eingeübt werde, daß er bei dem künftigen Spielen leicht wieder in dieselben hineinfällt, auch wenn etwa ein kleiner Fehler in dem Angeben des Tones gemacht worden sein sollte. Gerade so wie in einem gut gespielten Resonanzboden die eingeübten Erzitterungen leicht wiederkehren, so kehren auch in einem Nerven vorher dagewesene Reizzustände leicht wieder.

Bedenken wir nun, daß z. B. auf unsere Sehnerven beständig nur einerlei Reize einwirken; denn wie mannigfaltig auch die Reize sein mögen, welche unser Auge treffen, so ist doch diesen allen, wie verschieden sie auch in Gestalt und

Digitized by Google

Farben sein mögen, das Eine gemeinsam, nämlich das Licht, die Helle. — Bedenken wir dieses, so wird es uns deutlich sein, daß alle Reizungen, welche unseren Sehnerven treffen, wenn nicht einzelne besondere Reizzustände, so doch den allgemeinen Reizzustand „Licht" in demselben wecken müssen. Auf diese Weise erklärt es sich, daß ein Schlag oder Stoß auf das Auge eine lebhafte Lichtempfindung erweckt; ja! daß schon ein gelinder Druck auf das Auge im stande ist, eine leichtere Lichtempfindung hervorzurufen. Es ist das die Erscheinung, welche man dadurch bezeichnet, daß man sagt, es seien einem Funken aus den Augen geflogen, oder man habe das Feuer im Elsaß gesehen. — Diese Erscheinung ist aber nur für denjenigen bemerkbar, welchen ein solcher Stoß gerade trifft, nicht etwa für andere; und noch weniger ist ein solches Feuer, welches dabei „aus den Augen fliegt", geeignet, die Umgebung zu erhellen, wie sogar einmal bei einer Gerichtsverhandlung so bestimmt behauptet wurde, daß eine medizinische Fakultät deswegen ein Gutachten darüber abgeben mußte, ob dieses auch möglich sei. Natürlich hat die Fakultät dieses verneint.

In gleicher Weise, wie es hier an dem Sehnerven nachgewiesen wurde, werden auch alle anderen Sinnesnerven einseitig geübt, so daß alle Reizungen immer dieselbe Art von solchen, nur der betreffenden Person wahrnehmbaren Empfindungen erregen. Am auffallendsten ist nach dem Auge diese Erscheinung an dem Ohre. Sie tritt in der Gestalt des „Klingens vor dem Ohre" auf, welches nichts ist als das Hervorrufen des allgemeinen Reizzustandes „Ton" in den Hörnerven, und zwar nur durch kleine Störungen in dem Blutumlaufe, so daß dadurch auf den Hörnerven ein leichter Druck ausgeübt wird.

In einem jeden Nerven ist also eine bestimmte Anzahl von Reizzuständen gewissermaßen schlummernd vorhanden, wie der Keim in einem Samenkorn, und diese alle vereinigen sich zu einem beharrenden Reizzustande, in welchem die einzelnen Elemente, welche ihn zusammengesetzt haben, nicht mehr für sich erkennbar sind, wenn sie auch gelegentlich wieder geweckt und in die Erscheinung gebracht werden können. In ähnlicher Weise häufen sich auch in den Bewegungsnerven die wiederholten Anregungen, welche ihnen geworden sind, zu einem beharrenden Reizzustande, welcher um so stärker ist, je häufiger und stärker die Anregungen in dem Nerven gewesen sind. Dieser andauernde Reizzustand eines Bewegungsnerven ist nicht so stark, daß er eine erkennbare Bewegung in dem von ihm abhängigen Muskel zu stande bringen könnte, dennoch aber macht er sich in einer sehr deutlichen Weise bemerkbar und wird dadurch die Grundlage einiger interessanten Erscheinungen. — Es ist bekannt, daß verschiedene Personen verschiedene Haltungen zeigen, und es ist auch eine Thatsache, daß diese verschiedenen Haltungen in der Regel angewöhnt sind; man kann sich am besten hiervon überzeugen, wenn man die näheren Ursachen solcher Angewöhnungen kennt und damit einen Hinweis auf die wirkliche Einwirkung derselben erhält. Einseitige körperliche Thätigkeit wird häufig Ursache für solche Haltungen, wie z. B. dadurch die hohen Schultern von Schraubstock-Arbeitern und der breitspurige Gang von Reitern hervorgebracht werden; — nicht minder wirkt auch Absichtlichkeit aus

Digitized by Google

Eitelkeit oder aus anderen Gründen in der gleichen Weise, so entsteht z. B. die sogenannte militärische Haltung; ganz besonders deutlich tritt aber die Folge absichtlicher Angewöhnung in der Haltung der Schultern hervor; manche Personen wünschen breite Schultern zu zeigen und ziehen deshalb die Schulter nach vorn; andere wünschen eine hohe Brust zu zeigen, diese ziehen die Schultern zurück, noch andere wünschen einen Eindruck von bedeutender Muskelkraft hervorzubringen, diese ziehen die Schultern hinauf, — und bei allen diesen wird die gewählte und ursprünglich freiwillig ausgeführte Haltung der Schulter eine gewohnheitsgemäße, welche ihnen auch ohne ihren Willen als bleibende Haltung anhaftet. — Die Ursache für diese Erscheinung ist nur in dem beharrenden Reizzustande der Bewegungsnerven zu finden. — Wie eine einmalige stärkere Erregung eines Bewegungsnerven eine lebhafte Zusammenziehung der von ihm abhängigen Muskeln hervorbringt, so unterhält der andauernde leichtere Reizzustand eines Bewegungsnerven einen andauernden leichten Zusammenziehungs-Zustand in den Muskeln, in welchen er sich verteilt. Wir nennen diesen Zustand der Muskeln „Muskelspannung" oder „Muskeltonus." Je stärker der andauernde Reizzustand ist, um so stärker ist natürlich auch diese Muskelspannung. Die ganze sogenannte Haltung des Körpers ist nun aber von der Muskelspannung abhängig, wie man deutlich daran erkennen kann, daß eine plötzliche Nervenlähmung, z. B. durch einen Schreck, mit allgemeinem Zusammensinken verbunden ist. Die Muskelspannung muß sich daher auch in der Haltung kund geben. Sind die Bewegungsnerven überhaupt stark geübt, so wird dadurch die sogenannte stramme Haltung hervorgebracht, während minder geübte Bewegungsnerven sich durch schlaffe Haltung verraten; — sind aber gewisse Muskeln stärker geübt als andere, so müssen diese auch einen größeren Einfluß auf die Haltung gewinnen, und so erklären sich die Haltungen, welche durch zufällige oder absichtliche Angewöhnungen entstehen. — Auf diese Sätze gründet sich auch dasjenige, was an der Physiognomik wahr ist, d. h. an der Kunst, den Charakter eines Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erkennen. Alle geistigen Zustände, namentlich die leidenschaftlichen, geben sich ja in dem Gesichte kund, indem sie Bewegungen in den Muskeln des Gesichtes hervorrufen; kehren nun gewisse leidenschaftliche Zustände häufiger wieder, so werden die diesen entsprechenden Muskeln des Gesichtes mehr geübt und bedingen in dieser größeren Übung durch ihre vermehrte Muskelspannung eine bleibende Haltung des Gesichtes von der Art, wie sie jener Leidenschaft entspricht. Ein feiner Beobachter kann deswegen aus der Haltung des Gesichtes einen Schluß ziehen auf die Art der geistigen Thätigkeiten und der häufiger wiederkehrenden leidenschaftlichen Zustände einer Person und somit auch auf deren Charakter.

Wir müssen übrigens noch einmal auf den andauernden Reizzustand in den Empfindungsnerven, insbesondere in den höheren Sinnesnerven zurückkommen. Es wurde vorher gezeigt, daß Reizzustände, welche einmal lebhaft geweckt sind, noch eine ganze Zeitlang unter geeigneten Verhältnissen wieder auftauchen und wahrgenommen werden können; und diese Thatsache wurde dafür benutzt, zu

Digitized by Google

erklären, warum auch fremdartige Reize, welche einen Nerven treffen, doch stets nur solche Empfindungen hervorrufen, welche von derselben Art sind wie diejenigen, welche durch die für ihn gewohnten Reizmittel hervorgerufen werden, — warum also z. B. ein Schlag auf das Auge eine Lichtempfindung erwecken muß und nicht z. B. eine Tonempfindung. Es ist aber noch auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche den deutlichsten Beweis dafür liefert, daß Reizzustände, welche einmal lebhaft geweckt waren, unter geeigneten Verhältnissen sehr, sehr spät wieder auftreten können und vielleicht niemals wieder ganz verschwinden. Wir werden den Beweis dafür natürlicher Weise nur dadurch erhalten können, daß wir unter gewissen Bedingungen wieder Wahrnehmungen erhalten, welche jenen früher erhaltenen gleich oder wenigstens ähnlich sind. In dem gewöhnlichen wachen Zustande und in der Tageshelle werden wir solches allerdings nicht wahrnehmen können, denn die starken Eindrücke, welche wir hier beständig von unserer Umgebung erhalten, müssen stets das Übergewicht haben. Jene einzeln wieder auftauchenden früheren Reizzustände verlangen, um wahrgenommen zu werden, größte Ruhe und Ausschluß aller stärkeren und äußeren Anregungen. Die günstigste Zeit dafür ist deshalb die nächtliche Ruhe mit ihrer Stille und Dunkelheit, und am allergünstigsten die Zeit vor dem Einschlafen. Haben wir gelernt auf die Empfindungen zu achten, welche uns, wenn auch meistens schwach, so doch deutlich werden, so erhalten wir eine ganze Fülle wunderbarer Eindrücke in jenen Augenblicken, in welchen wir in äußerer Stille und Ruhe ganz nur auf uns selbst und auf unsere Empfindungen achten können. Leise und zart treten Bilder vor unseren Augen auf in mannigfaltigstem, buntem Wechsel der Gestalten, — zuerst ziehen leichte, dämmerige Nebel durch das Gesichtsfeld, diese sammeln sich zu leuchtenden Punkten, zu Feuergarben, zu strahlenden Sonnen; — in immer neuen Gestalten flutet das Lichtmeer; — dann tauchen in demselben einzelne Schatten auf; — diese gestalten sich zu Bäumen, Bergen, ganzen Landschaften; ein glühendes Abendrot steht über denselben; — plötzlich taucht ein Gesicht hervor, bald freundlich, bald fratzenhaft, — dann eine Blume, — dann ein buntes Gemisch leuchtender Farben; — vor den Ohren beginnt es zu summen und zu klingen, — einzelne bestimmte Töne und Worte werden gehört, — und inmitten dieser Eindrücke schwindet das Bewußtsein mehr und mehr, — wir sind vom Schlafe umfangen, und das Wallen der Bilder und Töne setzt sich fort in das Gebilde der Träume, — und selbst im Augenblicke des Erwachens können wir oft noch die Gestalten der Träume vor dem wachen Auge schweben sehen. — So zeigt sich diese Erscheinung bei jedem Gesunden, welcher darauf achten gelernt hat; ist aber das Nervensystem aufgeregter, wird es durch übermäßige Gemütsbewegung oder gar durch Krankheit allgemeiner aufgeregt, dann nimmt diese Erscheinung einen stärkeren und auffallenderen Charakter an und wird selbst im wachen Zustande wahrgenommen; sie bildet dann die Grundlage und den Inhalt der Delirien der Kranken und Irren, welche merkwürdige Bilder und Töne hören und mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie an deren Wirklichkeit glauben; können doch solche Kranken ganze Zeiten ihres früheren Lebens wieder durchleben mit allen

Digitized by Google

ihren damaligen Eindrücken, gerade als ob sie gegenwärtig mitten darinnen lebten, so daß ihnen die Vergangenheit zur Gegenwart wird.

Wir haben gesehen, daß die Sinnesnerven unter den richtigen Verhältnissen an ihrem äußeren Ende gereizt werden und die empfangene Reizung nach innen zu dem Gehirne tragen, — und daß umgekehrt die Bewegungsnerven an ihrem inneren Ende von dem Gehirne aus gereizt werden und dann die empfangene Reizung nach außen zu den Muskeln tragen. Deswegen vermitteln in den gewöhnlichen Verhältnissen die Sinnesnerven Empfindungen von äußeren Gegenständen und die Bewegungsnerven mehr oder weniger freiwillige Bewegungen.

Es fragt sich nun: könnte es nicht auch der Fall sein, daß Bewegungsnerven auch Empfindungen vermitteln können, und daß Sinnesnerven von innen von dem Gehirne aus angeregt werden können?

Was die Bewegungsnerven angeht, so haben wir schon in früherem gesehen, daß wir das sogenannte Muskelgefühl, d. h. die Wahrnehmung von der Thätigkeit unserer Muskeln am leichtesten erklären können, wenn wir annehmen, daß eine in Reizzustand befindliche Muskelnervenfaser mit ihrem Zustande auf das Gehirn zurückwirkt. — Wir würden danach also den Bewegungsnerven auch das Vermögen beimessen dürfen, Wahrnehmungen hervorzubringen, wenn auch nur Wahrnehmungen aus dem eigenen Körper.

In Bezug auf die Anregung der Sinnesnerven von dem Gehirne aus haben wir uns zuerst zu fragen, was dann wohl der Erfolg von einer solchen sein müßte, oder wie dieselbe in die Erscheinung treten müßte. Nach dem, was wir über das Nervenleben wissen, ist es deutlich, daß Anregungen der Sinnesnerven von dem Gehirne aus in diesen auch nur Reizzustände derselben oder ähnlicher Art müssen erregen können, wie diejenigen sind, welche gewöhnlich von außen her angeregt werden; — wenn aber solche Reizzustände in den Sinnesnerven vorhanden sind, so müssen sie, auf das Gehirn zurückwirkend, entsprechende Empfindungen erregen. — Die Frage wird sich demnach in der Weise stellen, daß wir fragen, ob Seelenzustände im stande seien, uns Empfindungen zu erregen, welche eben so lebhaft sind, als ob sie durch äußere Gegenstände erweckt wären.

Wenden wir uns hierfür an die Erfahrung, so finden wir, daß dieses allerdings der Fall ist. In kleinerem Maßstabe hat dieses ein jeder schon selbst erfahren, und zwar an der Ergänzung unvollständiger Sinnesempfindungen, namentlich in Zuständen größerer und stärkerer Anfregung; so erkennt ein Furchtsamer in einem alten Baumstumpfe einen Räuber mit allen Einzelheiten und nicht minder in einem Stück Mondschein ein Gespenst, — und so hört einer, welcher eine bestimmte Zeit abwartet, in jedem Tone einen Uhrenschlag, und einer, welcher einen Besuch erwartet, ruft bei jedem Geräusche „Herein", weil er ein Klopfen an der Thür zu hören wähnt. Von solchen Ergänzungen unvollständiger Sinneswahrnehmungen durch Anfügung solcher Teile derselben, die wir in Wirklichkeit nicht von außen her wahrnehmen, ist es nur ein Schritt zu der Erzeugung von Sinnesempfindungen, welche gar keine Grundlage in einem

Digitized by Google

von außen kommenden Eindrucke finden. Freilich gehören dazu entweder sehr aufgeregte Zustände oder eine große Übung in der Beobachtung solcher Erscheinungen; in dem letzteren Falle ist es sogar möglich, freiwillig solche Gesichts- oder Gehörs-Erscheinungen hervorzubringen; es ist dazu indessen notwendig, daß dabei alle stärkeren äußeren Eindrücke ausgeschlossen sind. — In einem solchen Zustande befinden wir uns aber alle während des Schlafes, und daher können im Traume durch verschiedene von außen her erregte Gedanken deutliche Gesichts- oder Gehörswahrnehmungen hervorgebracht werden. — Man hört z. B. im Schlafe das Bellen eines Hundes und sieht dann deutlich einen Hund vor sich, — oder man hört einen lebhaften Peitschenknall und sieht einen Mann vor sich, welcher eine Pistole losschießt. Daß in solchen Fällen wirklich die Sinnesnerven selbst gereizt sind, ist deutlich daran zu erkennen, daß man, plötzlich aufgeweckt, die Traumgesichte noch für einige Augenblicke vor dem wachen Auge kann schweben sehen.

Wir haben hiermit eine neue Quelle für die verschiedenen Bestandteile unserer Träume kennen gelernt und darin haben wir einen neuen Beweis dafür zu finden, wie selbst in den Zuständen, in welchen scheinbar vollständige Ruhe und Unthätigkeit in dem Körper ist, doch in dem Nervenleben eine beständig unruhige Bewegung und Thätigkeit herrschend ist. — Ruhig und bewegungslos liegt der Schlafende da, aber die in seinen Sinnesnerven hervortauchenden Reizzustände erregen ihm, ungeordnet zusammengestellt, die wunderbarsten Gesichts- und Gehörserscheinungen; — äußere Eindrücke werden wahrgenommen, mengen sich auf das mannigfaltigste in die bestehenden Traumgebilde und rufen ihrerseits wieder andere Gebilde hervor; und drängen sich dann in diese noch Vorstellungen von Bewegungen ein, so erfolgen sogar auch Bewegungen der Glieder oder der Sprachwerkzeuge, und der Schlafende hält ganze Reden, oder bewegt sich mit einer Lebhaftigkeit, welche sich bis zu dem so geheimnisvoll erscheinenden Schlafwandeln steigern kann.

Nicht nur also im wachen Zustande allein sind die Nerven thätig, sondern auch im Schlafe. Im wachen Zustande bringen sie uns die tausendfältigen Eindrücke von äußeren Gegenständen, welche uns über die Eigenschaften derselben belehren, uns die mannigfaltigsten Freuden und Genüsse gewähren, oder durch Erregung von Schmerzen uns Warnungen vor Gefahren werden lassen, — im wachen Zustande vermitteln sie auch alle Bewegungen, welche wir ausführen für den Zweck der Erhaltung unseres Lebens oder der Ausübung von Kunstfertigkeiten, welche das Leben zu verschönern bestimmt sind, — und vermitteln ebenso alle Bewegungen, welche durch sich selbst Genuß geben oder uns hinausführen, um genußreiche und stärkende Eindrücke in der freien Natur zu empfangen. — Im Schlafe sind sie mit der ihnen noch verbliebenen Empfänglichkeit stets noch Wächter für unsere Sicherheit, indem stärkere Eindrücke gar bald durch ihre Vermittlung den sicheren Schlaf unterbrechen und uns schnell dem bewußten Beobachten und dem bewußten Handeln wiedergeben; und während der Ruhe des sicheren Schlafes ist es wieder die innere Thätigkeit der Nerven, die dem Spiele der Träume ruft, durch welche selbst in den Schlaf ein geistiges Leben, wenn auch märchenhaft phantastischer Art, hineingezaubert wird.

Digitized by Google

Rechnen wir noch hinzu, daß auch die für unser Leben unentbehrlichen Herzbewegungen und Atmungsbewegungen und überhaupt alle in dem Körper selbst vor sich gehenden und auf Erhaltung des Lebens hinzielenden Vorgänge nur durch die unermüdliche, Tag und Nacht, im Wachen und im Schlafe nicht ruhenden Nerventhätigkeiten zu stande kommen, — so erkennen wir, welchen hohen Wert das Nervensystem für uns besitzen muß. Auf das Vorhandensein und die Thätigkeit des Nervensystems allein gründet sich die ungleich höhere Stellung, welche in der organischen Welt das tierische Leben vor dem pflanzlichen auszeichnet; und für den Menschen, der sich durch höheres geistiges Leben über das Tier erhebt, sind die Nerven die Wege, auf welchen sein geistiges Leben Nahrung erhält und auf welchen durch Thaten und Rede sein geistiges Leben in die Erscheinung treten und auf das geistige Leben seiner Mitmenschen einwirken kann. Das Nervensystem allein giebt dem Menschen seine hervorragende und herrschende Stellung unter den Geschöpfen der Erde und befähigt ihn zur Bildung der menschlichen Gesellschaft, auf welche allein die stets und stets zu höheren Zielen fortschreitende geschichtliche Entwickelung der Menschheit sich stützt.

Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.*)

9. Brief.

An Bord des „Henry Venn," den 31. August 1879.
Ankerplatz unfern Jola, observierte Länge 12° 33′ östlich von Greenwich,
gemutete Breite 9° 17′ nördlich.

Lieber Karl!

Da sich mir an diesem jedem Postbureau fern liegenden Orte Gelegenheit bietet, einen Brief abzusenden, will ich dieselbe (für den Fall, daß mir die Heimkehr nicht beschieden sein sollte) nicht unbenutzt vorübergehen lassen. In nachfolgenden Zeilen stelle ich Dir das Wichtigste zusammen, das zu sehen und zu erkunden ich auf meiner interessanten Fahrt Gelegenheit fand.

Am 8. Juli verließen wir Lokodja. Am 23. Juli 7 Uhr 30 Minuten früh ankerten wir auf der Höhe von Ibi, einem Fulbeort am linken Benuenfer im Kororofagebiet, dessen Häuptling Abdurachmani heißt. Gankura ist verlassen, Gandiko aber besteht etwas unterhalb von Ibi. Gegen Mittag desselben Tages schritten wir, der Leiter der Expedition Mr. J. H. Ashkroft, Agent der Church Missionary Society, Mr. Kirk und ich, durch das Südthor von Ibi gen Wukari.

*) In der Einleitung zu diesen Briefen (Juliheft) sind einige Fehler stehen geblieben, die wir hier verbessern: Seite 60, Zeile 3 von oben lies besseren statt: besten.
„ 61, „ 14 „ unten „ Ngaundere „ Nyaunden.
„ 62, „ 16 „ oben „ aushält „ aushielt.
Die Redaktion.

Digitized by Google

Die Nacht auf den 24. kampierten wir im Walde und 12 Uhr 37 Minuten Mittags des nächsten Tages hielten wir unsern Einzug in Kororofa's Hauptstadt, deren Plan beiliegt.

Die Entfernung von Ibi nach Wukari schätze ich auf $7\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Die Richtung ist südlich, der Weg schlängelt sich durch eine Landschaft, die unverändert dieselbe bleibt: eine sanft gewellte Grasebene, unregelmäßig mit niederen, krummästigen Bäumen (darunter viel Scheabutterbäume) bestanden. Sie ist am besten mit einem verwilderten weiten Obstgarten in ihrer äußeren Erscheinung vergleichbar. Keine Palme, nichts erinnerte mich daran, daß ich mich so nahe dem Äquator befand.

Des Königs Name ist Agudamada, der des Galadima — Agudu; am nächsten im Range steht diesem der Mallambaba, welchem der erste und dem wieder der zweite Madaki folgt. Vom Nord- zum Südthore brauchte ich 25 Minuten in gemächlichem Schritt. Die Einwohnerzahl schätze ich auf ca. 5000. Ehemals soll die Stadt 2 Stunden östlicher gestanden haben, und es befinden sich daselbst noch Hütten, in denen Fetische aufbewahrt werden; der Ort wird Okare, was mit Vogel's Okale identisch sein mag, genannt. Ich will näheres auf der Rückreise zu erfragen suchen.

Der Kogi-n-Kalem (siehe Karte von Petermann) ist unbekannt. Es fließt kein Fluß in der Nähe Wukari's. Auf unserem Wege nach der Stadt überschritten wir auf 40 Minuten Entfernung von Ibi einen Bach, den Diamoa = Fulbewasser, von 6 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe, von West nach Ost fließend; außerdem fanden wir in einzelnen Gesenken des Bodens teichartige Pfützen und nach 4 Stunden 30 Minuten Marsch wahrscheinlich denselben Bach wieder. Eine Tagereise östlich von Wukari fließt von Süd nach Nord in den Brune der Kogi-n-Wukari und noch weiter östlich der Rua Tarabba. Der erstere soll in der trocknen Jahreszeit versiegen, der letztere dagegen ca. 3 Fuß Wasser führen.

Am Kogi-n-Wukari liegen von Nord nach Süd:

am linken Ufer:	am rechten Ufer:
Jebu, Fulbeort, und nahebei	Bantai
	Donga, großer Ort,
Njakola, Baibaiort,	Atfuku,
	Ganjama,
ferner Baibaiortschaften;	Lubu und
	Uama

Am Tarabba liegen:

die Fulbeorte:	die Baibaiorte:
Sendirde,	Sagabo,
Urio,	Beli,
Mallawa,	Wumka,
Bakundi;	

Die Landschaft, in welcher der Tarabba mündet, heißt Gassol; wir passierten die Mündung am 31. Juli.

Digitized by Google

Diese Fluß- und Ortsnamen sind glaubwürdig, da sie mir an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen bestätigt wurden.

Am 7. August gingen wir bei Tschomo vor Anker. Muri, weiter unterhalb Mori genannt, und Hamarua ist ein und derselbe Ort, richtig auf der Hassenstein'schen Karte „die Flußgebiete des Benue", entgegen der neueren Petermann'schen zu G. Rohlf's Reise von 1866 und 67. Hier muß ich noch bemerken, daß Dagbo am unteren Benue existiert, aber unbedeutend ist. Hamad war der Gründer des Ortes, an dessen Ost- und Westende je eine Quelle fließt, die sich bald zum Mayo oder Mao vereinigen, um dem Benue zuzurinnen; Hamarua bedeutet also so viel wie Wasser des Hamad.

Dieser Ort liegt auf einem Hügel von 400' Höhe über dem Spiegel des Benue; er liegt von Tschomo aus fast nordwestlich, wir erreichten ihn über Wudju, auch Wuzu gesprochen, in ca. 6 Stunden, 3 Stunden und 10 Minuten zu Pferde von Wudju aus. Der Ort besitzt an 800 Stück prächtiger Buckelrinder, wenig Schafe und Ziegen und etwa 40—50 Pferde, worunter schöne Tiere. Die Landschaft gleicht ganz der auf dem Wege nach Wukari durchschrittenen, nur sahen wir hier einige Fächerpalmen. Der Flußarm nach Wudju wird Mbai Diam Mbai genannt.

Der gegenwärtige König in Muri oder richtiger Statthalter heißt ebenfalls Hamadu. Er ist erst kürzlich vom Sultan von Sokoto bestätigt worden, und es weilt der Sohn desselben, der diese Bestätigung überbrachte und die Galadimawürde jener Stadt bekleidet, gerade jetzt in Muri. Vor ungefähr einem Jahre ward der König Burba aus Muri vertrieben, der jetzt am linken Ufer des Benue in Kundi lebt, und Hamadu eingesetzt.

Die nächsten Berge um Muri sind schon von freien Heidenstämmen bewohnt, nur nicht im Westen, wo einige Fulbeorte liegen. Sie werden Kefris genannt und sollen Baibais sein, ihre Ortschaften nach Osten hin sind: Bambur (eine Tagereise von Muri) Gomu, Bolera, Bambuka, Dadia, Iri, Mana, Wuaja und Tscham. Sie leben mit den Fulbe in Feindschaft, und vergeblich bemühte ich mich, einen Führer nach Bambur zu finden.

Am 21. August gingen wir bei Djen vor Anker, das etwa 2000 meist vollständig nackte Bewohner haben mag. Der Ort gehört zu Muri, ist aber nicht von Fellatas bewohnt. Des Königs Name ist Zuna, der des Geladima Kipa. Dulti's Bewohner sind in die Berge gezogen. Nun lag jungfräuliche Erde vor uns.

Am 22. August 7 Uhr 30 Minuten früh hielten wir vor Gamaje, einer Ortschaft am linken Ufer, daselbst große kräftige Männer mit Schild, Bogen und Pfeilen und Speeren bewaffnet, außer einem Stück Zeug oder Fell um die Lenden nackt. Das Gebahren derselben zeugte von Scheu und Argwohn, wir machten ihnen ein kleines Geschenk und dampften weiter.

Um 10 Uhr hielten wir vor Jangai, dem Hafenort für Bassama (= Banjawa); dem Könige dieses größeren Ortes sandten wir ein Geschenk, welches er am 23. durch eine jährige Kuh und einen ca. 18 Monate alten Ochsen erwiderte.

Digitized by Google

Der Ort liegt an den Bergen und ist ca. 4—5 Stunden vom Ufer entfernt. Wir blieben über Sonntag liegen. Die Bewohner von Jangai waren durch die Observationen des Kapitäns mißtrauisch geworden, auch das Betragen des Bassamagesandten ward zum Schluß unfreundlich. Da wir am Sonntag nicht Handel trieben, brachten sie ihre Löwen- und Pardelfelle wieder heim.

Es hieß, wir würden in Bula verhindert werden, weiter vorzudringen; so bereiteten wir uns denn auf einen möglichen Kampf vor, ehe wir am 25. August in Jangai die Anker lichteten. Jangai liegt dem Mount Gabriel, den Barth kaum gesehen haben kann, gegenüber; dieser Berg ist ein vollkommener Kegel von höchstens 500 Fuß Höhe und muß bei Hochwasser vollständig vom Wasser umgeben sein. An seinem östlichen Fuße liegt die Ortschaft Ulpi mit ca. 300 Hütten.

Wir passierten am rechten Ufer die Ortschaften Bakan, Jeki, Jeka, Gempi, Upani, Jangan und Umburu und ankerten gegen 6 Uhr abends bei der großen Ortschaft Numun. Je weiter wir kamen, desto scheuer und argwöhnischer wurden die Leute. Wir hielten an mehreren der genannten Plätze, die alle 3—600 Hütten zählten, und gaben den Häuptlingen kleine Geschenke. Der Name des Volkes war nicht zu erfragen, da unser Dolmetscher sich aus Furcht verkroch, wenn er sprechen sollte, und vorgab, die Sprache nicht zu verstehen.

Das Land ist gut angebaut und stark bevölkert. Numun zählt ca. 800 Hütten, hat über 100 Stück Rindvieh, reichlich Schafe und Ziegen und auch einige Pferde. Auf 4 bis 5 Stunden Entfernung soll ein großer Ort namens Dempa liegen. Acht Mann auf Pferden ohne Sattel, verhältnismäßig gut gekleidet, kamen, uns zu begrüßen; sie brachten einen schönen Zahn Elfenbein zum Geschenk, kamen aber nicht an Bord, und uns ward nicht gestattet, an Land zu gehen. Leute aus Numun waren an Bord und brachten ein schönes Gegengeschenk zum König von Dempa.

Am 27. August um 12 Uhr mittags dampften wir weiter; zu beiden Seiten waren die Ufer mit Hütten bedeckt, die unter schattigen Bäumen auf etwa $^1/_2$ bis 1 englische Meile Entfernung vom Ufer standen. Wir versuchten vergeblich mit den Leuten zu sprechen; obgleich wir hier und da hielten, wagte sich kein Kanoe an das Schiff, um die angebotenen Geschenke in Empfang zu nehmen.

Um 4 Uhr 20 Minuten nahm der Kapitain unter dem Schutze unserer Gewehre auf einer Sandbank eine Höhe auf. Über diesen Punkt hinaus sahen wir keine Ortschaften mehr. Der Fluß ist sehr reich an Grasinseln, und seine Breite mag sich stellenweise auf 1 geographische Meile ausdehnen zur Zeit des Hochwassers; in den letzten Jahren soll der Benue übrigens nicht sehr bedeutend angeschwollen sein.

Am 28. früh bemerkten wir, daß das Wasser etwa 8 Zoll gefallen war, wie wir denn oft ein plötzliches Fallen und Steigen über Nacht beobachteten, von 6 Zoll bis $1^1/_2$ Fuß. Wenn wir seither immer etwas nördlichen Kurs eingehalten hatten, steuerten wir heute fast ausschließlich südöstlich. Der Strom ist noch immer ansehnlich breit und hat im Durchschnitt ca. 3 Faden Tiefe.

Um 7 Uhr 30 Minuten früh sahen wir die ersten Kulturen und bald darauf

Digitized by Google

hier und da an den Hügeln, in der Nähe der beiden Ufer Fulbeortschaften, Rumde-Laba am rechten Ufer, Konkadanka am linken, dann Babalewa am rechten, wo wir $^1/_2$ Stunde hielten. 2—300 Fuß hohe Felshügel steigen hart an beiden Ufern sanft auf, dahinter höhere Berge. Überall wurden wir angerufen und begrüßt.

Um 2 Uhr 5 Minuten gingen wir bei Donge vor Anker, das etwa $1^1/_2$ Stunden von Jola entfernt ist, von wo aus ich dieses schreibe. Der Statthalter von Jola hat unser Geschenk nicht erwidert, daher hatten wir keine Gelegenheit, den Ort zu besuchen, was ich lebhaft bedaure. Der Bagell liegt nicht am linken, sondern am rechten Ufer des Benue.

Ich habe den Sonntag Nachmittag benutzt, um vorstehendes aufzuschreiben; doch glaube ich nicht, daß der Fall eintreten wird, den anzunehmen immerhin verständig ist, vielmehr lebe der besten Hoffnung, Dich und alle, die ich liebe, bald wiederzusehen.

Ich zeichne die Karte, werde reichlich Abbildungen mitbringen, habe meteorologische Beobachtungen angestellt und hoffe, so eine gute Basis für künftiges Schaffen gelegt zu haben. Welchem Volke die Bula und Bassama und eventuell welcher Rasse sie angehören, läßt sich durch Sprachproben wohl ermitteln, die ich, wenn auch nur sehr unvollständig, sammelte.

Proben des Zahlworts der Bassama (die Bula reden dieselbe Sprache mit höchstens dialektischen Unterschieden):

1 sido	5 tuff	9 dombadu
2 pe	6 tugaltaka	10 boh
3 moakeng	7 tugalpe	11 boh ambire sido
4 fatt	8 fofatt	12 boh ambire pe u. s. w.

Beobachtete Länge von Tschomo, Hafen für Muri, 11° 16′ östlich, von Jangai, Hafen für Bassama, 11° 44′ östlich, Breite von Mount Gabriel 9° 28′ nördlich.

Diese Ortsbestimmungen sind vom Kapitän besorgt. Anfang März 1880 hoffe ich Dir persönlich genaueres mitteilen zu können.

Mit herzlichem Gruß

Dein Eduard Robert.

10. Brief.

Eggan, den 20. Oktober 1879.

Lieber Bruder!

Einliegendes Schreiben vom 31. August 79 kam seinerzeit nicht fort, da die Boten den Weg überhaupt nicht antraten. Inzwischen bin ich wieder glücklich in Lokodja angelangt und dampfe augenblicklich nach Eggan. Wir haben den Benue bis ca. 13° 30′ östliche Länge und 9° 20′ nördliche Breite, also eine gute Strecke weiter als die Expedition von 1854, und auch über die Konfluenz mit dem Faro (Barth 1851) hinaus befahren und noch manches Interessante gehört und gesehen. Darüber, wenn ich bei Dir bin, ausführlicher.

Dein Brief hat mich sehr erfreut, und ich rechne bestimmt darauf, bald einen

Digitized by Google

zweiten zu erhalten, da die zwei Monate heute ihr Ende erreicht haben. Du mußt diverse Schreiben von mir nicht erhalten haben, was auch mit D. der Fall zu sein scheint. Ich habe etwa in 3—4 monatlichen Zwischenräumen Briefe an Dich abgehen lassen und sah meine Bemühungen denn auch schön belohnt durch Dein willkommenes und nur gutes enthaltendes Schreiben vom 1. August.

Mir ist's genau so ergangen wie Dir; es ist halt das Leben. Ohne Anfeindung und Mißverständnisse, die uns oft mit den besten Menschen entzweien und viel Leid erzeugen, kommt niemand davon und bin auch ich nicht weggekommen; doch freut's mich, mit Dir sagen zu können: Ich habe mich behauptet, mich vor mir selbst stets hochgehalten und gern dafür geduldet.

Was würdest Du dazu sagen, wenn Dein freidenkender Bruder nicht gerade Missionar, aber doch im Dienst der Mission in Afrika thätig sein wollte? Seit ich K. als eine Santa Maria betrachten gelernt, zu der man wohl beten darf, aber auch sonst nichts mehr, ist mein Sinnen und Denken ganz in Afrika konzentriert, und Du wirst Mühe haben, mich für andere Dinge zu begeistern.

Ich habe nun einmal mein Herz darauf gerichtet, in Afrika den Entdecker zu spielen, und wenn möglich mehr als das! Und seitdem ich Blut getrunken, d. h. wirklich jungfräulichen Boden betreten, fühle ich etwas, wie der Jüngling am grüngoldigen Rheinstrom:

„Am Rhein, am Rhein!
Und kehret nicht wieder nach Haus."

Für das zugedachte Ehrengeschenk besten Dank; es freut mich, Dir nun auch, wenn ich heimkomme, etwas unterbreiten zu können, die Karte des Benue von Dsen bis Ribago am Fuße der Tinglingberge und des Katie Hill, das schon, wie ich mir schmeichle, einer kleinen Auszeichnung wert ist.

Bis zum 7. Januar habe ich mich verpflichtet, glaube aber etwa einen Monat vor der Zeit entlassen zu werden; dann hoffe ich also schon im Januar bei Dir zu sein und Fasching in der Heimat zu feiern.

Dein Dich liebender Bruder

E. R. Flegel.

11. Brief.

London, den 7. Januar 1880.

Lieber Karl!

Dein Telegramm aus Hamburg habe ich erhalten, und inzwischen wird mein Schreiben an D. in euren Händen sein.

London kann ich noch nicht verlassen, weil ich erst Gewißheit vom Sekretär der Missionsgesellschaft haben muß, ob ich eventuell in ihrem Dienste nach Zentral-Afrika geschickt werde. Sobald ich entschiedene Antwort habe, ob bejahend oder verneinend, verlasse ich England, um Hamburg und dann Riga zu besuchen.

Wenn es Dir möglich ist, so komm nach London, da ich Deinen Rat in vielen Dingen gebrauchen könnte.

Ich gehe mit dem Gedanken um, ein Buch über die Reise zu schreiben. Meine Karten sind mehr gelobt worden, als ich erwarten durfte, und zwar von

Digitized by Google

Fachleuten. Die Hauptfrage ist, wie ich dieselben für meine Ziele am besten verwerte. Soll ich dem König der Belgier damit ein Geschenk machen?

Wenn ich von der Missionsgesellschaft engagiert werde, sind meine besten Hoffnungen erfüllt, da ich dann jedenfalls im nächsten Jahre feststelle, wo die Quelle des Benue liegt, und wohl noch manch' andere wichtige geographische Frage lösen kann.

Vielleicht lassen sich Deine Pläne für die Zukunft damit in Einklang bringen, obwohl ich Dich lieber in Europa wüßte, wo Du mit Deinem Wissen besser wirken kannst, nach meiner Anschauung. Afrika hat zu vielen braven Männern das Leben gekostet; noch bevor sie wirken konnten, das Opfer wertvoll zu machen, starben die meisten dahin. Ich würde eigennützig und schlecht handeln, wenn ich Dir riete, mich zu begleiten. Was mich selbst anbetrifft, so darf ich wohl sagen, daß ich akklimatisiert bin.

Beste Wünsche nachträglich zum neuen Jahre. Laß bald ausführlich von Dir hören, falls Du nicht kommen kannst.

Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

12. Brief.

Berlin, den 8. März 1880.

Lieber Karl!

Meine Angelegenheiten haben sich noch nicht entschieden. Dr. Nachtigal hat mich um die Karten[1]) gebeten, um darüber in der Sitzung zu sprechen, was er auch am 3. dieses gethan hat. Er nennt meine Arbeit sehr freundlich für einen ersten Versuch wahrhaft bewunderungswürdig.

Dr. von B. hat sich Änderungen in meinem Vortrag erlaubt, und ich schrieb ihm daher, daß mir die Sache nur wie eine freie Bearbeitung für Berlin, nicht wie mein Werk erschiene. Die Änderung, die mich unangenehm berührt hat, besteht namentlich darin, daß auf S. 2 der Name N. eingeschoben ist, und am Ende ein Satz, in welchem ich des Buches von Professor N. lobend erwähne, ganz weggelassen ist. Ich sende Dir anbei einige Exemplare dieses Vortrags.

Wann ich nach Rußland reise, kann ich noch nicht sagen, und wer weiß, ob ich überhaupt dazu komme, da Afrika doch vorgeht. Sehr gern würde ich Dich bei mir sehen; ich erwarte Dich bestimmt in Hamburg, wohin ich mich demnächst begebe.

Besten Gruß von deinem Dich liebenden Bruder

Eduard.

13. Brief.

Hamburg, den 6. April 1880.

Lieber Karl!

Der Stand meiner Angelegenheiten ist noch immer derselbe, nicht schlechter und nicht besser als im März. Aussichten und gute Hoffnung habe ich schon, aber vergebens warte ich auf die endliche Entscheidung, auf Gewißheit.

[1]) Es ist Flegels Erstlingswerk, die Karte des Benue von Djen bis Ribago auf 7 Blatt. Die Redaktion.

Digitized by Google

Die Royal Geographical Society ist willens, jemand für die Zwecke, die ich zuerst Sir Edw. Hutchinson unterbreitete, nach Afrika zu senden. Hutchinson hat mich zur Ausführung derselben vorgeschlagen und schreibt mir, daß es zu bedauern sein würde, wenn ein anderer berufen würde, fragt an, ob ich in Deutschland gebunden sei und wie hoch ich die Kosten veranschlage, um vom Benue nach dem Uelle und dem Nilgebiet vorzudringen. Doch habe ich noch keine Antwort auf mein Schreiben von voriger Woche.

Wenn irgend möglich, laß uns gemeinschaftlich nach Riga fahren. Werde ich von der englischen Regierung engagiert, so kann ich freilich höchstens eine Woche dazu opfern, denn mit der letzten Post im Mai müßte ich fort.

Bald sende ich Dir meinen Hamburger Aufsatz im Auszuge. Schreibe bald und ausführlich

Deinem Dich grüßenden Bruder

Eduard.

14. Brief.

Eggan, den 26. August 1880.

Lieber Bruder!

Herzlichen Gruß aus der Ferne. Ich bin mit Packen meiner Waren beschäftigt und gedenke Mitte oder Ende September per Kanoe von hier nach Say zu gehen, um die Strecke des Niger von Jaurie bis Say kartographisch aufzunehmen und so den unteren Lauf mit dem mittleren zu verbinden, was infolge von Mungo Park's Tod und Verlust seiner Papiere noch in dieser Gegend zu thun übrig ist. Von Say will ich nach Sokoto gehen, um mir Empfehlungsschreiben des Sultans zu verschaffen und von da, so Gott will, weiter über Kano nach Kuka am Tsad.

Ich habe meinen Plan ändern müssen, da der „Henry Venn" in diesem Jahre den Benue nicht befährt, und suche so das praktisch Nützliche mit dem zwingenden Muß der Umstände zu verbinden.

Der „Henry Venn" geht mir unerwartet schnell von hier fort; ich schreibe mit nächster Gelegenheit mehr.

Lebe wohl! Dein Dich liebender Bruder

Eduard.

15. Brief.

Eggan, den 24 September 1880.

Lieber Karl!

Deinen Brief aus Korphu habe ich richtig erhalten und die darin enthaltenen Mitteilungen mit Vergnügen gelesen.

Was mich betrifft, so kehrte ich am 21. dieses vom Hauptquartier des Königs Umoru von Nufe zurück, welcher gegen die Oka, einen Stamm der Akoko, im Felde liegt. Die Reise nahm 21 Tage in Anspruch, und ich habe während der 9 Tage hin und 8 Tage zurück meist zu Fuß marschieren müssen, obwohl ich ein Pferd zur Verfügung hatte, das aber ein so miserables Tier war, daß es gleich am ersten Tage mit mir im Schmutz zusammenbrach. Diese

Digitized by Google

Tour hat mich, was ich mit hoher Freude fühle, eher gestärkt denn körperlich mitgenommen.

Zweimal war ich in Gefahr, alle meine Hoffnungen plötzlich zerstört zu sehen. Als ich nämlich mit dem Pferde stürzte, setzte dasselbe seinen Hinterfuß recht ungeschickt auf mein linkes Bein gleich unterhalb der Wade, hinterließ indes glücklicherweise nur das Bild der Hufe in Blau mit blutigem Rande; ich konnte trotzdem marschieren, worüber ich selbst erstaunt war. Das zweite Mal, gegen Ende der Reise, am letzten Tage, nur wenige Stunden vom Ziele entfernt, ruhte ich ausgestreckt auf einer freien Stelle halb eingeschlafen im Grase, als eine Schlange über meinen Leib hinwegglitt. Wäre ich nicht halb im Traume gewesen, eine Bewegung vielleicht hätte meinen Tod veranlassen können; so wurde die Schlange von meinen Begleitern erschlagen.

Vom König bin ich sehr freundlich empfangen worden und habe nicht nur ein Empfehlungsschreiben, sondern auch einen Boten erhalten, der mich bis Bussa über die Reichsgrenze hinaus begleiten soll; so hoffe ich denn, daß alles gut gehen wird. Gerade vor dem Vordringen auf der wichtigen Strecke von Zaurie bis Say bin ich gewarnt worden; es sollen daselbst Unruhen herrschen, und der König riet mir dringend, den östlichen Landweg nach Sokoto zu wählen. Ich werde ja sehen, wenn ich an Ort und Stelle bin, und mich nicht unnütz Gefahren aussetzen, da dies nicht meine Hauptaufgabe ist.

Ich reise für die deutsche Gesellschaft; ob ich aber große Unterstützung erhalten werde und wohl daran gethan habe, mich so patriotisch zu zeigen, ist Frage. Die deutsche Regierung hat ihr Auge auf Abessinien gerichtet, und von Dr. Behm in Gotha hörte ich, daß ich Glück gehabt hätte, überhaupt etwas zu erhalten, da gleich darauf über das verfügbare Geld anders bestimmt worden ist. In England hätte ich mehr erhalten von Privatpersonen, wie z. B. Hutchinson.

Nun lebe wohl, in vier Tagen trete ich meine Reise nach Sokoto an.

Dein Dich liebender Bruder

Ed. Robert Flegel.

16. Brief.

An Bord des „Henry Venn", den 19. Juni 1881.

Lieber Karl!

Ich bin von Sokoto zurückgekehrt, weil ich ohne jede Nachricht gelassen wurde, ob ich auch ferner auf Unterstützung rechnen dürfe oder nicht. Welche Sorgen mir durch einen Brief Dr. Behms von Gotha, der gerade am Tage meiner definitiven Abreise eintraf, erwuchsen, kannst Du Dir vorstellen, wenn ich Dir die Stelle anführe. Dr. Behm schreibt vom 16. Juli 80: „In bezug auf die freilich geringfügige Unterstützung von seiten der Afrikanischen Gesellschaft haben Sie noch Glück gehabt; denn jetzt würden Sie schwerlich einen Pfennig bekommen haben. Dr. Nachtigal hatte auf die mündliche Äußerung eines Ministers hin, daß die vom Reichstag für afrikanische Zwecke bewilligten 70 000 Mark der Afrikanischen Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden würden, den Vorstand zusammenberufen und über diese Summe verfügen lassen, erfuhr

Digitized by Google

aber zu seinem Schrecken, daß das Geld nun zur Überbringung der kaiserlichen Geschenke nach Abessinien verwendet werden sollte" u. s. w.

Ich schrieb sofort an Dr. Behm, teilte ihm mit, daß ich all' mein Eigentum daran gesetzt, selbst meine goldne Uhr und Kleider hier verkauft, um die Expedition zu fördern, und, was namentlich in Betracht kommt, das sehr noble Angebot Sir Edward Hutchinsons, der für solche Zwecke als Sekretär der Church Missionari Society und auf die Royal Geographical Society leicht bedeutende Summen zu beschaffen imstande war, ausgeschlagen hatte, nur um in vaterländischen Diensten thätig zu sein, und Behm hat in der That sein Bestes gethan. Er schreibt mir am 17. November 80: „Sofort nach Empfang Ihres gefälligen Briefes vom 24. September fragte ich bei der Afrikanischen Gesellschaft an, ob sie weitere Geldsendungen an Sie ins Auge gefaßt habe, und bat, falls dies nicht der Fall sein sollte, um Ihre Berücksichtigung." Wie Dr. Behm für mich aufgetreten, zeigt auch der geographische Monatsbericht der Petermann'schen Mitteilungen in Heft XI und XII 1880, sowie I 1881.

Nicht minder muß ich Dr. Nachtigal dankbar sein für seine Verwendung. In seiner Eingabe an das Reichskanzleramt bezüglich der Einstellung von 75000 Mark für afrikanische Reisezwecke in den Reichshaushaltsetat 81/82 schreibt er: „Endlich hat die Afrikanische Gesellschaft eine günstige Gelegenheit benutzt, einen erfahrenen Reisenden, Herrn Flegel, in das ihm schon bekannte Gebiet des Benue zu senden, um das zwischen diesem Fluß und dem Schari einerseits und dem Kongo andrerseits gelegene Gebiet zu erforschen. Sie hat den dringenden Wunsch, die Erschließung dieses jetzt geographisch wichtigsten Gebietes in Innerafrika weiterhin mit allen Kräften anzustreben und die Sudanländer mit dem Kongobecken zu verbinden, wird aber zu diesem Zwecke, da ihre eigenen Fonds fast erschöpft sind, einer Unterstützung aus Reichsmitteln von ungefähr 20000 Mark für das Jahr 81/82 bedürfen." Trotzdem habe ich noch keinen Pfennig und werde bald Geld nötig haben, wenn ich nicht darben und auf der faulen Haut liegen oder gar anderen zur Last fallen soll.

Meine Reise nach Sokoto darf ich als eine erfolgreiche ansehen, obwohl sie hier von allen, die mich kennen und nicht kennen, wohl als Beweis meiner vollständigen Untauglichkeit für Forschungsreisen, persönlicher Feigheit u. s. w. betrachtet wird.[1]) Ich nenne sie erfolgreich, weil ich meinen Hauptzweck durch dieselbe erreicht habe und im Besitz eines guten Empfehlungsschreibens des Emir el Mumenin, Sultans von Sokoto, an alle guten Mohammedaner Afrikas und die Unterthanen seines ausgedehnten Reiches bin, außerdem einen hübschen Beitrag zur Kenntnis des Niger liefern kann und ungefähr 2 ½ Grad nach Nord sowohl als auch (auf neuem Wege) nach Süd durchwandert habe, die vor mir teilweise und zum kleineren Teil nur Dr. Barth betreten hat.

Ich hatte in meinem Dolmetscher Jakob, vulgo Ali von Kano, einen Menschen engagiert, der mir durch die bedeutenden Fähigkeiten, die er besaß, namentlich

[1]) Thersitesnaturen gedeihen bekanntlich nicht bloß vor Troja.

Die Redaktion.

Digitized by Google

ein bewundernswertes Umgangstalent mit hoch und gering der schwarzen Welt, von großem Nutzen hätte sein können, aber wegen seines Hanges zu Schurkenstreichen mir und der Expedition sehr gefährlich wurde. Ich wußte, daß er ein durchtriebener Halunke war, unterschätzte aber seine Bedeutung als eines solchen und engagierte ihn, da niemand sonst für den Augenblick zu haben war und ich mich mit der Hoffnung trug, ihn für meine Zwecke heranziehen und brauchbar machen zu können. Sein musterhaftes Betragen, seine Aufmerksamkeit für alle meine kleinen Bedürfnisse machten ihn mir bald unentbehrlich, ich vertraute ihm fast vollständig, und wenn nicht ab und zu kleine Ereignisse mein Gefühl gegen ihn aufgebracht hätten, wäre mein Mißtrauen vollständig eingeschlafen. Jakob aber wartete nur geduldig die Zeit ab, wo wir den sicheren Boden Nufes verlassen und rechtlose Zustände ihn unterstützen würden, seine niederträchtigen Absichten durchzuführen, d. h., wie ich später von verschiedenen meiner ehemaligen Begleiter erfahren und auch Gelegenheit hatte, mich persönlich zu überzeugen, mich kalt zu machen, um schnell reich zu werden, meine Güter unter dem Schutze eines Häuptlings, der den Löwenanteil bekommen oder genommen hätte, mit diesem zu teilen.

Wenn ich zurückkehre, mehr von der Geschichte; für heute, da die Post in kurzem schließt, noch eine Bitte: Wenn irgend vereinbar mit Deinen Angelegenheiten, geh' nicht nach W., um Dich in weiter Ferne zu fesseln. Aus der beiliegenden Kopie eines Briefes an die Gesellschaft für Erdkunde ersiehst Du, wie sehr ich hier gebunden bin und welche Pläne und Absichten für die Zukunft ich hege. So ungern auch — nicht weil Du mir nicht brauchbarer und lieber wärest als der Neger, wie Du schreibst, sondern weil ich für Dich selbst fürchte und für mich, Dich eventuell in Folge meiner leichtfertigen Zustimmung durch ein heimtückisches Fieber zu verlieren — ich Dich veranlassen würde, hierher zu kommen, es ist doch möglich, wenn Du bei Deinem Wunsche beharrst, daß ich Dich bäte, zu kommen, falls nämlich meine Vorschläge in betreff der wissenschaftlichen Station durchgehen. Bei und oberhalb Lokodja halte ich das Klima selbst für Ansiedlung geeignet und da dürfte ich nicht so unkonsequent sein, es für Dich allein als schädlich zu betrachten.

D. sendet Dir vielleicht die Übersetzung eines an die American Board of Commissioners for foreign Mission, Boston, gesandten Schreibens, aus dem Du ebenfalls ersehen kannst, wie sehr mein Denken auf diese Gebiete gerichtet ist, und daß ich Dir daher nicht leicht nach W. folgen könnte. Führst Du nun diesen Plan aus, so sind wir beide wahrscheinlich für eine lange Reihe von Jahren geschieden.

Dein Dich liebender Bruder

Ed. Robert Flegel.

17. Brief.

Akassa, den 17. August 1881.

Lieber Bruder!

Beruhige mich durch wenige Zeilen über Dein Wohlbefinden. Du kannst zu jeder Zeit per Adresse der United African Compagny, Akassa an mich schreiben

Digitized by Google

mit der ziemlichen Gewißheit, daß ich Deine Briefe erhalte, wenn vielleicht auch sehr spät.

Mein altes Journal von der Tour nach Gandu und Sokoto habe ich der United African Compagny nebst anderen Papieren eingehändigt und Deine Adresse aufgegeben mit der Bitte, es Dir zuzustellen, falls mir etwas Menschliches begegnet.

Geh' nicht nach W., sondern gönne mir ein Wiedersehen, das ja nun, wenn mich Gott am Leben erhält, bald erfolgen muß.

Mit bestem Gruß Dein Dich liebender Bruder

Ed. Robert Flegel.

18. Brief.

Lokodja, den 7. Dezember 1881.

Mein lieber Bruder!

Das schwarzweißrote Fähnlein, das ich 1880 auf unerforschtem Gebiet am Niger hatte wehen lassen, entfaltete ich im November 1881 zum erstenmal auf dem Benue auf der Strecke von Loko bis zur Mündung dieses Flusses in den Niger gegenüber Lokodja.

In etwa 30 Stunden bin ich mit nur kurzer Rast von Keffi-Abd-es-Senga, das im Munde des Volks Keffi-Abbu-Zanga lautet, nach Loko am Nordufer des Benue geritten (die Entfernung beträgt ungefähr 15 deutsche Meilen), freilich nur in langsamem, aber desto mehr ermüdendem Tempo, weil von Fußgängern begleitet und auch um mein Reittier nicht zu sehr anzustrengen. Gerhard Rohlfs legte bei seiner Durchquerung des Kontinents 1867 denselben Weg in 5 Tagereisen zu Fuß zurück, und ungefähr um dieselbe Stunde, früh vor Sonnenaufgang, da er sich in den Ufersand streckte, um unter freiem Himmel auszuruhen, vielleicht gar an derselben Stelle, wurde mir unter gastlichem Dache Kaffee serviert.[1])

Den Einfluß der Zeit und den Fortschritt zum Besseren bemerkt man hier häufig. Die häßlichen thönernen Götzenbilder der Ahoneger, von denen mein Vorgänger erzählt, sind gefallen; sie haben dem Glauben an Allah und den Koran Platz machen müssen, wie die nackten Heiden mit ihrem träumerischen Nichtsthun wohlgekleideten, eifrig Handel und Gewerbe treibenden Mohammedanern. Die Inselstadt Loko, von der Rohlfs berichtet und die ich 1879 als Mitglied der Expedition des „Henry Venn" unter J. H. Ashcrofts Leitung besuchte, ist inzwischen vom Sarikin Anassawara zerstört worden, und anstatt ihrer ist am Nordufer des Benue jene Ortschaft gleichen Namens entstanden, welche ihr rasches Aufblühen den daselbst im vorigen Jahre begründeten Faktoreien englischer und französischer Handelskompagnien zu verdanken hat.

Da ich mich in meinen Erwartungen, die Mittel zur Fortsetzung meiner Reise nach Adamaua hier vorzufinden, getäuscht sah, so eilte ich, um Zeitverlust

[1]) Es geschah dies seitens des Herrn Mac Intosh von der United African Co.

Die Redaktion.

Digitized by Google

zu vermeiden, noch an demselben Morgen per Kanoe unter Entfaltung meines schwarzweißroten Fähnleins den Benue hinab nach Lokodja, und bald rief der Anblick gerade dieses Fähnleins nichts weniger als fröhliche Gedanken in mir wach.

Zu welchem Zweck unternimmt man Forschungsreisen und weshalb giebt die Regierung alljährlich nicht unbedeutende Summen für diesen Zweck her, wenn nicht, um den größtmöglichen materiellen Nutzen für sich und das Vaterland aus diesen ebenso beschwerlichen als kostspieligen Unternehmungen zu ziehen? Oder geschieht es vielleicht nur, um sagen zu können, daß die deutsche Regierung ebenfalls einige Reisende zur Erforschung unbekannter Länder ausgesendet hat? Dennoch scheint das thatkräftige Interesse, das fast alle Nationen Europas für den schwarzen Erdteil an den Tag legen, nur Deutschland in platonischer Stimmung zu belassen.

Ist der Exporthandel Deutschlands in der That so günstig gestellt, daß wir allein nicht nötig hätten, uns nach neuen Absatzgebieten umzusehen, oder sollte unser Vaterland keinen Nutzen von Kolonien zu ziehen wissen?! Wir leben meinem Gefühle nach wieder in einer Zeitperiode, wo die Nationen Europas einen Erdteil unter sich zu teilen vorhaben. Weshalb haben Männer wie Barth, Vogel, Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal und andere sich den großen Strapazen, Afrika zu erforschen, unterzogen, warum haben sie jede Not und einige von ihnen den Tod freudig erlitten? Nur um einige Namen von Völkern, Städten, Flüssen und Bergen auf die weißen Flächen der Karte tragen zu können, diese mit einer roten Linie verbunden und ihren Namen daneben gesetzt zu sehen? Oder vielleicht um die Wißbegierde einiger gelehrter Herren zu befriedigen? Oder um einer goldenen Medaille, eines nichts eintragenden Titels wegen?!

Und glaubst Du, mein Bruder, daß mir meine Gesundheit, meine Jugendjahre, mein Leben feil sind für die Seifenblase Ruhm? Oder für Geld vielleicht? Ja, weit eher noch für letzteres, ich gestehe es gern, weil es ein Mittel ist, größeres zu leisten. Doch wer giebt Geld für ideale Bestrebungen her? Haben nicht alle Reisenden, die das gütige Geschick in ihre Heimat zurückführte, wenn sie nicht von Hause reich waren, darben müssen? Ich habe die Heimat verlassen, um, wie man das so nennt, der Wissenschaft zu dienen, doch die Wissenschaft ist selbst Dienerin, Dienerin der Menschheit; denn Wissen ist nicht Selbstzweck, es ist nur ein Mittel zu höheren Zwecken.

Das schmerzlichste Gefühl aber ist für mich, daß ich sehe, daß ich nicht meinen Landsleuten, nicht denen diene, die mit mir gleiche Sprache reden, sondern Fremden. Doch warum soll es mir besser ergehen als meinem großen Vorgänger, dem ich nicht wert bin, die Schuhriemen zu lösen! Haben doch auch Barth's Worte in betreff des Benue nur in England Verständnis gefunden! Doch genug des Unmuts!

Von Lokodja eile ich zur Küste, um Geld abzuwarten, und darauf will ich Adamaua, mein Hauptziel, zu erreichen suchen.

Behalte lieb Deinen

(Fortsetzung folgt.) Eduard.

Digitized by Google

Wahrheit und Entwickelung.

Von
H. Steinthal.

Die Natur wird freilich zu jeder Jahreszeit ihren ungeschwächten Reiz auf das empfängliche Gemüt des Menschen üben; doch wird jeder aus Erfahrung bestätigen, daß sie uns im Frühling am stärksten ergreift. Und was ist es, das uns in dieser Kindheit des Jahres so entzückt? Doch nur der Umstand, daß wir da ein Schwellen, ein Wachsen, ein Hervorbrechen, kurz eine Entwickelung beobachten. Da zeigt sich uns die Natur am deutlichsten in ihrem Wesen, als lebendiges Werden und Hervorbringen.

Ebenso bietet wohl das menschliche Getriebe keine Erscheinung, welche uns in dem Maße angöge als das Kind, der Frühling des Menschenlebens; nichts Anderes berührt unser Herz so sanft und doch zugleich so mächtig, so beruhigend, tröstend, heilend. Und wie viele Ursachen man auch dafür angeben mag, die wichtigste und allemal mitwirkende ist gewiß die, daß wir hier das menschliche Leben in seiner Entwickelung vor uns haben.

Dem Leben graut vor allem Toten, Starren, Regungslosen; Entwickelung gefällt, zieht an, weil sich in ihr zu allermeist das Leben kundgiebt.

Und wie nun mit dem Geiste und der Wahrheit? Wir wissen ja in unserer menschlichen Redeweise nichts Besseres zu sagen, als: die Wahrheit ist lebendig, der Geist ist Leben schlechthin, das heißt also: er ist nur als Entwickelung wirklich zu denken.

Es ist ja auch beim Kinde nicht bloß die körperliche Entwickelung, sondern in höherem Maße die geistige, deren Beobachtung uns so erfreut. Die Lehrstätte der Kinder erscheint uns nicht bloß wie eine Baumschule und eine Gartenanlage, auch nicht bloß wie ein Vogelnest und wie eine Wiese, auf der sich Lämmer und Füllen herumtummeln; sondern, wenn auch unstreitig das, was dem Lehrer bei seiner anstrengenden Arbeit und in der Enge seiner materiellen Lage Kraft zur Ausdauer leiht, in erster Linie hohe ideale Ansichten von der Würde seines Berufes sind, — was ihn täglich erfrischen kann, ist doch nur der Anblick des unter seinen Augen sich vollziehenden Fortschrittes der Kinder.

Sein in Wahrheit ist Werden: das weiß die Naturwissenschaft; darum begnügt sie sich nicht damit, alle Pflanzen vom Isop bis zur Zeder und alle Tiere vom Mammut bis zum Würmchen und alles Gestein und die Erde und den Himmel zu beschreiben, wie sie sind; sondern sie sucht zu ergründen, wie alles und jedes geworden ist und noch wird. Sie beginnt mit der formlosen, wirren Nebelwelt, dem Tohu-Wabohu, und verfolgt Schritt für Schritt den Prozeß ihrer Gestaltung, die Sonderung einzelner Sterne, und unter diesen dann weiter vorzugsweise das Werden der Erde: wie sich ihre Oberfläche bildete, Luft und Wasser und Land sonderte, und lebende Geschöpfe auftreten, Pflanzen und Tiere, erst unvollkommnere, dann immer vollkommnere, bis endlich der Mensch erschien.

Digitized by Google

— Solche Ansicht lehrt auch die Schöpfungsgeschichte der Bibel. Es kommt nicht darauf an, ob ihre Sätze im einzelnen mit denen der Wissenschaft übereinstimmen; das Wesentliche ist, daß auch sie bekundet, Gott habe nicht mit einem Wort die Welt geschaffen, sondern er wollte, daß sie sich entwickle. Ja, Gottes Schöpferwort hieß: die Welt entwickle sich!

Und nun die Geschichte des Menschengeschlechts! Auch in ihr will die Bibel eine Entwickelung erkannt wissen. Der Mensch, sagte sie, lebte zuerst von Pflanzen, später auch vom Fleische der Tiere. Er ging zuerst nackt, bedeckte sich dann mit Pflanzengeflecht, dann mit Tierhäuten. Er wohnte zuerst gar nicht, verkroch sich in Dickicht und Höhlen; dann wohnte er in Zelten, dann baute er Städte. Er erfand Saiten-Instrumente und die Flöte und lernte allmählich, dem Erdboden das Metall abgewinnen, Kupfer und Eisen; so erhielt er Spaten und Schwert, sich zum Heil und zum Unheil.

Dies ist die Entwickelung der Zivilisation, bei der die Bibel nicht lange verweilt. Worauf sie es abgesehen hat, ist die Entwickelung der Religion und Sittlichkeit. Es wäre nur halb richtig, wenn man nur dies sagte, daß uns die Bibel die Geschichte der Menschheit als das göttliche Weltgericht erkennen lehre: nicht nur als Richter, sondern zugleich auch als Erzieher der Menschen stellt sie den Welten-Schöpfer und Lenker dar. Sie zeigt allerdings, dem Menschen zur Belehrung und Warnung, wie im Anfang der Zeiten Gott sich als Richter bethätigt hat: er verstieß den sündigen Adam aus dem Paradiese und später, da dessen ganzes Geschlecht völlig verderbt war, wusch er durch eine Flut die Sünde von der Erde weg. Doch gnädig schließt er einen Bund mit Noa und allem Leben auf der Erde, und der Regenbogen in seiner Farbenpracht wird das Symbol einer von Gott gesetzten, unwandelbaren Naturordnung. Das Geschlecht Noas mehrt sich und breitet sich aus, es individualisiert sich in Nationalitäten nach Sprache und Sitte. Da erwacht die Eifersucht und der Haß der Nationen gegen einander; die Menschheit wird zum Babel, wo kein Volk das andere versteht, keines das andere verstehen will. Jeder will hoch hinaus, will sein Nest im Himmel bauen, und alle anderen ziehen es herunter. Gott, „der im Himmel thront, lacht und spottet ihrer." Von nun ab verbindet Gott mit dem Richteramt die Sorge des Erziehers. Er erwählte Abraham, daß „sich mit ihm die Geschlechter der Erde segnen sollten," was biblischer Ausdruck für den Gedanken ist, daß das Menschengeschlecht von Gott erzogen werden sollte.

Weiter bemerke ich nur ganz kurz, daß die Geschichte der Erzväter zeigt, wie sie durch Lebenserfahrung erzogen wurden. Dies der Inhalt des ersten Buches Mosis. Die folgenden erzählenden Bücher der heiligen Schrift enthalten die Erziehungsgeschichte des Volkes Israel. Gegen Ende des babylonischen Exils aber verkündete Gott: nicht Israel allein sollte erzogen werden, sondern durch Israel alle Völker. „Hört, ihr Länder, auf mich," so ruft der Prophet (Jes. 49, 1. 6.), „und horchet auf, ihr Völker in der Ferne! Gott spricht: es ist zu gering, daß du mein Diener seiest, aufzurichten die Stämme Israels, und die Erhaltenen

Digitized by Google

Israels zurückzuführen; ich mache dich zum Lichte der Völker, daß mein Heil reiche bis zum Ende der Erde."

Das Ziel, zu welchem nach der Bibel Gott die Völker führt, ist das Reich Gottes, wo, wie der Prophet sagt, „man nicht böse handelt und nicht frevelt auf meinem ganzen heiligen Berge: denn voll ist die Erde der Erkenntnis Jehovas, wie Wassers, das den Meeresgrund bedeckt." Der Prophet entwirft ein Bild des Paradieses, ausgeführter als das im Beginn des ersten Buches Mose. So stellt uns die heilige Schrift die Geschichte dar, umrahmt vom Paradiese; es bildet den Anfang und das Ende; aus dem Paradiese geht die Bewegung der Menschheit in das Paradies zurück [1]).

So die Bibel. Die Wissenschaft der Geschichte verfolgt denselben Grundgedanken, weicht aber freilich in der Durchführung ab. Es ist eben auch der Begriff selbst der Entwickelung, der sich entwickelt; gerade auch darüber, wie die Entwickelung zu denken ist, hat der Mensch erst allmählich Klarheit gewonnen.

Oft genug ist wohl gesagt worden, die Geschichte sei weiter nichts als die Irrgänge des Menschengeschlechts im Wissen und in der Thätigkeit; man hat wohl sogar behauptet, der Wechsel der Zeitalter zeige nur einen Tausch der Irrtümer; was man für Wahrheit und Recht ausgebe, sei der Gedanke, der in der Mode sei; der Irrtum sei bloß der unmoderne Gedanke, der aber doch auch einmal Mode war und es vermutlich wieder werden wird. Hören wir nicht heute Irrtümer laut verkünden, die man vor einem halben Jahrhundert gehegt hatte, und die wir längst geschwunden glaubten? Und sind dies nicht dieselben Irrtümer, gegen die man schon vor einem vollen Jahrhundert, ja vor zwei Jahrhunderten mit einer Kraft gesprochen hatte, welche wir heute noch bewundern und preisen? — Irrtümer, die damals zu Boden gedonnert, vernichtet schienen?

Daß das Böse beharren, ja sich ausbreiten will, ist noch das kleinere Übel; das am meisten und wahrhaft Beklagenswerte ist erst dies, daß das Böse sich in das Gute einmischt; daß es nicht nur die Folgen der guten That sich auszubreiten verhindert, die gute That selbst hemmt, sondern sogar das gute Wollen unmöglich macht und zum frommen Wunsch herabdrückt; daß es das Gute in dessen Wesen verdreht, es innerlich vergiftet, wie der Wurm in den Keim der Frucht dringt. Ich kann unter bösen das Gute nicht wollen, wie sehr ich es auch wünsche, weil ich sehe, daß die gute That unter bösen deren Bosheit unterstützen muß.

Das alles ist nicht unrichtig und ist der Quell der Wehmut aller höheren Geister; und dennoch ist es nicht wahr. Nur ist unser Blick selten so umfassend und zugleich so scharf, um den Sieg der Wahrheit zu erkennen; und da ihr Triumph eigentlich im Unendlichen liegt, so schauen wir ihn vollkommen niemals. Doch meine ich, eine klare Einsicht in das Wesen der Entwickelung habe viel Tröstliches.

Der Vorgang, den wir geistige Entwickelung nennen, zeigt eine gewisse

[1]) Dies hat der Philosoph Lotze schon hervorgehoben.

Digitized by Google

Analogie zur körperlichen Entwickelung. Wir unterscheiden hier wie dort zwei Seiten, eine äußere und eine innere, die sich aber nicht von einander trennen lassen. Jeder lebendige Organismus ist einerseits, nach innen betrachtet, ein individuelles Wesen, das in sich besteht, seine eigentümliche Konstitution und Gliederung, seine Form und Gestalt hat, seine Lebensweise und sein Wachstum von der ersten Erregung des Kindes bis zum letzten Lebensakt; andererseits aber ist dieser Bestand des organischen Individuums durchaus bedingt durch seinen Verkehr nach außen mit den Elementen, durch Aufnahme aus der umgebenden Natur und durch Abgabe an dieselbe. Jedes Lebendige ist mitten in die Natur gesetzt und steht durch Nahrung, Atmung und Bewegung aller Art in der mannigfaltigsten Wechselbeziehung zu anderen Körpern und Elementen, Kräften und Vorgängen außerhalb seiner. Ähnlich der geistige Organismus, z. B. ein National-Geist. Was solchen Geist zum Organismus macht, das sind seine Ideen, seine Zwecke und Absichten, welche er sich mit Freiheit setzt, und die Einrichtungen, die er diesen Ideen und Zwecken gemäß herstellt, wie Rechts-Institutionen, Sitten, Verkehrsmittel, Anstalten zum Unterricht, zur Religion und zur Wohlthätigkeit, die Werke der Kunst und Dichtung und der Wissenschaft. So hat jeder National-Geist wie ein lebendiger Leib seine Konstitution und inneren Bau und hat darin seinen Bestand und wird ein individuelles Wesen. Dies ist seine innere Seite. Er steht aber inmitten der natürlichen und geistigen Zufälligkeiten; er lebt und bethätigt sich unter den Gaben und Verhältnissen des Himmels und des Erdbodens, in solchem Klima, solchen Bergen, Ebenen und Flüssen, mit solchem Temperament, solchen Fähigkeiten und Neigungen; er hat bestimmte Völker zu Nachbarn, mit denen er verkehrt, und tritt auch zu ferneren Völkern in Beziehung. Durch alles dies haben sich im Laufe der Zeit geschichtlich bestimmte Zustände des Volkes gebildet, die für die jeweilige Gegenwart und Zukunft von maßgebendem Einflusse sind. Alles dies und die in Frieden und Krieg plötzlich eintretenden Ereignisse bilden das Medium, innerhalb dessen die äußere Seite des geistigen Lebens abläuft; es sind die Zufälligkeiten, innerhalb deren der Geist seine Zwecke zu verwirklichen hat.

Von all' dem ist nun einiges geistfördernd, also dem Geiste zuträglich, gesund: dieses hat das Volk zu pflegen und sich damit zu stärken; anderes aber ist geistzerstörend, also schädlich, verderblich: diesem muß gegengearbeitet, es muß bekämpft, vernichtet werden.

Zu diesen schädlichen Zufällen gehört auch das Böse. Was wir gemeinhin als den Kampf gegen das Böse, das Verkehrte, Unreine, Unwahre betrachten, das gehört nur zur äußeren Seite der Entwickelung, bildet aber auch diese nicht ganz und allein, sondern nur zu einem wichtigen Teil.

Wir wenden uns zur inneren Seite der Entwickelung, welche die wesentliche ist.

I. Jede Maschine setzt sich aus verschiedenen Teilen oder Stücken zusammen, deren jedes eine Kraft übt, welche zur Gesamtkraft der Maschine beiträgt. Die beabsichtigte Wirkung wird vollständig und entsprechend nur dann erreicht, wenn

Digitized by Google

sämtliche Teilkräfte der Maschine in bestimmter Form und nach rechtem Maße in einander greifen. Genau so ist es mit jedem lebenden Organismus: wenn alle einzelnen Organe je nach ihrer Bestimmung zur Erhaltung des Ganzen zusammenwirken, was nur möglich ist, wenn der Verkehr mit den Elementen in Nahrung, Atmung, Licht u. s. w. regelmäßig und ohne Hemmung vorgeht, so ist der Körper gesund; widrigenfalls ist er krank und unterliegt mehr oder weniger schnell dem Tode. — Analog verhält es sich mit dem geistigen Organismus des Einzelnen oder eines Volkes. Die Kräfte aber, welche hier das Ganze konstituieren, sind ungleich mannigfaltiger als die irgend eines körperlichen Organismus; und folglich sind die inneren Verhältnisse, die Beziehungen der vielen Teilkräfte zu einander und zum Ganzen viel verwickelter; auch ist die Teilkraft an sich schon viel zusammengesetzter in der Geister-Welt als in der Körper-Welt. Doch die allgemeine Analogie zwischen beiden wird dadurch nicht aufgehoben. Wir dürfen also den angedeuteten Unterschied, wie wir müssen, besonders hervorheben. Der Geist ist nicht nur ungleich mannigfaltiger als der Körper, sondern er verträgt auch in sich Gegensätze und sogar Widersprüche ungleich besser als dieser; ja seine Gesundheit fordert sogar weite Gegensätze, wenn sie nur dem Ganzen unter- und eingeordnet sind. Innerhalb eines Volkes mögen die abweichendsten Absichten in allen wissenschaftlichen, religiösen, rechtlichen, ökonomischen Fragen bestehen; im theoretischen wie im praktischen Leben mögen sich die verschiedensten Bestrebungen geltend machen; wenn nur auf allen Seiten das Wohl und das Gedeihen des Ganzen zum Ziel gesetzt ist, so erzeugt die Reibung der Gegensätze an einander Wärme des Lebens, Vielgestaltigkeit der Hervorbringungen, Ergänzung der Einseitigkeiten. Durch solche Bewegung in Kämpfen und Gegenkämpfen wird die Entwickelung bedingt. Dagegen hat sich der Wahn, die Kraft des Staates fordere Einheit der Religion, der Sprache, der praktischen Bestrebungen, kurz Einheit des Geistes wie des Leibes, in der Geschichte längst als höchst unheilvoll erwiesen. Rußland, welches das Deutschtum aus sich ausscheiden und ganz orthodox sein will, sollte auf Spanien blicken, das Mauren und Juden vertrieben hat und ganz rein katholisch geblieben ist.

II. Jeder Organismus, und je höher er steht, um so mehr, zeigt, daß mit der Mannigfaltigkeit seiner Bestandteile und mit deren unaufhörlicher Bewegung gegen einander ein ohne Unterbrechung fortgesetztes Aussondern und Aufnehmen verbunden ist, und dadurch ein ebenso andauernder Wechsel und Wandel im Innern hervorgebracht wird, ein Lösen und Verbinden, ein Zersetzen und Gestalten, ein Zerstören und Bauen in allen Organen. Die Gesundheit hängt zuvörderst ab von der gesetzmäßigen Proportion zwischen dem Verlust und dem Ersatz, und dann auch davon, daß das Abgenutzte, Abgestorbene ausgesondert werde; denn als unlebendig ist es träge geworden und würde die Lebensbewegungen nur hemmen. Auch dies alles verhält sich im geistigen Organismus ganz analog. In allen Schöpfungen des Geistes, in Sprache, in Wissen und Glauben, in Sitte und Recht, überall herrscht ein unausgesetzter Wandel, kein Aufbau ohne Niederreißen, ja die aufbauende Kraft selbst ist eben auch die zersetzende. Während

Digitized by Google

aber der körperliche Organismus seine festen Formen, seine bestimmten Organe hat, um das Abgenutzte aus sich zu schaffen und dafür aus den immer bereiten Elementen und der freigebigen Natur rund um ihn her neu Belebendes aufzunehmen, für die verlorene Kraft Ersatz zu gewinnen, so vollziehen sich im Geiste die analogen Prozesse viel schwieriger.

Die Hauptsache hierbei ist, daß dem Geiste die Nahrung und die Möglichkeit der Neuschöpfung zum Ersatz des Zerfallenden nicht so geboten wird wie dem organischen Körper von der Natur. Der Geist muß sich alles, dessen er bedarf, selbst erst erzeugen. Unter der Sonne, in der Natur ist nichts Neues; aber im Geiste entsteht, ich möchte sagen, täglich neues. In der Natur besteht ein bestimmtes Maß von Stoff und Kraft, das in alle Ewigkeit sich nicht mehrt und nicht mindert; der Geist aber ist ein Schöpfer, und sein Reich erweitert und erhöht sich. In der Natur zeigt sich ein Wechsel von Zerfall der Körper in ihre einfachen Elemente und Wiedervereinigung derselben Elemente zu anderen Körpern; im Geiste mehren sich die Elemente und verbinden sich zu immer wertvolleren Ideen.

Dieser Unterschied gegen die Natur giebt dem Geiste eine die Natur weit überragende Würde, und wir können wohl bei der Betrachtung des Geistes Analogien mit der Natur zulassen, aber keine Gleichheit in der Sache, sondern müssen die Verschiedenheit des Wesens immer gegenwärtig haben. Wie wir also von Nahrung und Wachstum des Geistes nur gleichnisweise reden können, so darf auch keine geistige Schöpfung, auch wenn sie überholt und außer Gebrauch gesetzt ist, wie ein chemisch aufgelöster organischer Stoff angesehen werden. So hat auch der geistige Organismus nicht wie der körperliche vorgebildete Bahnen, um etwa abgestorbene Gedanken auszustoßen.

Was der Geist zu seiner Gesundheit verlangt, ist nur Ordnung. Was er einmal geschaffen hat, ist ewig und mag in ihm bleiben; aber es muß eine bestimmte Stelle einnehmen. Wir haben, möchte ich sagen, in unserem Geiste auch Gefängnisse und haben auch im Gemüte heilige Begräbnisstätten. Das Böse sollen wir nur zusammen mit der Kraft denken, von der es niedergekämpft ward und in jedem Augenblicke, wenn es sich erhöbe, wieder niedergekämpft werden könnte; und lieben, einst kräftigen, aber nun matt gewordenen Gedanken, z. B. alten, ehrwürdigen Zeremonien, aber auch praktischen Einrichtungen, die sich unseren heutigen Sitten und Lebensformen, unseren heutigen Anschauungen, ja unserem Geschmack nicht mehr anschließen, bereiten wir ein Grab in unserem Herzen. Das ist Pietät, und wie solche, nur in Pietät gehegte Gedanken doch noch voll lebendiger Kraft sind, erfahren wir wohl oft genug zu unserem Heile. Welchen Sinn hätte es sonst, von der guten, alten Zeit zu reden? Oft genug gelingt es uns auch, den alten Formen einen neuen Inhalt zu geben. Und dies geschieht sogar unbewußt aus geistigem Instinkt. Die Religionen mit allen ihren Zeremonien und Formen scheinen äußerst konservativ zu sein, und die Geschichte lehrt, daß sie unbemerkt in einem inneren Wandlungs-Prozesse leben. Wenn aber der alte Gedanke nicht an der Stätte eingebettet ist, die ihm die geistige Ordnung anweist, wenn er sich

Digitized by Google

vordrängt und die Thätigkeit des Geistes bestimmt, dann ist er Aberglaube und Afterklugheit; und während die Pietät in jedem Augenblick ihre sittliche Kraft bethätigen kann, möge sich der Aberglaube nur hüten, daß er nicht Bosheit werde.

Im geistigen Organismus kommt also alles auf das Ordnen an. Durch die Stelle, welche ein Gedanke in der Ordnung des Ganzen einnimmt, erhält er ein bestimmtes Maß und eine bestimmte Richtung seiner Macht, also seine Bedeutung, wie der Mensch in der Gesellschaft je nach seiner Stellung auch von Einfluß und Gewicht ist.

III. Ordnung des Mannigfaltigen zur Einheit ist Harmonie des Geistes. So wenig es aber einen körperlichen Organismus in völliger, idealer Gesundheit giebt, so wenig auch einen völlig harmonischen Geist, zumal nicht einen Volksgeist von idealer Einheit. Der Fortschritt zeigt sich zwar darin, daß man die Harmonie anstrebt; aber denken wir uns dieses Ziel mehr oder weniger erreicht, so ist es wiederum gerade der Fortschritt, welcher, nach höherem strebend, die Harmonie durchbricht. Ja, wenn man den gesamten Geist eines Volkes, alle seine Ideen, alle seine Institutionen mit einem einzigen Ruck auf eine höhere Stufe versetzen könnte! Da dies unmöglich, da der Geist seinen Fortschritt jedesmal nur in einer Richtung macht, so steigt er in dieser einen, bleibt aber zurück in allen anderen Richtungen und erzeugt so eine Disharmonie. Denkt man nun gar an den Geist der Menschheit, so ist es noch leichter, daß ein Volk vorschreitet, das andere zurückbleibt, sei es in einer Richtung, sei es in allen Stücken. Solche Disharmonie kann lange andauern, denn in der Freude über den Gewinn auf der einen Seite übersieht der Geist, daß der alte Besitz auf der anderen Seite zu dem neuen Erwerb nicht paßt. Früher oder später jedoch, wenn nur alle Gedanken im Bewußtsein die rechte Reizbarkeit gegen einander haben, wird der Widerspruch bemerkt, und nun erst, längst nachdem dem Geiste irgend eine geniale Konzeption zu seiner vollen Genugthuung gelungen, beginnt die mühsamere Arbeit, vieles Andere, was jetzt als zurückgeblieben, als veraltet gelten muß, den neu gestalteten Ideen gemäß umzubilden und so die im Fortschritt zerstörte Harmonie wieder herzustellen.

IV. Zuweilen ist es die reine theoretische Idee, welche Mühe hat, sich in Praxis umzusetzen, das ganze Volksleben zu durchdringen, umzuformen. Sie muß vielleicht alt hergebrachte Sitten umgestalten, altbefestigte Verhältnisse ändern, alte Rechte aufheben, alten, bisher unangefochtenen Besitz umstoßen. Gewiß erregt dies Kämpfe. Bevor es aber so weit kommen kann, bedarf es nicht geringer theoretischer Arbeit, die Forderung der Idee klar auszusprechen. Denn die Idee an sich steht den thatsächlichen, speziellen Verhältnissen sehr fern; nur mehrfache Mittel-Gedanken können beide mit einander verbinden und ihre Harmonie oder Disharmonie darlegen. Dazu gehört Vertrautheit mit den praktischen Zuständen und zugleich eindringende und deutliche Auffassung der Idee. Daraus mag sich dann ohne logische Reflexion durch bloße Anschauung die Forderung ergeben, welche die Idee an eine Lebens-Einrichtung stellt. Ein Beispiel mag dies erläutern. Das Volk Israel mochte sich glücklich preisen, zunächst nur einmal die

Digitized by Google

Grund-Idee des einen und heiligen Gottes gefaßt zu haben. Wie aber mußte dieser Idee gemäß das Leben gestaltet werden? Das war nicht sogleich und von selbst klar. Es folgte aber aus der Idee des einen Gottes die Schöpfung des Menschen im Ebenbilde Gottes, daraus ferner die Gleichberechtigung der Menschen und dann weiter die Stellung des Weibes zum Mann, wie die ersten Kapitel der Bibel sie festsetzt. Es ergab sich andererseits auch aus der Idee des einen Gottes gegenüber den Heiden mit ihren vielen Göttern der Gedanke vom Bunde Gottes mit seinem Volke und von der Hörigkeit des Volkes lediglich gegen Gott. Nun ward natürlich die Idee der Ehe durch das Bundesverhältnis zwischen Gott und dem Volke erleuchtet, wie auch umgekehrt dieses durch jene. So ergab sich wohl mit Notwendigkeit und Klarheit die Forderung sowohl der Aufhebung der Sklaverei als auch der Monogamie als der einzig zulässigen Form der Ehe. Wie lange aber hat es gedauert, bevor der Sklave schwand und die Monogamie zur allgemein üblichen Sitte ward!

V. Manchmal aber ist es auch im Gegenteil die Praxis, sei es unbewußter Drang der ideal gestalteten Gewohnheit, sei es die zufällig von außen her bewirkte Änderung der Lebens-Verhältnisse, wodurch die Theorie befruchtet wird. Da hat das Denken die Aufgabe, die Praxis, die von dunklem Drange geleitet ist, zu begreifen und die in ihr waltende Idee auszusprechen. Hier hat die Gesetzgebung und Jurisprudenz ihre Aufgabe, die sie leider oft genug verkennt.

So begreift man den verschiedenen Charakter der Perioden der Geschichte aus den innerlich verschiedenen Kämpfen der Volksgeister. Die Idee selbst erweckt sich durch ihre eigenste Natur auch ihre Gegner, und umgekehrt ist es auch für die geistige Kraft gar nicht gleichgiltig, wogegen sie sich zu wenden hat. Die Kraft, die der Geist in den Kampf schickt, erwächst ihm erst in diesem Kampfe. Darum ist einerseits der Kampf so fruchtbar: er erzeugt die Kraft, deren er bedarf. Darum aber ist es andererseits so bedauernswert, wenn wir heute wieder gezwungen sind, unsere Kraft gegen so kleinliche, längst überwundene Angriffe zu richten, uns in einen Kampf zu begeben, in welchem wir nicht mehr siegen können, weil der Sieg schon längst hinter uns liegt. Darum ist es für unseren Charakter so gefährlich, gegen kleinliche Bosheit und trotzigen Unverstand zu kämpfen, weil es so schwer ist, selbst im Kampfe nicht gleiches mit gleichem zu vergelten. Man wird notwendig klein im Kampfe gegen das Kleine.

Wir „glauben" an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlauf der Geschichte sich offenbar vollzogen hat (was wir in diesem Jahre an Giordano Bruno erlebten, ist Beweis genug); wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals; und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt, oder weil dasselbe notwendig eine Disharmonie schafft, an der es zu Grunde gehen muß.

Der Entwickelung unterliegt alles, auch was wir für das Höchste und Heiligste halten. Auch dies könnte vielleicht einst nach unbestimmter Zeit als

Digitized by Google

kindlich gelten — unheilig und lächerlich wird es niemals werden. Denn alles, was jemals als gut gegolten hat, bleibt gut in der Kette des Vollkommenen.

Und fragen wir endlich, für wen denn dieser Vorgang der Entwickelung ein erfreuliches Schauspiel ist, so antworten wir: für Gott den Ewigen gewiß; aber auch für den denkenden Menschen, der aus diesem Gedanken Mut zum Schaffen zieht. Wir kennen keine andere Wahrheit als in Entwickelung; unsere Idee ist nicht Vollkommenheit, sondern Vervollkommnung.

Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair.

Aus der Studienzeit.

Als meine Mutter zu der Überzeugung kam, daß es schwierig sein würde, meine Erziehung in der Art und Weise, wie sie begonnen worden, zu vervollständigen, und nachdem der Versuch mißlungen, mich im Theresianum unterzubringen, wo auch mein Vater erzogen worden, da entschloß sie sich, dem Rate einiger militärischer Freunde zu folgen und mich Soldat werden zu lassen. Ich sollte Kavallerist werden und in das Regiment Kronprinz-Kürassiere eintreten. Zur Vorbereitung wurde ich in die Militär-Reitschule geschickt, und ein alter Kürassier-Wachtmeister unterrichtete mich. Da ich aber kaum zwölf Jahre alt war und meine Mutter ein Landhaus in der hintern Brühl (bei Wien) gekauft hatte, wo wir alle wohnen sollten, so ward der Plan geändert. Ich wurde im Oktober 1828 als Kadett beim Infanterieregimente Herzog von Württemberg Nr. 40 assentiert und gleichzeitig in die Pionierschule nach Tulln übersetzt.

Da stand ich nun auf einmal in einer aufs Wachsen eingerichteten Uniform inmitten von weit älteren Kameraden, vor denen ich eine gewisse Scheu hatte und die mir als Autoritäten vorkamen, denen ich mich beugte.

Bald gewöhnte ich mich jedoch an die neuen Einrichtungen und lebte fort, ohne mich um das eigentliche Leben viel zu kümmern, studierte nicht viel, eben nur das Nötige, um durchzukommen, und hatte bald zahlreiche Freunde, die zwar von moralischen Grundsätzen nicht durchdrungen waren, im ganzen aber mir gefielen. Diese Militärschule war in eigentümlicher Weise eingerichtet; der Religionsunterricht z. B. war gar nicht vertreten. Zwar kam anfangs ein Geistlicher, der uns eine Art Predigt hielt, ich glaube einmal in der Woche, später blieb er ganz aus. Die einzige regelmäßig wiederkehrende religiöse Übung bestand in der Kirchenparade, zu der wir an Sonntagen ausrückten. Bei gutem Wetter blieben wir aber außerhalb der Kirche, stellten uns und knieten zum Gebet nach dem Befehle des kommandierenden Offiziers und zogen wieder ab, um zu defilieren und ge-

Digitized by Google

mustert zu werden, was eigentlich die Hauptsache war. Im Winter oder bei schlechtem Wetter gingen wir in die Kirche und wurden zu beiden Seiten der Bänke aufgestellt, wo übrigens auch Weiber und Männer des Ortes standen. Da sangen wir mit und benahmen uns nicht immer gut, wenn ein hübsches Mädchen in der Nähe stand.

Die jährliche Osterbeichte war auch ein religiöser Akt, welcher vorgeschrieben war und somit von einem Geistlichen vorgenommen wurde; allein teils konnte man denselben umgehen, teils war das Ganze so leicht und schnell abgethan, daß man keine besonderen Ungelegenheiten davon hatte. Ja, diese Zeit verschaffte uns die Annehmlichkeit mehrerer studienfreier Tage, obschon man sich im allgemeinen ruhiger verhielt und das Lärmen untersagt war.

Im Jahre 1830 wurde ich vom Fieber befallen, das trotz aller angewandten Mittel nicht weichen wollte, so daß man mich endlich auf Urlaub nach Wien zu meiner Mutter sandte. Aber auch hier wollte das Fieber mich nicht ganz verlassen, und ich litt zuweilen in hohem Grade daran. Dabei wurde mein Wachstum außerordentlich befördert, und während ich früher für mein Alter klein verblieb, streckte ich mich nunmehr in fast bedenklicher Weise und erreichte bald das Grenadiermaß.

Um diese Zeit kehrte meine Mutter nach Italien zurück, und ich begleitete sie über Triest nach Venedig, wo mein Stiefvater als Vizedelegat angestellt war. Das Fieber hörte schon in Triest auf, obgleich ich dort viel auf dem Wasser herumfuhr und gern zu später Stunde das Meer betrachtete. Auch in Venedig blieb ich davon verschont, dennoch hielt ich mich dort längere Zeit auf und kehrte erst im Herbste des Jahres 1831 nach Tulln zurück. Ich hatte zwar in Venedig nichts gelernt, keinen Unterricht irgend einer Art genossen, als ich aber zurückkam, um meine Studien fortzusetzen, war ich dennoch im stande, nach vierzehntägiger Vorbereitung meine Prüfung in der Mathematik gut zu bestehen, was mir viel Lob von seiten meiner Vorgesetzten eintrug. Ich wurde fortan als ein mathematisches Talent bezeichnet und blieb auch immer unter den Ersten in diesem Fache, für welches ich besondere Vorliebe hatte. Wenn ich auch in anderen Gegenständen zurückblieb, so hatte dies damals in der Pionierschule keine große Bedeutung, denn die mathematischen Fächer blieben immer die maßgebenden. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, daß mir alle die Sätze der Geometrie, Trigonometrie und später der Mechanik immer als bekannte und natürliche Folgerungen vorkamen, so daß ich selten eines Nachstudiums bedurfte und schon beim ersten Vortrag des Lehrers das, um was es sich handelte, begriff, den Gang der Ableitung auffaßte und in meinem Innern zuweilen vereinfachte.

So kam das Ende meiner Studien in der Pionierkorpsschule heran, als ich 17 Jahre alt geworden. Ich galt zu jener Zeit als körperlich gut entwickelt und als ein hübscher junger Mann. Ich war im allgemeinen gerne gesehen, meine Vorgesetzten und meine Kameraden waren mir zugethan, ich erinnere mich aber, daß ich niemals eine solche Autorität selbst den jüngeren gegenüber ausüben konnte, wie ich es gewünscht hätte. Denn trotz meiner 17 Jahre war ich noch sehr kindisch

Digitized by Google

und weich, und mein Benehmen mochte etwa dem eines vierzehnjährigen Knaben gleichkommen. Scheu gegen Fremde und in der Regel lenksam und willig, konnte ich bei Gelegenheit sehr leidenschaftlich sein, besonders, wenn ich mich im Rechte glaubte. Jede Gewalt widerstrebte mir, und ich wollte nur immer der Überzeugung weichen. Ich war in meiner Art Freidenker, natürlich so weit dies die damaligen Verhältnisse und die Ideen gestatteten, welche ich mir im Umgang mit meinen Kameraden angeeignet hatte. Schiller und Goethe, die ich in jener Zeit zuerst las, waren meine Hauptautoren und meine Autoritäten. Für letzteren hatte ich indes wenig Verständnis und fühlte mich namentlich durch die „Wahlverwandtschaften" angezogen, weil meine Phantasie in dieser Richtung gern Nahrung suchte. Schillers Gedichte verschafften mir Bilder, welche mich fesselten und in meiner Seele eingeprägt blieben. Auch der Abfall der Niederlande und der dreißigjährige Krieg machten auf mich großen Eindruck.

Dies sind die Erinnerungen aus meiner Studienzeit bis zum 17. Jahre, während welcher ich, im Denken noch völlig unentwickelt, nur formlose Ideen über die Gottheit, über die Moral, über meine geistigen Eigenschaften und die Möglichkeit ihrer Verwertung hegte. Unter jungen Leuten erzogen, die aus allen Klassen der Gesellschaft zusammengewürfelt waren, und von denen einige, roh und ungebildet, ihrem Benehmen den Stempel der Gemeinheit aufdrückten, erzogen nur für das Wissen realer Dinge, die dem praktischen Offizier Nutzen, dem denkenden Menschen aber wenig Anhaltspunkte boten, hatte ich mein ganzes inneres Wesen nur erfüllt von jenem Wirrwarr von Meinungen und Behauptungen, die unter Knaben und Jünglingen besprochen wurden, deren Wissen und Denkfähigkeit nur sehr beschränkt war. Moralische Grundsätze wurden verlacht, man unterhielt sich mit der Erzählung von Ausschweifungen und gebrauchte dabei Worte, die weit davon entfernt waren, eine Zucht des Geistes anzubahnen. Man sang am liebsten obszöne Lieder, mindestens im geheimen. Kehrte man auf Spaziergängen oder Übungsmärschen in einem Landwirtshaus ein, so suchte man einander im Trinken zu überbieten und trieb mit den Kellnermädchen handgreifliche Scherze.

Zu solchen Ausschreitungen hatte ich zwar niemals den Mut, aber meine Phantasie malte sich Situationen aus, welche mich nachträglich vielfach beschäftigten und meiner geistigen Entwickelung sicherlich Schaden zugefügt haben. Denn die Sinne kamen oft in Aufruhr, meine Einbildungskraft wurde auf Irrwege geleitet und fand keinen Halt, um sich edleren Gegenständen zuzuwenden, obschon ich oft und oft den inneren Wunsch und Drang dazu empfand. Allein der sinnliche Mensch, das Tierische in ihm, gewann immer die Oberhand in solcher Gesellschaft, welcher die schöneren Eigenschaften des Geistes, die künstlerische Entwickelung und die Erhebung des Gedankens zu höherem Aufschwunge unbekannte Dinge blieben. Ich habe oft im Leben das ganz Ungenügende meiner Erziehung in dieser Richtung bedauert und kann behaupten, daß das Wenige, was ich mir später aneignete, nur mir selbst, meiner Natur und dem Drange meines inneren Wesens nach höherer Erkenntnis zu danken ist, so daß ich im Fühlen und Denken ein reiner Autodidakt geworden bin.

Digitized by Google

Von Religion wurde geschwätzt, wie es eben junge Leute thun, welche die militärische Laufbahn als Gegensatz zur geistlichen ansehen. Die Formen der Religion wurden lächerlich gemacht, die katholischen Lehrsätze, soweit sie uns bekannt waren, erregten keine Sympathie, und die wenigen Protestanten unter uns waren stolz darauf, es zu sein. Wir hingen samt und sonders, ohne den Unterschied beider Religionsbekenntnisse zu kennen, dem Protestantismus an und behandelten den Katholizismus als eine Religion alter Weiber. Unsere eigentliche Religion blieb aber unsere Disziplin und militärische Norm, das Pfaffentum war verhaßt, wurde verlacht und verspottet, und darüber ging der moralische Mensch mit zu Grunde, indem auch jene Grundsätze über Bord geworfen wurden, die jedem Menschen als Richtschnur für sein Verhalten dienen sollen. Wir kannten nicht einmal mehr die Gebote unserer ersten Jugend, die davon handeln und mindestens als Lehren und Vorschriften aufgefaßt werden können. Die Pflichterfüllung erstreckte sich nur auf unser militärisches Leben, von anderen Pflichten hörten wir niemals sprechen. Dennoch hat dieses nur aus dem militärischen Leben entspringende Pflichtgefühl sich bei mir entwickelt und ging allmählich auch auf andere Lebensrichtungen über. Um wie viel besser stände es aber um die Menschen, wenn es möglich wäre, in den Schulen die Lehren der Moral, abgesehen von der Religion, vorzutragen, die daraus entspringenden Pflichten zu erläutern und nachzuweisen, wie der daraus entspringende praktische Nutzen auf die Gesellschaft zurückwirkt und ihre Erhaltung, den Fortschritt und die sittliche Arbeit bedingt.

Ich erinnere mich, daß ich mich seit meiner frühesten Jugend damit beschäftigt habe, mich von den eigentlichen Religionsformen loszumachen, und daran dachte, die moralischen Grundsätze zusammenzustellen, welche allen Religionen vorgeschrittener Völker gemeinsam sind, solcher Völker nämlich, die, aus dem Zustande der Barbarei herausgetreten, geordnete Gesellschaften gebildet haben. Dieser Gedanke schwebt mir noch immer vor, ich glaube aber kaum, daß ich jemals dazu kommen werde, ihm einen bestimmten Ausdruck zu geben.

Was ich aber damals stets im Auge behielt, war die Notwendigkeit der Erreichung eines bestimmten Zieles, das ich zwar noch nicht kannte, aber aufsuchen mußte. Die materielle Arbeit des Soldaten erschien mir zuwider, ich hatte keinen Sinn für das Drillen, Kommandieren, Exerzieren, wie es zu jener Zeit als die Hauptbeschäftigung jedes Militärs angesehen wurde. Ich gehörte indes einem Infanterieregimente an und wußte, daß mir eben eine solche materielle Arbeit bevorstand, von welcher ich mit einigem Grunde voraussetzte, daß sie mir keine Lorbeeren eintragen würde. Ich haßte über alles die Brutalität, womit man damals die Untergebenenen behandelte, und mochte mich zu einer solchen Handlungsweise nicht herbeilassen. Oft übersprangen meine Gedanken die Zeit, während welcher ich in unteren Chargen wirken mußte. Ich sah mich an der Spitze eines Korps, dachte mir, wie ich es leiten und zu größerer Ausbildung führen, wie ich mir die Liebe und Anhänglichkeit meiner Untergebenen durch Gerechtigkeit und Humanität erwerben würde.

Je näher aber das Ende des Schuljahres heranrückte, um so deutlicher traten

Digitized by Google

mir meine nächsten Pflichten vor die Seele, und ich suchte vergebens nach einem Auswege. Schon gedachte ich mich zu einer Versetzung in das Pionierkorps zu melden, wo ich mindestens mit wissenschaftlichen Bestrebungen in Berührung bleiben und die meinigen fördern konnte. Da wollte es der Zufall, daß die Marine in eben diesem Jahre Mangel an jungen Leuten hatte und daß man überhaupt von seiten der Militärverwaltung der damals italienischen Marine deutsche Elemente einzuverleiben beabsichtigte. Eine Zirkularverordnung kam zur Verlesung, worin es hieß, daß jene Kadetten, welche dazu Neigung hätten, sich zur Versetzung in die Marine melden sollten. Anfangs wußte ich nicht recht, was ich damit anfangen sollte; allein der Sitz des Marine-Oberkommandos in Venedig, wo meine Familie sich befand, die Kenntnis der italienischen Sprache und die Vertrautheit mit dem Meere trugen zu meinem Entschlusse bei, mich dem Marinedienste zu widmen, von dem ich übrigens keinen Begriff hatte. Allerdings dachte ich auch an die Möglichkeit, größere Reisen zu machen, die Welt zu sehen, mich auszubilden; vor allem waren es jedoch materiellere Gründe, die mich bestimmten, um die Versetzung nachzusuchen.

Eintritt in die Marine.

Bald kam eine günstige Entscheidung, und ich fuhr mit einigen anderen Kadetten, die sich gleich mir für die Marine entschieden hatten, nach Venedig. Als wir Görz passierten, begegnete uns das Regiment, welchem ich bisher angehört. Ich war froh, nicht auf der staubigen Straße mitmarschieren zu müssen, und freute mich, einen Dienst aufgegeben zu haben, der auf mich gar keine Anziehungskraft übte.

Nach kurzem Aufenthalt in Venedig ward ich eingeschifft und kam auf ein kleines Schiff, das eben auslief, um nach Dalmatien zu fahren und in Lissa zur dortigen Flottenabteilung zu stoßen. Ich litt nicht an der Seekrankheit und gewöhnte mich bald an das Leben und die neuen Pflichten, denen ich nunmehr gerecht zu werden hatte. Von Schiff zu Schiff versetzt, brachte ich meine Zeit bis zum Jahre 1837 teils im adriatischen Meer, teils in der Levante zu. Schon im vorhergehenden Jahre hatte man mich als Offiziersdienst thuenden Kadetten auf die Gaelotte Sphynx eingeschifft, die Agostino Milonopulo kommandierte, und diese Zeit gab meinem Leben die entscheidende Richtung. Das Beispiel meines Kommandanten, der stets mit wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten beschäftigt war, eiferte mich zu eigener Thätigkeit an. Er sprach wenig, das Wenige war aber gediegen, verständig, human.

Ich warf mich zuerst auf die Wissenschaft meines Faches, die nautische Astronomie, beschäftigte mich mit dem Monde und schrieb darüber in italienischer Sprache einen Aufsatz, den ich noch besitze, der aber niemals fertig wurde, weil mir eingehendere Kenntnisse mangelten. Ich lernte überdies französisch mit Hilfe eines kleinen Wörterbuchs und französischer Bücher, die ich von anderen Offizieren erhaschen konnte. Der Kommandant unterstützte mich und lieh mir die französischen Klassiker, zuerst Racine, an dem ich mich durch viele Übersetzungen

Digitized by Google

versuchte. Später erhielt ich die Werke Voltaires und Rousseaus; letztere wurde eine Zeitlang meine Lieblingslektüre. Die „Nouvelle Heloïse" raubte mir manche Stunde des Schlafes; mein ganzes Nervensystem kam in Aufregung, ich vergoß Thränen beim Lesen des Buches und träumte von ähnlichen Situationen, indem ich mich natürlich zum Helden des Romans machte, der meine Phantasie ausmalte. Unbefriedigt in meinem Innern, ungewiß über meine Zukunft ward ich ein Schwärmer und suchte nach Anhaltspunkten in Büchern, um herauszufinden, welche einer Vervollkommnung meiner eigenen geistigen Eigenschaften würdig sein könnten. Oft stand ich während meiner Nachtwachen, wenn die Ruhe des Bootes und der ganzen Natur mir es gestattete, in Träume der Zukunft versunken, erregt durch Empfindungen, über welche ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Die hellen Mondnächte im Sommer, die linden Lüfte des Meeres, die unsicheren Umrisse des Landes, der ruhige Spiegel der See, der das Licht der funkelnden Sterne und des Mondes wiedergab, oft auch der halblaute Gesang der wachenden Matrosen am Vorderdeck — dies alles übte einen Zauber auf mein ganzes Wesen, der mich in eine andere Welt versetzte. Oft versenkte sich mein Blick in das tiefe, dunkle Blau des Himmels, wo ich die Geheimnisse des Weltalls zu entdecken suchte, wo mein geringes Wissen, von meiner Einbildungskraft unterstützt, Systeme aufbaute, die nach meiner Ansicht der Größe des Schöpfers entsprachen. Unendlicher Drang erfüllte mich, inmitten dieser Welt etwas zu gelten, etwas zu sein; die Möglichkeit aber, zu meinem Ziele zu gelangen, lag in mystischem Dunkel. Ich sah ein, daß das ewige Einerlei des Dienstes an Bord mir keine Genugthuung verschaffen konnte, daß eine materielle Thätigkeit, wie sie mein Dienst erheischte, auf mein ganzes Denken und Fühlen tötend einwirkte, daß ich in die Welt hinaus müßte, um später zu höherer Erkenntnis zu gelangen, um mich auszubilden und um nicht umsonst gelebt zu haben. Dabei suchte ich fortwährende Beschäftigung in den Werken, die ich mir verschaffen konnte, schrieb Beurteilungen darüber, machte mir Anmerkungen und versuchte sogar, meinen Empfindungen in Versen Genüge zu thun. Dies gelang aber nicht leicht, und ich gab es bald wieder auf.

Dagegen hatte ich zuweilen Gelegenheit, materielle Arbeiten praktischer oder wissenschaftlicher Natur im Auftrage meines Kommandanten auszuführen. Dann war ich glücklich und ich erinnere mich noch mit innerer Befriedigung, welche Freude ich an der mir übertragenen Aufnahme des Hafens von Karlopago an der kroatischen Küste hatte, mit welcher Liebe ich ans Werk ging und so fleißig arbeitete, daß ich in wenigen Wochen zwei Exemplare des nett gearbeiteten Planes vorlegen konnte. Am meisten freute es mich aber, daß mein Kommandant sich damit zufrieden erklärte.

An Bord war ich nur mit einem Offizier enger verbunden, der auch vorwärts strebte und fleißig studierte, aber bei gewöhnlichen Talenten und einer schon damals ausgesprochenen Pedanterie nie zu größerer Geltung gekommen ist, vielleicht auch, weil die Revolution des Jahres 1848 die jungen Männer der Marine italienischer Nationalität auf andere Bahnen lenkte und dieselben mit

Digitized by Google

wenigen Ausnahmen auf das politische Feld führte, von welchem sie später bei geordneten Zuständen ganz verschwinden mußten. Denn ihre schönste Zeit, ihre beste Kraft war vergeudet im täglichen Treiben der Revolution, in einem unsicheren Leben und ungeregelter Beschäftigung. In solchen Zeiten können nur große Talente sich Bahn brechen, wenn sie den Geist ihrer Zeit begreifen und auf die Masse einzuwirken befähigt sind. Die kleinen Mithelfer verschwinden allmählich von der Bühne, die Werkzeuge sind unnütz, sobald das Werk vollendet ist.

Als wir wieder einmal in Pola, das wir oft besuchten, eingelaufen waren, kam die Nachricht, daß die Stelle eines älteren Seekadetten bei der Sternwarte in Wien in Erledigung gekommen sei. Das Marine-Oberkommando hatte nämlich die Absicht, in Venedig eine Sternwarte zu errichten, und man trachtete demnach, jüngere Kräfte heranzubilden, um sie an derselben anzustellen oder als Lehrer im Marine-Kollegium und als wissenschaftliche Spezialitäten zu verwenden.

Mein Kommandant sagte im Vorübergehen: „Sie sollten sich um die Stelle in Wien bewerben." Ich fand keine Zeit, etwas zu erwidern, obschon mir dieser Gedanke wie Feuer durchs Gehirn ging. Wir waren in Pola. Ich hatte einen freien Tag, fuhr ans Land, suchte mein Plätzchen neben der Arena im Schatten eines Ölbaumes auf, setzte mich, wie ich es so oft gethan, hin, um zu überlegen, was eigentlich zu thun wäre, um zu einem Ziele zu gelangen, das mir nun entgegenleuchtete. Meine Mutter war zwar wieder in Wien, aber wie sollte ich durch sie eine Stellung zu erlangen suchen, deren Verleihung nur von meinem eigenen Verdienst, von meinen Fähigkeiten abhängig war? Sollte ich auf unlauterem Wege mein Ziel zu erreichen versuchen? Das wollte, das konnte ich nicht. Wohl wußte ich, daß solche Ausnahmsstellungen nur durch Protektion erlangt werden und daß ich meinen Fürsprechern gewiß keine Schande machen würde, denn ich fühlte in mir die Kraft und den Willen, vorwärts zu dringen. Aber ich konnte mich nicht entscheiden, einen solchen Weg einzuschlagen. Während ich in dieser Gedankenreihe mich bewegte, war die Sonne tiefer gesunken hinter die Hügel, welche den Hafen gegen Westen abschließen. Die kleine, schmutzige Stadt war nun wie im Lichte gebadet, und das Kastell, die stufenförmig gebauten Häuser, die Thüren der Kirchen färbten sich rötlicher, während ein bläulicher Duft sich auf die Höhen lagerte. Der Hafen selbst glich einem Spiegel, auf dem einzelne Boote fuhren und einen Streifen dunkleren Wassers nach sich zogen. Die Oliveninsel in der Mitte des Hafens, die ganze Küste spiegelte sich mit scharfen Umrissen ab. Die Arena zu meiner Rechten war herrlich beleuchtet, und auf den Bogen und Säulen wechselten Licht und Schatten so zauberisch ab, daß sie mir größer und gewaltiger vorkamen; die fernen Hügel und Berge aber waren wie in Purpurrot gefärbt, die anderen in violettblauem Dufte schwimmend.

Dies Bild ergriff mich mächtig, doch in einer eigentümlichen Art, denn es stimmte mich zuerst wehmütig. Die Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen, schwand immer mehr, ich fühlte mich unglücklich, Selbstmordgedanken stiegen in mir auf, und es schien mir, daß es schön sein müßte, zu sterben angesichts der untergehenden Sonne. So lag ich da, verstimmt und dennoch gehoben, bewegt durch meine

Digitized by Google

Gedanken und durch den Anblick gefesselt, diese Erde liebend und bewundernd und andererseits mit mir und meinem Schicksal unzufrieden. Da traf eine bekannte Stimme mein Ohr, die des früher genannten Offiziers, der eben von einem Spaziergang zurückkehrte. Ich sprach mit ihm über meinen Wunsch, über mein Sehnen und Denken und beruhigte mich im Austausch der Gedanken. Er gab mir auch den guten Rat, auf Urlaub nach Wien zu gehen, mich dort vorzustellen und meine Bitte beim Hofrat Neth, Referenten für die Marine im Hofkriegsrat, vorzubringen.

Ich habe mich von jeher in das Unvermeidliche zu fügen gewußt und, was nicht von mir abhing, immer geduldig abgewartet oder ertragen. Das Seeleben kann als eine gute Schule dafür gelten, und ich habe mich mindestens in der Berührung mit den Naturkräften schon frühzeitig zu dem Grundsatze bekannt, in gegebenen Augenblicken meine volle, ganze Pflicht mit Aufwand aller meiner Kräfte zu thun, das Übrige aber dem lieben Gott anheimzustellen. Ich dachte stets und in den schwersten Momenten des Lebens, daß, was über meine Kräfte und meine Pflichterfüllung hinausgehe, Sache einer höheren Macht sei, deren Gesetze sich erfüllen müssen. Ich habe es immer als eine menschliche Thorheit angesehen, wissentlich gegen diese Gesetze zu handeln oder von der Gottheit vorauszusetzen oder zu verlangen, sie möge dieselben zu gunsten eines oder des anderen Wesens aufheben oder ändern.

Am Ende des Sommers 1837 erhielt ich den langersehnten Urlaub, ward in Lussinpiccolo ausgeschifft und wartete dort die Gelegenheit eines kleinen Kriegsfahrzeugs (Penich) unter dem Kommando des Linienschiffsfähnrichs Fautz ab, welcher nach Triest beordert war.

Endlich fuhren wir ab, ich kam in Wien an und machte meine militärischen Besuche, darunter auch den wichtigsten beim Hofrat Neth im Hofkriegsrat. Von meinem Anliegen bereits unterrichtet, erleichterte mir der gute alte Herr das Vorbringen desselben, meinte indes, ich würde in Wien nur Unterhaltung suchen und wahrscheinlich wie meine Vorgänger mich mehr in den Kaffeehäusern als beim Direktor von Littrow einfinden. Ich entgegnete, der Herr Hofrat möge es auf eine Probe ankommen lassen, und wenn ich nicht entspräche, mich ohne weiteres zurücksenden. Ich wisse übrigens selbst nicht, ob ich für die Astronomie Talent habe, obschon ich es voraussetze, und somit könne ich vorläufig nichts Anderes versprechen, als fleißig zu sein und auch meinerseits den Versuch zu wagen.

Beim alten Littrow.

Hofrat Neth sandte mich zum Direktor der Sternwarte J. J. von Littrow, damit dieser mich prüfe und sehe, ob ich die nötigen Vorkenntnisse besitze. Ich fand Herrn von Littrow eben bei einem der ersten Vorträge des Schuljahres, welchem fünf oder sechs Zuhörer aufmerksam folgten. Ich stellte mich ihm vor, indem ich mich meines Auftrages entledigte. Er nahm mich gütig auf und meinte, die Prüfung wäre nicht nötig. Es würde schon gehen, wenn ich zum Lernen Lust hätte; dann lud er mich ein, mich sogleich an den Tisch zu setzen

Digitized by Google

und die erste Lektion zu nehmen, welche vorläufig über sphärische Trigonometrie handelte. Ich entschuldigte mich, weil ich noch andere Militärbesuche zu machen hatte, versprach aber, mich bei der nächsten Lektion pünktlich einzufinden.

Der alte Littrow, wie wir ihn im Gegensatz zu seinem Sohn, dem Adjunkten und nachmaligen Direktor der Sternwarte, nannten, hatte auf mich den wohlthuendsten Eindruck gemacht. Ich war mit einer gewissen Seelenangst in sein Zimmer getreten und ging frischen Mutes und voll Zuversicht wieder hinaus. Das blaue Auge, die offene Stirn, der aufrichtige Ton seiner Stimme, sein gerades Wesen, seine ungekünstelte Redeweise hatten mich ganz und gar gewonnen, und ich hielt ihn schon für einen bedeutenden Mann, obwohl ich früher seinen Namen nie gehört und von seiner Stellung in der wissenschaftlichen Welt keine Ahnung hatte. Beim ersten Besuch gab er mir die Bücher an, die ich haben mußte und mir folgenden Tages anschaffte.

Ich ging nun in den nächsten Tagen zur Lektion und nahm alle meine Verstandeskräfte zusammen. Es war noch von sphärischer Trigonometrie die Rede, von den Hauptformeln, welche in der Astronomie immer wieder zur Anwendung kommen, von ihrer Ableitung und Umwandlung. Ich war in der Pionierkorpsschule einer der Besten in der Mathematik, hatte in der Marine die nautische Astronomie gelernt, eine gute Prüfung abgelegt und mich fortwährend nach meinen alten Büchern und Vorlagen mit Mathematik beschäftigt. Man bezeichnete mich immer als jenen unter meinen Kameraden, der in der Mathematik bedeutendere Vorkenntnisse besaß, ich war also gewöhnt, mich für fähig zu halten, höhere mathematische Studien vorzunehmen. Wie erschrak ich nun, als ich von dem ganzen Vortrag auch nicht ein Wort verstand! Meine ganze Trigonometrie bestand in der Kenntnis von den Verhältnissen, die zwischen Seiten und Winkeln bestehen, aus welchen Proportionen zur Auffuchung eines unbekannten Teiles des Dreiecks aufgestellt wurden. Ich hatte nie über das Wesen dieser Proportionen nachgedacht, sie waren eine Form, die ich gelernt hatte, die mir aber in keiner weiteren Verbindung mit anderen Formen zu stehen schien. Die unbekannte Größe wurde nach bestimmten eingelernten Regeln gesucht, und dies unterlag bei einigem Gedächtnisse keiner Schwierigkeit.

Nun standen auf einmal Gleichungen vor mir, deren Auflösung und Umformung ich wohl auch studiert hatte, die aber nie in dieser Art zu praktischer Anwendung gekommen waren. Diese Gleichungen entstanden aus der Betrachtung des Dreiecks und aus einer Reihe von Vernunftschlüssen, die hier nicht weiter berührt wurden, insofern sie den Anfangsgründen angehörten. Ich fühlte mich neben Littrow, der fortwährend sprach, ganz unbehaglich; es war mir, als redete er eine andere Sprache, ich hörte, verstand aber nichts. Die Furcht, er würde mich um irgend etwas auf seinen Vortrag Bezügliches fragen, war groß, und ich glaube mich niemals in einem solchen Zustande von Seelenangst befunden zu haben, niemals einer solchen Geistestortur ausgesetzt gewesen zu sein.

Unwillkürlich dachte ich an meine Rückreise, an die Schande, als unfähig zurückgeschickt zu werden, an das Ungenügende meiner geistigen Begabung, der

Digitized by Google

ich früher so viel zugemutet hatte. Endlich war der Vortrag zu Ende. Als wir uns empfahlen, fragte mich Littrow, wie mir der erste Vortrag vorgekommen, ob ich ihn auch aufgefaßt hätte. Ich umging die Antwort, sagte, daß, obschon der von mir genossene Unterricht vorzugsweise mathematische Gegenstände umfaßt habe, es doch schon lange her sei, daß ich mich mit denselben eingehend beschäftigt hätte, daß ich nachholen müsse und ihn bitte, mir ein Buch anzugeben, mittels dessen ich recht bald in das richtige Fahrwasser gelangen könne. Er riet mir, sein kleines Werk über die Anfangsgründe der gesamten Mathematik vorzunehmen; darin würde ich alles finden, was not thue, und mich auch gleichzeitig mit seiner Anschauungsweise des Gegenstandes befreunden. Verstört, unzufrieden mit mir und dennoch nicht ganz entmutigt, verschaffte ich mir sogleich das Werk und begann mit dem Studium desselben. Und siehe da, dies ging leichter, als ich es vermutet hatte.

Ich wurde übrigens vom Direktor angewiesen, die Amtsstunden im Bureau der Sternwarte einzuhalten, was ich um so lieber that, als ich da hoffen konnte, wissenschaftliche Unterstützung zu finden. Leiter des Bureaus war der Adjunkt Karl von Littrow, Assistenten der nachmalige Finanzminister Dr. Brestel und ein Herr Starke. Ein Besucher desselben war Dr. Schaub, ein junger Mann beiläufig in meinem Alter, nachmals Direktor der Handels- und nautischen Akademie in Triest.

Karl von Littrow kam mir freundlich entgegen, wies mir meinen Tisch an, behielt aber eine gewisse Autoritätsmiene, die mir nicht sehr viel Vertrauen einflößte. Dr. Brestel saß unbeweglich an seinem Tische, ruhig rechnend, seiner Kurzsichtigkeit wegen tief auf die Rechentafel gebeugt und vernehmlich atmend, aber, wie man leicht bemerkte, auf alles aufmerksam, was um ihn vorging und gesprochen wurde. Er sah mich zuweilen von der Seite an, kümmerte sich jedoch nicht im geringsten um mein Erscheinen und bot mir niemals seine Hilfe an, obschon wir beinahe zwei Jahre im nämlichen Saale arbeiteten. Dr. Schaub kannte ich aus der ersten Vorlesung, sein intelligenter Blick fesselte mich, und wir schlossen uns enger an, um so mehr, als uns gleiche Zwecke vereinigten. Bald waren wir darüber einig, uns im Lernen und im Beobachten zu verbinden, ich berichtete ihm meine mangelhafte Kenntnis des mathematischen Faches und bat ihn, der schon früher mathematische Studien gemacht, mich zu unterstützen, was er auch mit freundlichster Bereitwilligkeit that. Ihm verdanke ich es vor allem, wenn es mir gelang, in der Astronomie Fortschritte zu machen und mir die Zufriedenheit meines Lehrers zu erwerben. Ich ließ mich auch, seinem Rate folgend, für die Vorlesungen über Physik und Mechanik an der Universität einschreiben, von denen ich besonders letztere fleißig besuchte.

Wenige Stunden des Tages ließ ich unbenützt vorüber gehen, ja selbst bis tief in die Nacht saß ich an meinem Tische und studierte. Kaum gestattete ich mir einen Spaziergang, selten ging ich in eine Schenke, noch seltener zu Bekannten. Bald stieg ich in der Gunst meines Lehrers, der zwar außer den Vorlesungen

Digitized by Google

niemals mit mir sprach, dessen wohlwollende Blicke mir aber genug Befriedigung gaben.

Später, im zweiten Jahre meines neuen Aufenthaltes, benutzte er Dr. Schaub und mich, um den Vortrag zu halten, wobei er selbst erläuternd einfiel oder den Gegenstand betreffende geschichtliche Thatsachen, manchmal auch Anekdoten erzählte. Immer sprach er schön, geistreich, einnehmend; immer wußte er seinen Gegenstand anziehend zu gestalten, und unter den Zuhörern war keiner, der ihm nicht mit gespannter Aufmerksamkeit folgte.

Zur Erholung las ich Bulwers Romane in deutscher Übersetzung, ebenso Walter Scott, und französische Romane in der Ursprache. Bald wurde ich dieser Lektüre überdrüssig und nahm Adalbert Stifter und deutsche Poeten vor. Mein Lieblingsbuch war aber „die Wunder des Himmels" von Littrow. Daraus wußte ich ganze Sätze auswendig. Die Einleitung, die Kapitel über die Erhaltung des Weltsystems, die Kometen u. s. w. waren mir ein Katechismus, ein Muster der Stilistik, das ich leider niemals auch nur im entferntesten zu erreichen vermochte. In meiner ersten Jugend italienisch erzogen, selbst in der Pionierkorpsschule, wie es leider damals in allen unsern Schulen der Fall war, in der deutschen Sprache sehr mangelhaft unterrichtet und geübt, eignete ich mir einen Stil an, der mich selbst immer ans Italienische mahnte und sich auch in der Folge, da ich italienisch vorzutragen und zu schreiben hatte, zumeist auch in italienischer Gesellschaft lebte, wenig verbesserte und auch jetzt noch die erforderliche Reinheit entbehrt.

In jener Zeit meines neuen Lebens und meines ersten Bestrebens, mich gründlich in einem wissenschaftlichen Gegenstande auszubilden, traten zuerst vor mir Gedanken in geordneter Reihe auf, welche sich auf meinen Geist, auf mein Leben in der menschlichen Gesellschaft, auf Gott und das geistige Wesen der Natur bezogen. Ich weiß mich noch auf einen einsamen Spaziergang zu erinnern, den ich auf dem Glacis der Stadt machte. Es war Winter, der Tag düster und trübe, und der Wind jagte seltene Schneeflocken über die beschneiten Wiesengründe. Die scheinbar verdorrten Bäume standen mit ihren trockenen Armen da, als bäten sie um Hilfe zum Himmel. Der Abend trat früher ein, umdüstert von dichten Nebeln und Wolken. Die Menschen eilten geschäftig dahin, denn nur wenige mochte es geben, welche sich an der Luft erfrischen wollten, um wieder mit neuen Kräften an die geistige Arbeit gehen zu können. Auf einzelnen Wegen war der Menschenzug ein größerer; die Einen gingen, die Anderen kamen in der Richtung von der Stadt zu den Vorstädten und umgekehrt. Gleich Ameisen, die zu dem Bau mit der aufgefundenen Beute oder mit den für die schlechte Jahreszeit berechneten Strohstückchen eilen, während andere darauf ausgehen, nützliches für sich und für die Gemeinschaft zu leisten — Ameisen gleich kamen mir diese Menschen vor, nur daß die meisten für ihren Bau keine materiellen Lasten trugen, wohl aber mit anderem Unsichtbaren beladen sein mochten, um mit ihnen für sich, für die Ihrigen nützliches zu leisten, ihre Mühen im eigenen Interesse zu verwerten. Warum gingen sie vorzugsweise in bestimmten Richtungen in größerer

Digitized by Google

Anzahl als in anderen? Dies war klar. Erstens weil die Thore der Stadt dies bedingten, zweitens weil diese Richtungen diejenigen sein mochten, welche zu den Mittelpunkten des Erwerbes und des Gewerbes führten, endlich weil die Beziehungen des Volkes in diesen Richtungen und aus diesen Gründen sich am meisten entwickelt hatten. Warum haben sich aber die Bedingungen des Lebens auf diese Weise entwickelt, warum gerade hier einen großen Mittelpunkt des Verkehrs geschaffen? Auch auf diese Fragen lassen sich befriedigende Antworten geben; ich aber schaute in Gedanken auf den Donaukanal, dachte an den großen Strom, der Österreich durchzieht, sah im Geiste die Völker, welche in der Vorzeit längs dieser Verkehrsader heraufgezogen, die den Weg in das Innere des Kontinents bahnte, dachte mir, daß sie Niederlassungen gründen mußten zu eigener Bequemlichkeit und daß solche, die gut gelegen waren, um nach anderen Richtungen in das Land zu gelangen, sich auch zu Verkehrszentren entwickelten. Also hängt die Größe, die Entwickelungsfähigkeit, die Zukunft einer solchen Niederlassung von geographischer Gestaltung, von der Oberfläche unserer Erde an gewissen Punkten ab. Unser Thun und Trachten ist also von der Gestaltung der Oberfläche dieser Erde abhängig. Wir leben aber auch von ihr, auf ihr finden wir die Bedingungen der Existenz für uns und für unsere Familie. Wir gehören also dieser Erde an von der Geburt bis zum Grabe, das uns aufnimmt, um neuem Leben zu dienen. Wir lernen schon aus der Bibel, daß wir aus Erde geformt wurden, und in der That gehören wir zu ihr, und es ist einleuchtend, daß wir aus ihr entstanden, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in welcher die Keime in der Erde vorhanden waren, die unsere Entstehung möglich machten. Denn daß uns ein Gott mit materiellen Händen geformt haben soll, wer könnte dies glauben?

Solchen Grübeleien gab ich mich oft hin, und es war erklärlich, daß sich mein ganzes Nervensystem in steter Erregung befand und meine Jugend ziemlich einsam in der Stadt verlebt wurde, die sonst Zerstreuung genug bietet. Ich kam aber nicht einmal dazu, diese Stadt näher kennen zu lernen. Ich kannte nur die Sternwarte, wußte wenig von Museen und Sammlungen, die ich hätte ansehen können, und besaß keinen Freund, der mich darauf aufmerksam gemacht hätte. Ich war aber zu scheu, um mich allein auf unbekannte Wege zu wagen, und fürchtete überall Geld ausgeben zu müssen, wovon ich sehr wenig zu meiner Verfügung hatte.

Eine meiner Vergnügungen war die Musik. Mit der Flöte, auf der ich mich schon früher versucht, wollte es zwar ohne Meister nicht recht vorwärts gehen, und sie befriedigte mich als einzelnes Instrument nur wenig. Es ist nur ein magerer Ton, der zwar unendlich reich sein kann und manchen Empfindungen außerordentlich entspricht, aber es mangelt ihm die Kraft, die Möglichkeit, einer Leidenschaft Ausdruck zu verleihen. Das Instrument konnte meinem Fühlen nicht genügen, weder in Augenblicken wehmütiger Sehnsucht noch unbegriffener Wonnen, welchen ich mich selten hingab, und allmählich ließ ich es beiseite.

Zu meiner Mutter kamen jedoch mehrere italienische Herren, die damals in Wien als Dilettanten im Gesang vielfach genannt wurden. Meine Mutter war

Digitized by Google

in der Musik gut bewandert, eine ausgezeichnete Klavierspielerin, sang auch und begleitete vortrefflich am Klavier. So kamen jene Herren oft und gerne, teils um sich zu üben, teils weil sie in einem halbitalienischen Hause sich ohne Zwang bewegen konnten und einen Vereinigungspunkt fanden.

Von der Natur mit gutem Gehör und einer klangvollen tiefen Baritonstimme beschenkt, versuchte ich mich oft an Arien, die ich durch vieles Hören auswendig wußte. Ich wagte sogar bei einem damals berühmten Lehrer Lektionen zu nehmen, die aber zu viel kosteten; ein untergeordnetes Individuum setzte diesen Unterricht fort, es fehlte mir jedoch die Zeit, um mich gehörig auszubilden; ich lernte also nicht viel, gleichwohl bot mir diese Beschäftigung einige Zerstreuung und half mir über manche schwere Stunde hinweg. Nebenbei veredelte sie das Gemüt und machte mich für das Schöne, wenn auch in einseitiger Weise, empfänglich. Ich weiß mich noch auf den ungetrübten, hohen Genuß zu erinnern, den ich mir durch den seltenen Besuch der italienischen Oper verschaffte, und noch klingen die Töne in meinem Ohr, die mir damals zum Herzen drangen.

Mit Frauen und Mädchen hatte ich wenig Umgang; auch waren meine Abende meistens durch astronomische Beobachtungen oder durch Studien und Rechnungen in Anspruch genommen.

Hofrat Nath, der stets mein Gönner blieb, lud mich bisweilen zu Gesellschaften, in denen ich gegen meinen Willen mit ihm und ein paar anderen alten Hofräten Whist spielen mußte, während die anderen jungen Leute in einem Nebenzimmer sich unterhielten. Ich hätte gar so gerne mein Spiel, das mir nicht immer schmeichelhafte Bemerkungen eintrug, aufgegeben und oft sah ich sehnsüchtig nach der Thür jenes Zimmers, aus welchem munteres Geplauder herüberklang.

Zu Littrow dem jüngeren und dessen Schwiegereltern wurde ich auch zuweilen geladen, langweilte mich aber dort, da ich niemanden näher kannte und zu scheu war, um Bekanntschaften zu machen. Ich war gar zu sehr in Verlegenheit, wenn es galt, ein Gespräch mit einer Frau oder einem Mädchen zu beginnen, und kam man mir in solchen Fällen nicht zu Hilfe, so verstummte ich völlig, wurde rot und benahm mich so ungeschickt wie nur möglich. Kam ich aber ins Reden, dann ging es gut von statten, und ich merkte wohl, daß man mir gern zuhörte und daß ich bisweilen ein gewisses Interesse, selbst bei Männern, zu erwecken im stande war.

Bei der Hochzeit Karl von Littrows mit Fräulein Auguste Bischoff sollte eine Aufführung stattfinden, wobei unter anderem Ergötzlichen Vater Littrow durch die Ankunft seines in der Marine-Akademie in Venedig studierenden jüngeren Sohnes Heinrich überrascht werden sollte.

Mama Bischoff, eine sehr gebildete, geistreiche Frau, hatte nun eine Sendung von vier Matrosen erdacht, welche der Braut Geschenke vom Meer überbrachten. Darunter sollte ein wunderbarer Ring sein, welcher die Gabe hatte, wenn am Finger gedreht, den Wunsch der Braut zu erfüllen. Dieser Wunsch bestand natürlich im Wiedersehen des geliebten Schwagers. Ich ward zum Sprecher

Digitized by Google

unter den Matrosen ausersehen, und Fräulein Bischoff dichtete sogar eine Ansprache, welche ich auswendig zu lernen hatte. Allein dieser poetische Erguß war sehr lang, und ich konnte schon damals nicht und später noch weniger meinem Gedächtnis unbedingt vertrauen, und so erlaubte ich mir zu streichen, was ich für unnötig hielt. Ich bat mir auch aus, daß die Matrosen mit Gesichtslarven erscheinen sollten, was, da es der venetianer Lokalfarbe entsprechender schien, zugestanden wurde.

Der Abend der Aufführung kam heran; ich fuhr nach Meidling, wo das Landhaus des Dr. Bischoff gelegen war, und machte meine Toilette, wobei blaugestreifte Hosen mit roter Leibbinde nicht fehlen durften. Der Vorhang hob sich, wir standen auf einem erhöhten Platze, gegenüber einer zahlreichen Gesellschaft, die von amphitheatralisch geordneten Bänken auf uns herabsah. Ich trat vor und begann unter lautloser Stille das Gedicht, zu der in der ersten Reihe sitzenden Braut gewendet. Als ich aber an eine Stelle kam, wo ich eine gewaltige Streichung vorgenommen, hielt ich etwas inne, um den Übergang besser zu vermitteln. Frau von Bischoff, die neben der Braut saß, mochte glauben, daß ich die Fortsetzung vergessen, und lispelte mir dieselbe sehr vernehmlich zu. Ich begann zu lachen, kam in die gräßlichste Verlegenheit und übersah die aufs äußerste gespannte Menge der Zuhörer, die ihre Blicke auf mich richteten. In diesem schrecklichen Augenblicke ermannte ich mich, übergab den Ring und sprach die letzte Strophe des Gedichtes. Die Braut äußerte ihren Wunsch und ich rief: „Heinrich, Heinrich!“ Dieser erschien, fiel in die Arme des gerührten Vaters, eine allgemeine Bewegung trat ein, ich aber verschwand hinter dem Vorhang, kleidete mich um und lief, obschon ich noch als Jupiter auftreten und ein zweites Gedicht der Frau von Bischoff rezitieren sollte, ins Freie, fest entschlossen, nicht wieder zu erscheinen. Doch da regnete es, die Wagen waren für eine spätere Stunde bestellt und keine Möglichkeit vorhanden, in meinem Ballkostüm unter ein schützendes Dach zu kommen. Dennoch ging ich weiter, kam auf den Weg nach Hitzing und von da, in Kot und Finsternis einherschreitend, in die Stadt nachhause. Die Schuhe hatte ich unterwegs eingebüßt und war bis auf die Haut naß geworden.

Dies war mein erster Erfolg als öffentlicher Redner, als Deklamator. Später hörte ich, daß man sich über mein Verschwinden gewundert, daß die ganze Sache nicht so arg gewesen und daß schließlich ein anderer junger Mann die Stelle des Jupiter übernommen, so daß keine Störung vorkam. Dies beruhigte mich ein wenig, denn Frau von Bischoff wäre untröstlich gewesen, wenn ihr Jupitergedicht ungesprochen geblieben wäre. Ich aber begriff, daß ich wohl als Matrose noch brauchbar sein konnte, doch nimmermehr als eine sprechende Gottheit, sei es auch eine solche des heidnischen Altertums, eine längst abgetakelte Größe.

Meine Studienzeit an der Sternwarte wurde durch eine Reise nach Neapel unterbrochen, die ich als Begleiter eines Onkels zu machen Gelegenheit hatte. Da ich keinen Urlaub und keinen Paß hatte, wurde ich auf dem Passe meines

Digitized by Google

Onkels als dessen Bedienter bezeichnet. In Wien wurde Krankheit vorgeschützt, die mich in Ofen, wo ich bei meinem Onkel auf Besuch war, zurückhielt.

Ich weiß noch, welche Angst ich an der Linie Wiens auszustehen hatte, als der Paß vorgezeigt werden mußte, und wie mich überhaupt die ganze drückende Lage kränkte. Aber die Reise nach Neapel über Florenz und Rom hatte soviel Anziehendes, daß ich über das Verwerfliche des Vorganges hinwegging, um so mehr, als die Erwirkung eines Urlaubes und Passes zu diesem Zwecke mit zu viel Umständen und Zeitverlust verbunden gewesen wäre.

Als ich aber zurückgekehrt war, berichtete ich meinem verehrten Hofrat Neth, was ich gethan, und er nahm mein Geständnis gütig und lächelnd entgegen.

Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich das nichtösterreichische Italien, dessen Kunstschätze und Merkwürdigkeiten, wenn auch nur flüchtig. Von einer Beurteilung derselben konnte bei mir Ungebildetem nicht die Rede sein, doch nahm ich in mir auf, was ich konnte, und behielt den Eindruck des Großartigen und Schönen für eine spätere Zeit, wo mir die Möglichkeit geboten wurde, mich über das Gesehene gründlicher zu unterrichten. Unzweifelhaft trug aber jene Reise dazu bei, mich für das Edle empfänglicher zu machen, und bestärkte meinen Vorsatz, wenn auch in anderer Richtung, meinem Namen Ehre zu machen, um nicht umsonst gelebt und gewirkt zu haben. Es kam indessen bei mir mehr und mehr die Ansicht und der Grundsatz zur Geltung, mich nicht durch andere Gegenstände von meiner nun eingeschlagenen Bahn ablenken zu lassen, und ich freute mich sehr, als wir uns Wien wieder näherten, meine Studien mit dem gewohnten Eifer fortsetzen zu können.

Als das zweite Studienjahr sich zu Ende neigte, überraschte mich die Nachricht von meiner Beförderung zum Schiffsfähnrich mit der Bestimmung zur Übernahme der Leitung der Marine-Sternwarte in Venedig. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß mir eine solche Auszeichnung zuteil werden sollte, denn ich war der Sechste oder Siebente im Range und hatte nach gewöhnlicher Berechnung mindestens noch ein Jahr zu warten, bis die Reihe an mich kam. Später erfuhr ich, daß Direktor von Littrow mir bei diesem Anlasse das Opfer brachte, einen Frack anzuziehen und zu Hofrat Neth zu gehen, um mich bei denselben wärmstens zu empfehlen. Als ich mich zu diesem begab, um meinen Dank abzustatten, hieß es, daß er krank sei und niemanden empfange. Doch ließ er mir am folgenden Tage sagen, ich möge zu ihm kommen, er wünsche mich als Offizier zu sehen. Als ich in seine Wohnung kam, fand ich den wohlwollenden alten Mann auf einem Sopha liegend, sehr blaß und mit so matten Augen, als ob bereits das Leben von ihm geschieden wäre. Ich brachte ihm in wenigen Worten meine Danksagung dar und sagte, daß ich seines Wohlwollens und seiner gütigen Aufnahme eines ihm ganz unbekannten jungen Menschen niemals vergessen werde, daß ich aber als Entgelt nichts Anderes zu thun vermöge, als das mir bewiesene Vertrauen durch meine Thätigkeit zu rechtfertigen, die auch ihm selbst zur Ehre gereichen würde. „Thun Sie das," erwiderte er mit schwacher Stimme, „und behalten Sie mich in gutem Andenken; meine Tage sind gezählt, ich freue mich,

Digitized by Google

noch in meinen letzten Augenblicken gutes und nützliches gethan und Sie als Offizier gesehen zu haben. Gehen Sie mit Gott, ein sterbender Mann segnet Sie und Ihr ferneres Wirken."

Noch höre ich die fast erlöschende Stimme, mit welcher er diese Worte sprach; ich hätte ihm die Hand küssen mögen, wenn mich nicht die Besorgnis zurückgehalten hätte, ihn aufzuregen. Aber die Thränen standen mir in den Augen, ich wollte noch Worte des Dankes sagen, konnte es jedoch nicht. Er hob langsam die Hand und sagte noch: „Ich bin schwach, ich brauche Ruhe, adieu!" Ich sah den edlen Mann nicht wieder, denn als ich in Venedig eintraf, war auch die Nachricht von seinem Tode bekannt. Noch heute denke ich seiner mit Rührung und Dankgefühl, denn er war es vor allen, welcher es mir möglich machte, mich, so viel an mir lag, hervorzuthun und wissenschaftlich auszubilden.

Auch meinen Lehrer sah ich nicht wieder, denn ich kam nicht so bald nach Wien, und ein paar Jahre später starb er und ließ eine große Lücke unter den wissenschaftlichen Männern Österreichs, deren es damals nicht viele gab, die, gleich ihm mutig und mit allen Gaben des Geistes ausgestattet, einem höheren Ziele zustrebten. Daß er viel auf mich hielt, bewies mir ein Brief, den er seinem Sohn Heinrich schrieb, der mein Schüler im Marine-Kolleginm war, und worin er ihn aneiferte, meinem Beispiele zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eiffelturm und seine Bedeutung für die Wissenschaft.

Von

Camille Flammarion.

Indem ich diese Zeilen schreibe, bin ich gerade von der luftigen Sternwarte hergekommen, welche der menschliche Geist dreihundert Meter über dem Boden von Paris zu errichten vermocht hat.

Wenn man diesen metallnen Turm aus der Nähe betrachtet, so sieht man ihm nicht an, daß er das ihm zuschriebene Maß auch wirklich hat. Der Eindruck, welchen er macht, ist ähnlich demjenigen, welchen alle Besucher Roms angesichts des gewaltigen St.-Peter-Domes empfinden. Denn auch hier lassen die ungeheuren Maße des Ganzen keine Einzelheiten hervortreten, so daß dem Betrachter jedes Maß für die Größe fehlt. Niemals werde ich das Erstaunen vergessen, welches ich empfand, als ich von der inneren Gallerie der Michel Angelo'schen Kuppel zu meinen Füßen den Hauptaltar erblickte. Derselbe ist 27 m hoch, also eben so hoch wie das Louvre und die Sternwarte in Paris und das Königliche Schloß in Berlin. Aber hier inmitten des ungeheuren runden Kirchenschiffes verlor er sich ganz.

Digitized by Google

Nun hat der Eiffelturm eine Grundlinie von 120 m Länge, also mehr als einem Drittel seiner Höhe; außerdem hat er über dieser breiten Basis oben die Form einer zugespitzten Nadel. Das erste Stockwerk, welches ungefähr die Höhe der beiden Türme der Pariser Notredame-Kirche hat, macht auf jeden Beschauer den Eindruck, als wenn er bei weitem niedriger wäre; erst das zweite Stockwerk, welches eine wahre Höhe von 115 m hat, erreicht die scheinbare Höhe der Notredame-Türme. Die Spitze der Eiffelsäule erscheint kaum doppelt so hoch. Nur aus weiter, sehr weiter Ferne kann man die Höhenverhältnisse der verschiedenen Pariser Bauten mit dem Augenmaße einigermaßen richtig würdigen.

Ebenso geht es dem, welcher den Turm besteigt. Zuerst, wenn man unter ihm, zwischen seinen vier riesigen Ständern steht, erscheint der Bau gigantenhaft. Wenn man dann mit dem Steigen beginnt, ist man zunächst ganz hingerissen von den Einzelheiten der Konstruktion und von dem wunderbaren Wirrwarr von gekreuzten und verschränkten eisernen Balken aller Art und Form, welche wie ein dichter metallener Wald erscheinen. Steigt man weiter, so schätzt man unwillkürlich die mit jedem Schritte wachsende Höhe mit dem Augenmaß, nach dem Verhältnis zur Höhe der umgebenden Häuser, nach dem Rundblick über Paris und nach der Weite des sich stetig vergrößernden Horizontes. Bis zur ersten Plattform, deren Höhe 58 m beträgt, ist man ganz betroffen von dem Umfang des Werkes und von der Geschicklichkeit der Meister, welche es erbaut haben, und man empfindet ein Gefühl von Stolz und von Ehrfurcht vor der Größe des menschlichen Geistes. Auf der zweiten Plattform, bei einer Höhe von 115 m, lebt man noch innerhalb der menschlichen Regionen, man bewundert die Macht der Wissenschaft und der Industrie, man beginnt zu ahnen, welch ein gewaltiges Leben sich rings umher in Paris abspielt, man bekommt einen Überblick über die riesige Ausdehnung der Stadt und man überschaut die Denkmäler ihrer alten Entwickelungsgeschichte. Das ganze menschliche Leben in allen seinen Äußerungen liegt ausgebreitet vor uns da. Man sieht es und hört es, und so hoch man auch darüber hinwegblicken kann, so hat doch jeder das Bewußtsein, nur ein Teil desselben zu sein.

Wenn man nun aber noch höher steigt, so wird man allmählich von jenem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit in dem unendlichen leeren Luftraum überwältigt, welches jedem Luftschiffer so gut bekannt ist. Das dritte Stockwerk des Turmes ist 207 m hoch,[1]) höher als alle auf Erden bestehenden menschlichen Bauten. Von dort aus gesehen zeigt die Stadt Paris zwar nach allen Richtungen hin noch eine beträchtliche Ausdehnung, aber man sieht doch schon rings umher die ungeheure grüne Ebene, durch welche die Seine ihre lange gewundene Linie hindurch zieht, und im Verhältnis zu dieser großen grünen Fläche erscheint die nach dem Auffallen des Lichtes bald weiße, bald graue Scheibe Paris doch schon recht klein. Auch die Ortschaften Passy und Villejuif, die Kirchhöfe von Montmartre und Père la Chaise, Meudon, der Mont Valerien und Saint

[1]) Auf den Zeichnungen des Turmes ist diese Plattform nicht zu erkennen.

Digitized by Google

Germain scheinen einen Teil der umgebenden grünen Ebene zu bilden. Der Lärm der großen Stadt ist erstorben, der Wind pfeift uns um die Ohren und scheint die letzten Töne, welche von dort unten herauf dringen können, wie einen Traum mit sich fortzunehmen.

Wenn wir noch dreiviertel Stunden langsam weiter steigen, kommen wir auf die vierte Plattform mit einer Höhe von 273 m. Hier vermeinen wir uns schon in den Regionen der Lüfte zu befinden, der Horizont ist scheinbar mit uns gestiegen und in gleicher Höhe mit unseren Augen; er bildet rings um uns herum einen Kreis mit fast 60 km Halbmesser. Die ungeheure Stadt Paris erscheint inmitten der sie umgebenden Natur wie eine kleine Insel im Weltmeere. Was wir unter den Augen haben, ist nicht mehr Paris, sondern ein kleiner Teil von Frankreich. Dort unten sieht man Fontainebleau an der Seine, im SSO., Etampes an der Juine, im S., Rambouillet und dahinter Chartres an der Eure, im SW., Mantes an der Seine, im WNW., aber die schweigende Einsamkeit, welche uns umgiebt, ist nicht mehr ein Teil von Frankreich, auf dessen Boden wir stehen, sondern sie gehört schon dem unendlichen Weltenraume an. Die ganze Menschheit scheint durcheinanderzulaufen wie ein Stock Ameisen, auf einem Boden, von ihnen selbst und für sie selbst geschaffen, eitel, pygmäisch, zwecklos, veränderlich und trügerisch, wir schweben wie auf einem Luftschiffe in den klaren Höhen der reinen Anschauung.

Über dieser höchsten Plattform erhebt sich eine runde Kuppel, welche in drei Arbeitssäle zerfällt. Der erste dient als Sternwarte, der zweite als physikalische und meteorologische Station, der dritte ist für die Beobachtung der Lebenserscheinungen und für mikroskopische Luftuntersuchungen bestimmt. Oberhalb dieses Gebäudes ist das Leuchtfeuer; dasselbe hat einen elektrischen Lichtapparat, welcher von einem Strome mit einer Stärke von einhundert Ampereschen Einheiten gespeist wird und die Lichtmenge von fünf bis sechstausend Carcel-Lampen entwickelt. Oberhalb des Leuchtfeuers endigt der Turm in einer kleinen Terrasse, mit einer unter freiem Himmel stehenden Plattform, welche sich gerade 300 m über dem Erdboden befindet.

Von dieser engen, mastkorbartigen Fläche aus gesehen, erscheint der Horizont wie ein regelmäßiger Kreis von fast unendlichem Durchmesser, wie die Breite des Meeres, so ist auch die Weite des Himmels über alles Erwarten groß; der letztere erscheint wie eine helle Glocke, deren unterer Rand in unmeßbarer Entfernung auf den Rändern der Erde ruht. Man hat noch nicht ganz die Empfindung des Luftschiffers, welcher in einer Gondel in einer Höhe von mehreren tausend Metern über der Erdoberfläche frei über alle Grenzen der Länder und Völker dahin schwebt; man hängt ja noch mit der Erde zusammen und steht noch mit festen Füßen auf ihr. Aber man ist auf der Platte des Eiffelturmes verhältnismäßig viel isolierter als auf dem Gipfel der höchsten Berge, da der erstere sich steil mitten aus der Ebene erhebt; und man fühlt hier die Größe des Himmels viel mehr auf sich wirken als in der Gondel des Luftschiffers, denn dort wird der Blick nach oben durch den Ballon gehemmt. Im übrigen ist der Gegensatz zwischen der menschenbelebten Stadt,

Digitized by Google

welche wie verloren zu unseren Füßen liegt, und der schweigenden Einsamkeit der luftigen Höhen hier besonders ergreifend. Man sieht die Stadt mit allen ihren Kirchen und Palästen, mit ihren breiten Straßen und Plätzen und ihren engen Gassen; die Häuser, wie sie da neben einander stehen, sehen aus wie die Würfel eines Würfelspiels, ein jeder mit kleinen schwarzen Augen versehen. Wir wissen ja, welches Leben, welche Kämpfe und Leidenschaften, wie viele heitere und traurige Ereignisse sich hinter diesen Mauern abspielen, wir denken an die Arbeiten und die Vergnügungen der Irdischen, an die Untersuchungen der Gelehrten, an die Studien der Künstler, an alle in Wollust und Genuß verbrachten Stunden, an alle Regungen des Verstandes und des Gemütes. Aber wir fragen uns: „Wozu dienen alle diese Kämpfe, Anstrengungen und Aufregungen!“ Alles bleibt dort unten, und nichts dringt zu uns in die Region des Schweigens hinauf, nichts ist dauernd, alles vergänglich und veränderlich. Ihre Thätigkeit ist wie die in einem Ameisenhaufen; ihre Sorgen wie die von Eintagsfliegen.

Die unfruchtbare Luft der Höhe treibt uns zu einer philosophischen Betrachtung der Dinge; sie flößt uns zugleich eine tiefe Melancholie ein und vollendete Gleichgültigkeit gegen alles, was da unten vorgeht.

* * *

Dieser eiserne Turm ist ein kühnes Unternehmen, ein glänzendes Zeugnis für unsere Fortschritte auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete. Innerhalb von zwei Jahren ist er vor unseren Augen Meter für Meter ohne Unterbrechung emporgestiegen, wie ein Baum, der aus eigener Kraft in die Höhe wächst, aber wie ein Baum, der alle Erzeugnisse der organischen Natur gleich zwergenhaften Gebilden hinter sich zurückläßt. Fürwahr ein wundervolles Werk! Aber welchen Vorteil wird es uns bringen?

Eine solche Frage ist in unserem Jahrhundert, in welchem alle Bestrebungen auf den praktischen Nutzen gerichtet sind, eine höchst natürliche. Ich für meine Person muß allerdings gestehen, daß ich dieser Auffassungsweise nicht das nötige Verständnis entgegenbringe. Welchem Zwecke dient denn der Obelisk auf dem Concordienplatze, welchem Zwecke der Triumphbogen auf der Place de l'Etoile welchem Zwecke dienen Mozarts Sonaten und Beethovens Symphonien, oder die Mediceische Venus? Alle diese Werke sind ebenso nutzlos, im strengen Verstande des Wortes, wie sie vom Gesichtspunkte der reinen Kunst schön und interessant sind. Ja man kann noch weiter gehen und fragen, zu welchem Zwecke dient alles, was wir um uns haben, zu welchem Zwecke ist die ganze Menschheit auf der Welt? Einst wird ein Tag hereinbrechen, an dem aller irdischer Ruhm verschollen ist und nichts mehr übrig bleibt, ein Tag, an welchem die Trümmer selbst vernichtet werden. Ja, wenn der Eiffelturm auch gar keinen Nutzen böte, so hätte die moderne Industrie dennoch das Recht, ihn zu erbauen, wenn irgend etwas daran unsere Teilnahme erregen könnte, und sei es auch nur die große Höhe, die bisher als unerreichbar für Bauten von Menschenhänden betrachtet wurde. Der Turm ist ein Denkmal für die große Vollkommenheit der heutigen Wissenschaft und Technik. Wenn man es ganz natürlich findet, daß Triumphbögen und

Digitized by Google

eherne Ruhmes-Säulen als Denkmäler für die Eroberer errichtet werden, welche ihre Heere in die Strudel des Krieges gestürzt haben, wenn wir uns schon seit Jahrtausenden daran gewöhnt haben, daß Tempel und Kirchen als Kultusstätten für die verschiedenen Religionen errichtet werden, denen bisher die Menschen in wechselnder Parteiung angehört haben — steht denn die Idee des wissenschaftlichen Fortschrittes nicht eben so hoch wie Patriotismus und Religion?

Warum sollten wir nicht einen tausendfüßigen Turm zu Ehren der friedlichen Wettkämpfe der Arbeit errichten, während so viele hoch in die Luft ragende Bauten zur Feier von blutigen Kämpfen und schrecklichen Völkerkriegen entstanden sind; ist der Ruhm der fruchtbringenden friedlichen Thätigkeit nicht ebensoviel wert wie die zerstörenden und vernichtenden Kriege?

Aber auch die nüchternsten Denker mögen sich beruhigen; der Turm wird auch nützen; nicht als Gefängnis, wie zur Zeit der Lehnsverfassung, denn dazu ist er zu sehr in Licht und Luft gebaut, aber zu vielen anderen Dingen.

Es ist ein Kennzeichen unserer von Krieg und Kriegsgedanken erfüllten Zeit, daß der Dienst, welcher in erster Linie von dem Turme verlangt wird und schon lange vor seiner Errichtung verlangt worden ist, sich auf das Kriegswesen bezieht: im Falle eines neuen Krieges und einer neuen Belagerung von Paris sah man in ihm einen Standpunkt, von dessen Höhe ein Beobachter die feindlichen Armeen schon in großer Ferne erblicken, und von welchem aus man durch optische Telegraphen einen Verkehr mit den befreundeten Kräften auf eine Entfernung von 60 km unterhalten kann. Aber wir wollen hoffen, daß niemand sich von seiner Verblendung soweit hinreißen läßt, um Frankreich in einen neuen Krieg zu verwickeln; wir wollen daher die Verwendbarkeit der hoch gelegenen Warte nur vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus prüfen.

In dieser Beziehung muß die Astronomie der Meteorologie den Vortritt lassen. Die letztere Wissenschaft wird hier aber Gelegenheit zu bedeutenden Beobachtungen haben.

Mit Hilfe von selbstthätigen Windmessern (Anemometern) wird man feststellen können, daß die Luftströmungen auf dem Gipfel des Turmes fast beständig viel heftiger sind als an seinem Fuße und auf den Zwischenhöhen. Die Beobachtungen auf dem Turm der Antwerpener Kathedrale, die Luftreisen und die auf den hohen Bergen belegenen meteorologischen Stationen haben dies bereits gezeigt.

Besonders interessant wird die Beobachtung der Windrichtung sein, da sie weder mit der durch die Wetterfahne der Pariser Stadt-Sternwarte angezeigten noch mit der Richtung der Wolkenzüge stets übereinstimmen wird. Die Windrichtung hat aber auf die Temperatur der Luft den allergrößten Einfluß.

Die Temperatur wird, wie man schon nach den bisherigen Forschungen ziemlich sicher annehmen kann, im Durchschnitt auf dem Gipfel des Turmes etwa 2° C geringer sein als an dem Fuße desselben. In einzelnen Fällen, besonders an Tagen großer Kälte, wird dies Verhältnis aber umgekehrt sein, und es wird droben weniger kalt sein als unten.

Digitized by Google

Auch das Hygrometer, mit welchem man die Menge des in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdampfes mißt, wird interessante Erscheinungen zeigen, denn oftmals ist ein anscheinend ganz unbedeutender Unterschied in der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit ausreichend, um das Aussehen des Himmels ganz und gar zu verändern. Der unsichtbare Wasserdampf wird nämlich sichtbar und zum Nebel, wenn das Thermometer eine Kleinigkeit fällt und das Anemometer eine kleine Verstärkung des Windes nachweist.

Zuweilen kommt es vor, daß der Himmel, von unten aus gesehen, vollkommen bedeckt erscheint, obgleich die über dem Beschauer lagernde Wolkenschicht eine sehr geringe Dicke hat. Es wird sich daher nicht selten ereignen, daß die Spitze des Turmes vom Sonnenlichte hell beschienen wird, während die Stadt Paris unter ihr vollständig vom Nebel eingehüllt ist. Zu den schönsten Naturschauspielen, welche wir von dort oben herab zu bewundern Gelegenheit haben werden, gehört ein Sonnenaufgang in den Monaten September und Oktober, während das Seinethal und die ganze Ebene von einem Meere von Wölkchen bedeckt sind, von denen keines über einhundert Meter hoch ist. Dieser prächtige Anblick, welchen man übrigens in ähnlicher Weise schon vor der Erbauung des Eiffelturmes auf den Meudoner Hügeln und auf dem Mont Valerien genießen konnte, ist so schön wie ein wunderbarer Traum.

Das Studium der Luftelektrizität wird auf dem Eiffelturm ganz besonders interessant sein, schon allein dadurch, daß es ohne jede Gefahr auch während eines Gewitters geschehen kann. Der ganze Turm bildet einen großen Blitzableiter und ist sicher vor jedem Schaden durch Einschlagen, da die ganze Metallmasse schon beim Beginne des Baues mit dem Grundwasser durch so starke Leiter in Verbindung gesetzt worden ist, daß die ungeheuere Menge von Elektrizität, welche der Turm bei einem Gewitter aufzunehmen hat, ohne Gefahr in die Erde abgeführt werden kann. Ein Blitzstrahl kann den Turm auf jedem Punkte seiner ganzen Höhe treffen; und dies wird unfehlbar sehr oft geschehen; aber weder das Gebäude noch die in ihm befindlichen Menschen werden irgend eine Wirkung des Einschlagens spüren, da die Elektrizität, an welcher Stelle sie auch auf den Turm übergeht, sich sofort auf die ganze Eisenmasse desselben verteilen und in die feuchte Erde abziehen wird. Die wasserhaltige Schicht, welche sich sieben Meter unter dem Boden des Marsfeldes befindet, ist zu diesem Zwecke durch gußeiserne Röhren, welche an dem äußeren unteren Rande der großen Ständer in die Erde versenkt sind, mit dem Turme verbunden.

Als Eiffel durch diese Art der Anlage den Turm vor Blitzschlag sicherte, hat er übrigens nur das im großen wiederholt, was Franklin und Romas im kleinen gethan haben, da sie ihre Drachen bis in die Gewitterwolken steigen ließen, und was auch Arago geplant hatte, als er den Vorschlag machte, Luftballons mit eisernen Spitzen zu versehen und durch eine eiserne Kette mit dem Boden zu verbinden, um sie dann aufsteigen zu lassen und die mit Elektrizität gefüllten Wolken durch sie zu entladen.

Digitized by Google

Als Arago noch als Astronom thätig war (er starb am 3. Oktober 1853), befand sich auf dem Dache der Pariser Sternwarte eine spitze Stange, welche je nach der Menge der in der Atmosphäre vorhandenen Elektrizität sich mit elektrischen Ladungen von größerer oder geringerer Stärke erfüllte. Von dieser Stange führte eine Leitung hinab und zwar durch den großen, nach dem Tierkreise benannten Saal. Hier war dieselbe unterbrochen, und sobald draußen ein Gewitter war, sah man die Elektrizität von dem einen Ende der unterbrochenen Stelle nach der anderen in Form von Blitzen überspringen. Derartige Experimente könnten, wie Flaye in einer der letzten Sitzungen der französischen astronomischen Gesellschaft vortrug, mit ganz besonders gutem Erfolge auf dem Eiffelturm vorgenommen werden. Man müßte dann neben dem Turme ein isoliertes Silberkabel ausspannen und dieses an einer Stelle auf eine Strecke von zwanzig bis dreißig Zentimetern unterbrechen. Da das Silber die Elektrizität außerordentlich gut leitet, so wäre mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der elektrische Strom diesen Leiter entlang ziehen würde, sobald derselbe von dem eisernen Turm isoliert ist; er würde dann auf der Unterbrechungsstelle vor den Augen der Beobachter Blitze aller Art erzeugen und Gelegenheit zu sehr interessanten Untersuchungen geben.

Hierzu kommt, daß auch die mikroskopische Untersuchung der Luft auf dem Eiffelturm ein großes Interesse bieten muß; besonders in Fällen von Epidemien in der Stadt könnte man dort oben das Wesen der Bakterien und Mikrobien und den Umlauf des Blutes erforschen. Auch über den Flug der Vögel und über den Luftdruck (mit Hilfe des Manometers) sind auf dem Turme Untersuchungen anzustellen.

Für die Meteorologie und die Physik ist somit der Nutzen des neuen Gebäudes nicht zu unterschätzen.

* * *

Anders ist es mit der Astronomie. Die Höhe von dreihundert Metern ist noch unendlich klein gegenüber den ungeheuren Abständen der Gestirne von einander. Eine große Zahl von Sternwarten liegt viel höher über dem Meeresspiegel als der Eiffelturm; einige haben sogar eine Meereshöhe von zweitausend, drittehalbtausend, ja selbst dreitausend Metern, wie die Sternwarten auf dem Ätna, auf dem Sonnenblick in Österreich, die Sternwarte auf dem Hamiltonberge in Kalifornien, welche das stärkste Glas der Welt besitzt, endlich die Sternwarte von Bogota, auf dem Äquator belegen. Die Luft über allen diesen Orten ist unvergleichlich viel reiner und klarer als die über dem Eiffelturm. Vor allen Dingen aber bietet die Spitze des Turmes nicht den erforderlichen Raum, noch ist sie genügend gegen Schwankungen und Erschütterungen geschützt; und ohne die letzte Bedingung ist es nicht möglich, ein starkes Fernrohr oder Präzisionsinstrumente aufzustellen, d. h. wissenschaftliche astronomische Beobachtungen zu machen.

Somit hat der Eiffelturm für die messende, die Präzisionsastronomie keinen Nutzen. Nur zur Lösung einiger Fragen der physischen Astronomie kann er von

Digitized by Google

Dienſten ſein. Zum Beiſpiel, wenn ein Sternſchnuppenſchwarm auftritt und es ſich darum handelt, den Radiationspunkt, von welchem die Sternſchnuppen ausgehen, am Himmel feſtzuſtellen, ſo kann der Fall eintreten, daß dieſer durch niedrig liegenden Nebel für den Beobachter auf der Stadtſternwarte unſichtbar gemacht wird; ebenſo iſt es im Falle einer Sonnen- oder Mondfinſternis, oder, was ſelten eintritt, wenn ein Planet hinter dem Monde vorbeigeht, endlich wenn ein Komet oder das Nordlicht zu beobachten iſt; in allen dieſen Fällen kann die Turmſternwarte den Beobachtern große Dienſte leiſten, da es oft vorkommt, daß Paris von dichten Nebeln bedeckt iſt, welche eine Beobachtung von der Stadtſternwarte aus ſehr erſchweren oder unmöglich machen, während gleichzeitig die Sternwarte auf dem Turm von dieſem Hinderniſſe frei iſt.

Aber ſelbſt dann, wenn die Luft ganz klar und rein iſt, wird die Spitze des Eiffelturmes Gelegenheit zu einzelnen ſehr intereſſanten Beobachtungen geben. Es iſt zum Beiſpiel Thatſache, daß ſelbſt bei totalen Mondfinſterniſſen unſer Trabant nicht vollſtändig verfinſtert wird, wenn er durch den Schattenkegel der Erde hindurch geht. Denn die Luftſchicht, welche unſere Erde umgiebt, bricht das auf ſie fallende Sonnen-Licht und wirft immer einige Lichtſtrahlen in den Schattenkegel hinein; durch dieſe Lichtſtrahlen wird auch der Mond etwas erleuchtet und er bekommt hierbei den Farbenton der untergehenden Sonne. Aber es iſt ſicher, daß die Atmoſphäre hierbei an jedem Orte noch ihre beſonderen Einflüſſe hat; denn in der Bezeichnung und Beſchreibung der Farbe des Mondes weichen alle Berichte von einander ab. Es läßt ſich daher erwarten, daß dieſe rötliche und mehr oder weniger düſtere Färbung des Mondes auf zwei Beobachter ſchon dann einen verſchiedenen Eindruck machen wird, wenn der eine von ihnen am Fuße, der andere auf dem Gipfel des Eiffelturmes ſteht.

Das Leuchtfeuer auf der Spitze des Turmes wird, aus der Ferne betrachtet, auch Gelegenheit zu intereſſanten ſpektralanalytiſchen Beobachtungen des Lichtes bieten.

Auf dem Gebiete der theoretiſchen Aſtronomie würde der Eiffelturm dazu dienen können, einzelne grundlegende Sätze durch neue Verſuche zu beſtätigen; ſo ließe ſich insbeſondere auch der von Foucault im Jahre 1850 im Pantheon (der St. Genovefakirche) angeſtellte Verſuch, die Achſendrehung der Erde durch Pendelſchwingungen nachzuweiſen, an dem Eiffelturm in geeigneter Weiſe wiederholen. Die örtliche Lage iſt allerdings deshalb nicht günſtig, weil die Einflüſſe der Luftbewegungen ſich nicht ganz ausſchließen laſſen, aber es kommen immer wieder Stunden vor, in denen die Atmoſphäre ganz ruhig iſt. Es iſt ſogar ſchon beobachtet worden, daß Luftballons zwei Stunden unbeweglich über demſelben Punkte der Erdoberfläche gehalten haben. Endlich kann man ein möglichſt ſchweres Pendel, etwa im Gewicht von hundert Kilogrammen, nehmen und daſſelbe an einer kräftigen Metallſtange anbringen. Der Foucault'ſche Verſuch iſt wenigſtens dankbar genug und wert, wiederholt zu werden. Während die Dauer einer halben Schwingung für ein Pendel von einem Meter Länge eine Sekunde beträgt und die des 68 m langen Pendels im Pantheon 8 Sekunden betrug, ſo

Digitized by Google

würde die Dauer derselben Bewegung bei einem Pendel von 300 m Länge 17 Sekunden ausmachen, mit anderen Worten, das Gewicht würde 34 Sekunden oder mehr als eine halbe Minute brauchen, um von dem höchsten Punkte aus den Weg nach dem gegenüberliegenden höchsten Punkte und zurück nach dem Ausgangspunkte zu machen; schon allein der Anblick dieser langsamen feierlichen Bewegung muß großartig sein. Außerdem aber würde sich die Achsendrehung der Erde öffentlich, vor aller Augen vollziehen; denn die Spitze des Pendels würde mit jeder Schwingung einen neuen Strich in den zu diesem Zwecke ringförmig angeordneten Sandhaufen ziehen.

Die Achsendrehung der Erde könnte neben dem Foucault'schen noch durch einen anderen Versuch nachgewiesen und zur Anschauung gebracht werden. Man braucht zu diesem Zwecke nur eine kleine Bleikugel von der Mitte der Turmspitze frei fallen zu lassen; die Kugel würde zum Falle acht Sekunden gebrauchen; anstatt aber genau senkrecht, der Achse des Turmes entlang ihren Weg zu nehmen, wird sie etwas nach Osten abweichen und etwa sechs Zentimeter entfernt von der Turmachse den Boden erreichen. Dies Phänomen rührt daher, daß die Spitze des Turmes eine größere westöstliche Schwungkraft hat als die Gegenstände am Fuße desselben, und daß die Bleikugel während des Falles dieselbe Schwungkraft beibehält, welche sie oben hatte.

Im übrigen läßt es sich annehmen, daß die Versuche, wenn sie in so großem Maßstabe vorgenommen werden, wie der Eiffelturm es ermöglicht, nicht nur die früheren Ergebnisse bestätigen, sondern auch neue unvermutete Resultate bringen werden. Als Wilhelm Herschel die Parallaxen der Gestirne zu bestimmen suchte, entdeckte er, daß die Doppelsterne sich umeinander drehen; Fraunhofer sah gelegentlich der von ihm vorgenommenen Feststellung der äußersten Grenzen der im Sonnenspektrum sichtbaren Farben auch die dunklen Absorptionslinien in demselben und kam auf diese Weise dazu, die Methode der chemischen Untersuchung des Lichtes, die Spektralanalyse, zu begründen; als Cristoph Kolumbus den Seeweg nach Asien suchte, fand er Amerika.

Schon jetzt hat mich einer der gründlichsten und zugleich geistreichsten Gelehrten unserer Zeit, Hirn in Kolmar, Mitglied der französischen Akademie, auf einen Gedanken aufmerksam gemacht, welcher höchst originell klingt, aber auf einer genauen Kenntnis der Gesetze der Schwerkraft beruht, es gilt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als auf dem Eiffelturm den Mond zu wägen.

„Wie kann man denn den Mond wägen!" wird mancher Leser erstaunt ausrufen. Dies geht aber sehr gut, und zwar durch genaue Messung der vom Monde ausgeübten Anziehungskraft; und das Unternehmen ist durchaus nicht so schwer, wie man wohl glauben möchte. Man müßte nur ein ungeheueres Barometer herstellen, mit einer Glasröhre von dreihundert Meter Länge, vorausgesetzt, daß eine solche sich anwenden läßt; die Röhre würde mit Quecksilber oder einer anderen Flüssigkeit angefüllt; das Bassin aber müßte nicht wie bei den gewöhnlichen Quecksilberbarometern offen bleiben und dem stets veränderlichen Drucke der atmosphärischen Luft ausgesetzt sein, sondern mit einem großen Ballon

Digitized by Google

mit komprimierten Gasen von festbestimmtem Druck verbunden werden. Wenn die Quecksilbersäule jeder von außen kommenden Störung und insbesondere dem Einflusse der Temperaturveränderungen entzogen wird (welch' letzteres allerdings sehr schwer zu erreichen sein wird), so kann sie nur in dem Falle steigen oder sinken, wenn ihr Gewicht sich verändert. Sie wird somit steigen, wenn der Mond über den Meridian von Paris oder über den 180. Meridian hinwegzieht, und sie wird fallen, wenn der Mond in Paris auf- oder untergeht.

Auf diese Weise wird das neue Bauwerk auf allen Zweigen der beobachtenden und experimentierenden Wissenschaften Gelegenheit zu mehr als einem Versuch geben. Ja man könnte sagen, daß der Turm selbst die Gültigkeit der Naturgesetze durch Versuche erproben wird, insbesondere das Gesetz von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme, dieselbe beträgt für jeden Grad Celsius 0,000 010 6, d. h. einen Millimeter auf hundert Meter; da nun in Paris Temperaturen von 10° C. unter Null und von 40° C. über Null und höher beobachtet werden (ich selbst habe zu Zeiten von den Thermometern eine Temperatur von 60° C. abgelesen), so ist der Turm Temperaturschwankungen von mehr als 50° C. ausgesetzt und infolgedessen in den Stunden der größten Hitze 15 cm höher als bei der größten Winterkälte.

Die Baumeister haben übrigens diese Veränderlichkeit der Ausdehnung bei der Errichtung des Turmes selbst in Rücksicht gezogen, und überhaupt sind an dem ganzen Werk die bei der Herstellung beobachteten theoretischen Grundsätze durchaus nicht in letzter Linie zu bewundern. Bekanntlich beginnt der Turm mit vier ungeheueren durchbrochenen eisernen Ständern, welche ihrerseits auf massiven gemauerten Fundamenten ruhen und zuerst schräg, dann immer steiler in die Höhe gehen, sich oberhalb des zweiten Stockwerkes vereinigen und von da an bis zur Spitze nur einen einzigen Körper bilden. Die gemauerten Fundamente gehen so tief in die Erde hinein, bis sie auf eine Kiesschicht stoßen, welche stark genug ist, das ganze Werk zu tragen; und zwar haben die Fundamente der beiden dem Lande zugekehrten Ständer diese feste Schicht schon bei 7 m Tiefe erreicht, während die der beiden der Seine zugekehrten Ständer zwölf Meter tief in die Erde eingelassen werden mußten.

Bei der Ausschachtung der letzteren hat Eiffel übrigens eine Ansammlung von vorgeschichtlichen Töpferarbeiten und von Knochen gefunden, welche er mir in freundlichster Weise als Geschenk für die Sammlung der Sternwarte zu Juvisy (an der Seine und an der Paris-Orléanser Bahn, 16 km südlich von Paris) überlassen hat.

Auf der schrägen Oberfläche dieses Mauerwerkes ruhen unverankert und unverbolzt die vier Ständer, die letzteren drücken in ihrer Längsrichtung auf ihre Unterlage, sodaß das Werk ohne äußere Stütze bloß auf Grund seiner Konstruktion vollkommen sicher steht. Außerdem kann jeder bewegt werden, wenn es erforderlich ist. Denn unten am Ende eines jeden Ständers ist eine hydraulische Presse eingeschaltet, welche mit einer Kraft von 800 t arbeitet und so ermöglicht, mit Hilfe des Wasserdruckes einen jeden Ständer zu heben; und eine solche Hebung ist nicht nur

Digitized by Google

möglich, sondern sie ist auch in Wirklichkeit vorgekommen und zwar bei der Gelegenheit, als die vier Ständer in Höhe von 48 m über dem Erdboden durch vier eiserne Querbalken miteinander verbunden wurden. Es sind dies dieselben Querbalken, auf welchen die Diele des ersten Stockwerkes ruht. Diese Verbindung bedeutet einen besonderen Erfolg für den Unternehmer Eiffel, denn sie war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, welche hier nicht weiter ausgeführt werden sollen, da sie sich nicht in wenigen Worten darstellen lassen; jedes Teilstück war so genau berechnet, daß die unzähligen Nietlöcher, welche im voraus angebracht waren, sämtlich auf ein Haar paßten und die große schwierige Aufgabe in ganz kurzer Zeit gelöst werden konnte; so gründlich war im voraus für jedes einzelne gesorgt. Durch ihre vollendete Vertrautheit mit dem Stoffe, welchen sie bearbeiten, und durch die Ausnutzung aller Hilfsmittel, welche die moderne Wissenschaft ihnen bietet, sind die Ingenieure im stande, im voraus jedes einzelne Stück zu berechnen, welches sie bei ihren Konstruktionen brauchen wollen, und es so genau ausarbeiten zu lassen, daß es sich ohne jede Nacharbeit an Ort und Stelle sofort den benachbarten Teilstücken anschließt und anfügen läßt. In dieser Weise ist auch der Eiffelturm bearbeitet worden; die einzelnen Teilstücke, aus denen sich der Turm zusammensetzt, und welche sich nach allen Richtungen hin und wieder kreuzen, erreichen die Gesamtzahl von zwölftausend; jedes einzelne dieser Stücke hat eine besondere Zeichnung erfordert, und jede Zeichnung beruht auf einer Berechnung, welche bis auf $^1/_{10}$ mm genau ist. Bei dieser Sorgfalt der Vorarbeiten ist es denn auch nicht erstaunlich, daß der Aufbau und die Zusammensetzung ohne jede Stockung und Störung vor sich gegangen ist.

Überall, wo nicht genau festgestellt werden konnte, welchen Druck ein Werkstück auszuhalten hat, hat der Unternehmer die Zahlen absichtlich übertrieben groß angenommen, um auf diese Weise die Widerstandsfähigkeit des Bauwerkes gegen jeden Angriff zu erreichen. Der mögliche Winddruck ist zum Beispiel in einer Stärke von 400 kg auf den Quadratmeter berücksichtigt worden, obgleich die gewaltigsten Stürme, welche in Paris beobachtet sind, nicht stärker als mit einer Kraft von 150 kg auf den Quadratmeter gedrückt haben. In Folge dieser großen Vorsicht können die größten Schwankungen der Turmspitze nicht mehr als 10—15 cm betragen, und ein Besucher, welcher auf der Plattform von einem Sturm überrascht wird, bemerkt diese Schwankungen nicht einmal.

Der Turm wiegt 6''500'000 kg, und dieses Gewicht macht ihn widerstandsfähig selbst gegen den heftigsten Windstoß.

* * *

Nun noch ein Wort über den Turm in seiner Eigenschaft als Beobachtungsposten und zu der Frage, wie weit der Umkreis reicht, welchen man von seiner Spitze überschauen kann. Die mathematische Formel, mit welcher die Weite des Horizontes berechnet wird, ist sehr einfach, und es wird vielleicht manchen Leser interessieren, sie kennen zu lernen, damit er sie selbst zur Berechnung ähnlicher Verhältnisse entsprechend anwenden kann.

Wenn wir uns die Erde als vollkommene Kugel denken und ihren Durch-

Digitized by Google

messer auf 12''742'000 m (= 1716 Meilen) annehmen, so hat eine Tangente, welche man von einem Punkte, einen Meter hoch über der Erdoberfläche, auf die letztere zieht, eine Länge von 3'570 m (= knapp eine halbe Meile); ein Beobachter, dessen Auge sich 1 m über der Erdoberfläche befindet, würde somit die Erde auf eine Entfernung von 3'570 m übersehen. Will man nun wissen, wie weit man von einem anderen Punkte aus sehen kann, so muß man diese genannte Zahl mit der Quadratwurzel aus der Höhe des Beobachtungspunktes über seine Umgebung multiplizieren. Die Quadratwurzel aus 300 ist 17,32. Die Weite des Horizontes beträgt somit für die Spitze des Eiffelturmes, m 3'570 × 17,32 = 61'800 m (nicht ganz 8 1/3 Meilen.)

Bodenerhebungen sind natürlich auf noch viel weitere Entfernungen zu sehen. Ein Berg von 300 m Höhe würde von der besprochenenen Tangente noch in der doppelten Entfernung berührt werden. Und eine Bodenerhebung, welche um ein geringes höher als 300 m ist, muß infolgedessen noch auf eine Entfernung von 123 km über den Horizont hervorragen. Aber andererseits dürfen wir nicht vergessen, daß die Einzelheiten eines jeden geographischen Gebildes sich in der Nähe des Horizontes verlieren, daß alles undeutlich und verschwommen wird und man so gut wie nichts von einander unterscheiden kann, es sei denn, daß ein Gegenstand ganz auffallende und scharf hervortretende Umrisse hat und die Luft ganz besonders klar ist. Diese Beobachtung habe ich auf meinen Luftschifffahrten oft genug zu machen Gelegenheit gehabt.

Berge sind auf sehr weite Entfernungen sichtbar, wenn der Hintergrund, von welchem sich ihre Umrisse abzeichnen, entweder heller oder dunkler ist als sie selbst. Von den Wällen der Stadt Langres aus, deren Höhe 480 m beträgt, habe ich als Schüler oftmals die Umrisse des Mont-Blanc gezeichnet (4810 m hoch); denn im Winter vor Sonnenaufgang hob sich die schwarze Fläche des Berges deutlich vom Osthimmel ab. Und dabei beträgt die Entfernung von Langres bis zum Mont-Blanc nicht weniger als 240 km. In Nizza sieht man, wenn es abends recht hell ist, gar nicht so selten die Gebirge von Korsika, obgleich die Entfernung 200 km beträgt. Am 10. Februar und am 30. Oktober sieht man von Marseille aus den Mont Canigou, einen nördlichen Vorberg der östlichen Pyrenäen, weil an diesen Tagen die Sonne für Marseille hinter demselben untergeht; die Entfernung beträgt 253 km. Vor wenigen Jahren fand in Spanien und Algerien eine Landesvermessung statt; hierbei sind einige Dreiecke zur Anwendung gekommen, deren Seiten über das Meer hinweg eine Länge von 270 km hatten.

Wenn man um Paris herum einen Kreis mit einem Halbmesser von 61 km zieht, so umfaßt derselbe die Städte Melun, Etampes, Rambouillet, Mantes, Chantilly und Meaux; von allen diesen Orten aus kann man auch das Leuchtfeuer auf dem Eiffelturme sehen. Selbst der Beobachter auf den Höhen des Fontainebleauer Waldes sieht die Spitze des Turmes ein wenig über den Horizont hervorragen. Mit Rücksicht auf die Weite des Gesichtsfeldes bedauere ich noch heute, wie ich es schon am ersten Tage ausgesprochen habe, daß der Turm auf

Digitized by Google

der niedrigsten Stelle von ganz Paris erbaut ist; aber gerade hier ist das Gebiet der Weltausstellung, und ohne diese wäre Eiffels Unternehmung überhaupt nicht zu stande gekommen.

Zum Schlusse wollen wir noch den Turm als das Ergebnis eines kühn erfaßten Planes und einer wahrhaft erstaunenswert sorgfältigen Ausführung anerkennen. Man hätte ihn bei Gelegenheit der Eröffnung der Weltausstellung sehen müssen, als er von unten bis oben mit bengalischen Lichtern besteckt, und die verschiedenen Stockwerke und alle Umrisse mit entlanggeführten brennenden Gaskörpern nachgezeichnet waren und endlich an seiner Spitze das blendende Leuchtfeuer brannte. Den Abend sah man nicht die eisernen Teilstücke, welche verrieten, daß es sich nur um ein gut gelungenes Industrieerzeugnis handelte, an diesem Abende hob er sich in die Höhe, wundervoll, wie der Traum eines Künstlers. Sein scharlachroter Glanz, welcher die feinen Zeichnungen kenntlich machte, der runde Bogen unter dem ersten Stockwerke, welcher mit einem Feuerkranz verziert war, die ungeheuere luftige Halle zwischen dem ersten und dem zweiten Stocke, die vielfarbige Spitze, deren Licht bis zu den Wolken hinauf strahlte, die glänzende Illumination, welche den Turm rechts und links und an allen Seiten umgab, die Seine, bedeckt mit wimpelvollen Böten, erfüllt mit Musikchören und Orchestern, die unzählige Menge von Menschen, welche zu Füßen des Turmes wie die Wellen des Meeres hin und wieder strömten, dies ganze Schauspiel erschien wie das Bild eines Triumphzuges der Arbeit und der Freiheit. Der Eiffelturm ist würdig der Ausstellung, welche ihresgleichen nicht findet, würdig der Gedenkfeier der Epoche, durch welche das Leben der ganzen Menschheit umgestaltet ist, würdig der modernen Wissenschaft und der fortgeschrittenen Bildung des neunzehnten Jahrhunderts, welche es krönen soll. Es ist eine Darstellung des immer höher strebenden menschlichen Geistes, ein Bild für unseren Wahlspruch

„Excelsior".

Ein Pereat dem Philistertum!

Von

Max Haushofer.

Das Philistertum! Die deutsche Jugend schuf diesen Ehrentitel, und die deutsche Nation spricht ihn nach und bezeichnet mit ihm eine träge, schwunglose Menschenmasse, die alles entbehrt, was die Seele erhebt und was den Menschen adelt, die dem stolzesten Schwung der Phantasie eben so empfindungslos gegenüber steht wie den heißesten Empfindungen des Menschenherzens. Und das Philistertum verharrt in dieser Stellung nicht aus Roheit; nicht weil es mit den Idealen des Menschengeschlechts niemals in Berührung gekommen wäre, sondern aus Trägheit, aus Trägheit des Geistes und des Herzens.

Digitized by Google

Wenn der Bauernsohn, dessen ganze geistige Nahrung seine Dorfschule war, oder der Arbeiter, der als Kind schon vor den sausenden Webstuhl gestellt ward und tagein tagaus bis zur völligen Erschöpfung um sein tägliches Brot sich abarbeiten muß —; wenn diese keinen geistigen Aufschwung kennen, so dürfen wir ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Aber der Mann, der die Zeit und die Gelegenheit hätte, mit allem, was edel und groß ist, sich in eine Verbindung des Geistes und des Gemütes zu setzen, und der dies versäumt in Trägheit und Selbstgenügen: dem gilt unser Zorn und unsere Verachtung. Während er seinen Weg durch ein armseliges Dasein hintrollt, mit einer ewigen, unsichtbaren Schlafmütze über den Ohren, ringen die Besten und die Ärmsten unablässig; die einen um des Lebens höchste Ziele, die andern um Befreiung aus Armut und Not. Er hat weder des einen noch des anderen acht. Das Jauchzen des höchsten Glückes ist seinen Ohren so fremd wie das Wimmern des tiefsten Elends. Wird er es verstehen, wenn man ihm ein Mene Tekel hinschreibt, das ihn mit feurigen Zeichen fragt: Was hast du für die Welt gethan, Philister? Wer wird um dich klagen, wenn du glanzlos und ehrlos dahingehst, Philister? Wo ist dein Unsterbliches, Philister?

Analysieren wir den Philister. Er ist immer ein Mensch, dessen Bildungsgang, dessen Lebensgelegenheit ihn befähigen würden, etwas viel Besseres zu sein, als er ist. Die Bildung, die er genoß, kann eine nur bescheidene, kann aber auch die sorgfältigste gewesen sein: jedenfalls war sie verschwendet; denn er verwertet sie nicht; er baut sie nicht aus; sie erfreut ihn nicht. Wir haben in Deutschland Philister genug, die ihr Gymnasium und ihre vier Universitätsjahre studiert haben und doch vollgiltige, echte Philister geworden sind. Was in ihrem geistigen Schatze Gold hätte werden sollen, wurde zu rostigem, altem Eisen. Sie entsinnen sich noch, daß sie griechische und lateinische Dichter lasen; aber der Wohllaut, welcher aus denselben in ihrem Ohre zeitlebens hätte nachklingen sollen, zerarbeitete sich hoffnungslos an ihrem dicken Trommelfell. Sie entsinnen sich noch, daß die Weltgeschichte, die sie einst studierten, eine Reihe großer und glänzender Geister an ihnen vorüberwandeln ließ; aber dem feurigen Hauch, der von diesen Geistern auf sie herüberwehen wollte, hatten sie ihre ledernen Stirnen entgegengestellt; dann waren mit den mühsam eingelernten Jahreszahlen auch die Geister vergessen worden.

Das ist das eine Hauptkennzeichen des Philisters: daß er geistig zurückgeht von dem Augenblicke an, wo die Disziplin der Schule aufhört. Die geistige Initiative fehlt ihm; und sobald der Zwang zum Lernen endet, ist es mit dem Lernen vorbei. Das freudlos angesammelte und kaum verdaute geistige Kapital aber verliert sich mit schrecklicher Schnelligkeit und läßt eine Verödung zurück, trostlos und unfreundlich, nur zu einem kleinen Teile ausgefüllt durch eine spärliche und einförmige Lebenserfahrung.

Aber zur geistigen Verödung muß auch die Verknöcherung des Gemüts hinzukommen, um den Philister zu vervollständigen. Diese Verknöcherung des Gemüts ist ein langsam wachsendes Produkt des menschlichen Egoismus, der ja

Digitized by Google

in jedem Einzelnen schläft, in allen besseren Naturen aber durch gewisse moralische Mächte und daneben auch durch äußere Lebensverhältnisse, durch Umgang, Schicksal und Erlebnis in bescheidenerem, unschädlichem Umfange erhalten werden kann. Bei dem Philister aber sind jene moralischen Mächte zu schwach und seine Schicksale zu kleinlich, um sein Gemüt zu voller, starker Ausbildung zu bringen. Seine guten und schlimmen Eigenschaften sind klein, notdürftig und erbärmlich.

Nur diese gleichzeitige Verödung des Geistes und des Herzens macht den Philister vollständig. Es giebt Menschen genug, die statt des warmfühlenden Herzens nur den starrsten Egoismus zur leitenden Triebfeder haben, und doch keine Philister sind, weil ihr Mangel an Gemüt zwar nicht ersetzt wird, aber in den Hintergrund tritt gegenüber einer vielseitig ausgebildeten geistigen Begabung. Wo sich bei vollständig mangelndem Gemüt der Verstand als völlig ausgebildet, gereift durch reiche Erfahrung und unermüdlich thätig erweist: da können wir den Ausdruck Philister nicht gebrauchen.

Ebensowenig aber dürfen wir diese Bezeichnung anwenden auf Menschen, deren Geistesleben nach keiner Richtung hin den Durchschnitt übersteigt; auf Menschen, die wir gradezu ungebildet nennen müssen und geistig beschränkt, die aber den ganzen Schatz der Empfindung, dessen der Mensch fähig ist, in sich bewahrt haben, die großer Leidenschaften im Schlimmen wie im Guten fähig sind. Der Philister kann weder ein Verbrecher werden noch ein Held noch ein armer, opferfreudiger Dulder; seine Charakteranlage befähigt ihn nur dazu, ein ganz gewöhnlicher Mensch, im üblen Sinne des Wortes, zu sein.

Wir nennen Philister nur Männer: auf Frauen wenden wir die Beziehung nicht an. Ganz ausnahmsweise spricht man einmal von einer „philiströsen" Frau. Das hat seinen guten Grund darin, daß das Weib durchschnittlich einen weit reicheren Schatz an Empfindung behält und durchs Leben trägt als der Mann. Selbst mittelmäßige Frauen zeigen noch bei jeder Gelegenheit einen reicheren Vorrat an Liebe und Haß, an Mitleid und Grausamkeit, an selbstlosem Opfermut und rücksichtsloser Selbstsucht, an Aufrichtigkeit und Hinterlist als selbst solche Männer, die ziemlich über dem Durchschnitt ihres Geschlechts stehen. Um so philiströs zu werden, wie es Männer werden können: dazu fehlt den Frauen die einseitige Dressur der Berufsbildung und Berufsausübung; dazu fehlt ihnen jenes verfimpelnde Unterthänigkeitsbewußtsein, welches dem männlichen Philister ewig zuruft: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Das Philistertum ist seinen Trägern angeboren und anerzogen zugleich. Aber was ist ausschlaggebend dabei — das angeborene oder das anerzogene Philistertum? Wir möchten meinen: das letztere. Wer sich an seine Schulzeit erinnert, wird wissen, daß unter vierzig oder fünfzig Jungen, die den Schulranzen tragen, nur einer oder der andere ist, den man schon in seinem zehnten oder zwölften Jahre als angehenden Philister bezeichnen kann; die meisten werden es weit später. Und der vollendete Philister zeigt sich immer erst mit dem Eintritt in einen bestimmten Beruf. Es gehört die einseitige Lebensschule des Berufes fast notwendig zur Erziehung des Philisters. Wohl kann auch der berufs-

Digitized by Google

lose Mensch ein Philister sein. Aber weil der berufslose Mensch überhaupt nicht ernsthaft genommen wird, weil er keinen oder nur einen geringen Einfluß auf seine Mitmenschen hat, ist auch sein Philistertum weniger bedenklich und gefährlich. Gemeinschädlich und gefährlich wird das Philistertum gerade dann, wenn es sich in die Würde eines Berufs einhüllt, wenn es mit dem blanken Ehrenschilde der Arbeit sich deckt. Aber davon nachher.

Gesellschaftliche Rangunterschiede haben keinen Einfluß auf das Philistertum. Dieses gedeiht und wird fett in der Werkstatt des Kleinhandwerkers wie im Kontor des Großhändlers; in der Studierstube des Gelehrten wie im Bureau des Juristen; unter dem bescheidenen Filzhute des Schulmeisters wie unter dem Helm des Offiziers und dem Treffenhute des Hofmannes. Geistige Thätigkeit schützt vor dem Philistertume nur dann, wenn sie den Menschen auch vor jener Einseitigkeit bewahrt, die eine charakteristische Eigenschaft des Philistertums ist. Das thut aber keineswegs jede geistige Thätigkeit. Man kann ein recht großer Jurist oder Philosoph, Chemiker oder Mathematiker sein und dabei doch ein Stockphilister, ein Philister, der völlig auf der Höhe seines Wissenszweiges steht, aber in jeder anderen Hinsicht ein kleinliches, beschränktes, armseliges Menschlein bleibt.

Unter allen Berufsstellungen ist keine, die den Menschen so vor dem Philistertume bewahrt, als die des Künstlers. Aber auch sie nicht völlig. Man kann unter Malern und Musikern Philister finden, ja sogar hinter den Kulissen. Da wird man sie freilich mit der Laterne des Diogenes suchen müssen; aber man wird doch ab und zu einen entdecken, der, sobald die Schminke weggewaschen ist, mit dem Philistertume jedes Registrators oder Kalkulators rühmlich konkurrieren kann. Reisen und Umgang mit zahlreichen und mannigfachen Menschen sind auch nur ein unzureichender Schutz gegen das Philistertum; denn es giebt Kaufleute, die Jahre lang in Yokohama, in Santjago und Havana zugebracht haben und, nach Europa zurückgekehrt, genau dieselben Philister werden wie diejenigen ihrer Berufsgenossen, denen niemals die Heringstonne des heimischen Altstadtgäßchens aus den Augen kam.

Aber wir müssen unsern Groll gegen das Philistertum noch rechtfertigen. Was uns am Philister so hassenswert erscheint, sind nicht seine positiven, sondern seine negativen Eigenschaften. Was ihm fehlt, macht ihn zum Philister. Was ihm fehlt, das ist aber auch gerade alles, was den Menschen edel und liebenswert macht. Weil ihm jede geistige oder Gemütseigenschaft fehlt, die geeignet wäre, ihn über die Durchschnittsoberfläche der Menschheit auch nur einen Augenblick auftauchen zu lassen, ekelt er uns an, wie uns alles anekelt, was gleichgiltig und doch in seiner Gleichgiltigkeit immer um uns ist. Und mögen die Philister die Mehrheit sein oder nicht — gezählt sind sie ja nicht und werden es auch niemals —: jedenfalls bilden sie eine geschlossene Mehrheit durch die Gleichartigkeit ihres Wesens. Alle Menschen, die einen großen Zug in sich haben, sind ungleichartig; für sie können weder Sitten noch Gesetze, weder politische noch gesellschaftliche Einrichtungen geschaffen werden. Die Philister aber bilden eine geschlossene Masse, eine Masse, die, durch die Kraft der Trägheit zusammengehalten,

Digitized by Google

bestimmend einwirkt auf die Gesellschaft, zu welcher sie gehört. Und diese Masse wirkt als breit in die Gesellschaft eingelagertes Gewicht nach allen Seiten hin hemmend und belastend. Das Philistertum dringt überall ein, wo eine Anzahl von Leuten beisammen ist: in jeden Verein, in jede Schule, in jede Zuhörerschaft, in jedes Parlament. Und damit bringt es auch überall, wo eine Anzahl von Meinungen streitet, seine Meinung, wenigstens größtenteils, zur Geltung.

Das Philistertum hat eine gute Eigenschaft, die seine Macht und Dauer bedingt: die gewohnheitsmäßige Pflichterfüllung. Man darf sie nicht unterschätzen; aber auch nicht überschätzen. Man muß bedenken, daß, wo es in unserem Kulturleben allgemeine Pflichten, Pflichten für Klassen und Gruppen von Menschen giebt, diese Pflichten immer auch für die minder Begabten, minder Willenskräftigen zugeschnitten sein müssen und thatsächlich zugeschnitten sind. So thut der Philister pflichtgetreu das Minimum dessen, was von Kulturmenschen verlangt wird; aber weil es immer noch Lumpen und Schurken giebt, welche nicht einmal dieses Minimum vollbringen, weiß die große Masse der Philister sich als etwas Besseres aufzuspielen. Sie weiß für ihre schäbige Pflichterfüllung sich die Mittel und die Zeit zu schaffen, um zu essen und zu trinken und sich standesgemäß zu kleiden. Und darin gipfelt überhaupt die Existenz des Philisters. Er ist dazu da, um sich zu ernähren. Wie ein besonders gelehriges Arbeitstier schlüpft er in sein Geschirr, zieht seinen Karren mit mäßigem Fleiß und ohne Talent, schüttelt sich die Krippe voll und frißt sie leer, und wenn er aus dem Geschirr ist, sitzt er mit seinesgleichen schwatzend und wiederkäuend beisammen und erfreut sich an plumpen und harmlosen Späßen oder an Reminiszenzen seiner Jugendeselei. Für Politik hat er insofern Verständnis, als er weiß, daß sie etwas Ernsthaftes und Notwendiges ist; darum giebt er sorgfältig seinen Wahlzettel ab und wählt — je nach dem politischen Kreise, in welchen Erziehung und gesellschaftlicher Umgang seine urteilslose Person gedrängt haben — konservativ oder liberal, klerikal oder fortschrittlich; nur nicht sozialdemokratisch. Seine Belehrung in allen Dingen, welche Politik und Weltleben betreffen, schöpft er aus seinem Tageblatt und aus dem Gespräch der Stammkneipe. Bücher über Dinge zu lesen, die mit seinem Berufskreise nicht direkt im Zusammenhange stehen, fällt ihm gar nicht ein; nach seiner Meinung hätte überhaupt seit Schiller und Goethe (von denen der Philister in seiner Jugend was gehört oder eine Kleinigkeit gesehen hat) nichts mehr geschrieben werden sollen. Diesem ästhetischen Charakterzuge des Philisters entspricht sein ganzes Verständnis für Kunst, Theater und Musik. Künstler sind ihm zweifelhafte Menschen und Schuldenmacher; Musik hört er nicht ungern, wenn man ihm gestattet, seinen Schoppen dabei zu trinken und laut zu reden; vom Theater verlangt er, daß es ihn gemütlich unterhalte; schale, lederne Possen und Operetten, sowie Akrobatenkunststücke und gelehrige Elefanten ziehen ihn allein an; wenn sie sein edles Nervensystem kitzeln, lacht er, daß ihm die Augen tropfen. Seine Religion hat er hingenommen, wie sie ihm in der Jugend anerzogen ward; seitdem hat er sie noch etwas verflacht und sich zurechtgerichtet, aber im ganzen doch zur geistigen Notdurft beibehalten. Menschen mit

Digitized by Google

großen und idealen Zielen sind ihm entweder unverständlich oder geradezu feindlich; er nennt sie Streber, Phantasten, Revolutionäre und möchte sie — nicht etwa hängen, dazu ist er zu gutmütig, sondern höchstens in ein Loch irgendwo in Grönland oder in Patagonien stopfen, aus welchem sie nie mehr herausfänden, um ihn zu beunruhigen. Jedes neue Unternehmen, jeder große Fortschritt ist ihm unangenehm, weil er ihn zum Nachdenken nötigt und einen Riß in seine gefestigte Weltanschauung zu machen droht. Eine soziale Frage giebt es für den Philister nicht; wenn er ausnahmsweise genötigt ist, ihre Existenz anzuerkennen, ist er entweder der Meinung, daß man gar nicht daran rühren solle, oder daß alles geschehen sei, um sie zu erledigen. Überhaupt Fragen, die über des Tages Bedürfnis und Lustbarkeit hinausgehen — was sind sie dem Philister? Unnütze und überflüssige Teufeleien, die seine Ruhe stören wollen und vor welchen er die Laden ängstlich schließt, weil das blöde Auge seines Geistes ebensowenig den Sonnenglanz des Unsterblichen verträgt als das Brandrot oder die Blitze, die aus den dunkelsten Abgründen alles Daseins heraufleuchten.

Ein überaus charakteristisches Merkmal des Philisters ist die stete Sorge um sein körperliches Wohlbefinden. Jedes kecke Wagen, jede Gefahr für sein liebes Ich weist er ängstlich zurück. Während es immer und überall des Mannes Lust sein sollte, auf hastigem Ritt, bei stürmischer Fahrt, auf schwindeldem Steig und bei verwegener Jagd Gefahren zu bestehen und seine Kraft und Gewandtheit zu erproben, hält der Philister diese Dinge für vermessen. Er ergiebt sich einem Sport nur dann, wenn ihm der Arzt Bewegung dringend empfiehlt; und in diesem Falle sucht er sich weise etwas aus, wobei man nicht Hals und Beine riskiert. Dafür schützt er sich noch sorgfältiger als früher gegen Zugluft und nasse Füße.

Bei all' seiner persönlichen Harmlosigkeit ist der Philister ein schwerer Schaden für die Nation. Dieser Schaden wirkt durch die Massenhaftigkeit seines Auftretens, durch die Macht seiner Trägheit durch die ansteckende Gewohnheit. Die Weltanschauung und die Lebensgewohnheit des Philisters, breit und massig auftretend, dringt in die Schule, in die Familienerziehung, in die Volkssitte, in die Staatseinrichtungen ein; sie verflacht den Geist der Nation; sie verscheucht die Ideale; sie verschlechtert die Rasse.

Diese Schäden, die das Philistertum der Nation zufügt, werden in ruhigen Zeiten, wo ja der Lebensweg des ganzen Volkes zur Tag um Tag sich vollziehenden Gewohnheit wird, weniger bemerkt. Aber sie können schmerzlich empfunden werden in schweren Zeiten, wenn es gilt, die entgeisterte Masse wieder zu begeistern; wenn patriotische Leidenschaften aufflammen sollen aus einem Boden, wo das Philistertum überhaupt alle und jede Leidenschaft als Unheil auszumerzen bemüht war; wenn Opfer gebracht werden sollen — was dem Philister gänzlich unverständlich ist. Und jeder, auch der Beste, der unter Philistern lebt, läuft beständig Gefahr, einer der ihrigen zu werden. Nicht Überredung ist's und Verführung, was ihn dazu bringen will, sondern jene Macht, die in der ganzen

Digitized by Google

Schöpfung als Macht der Trägheit wirksam ist und die im Menschen zur bewußten Bequemlichkeit wird. Sie ist der Gedanke, in welchem sich Religion und Politik, künstlerische und gesellschaftliche Weltanschauung des Philisters zusammendrängt.

Eins werden unsere Leser nun vielleicht fragen, wenn sie bis hierher gekommen sind. Und sie haben ein Recht zu dieser Frage, zu der Frage: warum schreibt Ihr all' dieses und an wen ist es gerichtet? Der Philister, den Ihr bekehren wollt, liest diese Blätter nicht; er liest überhaupt nichts als seine Gewohnheitszeitung, die ihn über die Tagesereignisse notdürftig aufklärt. Aber nicht einmal diese Gewohnheitszeitung liest er ganz. Sein wirklich begehrtes geistiges Futter sind eigentlich nur die Lokalnachrichten. Ein geistreiches Feuilleton geht schon über seinen Horizont; in der Regel auch der Leitartikel — wenn der Philister nicht etwa in die Politik als Steckenpferd verrannt ist.

Wir wissen, daß der Philister diese Zeilen nicht liest. Aber es giebt geist- und gedankenreiche Leser dieser Zeilen, welche so glücklich sind, mit dem deutschen Philistertum nur ausnahmsweise in Berührung zu kommen; und es giebt andere, welche zwar gleichfalls über dem Philistertume stehen, aber dasselbe für einen notwendigen und unschädlichen Ballast des Volkslebens halten, und solche, welche als Pessimisten das Philistertum als einen Feind ansehen, den man zwar verachten muß, den man aber wegen seiner durchaus negativen Eigenschaften einfach nicht zu bekämpfen vermag. An die Adresse aller dieser Leser richten wir unsere Zeilen.

Es genügt nicht, das Philistertum einfach zu verachten; die Opposition gegen dasselbe muß in thatkräftiger Gegnerschaft sich äußern. Der Kampf, wenn er mit ein wenig Vorsicht und Welterfahrung geführt wird, ist weder beschwerlich noch gefährlich, und das unschuldigste Ding kann zur Waffe wider das Philistertum werden. Das Philistertum ist nicht nur häufig zu feige um sich zu wehren, sondern sobald es geschickt angefaßt wird, verleugnet es sich selber, schimpft weiblich über die Philister mit und läßt sich ohne Widerstreben in die Pfade führen, die zur Leidenschaft und zur Begeisterung leiten. Freilich nur dann, wenn es nicht ganz verrottet und verkommen ist. Die Losung aber in diesem Kampfe gegen das Philistertum kann nur eine sein: Begeisterung für alles Schöne, Gute und Edle. Mag diese Begeisterung sich in leichtgeschürzten Spott hüllen oder in stählernen Ernst: ein teilweiser Sieg wird ihr immer bleiben, und ihr schönster Triumph wird es sein, wenn die Philister anmut-trunken selber schreien:

Pereat das Philistertum!

Digitized by Google

Mancini.

von

M. Bernardi.

Vor kurzem verloren Deutschland und Italien, fast zu derselben Zeit, zwei hervorragende Männer, welche nicht nur durch nahe Freundschaftsbande mit einander verbunden waren, sondern auch durch gleiche Gesinnung und gleiches Streben nach dem Richtigsten und Besten auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft, der Jurisprudenz.

Professor von Holtzendorf starb am 5. Februar in München, Pasquale Stanislow Mancini verschied am 16. Dezember in der Villa Capodimonte in Neapel, wo er sich seit längerer Zeit als Gast des Königs Humbert aufhielt.

Mit Mancini erlosch einer jener echten, starken Patrioten, wie Italien deren während der Epoche seiner Einigung so viele zählte, erlosch ein kühner, edler Freiheitsheld, der nicht mit Flinte und Schwert auf der Barrikade kämpfte, wohl aber mit Geisteswaffen auf dem Katheder und der Tribüne; erlosch der Reformator einer Wissenschaft, die mit dem Wohle der Menschheit unmittelbar verbunden ist, kurz ein Mann, der in der Geschichte des Risorgimento seinen Platz neben einem Cäsar Balbo, Massimo d'Azaglio, Sclopis und anderen großen Zeitgenossen einnimmt und der bereit war, seine Vaterlandsliebe mit Kerker und Verbannung zu büßen.

Pasquale Mancini wurde im Jahre 1817 in Castelbaronia, im Neapolitanischen, geboren. Er stammte aus einer alten Familie, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Verwandtschaft mit Mazarin zu hohen Ehren gelangte, dessen Schwester diesen Namen führte. Zur Macht gelangt, ließ der berühmte Kardinal seine Neffen und Nichten nach Paris kommen, wo sie, ihrer Schönheit und Begabung halber, keine unbedeutende Rolle am Hofe spielten. Eine derselben, Olimpia, vermählte sich im Jahre 1640 mit dem Grafen von Loisson, Prinzen Carignan, und wurde die Mutter des Prinzen Eugen. Die zweite, Maria, wurde von Ludwig XIV. geliebt, zog es indes vor, die Gattin des römischen Fürsten Colonna zu werden. Eine andere Dame dieser Familie, die hohen Ruf genoß als eine der schönsten Frauen und beliebtesten neapolitanischen Dichterinnen, wurde die Gemahlin des Herzogs von Mazarin. Auch die Gattin unseres Mancini, Signora Laura Beatrice Oliva, gehörte zu den besseren modernen Dichterinnen, und jedenfalls verdankt seine Tochter, die in Italien sehr bekannte und beliebte Romanschriftstellerin Grazia Pierantoni, ihre Talente der Mutter, denn an der Wiege des Vaters hatten die Musen nicht gesungen. Mancini war ein tiefer Denker, in dem Logik und feinster Scharfblick sich paarten, ohne der Wärme der Empfindung Abbruch zu thun. Schon in frühester Jugend zeigte er große Neigung zur Rechtswissenschaft, und in Schriften aus seinem dreiundzwanzigsten Jahre bekundete sich hohe Begabung. Nach vollendeten Studien praktizierte er in Neapel. Sein tiefes Eindringen in die Sache, seine Subtilität in der Analyse und glänzende

Digitized by Google

Rednergabe gewannen ihm bald hohen Ruf. Dennoch bot die Ausübung des Berufes seinem weitumfassenden, vorwärtsstrebenden Geiste, dem die Begriffe Recht und Freiheit, Zivilisation und moralischer Fortschritt identisch waren, ein zu beschränktes Feld. Philosophische Studien, mit Vorliebe Leibnitz, Filangeri, Romagnosi, Beccaria, Bentham führten ihn zu dem Studium des Problemes einer Vereinbarung der Menschenrechte und der für die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung unerläßlichen Gesetze, zum Studium des Völkerrechtes gegenüber dem Staatsrecht, zur Erwägung der Grenzen in der Strafberechtigung. Seine Theorien stellten die Vertilgung des Schuldigen durch den Tod als einen Übergriff der gesetzlichen Macht hin und als ein erfolgloses Mittel zum Endzweck: Verminderung der Verbrechen; er strebte danach, solche durch mildere Mittel zu erringen, durch Reformen im Strafgesetz und Gefängniswesen, durch Hebung der Menschenwürde und des moralischen Bewußtseins.

Auf diesen Prinzipien, in denen der Fachmann, Philisoph und Humanist sich vereinigten, beruhte seine neue Rechtsschule, der sich ausländische hervorragende Juristen anschlossen, und die in Italien Epoche machte und viele Jünger zählt. Zu den bedeutendsten seiner früheren Schriften gehören die an Terenzio Mamiani gerichteten Briefe über *Philosophie des Rechtes*.

Mancini gehörte nicht zu dem exklusiven Gelehrtenadel, der sich auf Studium, Schrift und Druck beschränkt, sondern er war zugleich ein Mann der That, der dem Leben angehörte. Wie alle bedeutenden Männer seines Landes nahm er an den politischen Bewegungen teil. Er verfaßte die Adresse, welche die Neapolitaner im Jahre 1848 an ihren König richteten, um ihn zur Beteiligung an dem Kriege in der Lombardei gegen die Österreicher zu bestimmen; er gehörte zu den Abgeordneten jenes neapolitanischen Parlaments, das nie ins Leben trat. Allgemein bekannt sind die Ergebnisse jener denkwürdigen Epoche, als der König, erschreckt durch die Aufstände und die Revolution in Sizilien, schleunigst eine Verfassung erteilte und am Tage (15. Mai 1848), da die Kammer zum erstenmale zusammentreten sollte, seine Hauptstadt bombardieren ließ. Mancini verfaßte jene berühmte Protestation, ein Denkmal der bourbonischen Wortbrüchigkeit und gleichzeitig ein Meisterwerk an drastischer Sprache und Rechtsbewußtsein seiner Nation. Diesen Vorgängen folgten zahllose Verhaftungen und Prozesse, und die Angeklagten hatten große Schwierigkeiten, Verteidiger zu finden. Frank und frei, mit bewunderungswürdigem Feuer und mit Beredsamkeit trat Mancini für sie in die Schranken. Diese Kühnheit gab der Regierung Vorwand, ihn selbst zu verfolgen: Er wurde zu 25 Jahren Kerkerhaft verurteilt. Es gelang ihm zu fliehen, ein französisches Schiff zu besteigen und sich nach Piemont zu flüchten, das seine Pforten den von anderen italienischen Fürsten Verfolgten bereitwillig öffnete und, klug und fürsorglich, dadurch Kräfte für spätere Ereignisse sammelte. Mancini trug seine Dankbarkeit gegen das Land, das ihm eine neue Heimat gab, dadurch ab, daß er ihm alle seine Kräfte widmete. Sein juristischer Name hatte bereits guten Klang, und in kurzer Zeit schwang er sich durch Ausübung seines Berufes so hoch empor, daß er im stande war, mittel-

Digitized by Google

lose politische Flüchtlinge zu unterstützen. Der liberale gerechte König Victor Emanuel fürchtete den Freiheitsdrang des verbannten Verteidigers der neapolitanischen Staatsverbrecher keineswegs: Er wählte ihn zum Professor der Rechtswissenschaft für seine Söhne, die Prinzen Humbert und Amadeus; an der Universität zu Turin wurde ein Lehrsaal für internationales Recht gegründet, um den sich eine Schar junger Studierender sammelte, welche jenen aufgeklärten Theorien des großgeistigen humanisierenden Meisters in sich aufnahmen, denen Italien seine vielen bedeutenden Juristen verdankt, auf die es mit Recht stolz sein darf. Cavour, der Mancini in hohem Grade schätzte, zog ihn in die öffentlichen Angelegenheiten. Er ernannte ihn zum Mitglied des Kontinenzio Diplomatiko, eines dem Ministerium des Äußeren beigefügten Rates für Erörterung und Feststellung internationaler Rechtsfragen, dessen Präsidentschaft der Graf Sclopis führte. Häufig war es Mancini, der zwischen den beiden größten Faktoren der Einigung Italiens — Cavour und Garibaldi — als Vermittler handelte und die zwischen diesen beiden heterogenen Männern unvermeidlichen Divergenzen in die richtigen Bahnen brachte.

Als Kammermitglied wurde Mancini, dank seinem Scharfblick und seiner Mäßigung, gleich im Beginn seiner parlamentischen Thätigkeit, 1861, ein einflußreicher Führer der Linken. Seine Reden sind Meisterwerke, sowohl der Argumentierung wie der Sprache nach. Wir erwähnen besonders die Reden über Politik im Verhältnis zur Geistlichkeit, über Abschaffung der Toten Hand, über Steuerreformen. Wie Cavour hütete er ängstlich das Staatsrecht gegen die Übergriffe des Klerus, doch stets maßvoll und mit Hinblick auf die einer katholischen Nation schuldige Rücksicht. Als Justiz- und Kultusminister verdankt man ihm mehrere dem Zeitgeist entsprechenden Gesetze, unter anderen die Abschaffung des Schuldgefängnisses und einen Gesetzentwurf für den ersten Teil des neuen Gesetzbuches.

Im Kabinet Depretis übernahm Mancini das Portefeuille des Äußeren. Mit großem Eifer förderte er die Expedition von Massaouah, wodurch er die Gunst des Publikums gewann, das dieses Unternehmen mit wahrem Enthusiasmus aufnahm; als dann aber, im Beginn, die vielen Schwierigkeiten und Hindernisse zutage traten, kehrte sich die öffentliche Meinung gegen ihn. Man schonte ihn nicht: Die Presse wie die Kammer überschütteten ihn mit unverdienten Vorwürfen, gegen die er sich, im Vertrauen auf die Sache, kaum verteidigte. Bei einer andern Gelegenheit herrschte momentane Mißstimmung gegen ihn. Sein Rat hatte mit dazu beigetragen, Viktor Emanuel zu einem Besuche in Wien zu bestimmen. Im Herzen der Nation war der alte Groll gegen die Österreicher noch nicht völlig erloschen, und sie fühlte sich fast verletzt durch eine Annäherung an jene Macht; außerdem erwiderte der österreichische Kaiser den Besuch des Königs von Italien nicht, und der Klerus nahm daran Anlaß, den Kopf etwas zu heben.

Mancini war kein „Volksmann", er buhlte nie um die Gunst des Publikums, deren er nicht bedurfte; denn der große politische Umschwung, zu dem die Popularität der leitenden Staatsmänner unerläßlich ist, war bereits vollzogen, als sich

Digitized by Google

seine volle Thätigkeit entwickelte; und in eben so hohem Grade Gelehrter wie Staatsmann, hinderte ihn auch sein Fortstreben in der Wissenschaft sowie seine Individualität daran, sich mit jener rastlosen, fieberhaften Energie, mit jener Hintansetzung des eigenen Ich's der Politik hinzugeben, wie Cavour es that. Eifriger Vertreter des Prinzipes der internationalen Arbitrage, vereinigte er sich mit Professor Bluntschli zur Gründung des Institute scientifique internationale in Gent, dessen Präsidium er im Jahre 1873 übernahm. Das segensreichste Werk, das Italien dem großen Staatsmann zu danken hat, ist seine gegenwärtige Stellung zu Deutschland, denn Mancini war es, der während seiner Thätigkeit als Minister des Auswärtigen die Initiative ergriff zu einer Annäherung Italiens an die deutschen Mächte, die, von seinen Geistesgenossen gepflegt und gefördert, von den besten Elementen der Nation wohlwollend aufgenommen und durch die Freundschaft der Fürsten beider Länder besiegelt, zu dem gegenwärtigen festen, kräftigen Bündnis zwischen den beiden Mächten und den beiden Völkern führte. Mancinis Verdienste, als Patriot wie als Gelehrter, sind mannigfaltig, und die Nation wird sein Andenken durch ein Denkmal ehren.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Der Bastillesturm.

Die altfranzösische Strafrechtspflege bot das Schauspiel eines Chaos; aller Regeln bar, bald schwächlich, bald grausam ausgeübt, entsprach das Strafrecht der schwankenden Willkür der Inquisition; jedermann gab zu, es sei unhaltbar, jedermann nannte es tyrannisch und bestechlich, fast alle aber bebten vor seiner Macht und fürchteten seine Rache; das gekränkte Recht in der Menschenbrust schrie gen Himmel, auf Erden fand es ja unter dem ancien régime kein Gehör. Der Krone standen furchtbare Mittel zur Verfügung, wohl die schrecklichsten waren ihre Kerker; von den zwanzig Bastillen Frankreichs zählten 1775 sechs dreihundert Gefangene, und 1779 gab es in Paris allein dreißig Gefängnisse, in die man ohne Urteilsspruch eingesperrt werden konnte; waren sie überfüllt, so diente eine Masse Klöster demselben Zwecke. Alle diese Anstalten waren in den Händen der Jesuiten, an ihnen lag es, ob sie ihre Züchtlinge mißhandeln und verkommen ließen oder nicht; oft genug hatten Frauen nur zwischen Entehrung oder Hungertod zu wählen. Willkür führte die Sträflinge in den Kerker, Willkür verfolgte sie auch dort; auf Gnade und Ungnade waren sie ihren Kerkermeistern überliefert.

Die Gefängnisverwaltung war bemüht, sich auf ihre Unkosten zu bereichern, der Gouverneur der Pariser Bastille z. B. bezog an Nebeneinkünften noch 60000 Livres das Jahr und verdiente sie an Kost und Einrichtung der Zimmer

Digitized by Google

der Gefangenen. Ein Jahrhundert lang stand die Familie Châteauneuf an der Spitze des Departements der Staatsgefängnisse; um diese zu füllen, verkaufte die Krone lettres de cachet, mittels solcher entledigte sich der reiche Franzose lästiger Eltern, Gatten, Kinder oder seiner Feinde, ein Mitglied der Châteauneuf, der Graf Saint Florentin, gab 50000 lettres de cachet aus, und Mirabeaus Vater erwirkte sechzig gegen seine Familie. Der war von der Welt völlig abgeschieden, hinter dem sich die Riegel der Staatsgefängnisse geschlossen hatten; er schien von König und Gott geächtet; gar mancher verschwand spurlos. Wenn auch der kompetente Manuel in seinem Buche „La Bastille dévoilée“ (1789—1790) die Existenz der Eisenkäfige und Oubliettes der Bastille bestritt, von denen sich das Volk schaudernd unterhielt, so gab er doch zu, für besonders schwere Fälle dienten Gefängnisse neunzehn Fuß unter dem Niveau des Hofes, bevölkert von Kröten und Ratten. Früher war die Behandlung der Gefangenen eine mildere, manche hielten unter Ludwig XIV. in der Bastille eine kostbare Tafel, an welcher der Gouverneur mit Freuden Platz nahm, selbst Liebesintrigen spielten sich in den düsteren Gängen ab; seit Ludwig XV. aber verschärfte sich die Lage der Sträflinge, am härtesten wurde sie unter seinem sonst so milden und gerechten Nachfolger, der den Gefangenen selbst den Gartenbesuch verbot. Gar manche beredte Stimme erhob sich gegen solche Scheußlichkeiten der Justiz, und gewiß galt hier mehr als irgendwo Colberts Wort von 1681: „Man kann nicht weiter gehen!“ Montesquieu, Voltaire, Brissot u. a. liefen gegen die Mißbräuche des Strafrechts Sturm; am entschlossensten aber protestierten zwei seiner Opfer, Mirabeau und Linguet. In seinem berühmten Werke „Des Lettres de cachet et des prisons d'état“ (1782) schilderte Mirabeau auf Grund seiner Erlebnisse in Vincennes und anderen Staatsgefängnissen die Greuel des juristischen Despotismus und stand nicht an, fast alle Könige Frankreichs seit Philipp IV. als Tyrannen zu charakterisieren; seine wilde Sprache machte mächtigen Eindruck auf Ludwig XVI., sie bestimmte ihn zur Linderung des Loses der Strafgefangenen und zu dem Verbote von 1784 an die Intendanten, fernerhin ohne genügenden Grund Leute einzusperren, möchten es auch ihre Verwandten noch so sehr wünschen. Eben damals war den Kerkern der Bastille jener unselige Latude entstiegen, dessen Vorhaben, durch die Gunst der Pompadour zu einer Stellung zu gelangen, so schrecklich zu nichte geworden war und der volle 35 Jahre in härtester Haft geschmachtet hatte; alle Welt trug dem Märtyrer seiner eigenen Eitelkeit um so mehr begeisterte Sympathien entgegen, weil sich schon überall die Revolution vorbereitete. 1783 erschienen in London Linguets „Mémoires sur la Bastille“ mit der Schilderung der ihm daselbst zwanzig Monate gewordenen harten Behandlung; mehr denn je wurde die Bastille ein Gegenstand des Grauens und Abscheus. Und es war gleichsam eine höhnende Beantwortung dieser Memoiren, als Servan 1784 die „Apologie de la Bastille“ schrieb; betonte er ja doch, die Bastille fuße nur auf dem giltigen Staatsrechte, in Frankreich sei eben stets „Emprisonnez!“ die ultima ratio. So war auch litterarisch der Boden zum Bastillesturm bereitet.

Digitized by Google

Nichts in Frankreich war derart verabscheut wie die Bastille in Paris; Chassin sagt, das Volk haßte sie wie ein lebendes Wesen. Am Eingange der Vorstadt Saint-Antoine gelegen, bedrohte der Bau, welcher Festung und Staatsgefängnis zugleich war, sie mit seinen Kanonen wie ein Zwing-Uri; er bestand aus riesigen Quadern, wurde von acht Türmen flankiert und von breiten Gräben mit zwei Zugbrücken umschlossen. Karl V. hatte 1369 den Bau begonnen, der gegen die unruhigen Pariser wie gegen die Angriffe der Engländer abzielte, Karl VI. vollendete ihn 1383, und der erste Gefangene war Hugues Aubriot, der Baumeister selbst. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde die vom Fluche der Nation belastete Bastille bedeutend erweitert; die Franzosen sahen in ihr ein Gefängnis launenhafter Willkür, eingebildeten Despotismus, geistlicher und bureaukratischer Inquisition; Bastille und Tyrannei schienen synonyme Begriffe. Von den Opfern, die im Laufe der Zeiten in der Bastille geschmachtet, ging die vielfach übertriebene Vorstellung durch alle Welten, sie ward Legende, Wahrheit und Dichtung; zu dem, was der Urahn von den Schrecken der Bastille erzählt hatte, setzte jede Generation bis zum Urenkel ihr Teil hinzu. Die Eiserne Maske lebte fort in der Weltgeschichte; alle Stände hatten ihre Vertreter unter den Leidensbrüdern der Bastille; der Kardinal von Rohan, dem der Halsbandprozeß so wohlfeilen Kaufs zur Popularität verholfen, vertrat den Klerus, die Marschälle Biron und Bassompierre, Lally-Tollendal und La Bourdonnais den Adel, das Heer, die Marine, Latude war ein Märtyrer des Volks. Alle Stände einten sich darum im Hasse gegen die Bastille, viele Cahiers von 1789 forderten die Zerstörung des Kerkers, in dem binnen 45 Jahren 3000 Gefangene gestorben sein sollten, und beantragten an seiner Stelle ein Denkmal mit der Inschrift: „Ludwig XVI., dem Retter der öffentlichen Freiheit!"

Im Momente des Bastillesturms war die Gesellschaft der Staatsgefangenen wenig gewählt und Sympathie erweckend, sie bestand aus vier Wechselfälschern, dem Taugenichts und Mörder Graf Solages und zwei Wahnsinnigen; die Erbitterung des verblendeten Volkes war aber hochgradig genug, um jeden, der in der Bastille saß, ohne weiteres zum Märtyrer des Despotismus zu stempeln. Darum hatte das Volk kaum Waffen, als es gegen die Bastille marschierte. Seitdem der Mob am 28. April 1789 das Haus des wackeren Fabrikanten Réveillon verwüstet und die königliche Regierung hierbei ihre absolute Ohnmacht bewiesen hatte, konnte man täglich einen Angriff auf die Bastille erwarten; darum besserte der Gouverneur, Marquis de Launay, die Festungswerke aus und schaffte zu guterletzt bedeutende Pulvervorräte aus dem Arsenale herbei; trotzdem war er auf einen Kampf nicht eingerichtet, denn er hatte als Mundvorrat nur zwei Säcke Mehl und etwas Reis, in den Gräben floß kein Wasser, auf den dicken Türmen standen zwar zum Schrecken der St. Antons-Vorstadt fünfzehn alte Kanonen und am Eingange zur Bastille drei Vierpfünder, die ganze Besatzung bildeten aber 82 Invaliden, die lediglich Gefangenwärter waren; ihre Kampflust wuchs auch nicht, als ihnen Baron Besenval, der Kommandant der Pariser Truppen, 32 Schweizer vom Regimente Salis-Samaden zur Verstärkung sandte. Das Volk aber hatte durch

Digitized by Google

Erstürmung des Invaliden-Hotels sich in Besitz von 20 Kanonen und 28000 Gewehren gebracht, man hörte seit dem frühen Morgen des 14. Juli da und dort den Ruf „Nach der Bastille!“ und bald prallten, freilich ergebnislos, Flintenschüsse gegen die zehn Fuß dicken Mauern. Eine Abordnung des Wähler-Ausschusses bewog den Gouverneur zur Entfernung der das Volk beunruhigenden Kanonen von den Wällen, er frühstückte mit ihr, nichts lag ihm ferner als das Kampfesungestüm, das ihm die revolutionäre Geschichtsfälschung zum Vorwurfe gemacht hat, um die Greuel des 14. Juli vom süßen Pöbel auf ihn abzuwälzen. Da er die Kanonen auf den Türmen stehen ließ, so kam der Advokat Thuriot und forderte im Namen des Distrikts die Wegräumung aller Geschütze und Einlaß in den inneren Hof; er lief frech überall umher und bestieg selbst die Türme, um zu spionieren; Launay, dem alle Geistesgegenwart abging, ließ ihn gewähren, vielleicht dachte er, es könne zur Beruhigung der Pariser beitragen, wenn sich Thuriot von der Unzulänglichkeit der Festung überzeuge; er schwur, niemals auf das Volk zu schießen, falls es ihn nicht angreife, und seine ganze Mannschaft schwur mit ihm, das Volk aber nahm Thuriot voll Mißtrauen auf, denn es wünschte die Auslieferung der Bastille, nicht aber ein Übereinkommen mit dem Gouverneur.

Der Wähler-Ausschuß sandte wiederum Deputierte an Launay mit dem Vorschlage, eine Abteilung Bürgergarde zu seiner Garnison hinzuzunehmen, doch konnten diese nicht mehr zu ihm gelangen, bereits waren Schüsse gefallen. Die wütenden Anstürmer eröffneten das Feuer, endlich antwortete die Besatzung und tötete einige von ihnen. Das Volk rückte in zwei Haufen mit Kanonen vor, den einen führte Elie (Hélie), ehemals Offizier im Infanterieregimente „Königin“, unter seinen dreihundert gardes françaises war Marceau, der spätere Held der Revolutionskriege, den zweiten Haufen, meist Handwerker, befehligte der Genfer Abenteurer Hulin, der 1804 dem Blutgerichte über den Herzog von Enghien vorsaß. Er rief seinen Leuten zu, man morde Pariser Bürger, sie dürften es nicht dulden, und versprach ihnen, er werde sie siegreich zum Sturme führen oder sich als Leiche heimbringen lassen. Der Kampf entspann sich um die erste Zugbrücke, ein wohlgezielter Schuß zerschmetterte ihre Ketten, die Brücke rasselte nieder, und das Volk brach in den ersten Hof herein, wo es seine Kanonen gegen die zweite Zugbrücke aufpflanzte. Von seiten des Gouverneurs und der Besatzung hatte man sich meist mit Flintenfeuer begnügt und Kanonenschüsse nur gelöst, um Schrecken zu verbreiten, doch vermehrten letztere, ohne zu nützen, zwecklos die Wut des Pöbels. Man trug einen auf den Tod Verwundeten durch die Straßen von Paris, um alle Welt aufzuwiegeln; fahnenflüchtige Soldaten, Strolche, Tagediebe jeder Art strömten herbei. Wenn auch der Ratschlag des Brauers Santerre, die Bastille mit Ölen zu begießen und mit Phosphor anzuzünden, nicht ausgeführt ward, so brannten doch bald mehrere Gebäude und Wagen. Kerle ergriffen Mademoiselle Monsigny, die sie für die Tochter des Gouverneurs hielten, und drohten, sie lebendig zu verbrennen, falls er sich nicht ergebe; mit Mühe befreite man sie aus ihren Fäusten. Durch die Reihen schlich das Mißtrauen, die Schreier beargwöhnten die Sympathie

Digitized by Google

des ständigen Wähler-Ausschusses mit einem Entscheidungsangriffe auf die Zwingburg, sie fürchteten auch, Besenval, der mit den Truppen auf dem Marsfeld stand, und die Militärschule würden einschreiten. Diese jedoch rührten keine Hand, Besenval sandte nur Launay den schriftlichen Befehl, sich bis zum Äußersten zu wehren, und versprach ihm Verstärkung, sein Bote wurde abgefangen und auf das Rathaus geschleppt. Das Volk kämpfte in regelloser Wut und hatte lediglich seiner blinden Leidenschaft seine Verluste, 83 Tote und 88 Verwundete, zuzuschreiben, die Invaliden büßten nur einen Mann ein. Sie zitterten aber für ihr Leben und forderten Launay zur Übergabe auf, während die Schweizer ihm rieten, auszuharren. Er wußte, auf ihm lastete der Haß der Pariser, und schwankte, denn bei aller Ehrenhaftigkeit fehlte ihm Entschlossenheit; von Zweifeln zerrissen und voll Ekel über die Zumutung, er solle sich ergeben, nachdem er sich kaum gewehrt, eilte er mit der Lunte in die Pulverkammer und wollte sich mit der Bastille in die Luft sprengen, doch rissen ihn zwei Unteroffiziere zurück, und so unterblieb leider sein Vorhaben. Vergebens ermahnte er die Invaliden, sie sollten ausharren, sie bestanden auf der Kapitulation und hißten auf dem Turme La Bassinière die weiße Fahne auf. Nun verlor Launay den Rest von Selbstvertrauen. Er schrieb auf einen Zettel: „Wir haben zweihundert Zentner Pulver und werden die Garnison und das ganze Stadtviertel in die Luft sprengen, wenn Ihr die Kapitulation nicht annehmt!" Den Zettel warf der Schweizer Offizier Ludwig von der Flue dem Volke zu, der Huissier Maillard fing ihn auf, und Elie steckte ihn an die Spitze seines Degens. Zwar wurde der Garnison der Abzug mit militärischen Ehren nicht bewilligt, doch verpfändete Elie sein Wort als Offizier und die gardes françaises das ihre als Militärs für die Beobachtung der Kapitulation; es waren freilich gar dunkle Ehrenmänner, denen der kurzsichtige Launay Ehre und Achtung vor Kriegsbrauch zutraute, und thatsächlich konnten sie ihren Horden gegenüber ihr Versprechen nicht halten, wenn sie auch wollten. Der Gouverneur ließ die Zugbrücke fallen, Hulin und Elie traten darauf und befestigten sie mit ihren Bajonetten. Um $4^1/_4$ Uhr Nachmittags schritten die ersten in den großen Binnenhof der Bastille ein. Somit ist diese nie erstürmt, sondern einfach übergeben worden. Die Eintretenden fanden auf einer Seite die Schweizer, Gepäck und Waffen vor sich am Boden, auf der anderen die gleichfalls unbewaffneten Invaliden, ihre Offiziere entblößten Hauptes, aus dem Hintergrunde trat Launay, in bürgerlicher Kleidung und einen Stockdegen in der Hand. Er sagte zu Hulin: „Euch, wackerer Mann, vertraue ich mich an, ich bin Euer Gefangener." Hulin umarmte ihn und die Offiziere mit dem Rufe: „Sicheres Geleit!" Der Pöbel flutete unterdessen in Massen in den großen Binnenhof; er betrachtete seltsamer Weise die feigen Invaliden, die ihm Beifall zuriefen, mit Haß und hielt die Schweizer, die graue Kittel über dem Rocke trugen, darum für Gefangene, umarmte sie und ließ sie leben. Von Maillard geführt, warfen sich die Banditen auf Launay, zwar suchten ihn Elie und Hulin vor der Wut der Rasenden zu retten und geleiteten ihn heldenmütig durch tausend Fäuste, Heugabeln, Stöcke und Beile dem Rathause zu, aber am Grèveplatze stürzten sich solche Massen auf ihn, daß ihn

Digitized by Google

Hulin nicht länger decken konnte, sie rissen Launay die Haare aus, stießen ihm Säbel und Bajonett ins Gesicht und mißhandelten ihn, als verkörpere er die lange Schreckensgeschichte der Bastille, die Erzählung von hundert Generationen. Er verteidigte sich wie ein Löwe, wurde aber von der Übermacht erdrückt und fast auf den Stufen des Rathauses abgeschlachtet. So hielt das Volk sein Ehrenwort! Launays Kopf wurde auf eine Pike gesteckt, den Körper konnte man nicht mehr auffinden, zwei seiner Kanoniere wurden nahe dem Rathause an die Laterne gehängt, welche Todesart rasch Mode werden sollte. Auch der Major de Losme de Salbrai und drei bis vier Offiziere der Invaliden wurden ermordet; als ein früherer Gefangener Pelleport den Major, den Wohlthäter der Sträflinge, retten wollte, hieb man auch ihn nieder. Einige dreißig Schweizer und Invalide wurden unter Flüchen und Todesdrohungen nach dem Rathaussaale gezerrt, wohin das Volk Elie als Triumphator auf den Schultern trug. Und doch kostete es diesem, wie uns der Augenzeuge Pitra bestätigt, ungewöhnliche Anstrengungen, die Gefangenen vor dem Lose des Gouverneurs zu bewahren, schließlich bewilligte das Volk ihnen Gnade, sie schwuren einen Eid an die Nation und an Paris, wurden freigelassen und als Brüder umarmt; ja das Volk nannte die Schweizer selbst die Opfer der Tyrannei und sammelte für sie, gleichzeitig trug es die Köpfe des Gouverneurs und des Prévôt des marchands Flesselles unter Gebrüll nach dem Palais Royal.

Volksmassen durchsuchten mittlerweile die Bastille nach allen Richtungen, fanden aber außer jenen sieben Sträflingen keine Opfer des Despotismus; es ist lediglich Märchen oder, weit schlimmer als das, Aufhetzung und Geschichtsfälschung, wenn gleichzeitige und heutige Schriftsteller die ergreifendsten Schilderungen der Greuel entwerfen, die sich den Augen des Volkes enthüllt haben sollen. So habe ich vor mir die in London erschienene Schrift „eines Augenzeugen“ „Tyranny annihilated: or the triumph of freedom over despotism“ voll der abenteuerlichsten Lügen und fratzenhafter Bilder, wie man die ausgehungerten Opfer der Tyrannei vom Seile abschneidet, mit dem ihre Henker sie an die Kerkerwand hinaufgezogen haben, u. dergl. Thatsächlich fand aber das Volk in der Bastille düstere unheimliche Gefängnisse, Folterwerkzeuge, manche Inschrift an der Wand, die beredter als alle Menschenzungen den Despotismus verurteilte, ein Schreiben Latudes an die unerbittliche Pompadour „Heute um vier Uhr leide ich schon 100000 Stunden,“ und Akten über die Gefangenen seit Jahrhunderten; im Ungestüm der Erbitterung wurden dieselben meistens vernichtet, wenig vom Archive blieb übrig. Der Wahlherr Moreau de Saint Mery hielt an seine Kollegen eine von Phrasen und Lügen strotzende „patriotische“ Ansprache, und die Wahlherren verfügten am 16. Juli die Schleifung der Bastille, welchen Befehl sie unter Trompetenschall verkünden ließen; während jedermann die Mörder vom 14. Juli als „Sieger der Bastille“ verherrlichte, wurde die alte Zwingburg unter Musik dem Erdboden gleich gemacht. Châteaubriand berichtet uns als Augenzeuge in den „Mémoires d'outre-tombe:“

Digitized by Google

„Eine Menge Wagen hält am Fuß der Türme, von denen man unter Staubwirbel Steine herabwirft. Elegant gekleidete Damen, junge Modeherren, welche auf verschiedenen Punkten der gotischen Trümmer stehen, mischen sich unter die halbnackten Arbeiter, welche unter dem Beifallsgeschrei der Menge die Mauern einreißen. Auf diesem Sammelplatz begegnen einander die berühmtesten Redner, die bekanntesten Schriftsteller, die größten Maler, die begabtesten Schauspieler, die gefeiertsten Tänzer, die vornehmsten Fremden und Gesandten von ganz Europa. Das alte Frankreich kam her, um zu enden, das neue, um zu beginnen."

Bereits am Nachmittage der Kapitulation packten die vielbesungenen „Vainqueurs de la Bastille" den Chansonnier Cousin Jacques am Kragen, schleppten ihn auf das Rathaus und diktierten ihm einen Bericht über ihre erlogenen Heldenthaten; derselbe wurde als „Précis exact" sofort gedruckt und verkauft, trug das Motto „Certe digitus Dei est. Wir haben viel gethan, aber die Vorsehung that mehr als wir" und schloß: „Ganz Frankreich hallt von dieser That des Heldenmuts wieder, unsere Kinder werden sie unsern fernsten Enkeln erzählen, und der Fremde, der davon hört, wird erkennen, welche Helden die Pariser sind." Die Lügen dieses Machwerkes haben bis jetzt die Geschichtschreibung beherrscht. — Mirabeau führte mehrere Schönen durch die Bastille, sie nahmen einen Stein und warfen ihn weithin unter dem Rufe „Freiheit!", bald riß sich Paris um solche Steine, sie wurden teurer als das beste Fleisch verkauft. Der bekannte Chevalier d'Eon sandte einige an den Philanthropen Graf Stanhope, der Maurer Palloy vertrieb durch Europa einen förmlichen Handel mit Bastillesteinen, wie uns die Gebrüder de Goncourt im einzelnen erzählen; aus derartigen Steinen ließ er auch Bonbonnièren, Schlößchen, Hörner, Tintenfässer und Gott weiß was anfertigen. In gleich hohem Werte stand Holz- und Eisenwerk der Bastille; man prägte aus den Ketten „patriotische Medaillen für die Brust freier Leute;" Pommey modellierte die Bastille in Gyps, und für 48 Franks war sie in allen Häusern zu finden. Lafayette sandte an Washington den Hauptschlüssel „der Zwingburg des Despotismus" und schrieb: „Diesen Tribut schulde ich Ihnen, als Sohn meinem Adoptivvater, als Adjutant meinem General, als Sendbote der Freiheit ihrem Patriarchen;" Washington nahm ihn gerührt entgegen, begrüßte ihn als „Siegeszeichen der Freiheit über den Despotismus", und seine Familie verwahrt ihn als kostbare Reliquie in Mount Vernon. 1791 schenkten die Franzosen Lafayette einen Degen, der aus einem Riegel der Bastille geschmiedet war. Auch die Bühne bemächtigte sich bald des dankbaren Stoffes; das neue Théâtre français in der Rue Richelieu setzte eine „Prise de la Bastille" für 15000 Franks in Szene und verbrauchte bei jeder Aufführung 2000 Franks für Pulver und Feuerwerk; Ruggieri machte aus der „Prise de la Bastille" eine große Pantomime, bei der die Gardes françaises vom 14. Juli mitwirkten, und in London gaben drei Theater die Einnahme der Bastille.

Der Bastillesturm bedeutete den Untergang des ancien régime, den Sieg der Freiheit über den Despotismus, den vollen Bankerott des Königtums, das zu seiner Verhütung keine Hand gerührt und keinen Soldaten gesandt hatte;

Digitized by Google

er war eine bewaffnete Auflehnung gegen den unfähigen König und inaugurierte die Ära königlicher Ohnmacht und blutiger Volkssouveränität; die Kapitulation Launays spielte der Revolution einen gewaltigen Sieg in die Hände, sie aber schändete ihn selbst durch Meuchelmord. Die Welt schien dies Brandmal nicht zu sehen; alle Völker jauchzten geblendet der Freiheit zu, die auf der Scholle der Bastille geboren worden; der Jubel der Pariser fand ein lautes Echo bis St. Petersburg und bis Washington. Auch unsere ersten Geister fühlten sich wundersam von dem großartigen Ereignisse berührt; Schlözer meinte, man müsse dafür im Himmel ein Tedeum gesungen haben; Klopstock beklagte, daß er nicht hundert Stimmen habe, um Frankreichs Freiheit zu feiern; Stolberg nannte den Bastillesturm die glänzende Morgenröte der Freiheit, Johannes von Müller den schönsten Tag seit dem Falle des römischen Reiches, Forster u. A., z. B. Eulogius Schneider, kannten gar kein Maß in ihrer Freude, und so alt auch Hendrik Steffens wurde, so vergaß er doch nie den Eindruck, den seines Vaters Entzücken über den Bastillesturm auf sein junges Gemüt gemacht. Ebenso erging es anderen Nationen. Triumphierend schrieb der britische Gesandte Herzog von Dorset am 16. Juli aus Paris an seine Regierung; er nannte die Revolution fast ohne Blut vollführt und die größte in der ganzen Weltgeschichte; in St. Petersburg umarmten sich auf den Straßen Angehörige der verschiedensten Völker, um sich zur Abstreifung der Ketten zu beglückwünschen, die später als Anna Swetschin so bekannte Denkerin illuminierte ihre Zimmer, während freilich die klar blickende Kaiserin Katharina den unpassenden Jubel des französischen Gesandten Grafen Ségur unverblümt tadelte.

Für die Frivolität der Franzosen ist nichts so bezeichnend, als daß sie auf dem Platze, wo Zwing-Paris gestanden, nicht ein Monument des Königs oder der Freiheit aufstellten, sondern dort ein öffentliches Lokal mit der Inschrift „Ici l'on danse“ errichteten. Damit schrieben sie unbewußt eine Satire auf das ganze Märchen ihrer Heldenthaten, wirkungsvoller als die dickleibigste gelehrte Widerlegung.[1]) Für das Gros der unbelehrbaren Nation ist aber auch heute noch der 14. Juli nicht der Säkulartag niederträchtigen Verrats und Meuchelmordes, sondern der glorreichste Ehrentag ihrer Geschichte, für den die befreite Menschheit Frankreich Dank schuldig sei.

Heidelberg. Arthur Kleinschmidt.

Physik.

Forschungen auf dem Gebiete der Spektral-Analyse.

Schwere, bleigraue Wolken türmen sich am Horizonte auf, vom Winde getrieben beziehen sie mit erschreckender Eile das ganze Gewölbe und verdecken alsbald das leuchtende Tages-Gestirn, das dem Untergang nahe den Tag über eine unerträgliche Hitze und Schwüle auf die Erdbewohner herabgesandt.

[1]) Später stellten sie auf dem Platze die „Julisäule“ auf. Gegenwärtig steht eine Nachbildung der Bastille im kleinen auf dem Ausstellungsplatze.

Digitized by Google

Tiefe Dunkelheit ist an die Stelle der Helle getreten, und nur dann und wann erleuchtet ein zackiger Blitz auf einige Sekunden die Landschaft, ein grollender Donner folgt, von vielen mit Wonne, von den meisten mit Schrecken und Unbehagen vernommen. Endlich entladen die Wolken in reichlichen Strömen starker, dicker Tropfen die mitgeführten Wassermengen, und erquickende Kühle tritt an Stelle der unerträglichen Schwüle.

Der Regen läßt nach; die vertriebenen Wolken ballen sich am östlichen Horizonte zusammen, und noch einmal vor ihrem Scheiden tritt sie hervor, die Wärme und Licht Spendende, und es entfaltet sich ihr gegenüber am grauen Wolkengewölbe die liebliche Erscheinung des farbigen Regenbogens.

Immer intensiver und intensiver wird die Farbenpracht, ein zweiter Bogen umschließt den ersten, und bald reiht sich im Innern des Hauptbogens eine Reihe abwechselnd roter und blauer Bogen an, an Zahl mit der Intensität des großen Bogens wachsend.

Mit freudiger Bewunderung verfolgt das Auge des Beobachters das anmutige Bild. —

Aus dieser wohl niemandem unbekannten Szenerie bitte ich den freundlichen Leser mir zu folgen in ein dunkles Gemach, in welchem wir statt des farbigen Bogens auf einer weißen Tafel ein farbiges Band von mäßiger Ausdehnung erblicken. Wenn uns dort die Größe der Erscheinung fesselt, so nimmt hier unser ganzes Interesse in Anspruch die große Pracht, mit der hier die einzelnen Farben dem durch kein anderes Licht geblendeten Auge entgegentreten, die feinere Nüanzierung und noch größere Mannigfaltigkeit der Farben und die dunklen Linien, die in zahlloser Menge das farbige Band — das Spektrum — durchziehen.

Das betrachtete Spektrum ist ein Beugungsspektrum als reales Bild in den Raum entworfen von einem Beugungsgitter.

Aus ziemlich rohen Anfängen hat sich die Technik dieses Apparates zu bewunderungswürdiger Vollkommenheit entwickelt. Es lohnt, über denselben einen kurzen Exkurs zu geben.

Die ersten Beobachtungen der sogenannten Beugung des Lichtes reichen in das 17. Jahrhundert zurück. Grimaldi entdeckte, daß eine hinreichend kleine Öffnung in einem undurchsichtigen Schirm, der von der Sonne beleuchtet wurde, auf einem hinter ihm stehenden weißen Schirm einen viel größeren Lichtkreis erzeuge, als man bei Annahme gradliniger Fortpflanzung des Lichtes erwarten konnte.

Fügte er zu der ersten Öffnung eine zweite hinreichend nahe gelegene hinzu, so entstanden dunkle Ringe an Stellen des Schirmes, die von beiden Öffnungen Licht erhielten; dieselben verschwanden, wenn die eine Öffnung bedeckt wurde. Grimaldi sprach auch schon die Idee aus, welche eine richtige Erklärung dieser Erscheinungen liefert, daß nämlich Licht zu Licht gefügt nicht unter allen Umständen Helligkeit gebe, sondern bisweilen geradezu Dunkelheit erzeuge.

Diese „Interferenzen" des Lichtes verhalfen um die Wende dieses Jahrhunderts auch der Undulationstheorie des Lichtes zum endgiltigen Siege über

Digitized by Google

Newtons Emanationslehre. Erstere faßt bekanntlich das Licht als eine pendelartige Schwingungsbewegung der kleinsten Partikelchen eines überaus feinen Mediums — des „Äthers" — auf.

Diese Anschauung macht es nun leicht ersichtlich, daß, wenn ein Ätherteilchen einen Anstoß nach der einen Richtung erfährt und einen gleich starken nach der gerade entgegengesetzten, es in Ruhe bleibt und keinen Anlaß zu einer Lichterscheinung giebt.

Das Licht pflanzt sich nun im allgemeinen gradlinig durch den Raum fort. Das durch eine feine Öffnung getretene Licht geht jedoch nicht mehr gradlinig durch den Raum, sondern wird von seiner Bahn abgelenkt, es wird „gebeugt".

Wendet man statt der runden Öffnung einen Spalt an und läßt das Licht auch von einem Spalt ausgehen, so erhält man bei Anwendung homogenen Lichtes (d. h. Licht von einer Spektralfarbe) ein Lichtband senkrecht zur Spaltrichtung, das in der Mitte sehr hell, zu den beiden Seiten der Mitte aber parallele, abwechselnd helle und dunkle Streifen aufweist. Die helle Mitte rührt von ungebeugtem Lichte her, die seitlichen Partien sind durch Beugung entstanden.

Nimmt man weißes Licht, so erhält man an Stelle der Streifen farbige Spektra, deren blaues Ende nach der Mitte zu liegt.

Diese Spektra gewinnen an Ausdehnung, wenn man statt der einen Öffnung eine ganze Reihe solcher Öffnungen anwendet.

Der Erste, der Spektra auf diese Weise untersuchte, war Fraunhofer, der berühmte Münchener Optiker.

Er spannte auf einen festen Rahmen eine Zahl feiner Drähte und befestigte dieses „Gitter" vor dem Objektiv des Beobachtungsrohres seines Spektralapparates.

Das weiße Sonnenlicht wurde in ein Spektrum dispergiert, in welchem er einen großen Teil der nach ihm benannten Fraunhofer'schen Linien erkennen konnte, als er den Draht fein genug machte und die Abstände 2 Drähte hinreichend klein ($^1/_5$ mm) wählte.

Statt der Drahtgitter wandte man später Gitter aus Glas an, in welches mit Hilfe eines Diamanten feine Striche geritzt wurden. Durch Anwendung sehr guter Schrauben gelang es Robert gegen 430 Linien auf den Raum von 1 mm zu ziehen, so daß also der Abstand zweier benachbarter Striche gleich 0·0023 mm ist. Mit Hilfe dieser Gitter wird nun das Spektrum auf einen sehr beträchtlichen Raum dispergiert.

Noch größere Leistungsfähigkeit zeigen die in Nordamerika von Prof. Rowland verfertigten Gitter. Er teilt in Metall und läßt dann das Licht von den so geteilten Spiegeln reflektieren. In seinen großartig eingerichteten Werkstätten gelang es ihm, bis zu 1700 Linien auf 1 mm zu ziehen.

Diese Metallflächen sind teils eben, teils schwach konkav. Bei ersteren kann man Beobachtungen nur mit Hilfe einer Sammellinse anstellen. Letztere entwerfen das Spektrum als reeles Bild im Raum, so daß es auf einem Schirm aufgefangen werden kann.

Digitized by Google

Mit Hilfe dieser Gitter sind nun die feinsten spektralanalytischen Messungen ausgeführt.

Sie dispergieren das weiße Licht auf eine große Fläche und lösen infolge dessen viele der Fraunhofer'schen Linien, die uns die spektralanalytische Zerlegung durch Glas-Prismen als zusammenhängend gegeben hatte, noch wieder in einzelne Komponenten auf.

Die Gitter sind für die messende Physik, abgesehen davon, daß sie uns eine große Menge neuer Fraunhofer'scher Linien kennen lehrten, noch aus einem anderen Grunde sehr wichtig geworden. Sie gestatten uns nämlich die genausten absoluten Messungen der Wellenlängen.

Die mathematischen Betrachtungen der Erscheinung ergeben einen sehr einfachen Zusammenhang zwischen der Wellenlänge einer bestimmten Spektralfarbe, dem Winkel der Beugung [1]) und dem Abstande der Gitterstriche. Die beiden letzteren Größen lassen sich mit großer Genauigkeit messen, folglich kann man daraus einen Schluß auf die Größe der Wellenlängen machen!

Die Wellenlängen im *sichtbaren* Teile des Spektrums liegen in folgenden Grenzen; im äußersten Rot ist die größte Wellenlänge = 0·00081 mm, im äußersten Violett die kleinste = 0·00036 mm.

Die neusten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ausgeführten Messungen der Wellenlängen haben ergeben, daß wir jetzt dieselben bis auf ca. $^1/_{5000}$ ihres Wertes kennen; in absoluten Längen ausgedrückt, bedeutet das eine Größe von 0·000000 1 mm.

Die ungemeine Schärfe, die diese Messungen zulassen, hat den Gedanken angeregt, die Wellenlänge, die wir mit größter Wahrscheinlichkeit als eine *absolut konstante* Größe betrachten, als *Grundlage unseres Längen-Maßsystemes* zu wählen, und darin liegt die große Wichtigkeit, die wir diesen subtilen Messungen beilegen müssen, darin finden wir die Rechtfertigung, daß so unendlich viel Zeit und Mühe auf die Apparate zu den Messungen und auf diese selbst verwandt werden.

Die Grenze der Genauigkeit, mit der die Wellenlängen gemessen werden können, haben wir bis jetzt noch nicht erreicht. Es liegt der Grund dafür in der Technik der Gitterfabrikation; sie weisen trotz hoher Vollkommenheit doch Fehler auf und beeinflussen die Schärfe der Messungen in nachweisbarer Weise merklich. —

Den ältesten Maßsystemen haben sehr verschiedene Einheiten zu Grunde gelegen (meist schloß man sich an die Größe der menschlichen Körperteile an). Die große Inkonstanz dieser Grundeinheiten läßt nun eine Reduktion der Messungen auf unsere Maßsysteme nicht mehr zu. Es liegt aber ein Bedürfnis vor, ein Vergleichsmaß zu besitzen, das von solchen Fehlern frei ist und das stets aufs neue reproduziert werden kann.

[1]) Dieser giebt an, um wieviel der Lichtstrahl aus der gradlinigen Bahn abgelenkt wird.

Digitized by Google

Die Franzosen schlugen bekanntlich die Dimensionen der Erde vor und definierten als Einheit den $^1/_{10000000}$ Teil des Erdquadranten = 1 m.[1])

Dem englischen System der Yard liegt die Länge des Sekundenpendels zu Grunde, das schon der holländische Physiker Huyghens als Grundlage vorgeschlagen.

Beide Systeme erfüllen die leitende Idee nur unter Annahme der Konstanz der zu Grunde gelegten Größen; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß diese konstant bleiben. Die allmähliche Abkühlung der Erde wird eine Kontraktion des Durchmessers zur Folge haben, damit wird aber eine absolut genaue Reproduktion des ursprünglichen Maßes nach Jahrtausenden unmöglich sein.

Von solchen Inkonstanzen ist aber die Wellenlänge des Lichtes frei, und damit wäre dann allerdings die Idee am genauesten der Verwirklichung nahe gebracht.

Die im sichtbaren farbigen Spektrum enthaltenen Ätherschwingungen sind aber nicht die einzigen, die die Natur aufweist. Die Sonne sendet uns zugleich mit dem Licht auch Wärme zu, und schon ehe sich die Vorstellung Bahn gebrochen, daß die Wärme nicht ein *Fluidum*, ein besonderer Stoff, dessen Mehr oder Weniger die höhere oder niedere Temperatur eines Körpers bedinge, sondern *Bewegung* sei, hatte man durch Messung nachgewiesen, daß das Sonnenspektrum jenseits des roten Teiles noch Schwingungen des Äthers anzeige, die allerdings nicht mehr auf den Gesichtssinn wirken, die aber auf thermometrische Meßapparate einen merklichen Einfluß ausüben.

In gleicher Weise dehnt sich auch das Spektrum noch über das Violett hinaus, in diesem Teile ist die wärmende Kraft sehr klein, fast null; aber dieser Teil des Spektrums sendet die chemisch am wirksamsten Strahlen aus.

Die Untersuchung dieser nicht sichtbaren Schwingungen ist auf verschiedene Weise möglich.

Zuvörderst ist es bei Untersuchungen im nicht sichtbaren Teile des Spektrums nötig, die Glaslinsen und Prismen durch solche aus Quarz für die ultravioletten, aus Steinsalz für die ultraroten Strahlen zu ersetzen. Glas, obgleich für die sichtbaren Teile des Spektrums außerordentlich durchsichtig, läßt die außerhalb desselben liegenden Strahlen nur sehr geschwächt und von bestimmten Wellenlängen ab überhaupt nicht mehr durch.

Für die Untersuchung der ultravioletten Strahlen liefern uns die fluoreszierenden Substanzen ein sehr geeignetes und bequemes Mittel.

Diese Medien haben bekanntlich die Eigentümlichkeit, durch Beleuchtung *selbstleuchtend* zu werden.

Bekannt sind jedem die phosphoreszierenden Platten, welche an den Behältern der Streichholzbüchsen angebracht sind. Die Natur weist eine große Zahl von Körpern auf, die dieses Selbstbeleuchtens fähig sind; Uranglas, Flußspat,

[1]) In Wirklichkeit gilt als Einheit der Länge ein zu Paris im Bureau des Longitudes vorhandenes Uhrnormal, das nicht genau der oben definierten Längeneinheit gleichkommt. An dieses werden alle unsere Längenmessungen angeschlossen.

Digitized by Google

schwefelsaures Chinin, in angesäuertem Wasser aufgelöst, Chlorophyll in alkoholischer Lösung besitzen diese Eigenschaft in hohem Grade.

Läßt man diese Substanzen von einem prismatisch zerlegten Bündel Sonnenstrahlen treffen, so gehen die roten und grünen Strahlen ohne Hemmung durch die Substanzen hindurch; sowie man aber in den blauen Teil des Spektrums gelangt, färbt sich dieselbe und sendet ein wunderbar schönes blaues Licht aus. Diese Färbung bleibt auch noch bestehen, wenn man die phosphoreszierende Substanz in den Teil des Spektrums führt, der von den unsichtbaren Strahlen herrührt.

Zerlegt man das selbstleuchtende Licht prismatisch, so erhält man ein Spektrum, das etwas rote, mehr grüne und hauptsächlich blaue Farbe enthält.

Der englische Physiker Stokes gelangte durch derartige Beobachtungen an zahlreichen Substanzen zu dem wichtigen Gesetze:

> die fluoreszierenden Substanzen senden Licht aus von geringerer Brechbarkeit (größerer Wellenlänge), als dem Licht eigen ist, das sie erregte.

Neuere Untersuchungen haben nun allerdings für einige Substanzen z. B. Magdalarot, Eosin eine Abweichung von dieser Regel ergeben, hier werden Strahlen ausgesandt, die größere Brechbarkeit besitzen, als dem erregenden Lichte zukommt.

Läßt man das erregende Licht durch eine hinreichend dicke Schicht fluoreszierender Substanz hindurchgehen, so verliert dasselbe die Fähigkeit, das Selbstleuchten hervorzurufen. Es ergiebt sich ein zweites Gesetz:

> Die Phosphoreszenz rührt von Strahlen her, welche die Substanz beim Durchgang des Lichtes absorbiert.

In dieser Beziehung bieten diese Substanzen ein Analogon zu den Dämpfen dar, welche die Strahlen beim Durchgang des Lichtes verschlucken, welche sie selbst im glühenden Zustande aussenden.

Die Beobachtungsmethode des ultravioletten Spektrums mit Hilfe der Phosphoreszenz ist nun sehr einfach.

In die Brennebene der Objektivlinse des Beobachtungsrohres bringt man eine Platte aus Uranglas; nachdem die ultravioletten Strahlen eine Zeitlang auf dieselbe gewirkt, blendet man das erregende Licht ab. Nun erblickt man die selbstleuchtende Platte; an den Stellen, die Fraunhofer'schen Linien entsprechen, bleibt die Platte dunkel. So kann man mit Hilfe einer Meßschraube diese Linien an die im sichtbaren Teile liegenden anschließen.

Auch auf photographischem Wege kann man die Spektren beider Lichtsorten fixieren. Die chemisch wirksamen ultravioletten Strahlen lassen bei jeder gewöhnlichen Gelatinetrockenplatte eine Fixage zu. Der französische Physiker Cornu hat an sehr hellen Tagen diesen Teil des Sonnenspektrums photographiert und fand für die kleinste Wellenlänge 0,000295 mm. — Die kleinste sichtbare violette Wellenlänge beträgt 0,00036 mm.

Digitized by Google

Damit haben wir aber noch nicht die Grenze des Spektrums erreicht. Wenn Aluminium im elektrischen Flammenbogen verdampft, so strahlen die Dämpfe noch sehr viel kleinere Wellenlängen aus, die kleinste gemessene Welle beträgt 0·000185 mm.

Für die ultraroten Strahlen muß eine besondere Modifikation des Bromsilbers der empfindlichen Platte angewandt werden, wenn das Spektrum photographiert werden soll; da diese Strahlen auf die gewöhnlichen Platten einen Einfluß nicht haben. Diese Modifikation stellte Abney her, und es gelang ihm zum ersten Male, das ultrarote Sonnenspektrum zu photographieren. Die größte auf diese Weise bestimmte Wellenlänge beträgt 0,0015 mm.

Die genauesten Messungen aus neuester Zeit im Ultrarot rühren von dem amerikanischen Physiker Langley her. Derselbe hat beinahe ein Dezennium auf diese subtilen Untersuchungen verwandt.

Das Messungsprinzip basiert auf der Thatsache, daß ein Metalldraht seinen galvanischen Widerstand vergrößert, wenn er erwärmt wird.

Solche Änderungen lassen sich mit Hilfe sehr empfindlicher Galvanometer auf das genaueste messen, und Langley giebt an, daß bei der außerordentlichen Empfindlichkeit seiner Apparate an $^1/_{1\,000\,000}$ C. Temperaturänderung noch nachgewiesen werden konnte.

Mit dieser überaus empfindlichen Meßmethode stellte er nun für die Wissenschaft höchst wichtige und interessante Fragen fest.

Er untersuchte die Wärmespektra der Sonne und dunkler Körper, welche auf verschiedene Temperaturen erwärmt waren.

Er fand, daß die größte nachweisbare, von der Atmosphäre durchgelassene Wellenlänge 0,0027 mm beträgt; daß ferner die größte durch Messung festgestellte Wellenlänge im Wärmespektrum dunkler Körper = 0,005 mm ist und die größte aus den Beobachtungen abzuleitende — aber nicht mehr meßbare — Wellenlänge gegen 0,03 mm beträgt.

Er gab durch seine Untersuchungen eine neue Bestätigung des wichtigen Gesetzes:

> Jedem Körper, der dunkle Ätherwellen aussendet, kommt für eine bestimmte Temperatur ein bestimmtes Wärmespektrum zu. Je höher die Temperatur des Körpers, desto größer ist die Wellenlänge, für welche die Intensität der Ätherbewegung ihren Maximumwert erreicht.

Aus diesen Beobachtungen folgt also das hoch interessante Resultat, daß die von Sonnenstrahlen erwärmte Erdoberfläche Strahlen von ganz anderem spektralen Charakter aussendet, als denen zukommt, welche sie selbst erwärmte.

Wir haben hier eine der Wirkung der Fluoreszenz ganz analoge Erscheinung. Wie das Fluoreszenzlicht vieler fluoreszierender Substanzen Licht größerer Wellenlänge aussendet, als dem Lichte zukommt, welches er erregte, so senden die dunklen, wärmestrahlenden Körper gleichfalls Strahlen aus, deren Wellenlänge bedeutend größer ist als das der erregenden Quelle.

Digitized by Google

Aus Langleys Beobachtungen kann man den Schluß ziehen, daß die Atmosphäre der Erde — wie das Glas z. B. für ultrarote und violette Strahlen — für Wellen bestimmter Längen, die größer als 0,0027 mm sind, undurchdringlich ist und daß daher die dunklen von der Erdoberfläche ausgehenden Strahlen, — die nach obigem Gesetze von größerer Länge sind — nicht wieder in den Weltenraum gelangen.[1])

Dieses ist für das organische Leben von allerhöchster Bedeutung. Wie uns die Atmosphäre ein schützender Panzer ist gegen die zu tausenden auf die Erde fallenden Meteorsteine, so umhüllt sie den Planeten mit einem warmem Kleide und läßt es zu, daß auch unter höher gelegenen Breiten die Wälder grünen, die Blumen blühen und die Früchte des Feldes in den wenigen Sonnenmonden des Sommers zur Reife gelangen.

Königsberg. Dr. K. Schmidt.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Pariser Ausstellungsbriefe.

I.

Ob Weltausstellungen am Schlusse unseres Jahrhunderts des Dampfes, der Elektrizität, der Publizistik und des Annoncenwesens noch nötig oder auch nur in einem halbwegs den aufgewandten Riesenkräften und Mühen entsprechenden Verhältnisse lohnend sein können, ist eine Frage, die, objektiv erwogen, wohl nur verneinend beantwortet werden darf. Die Welt ist bekanntlich eine „kleine" geworden, seit das Eisennetz der Schienenwege sie umklammert, die täglich rascher werdenden Dampfschiffe alle Weltteile und Küsten verbinden, die Elektrizität das geschriebene und sogar das gesprochene Wort weiter trägt und die Reklame mit ihren Millionen von Zungen die langsame, gute alte Fama vollständig in den Schatten gestellt hat. Besonders der Handel und die Industrie bedürfen dieser prunkhaften Schaustellungen kaum mehr. Sowohl der Kaufmann wie der Techniker sind heute in der Lage, sich über die Verhältnisse und fachlichen Fortschritte ferner Länder nahezu ebenso genau im Laufenden zu erhalten wie über die heimischen Erfindungen, Produkte und Handelskonjunkturen. Hiermit soll nicht behauptet werden, daß Weltausstellungen nicht einzelne Vorteile hätten, mindestens die eines allumfassenden Anschauungsunterrichtes für große Kinder, nur kostet dieser Unterricht, wie gesagt, jetzt mehr, als er trägt, und der Unternehmer hat für diese Kosten aufzukommen.

Es sind auch keineswegs reine Handels- und Industrieinteressen, welche die Pariser Ausstellung ins Leben gerufen haben. Die erste Anregung entstammte politischen Motiven und in dieser Beziehung hat dieselbe ihren Zweck voll und glücklich erreicht. Sie hat schon während des Vorbereitungsstadiums dem Lande eine mindestens relativ vorsichtige äußere Politik gebracht und jetzt die erbitterten Parteien zum Waffenstillstande gezwungen, der Regierung neue Kraft und einigen Halt gegeben, Balsam auf manche Wunde gelegt und Krisen hinausgeschoben, deren Folgen jedenfalls schädlich genug und leicht verderblich werden konnten.

[1]) Dieses ist ein ebenso wichtiges wie interessantes Forschungsresultat. Wir finden dadurch eine sehr plausible Erklärung, weshalb der Planet seine dem Weltenraum gegenüber relativ hohe Temperatur erhalten kann.

Digitized by Google

Was der nächste Herbst, die Wahlkämpfe und der dann wiederauftauchende Boulangismus auch bringen mögen, so ist es doch keine blind optimistische Anschauung, daß die gegenwärtige Zwischenpause für Frankreich eine segensvolle gewesen ist und bleiben wird. Daß die Ausstellung den Titel eines hundertjährigen Jubelfestes der Revolution angenommen und daß man an dem Jahre 89 trotz der vorauszusehenden Ablehnung und Enthaltung der großen europäischen Monarchien festgehalten hat, ist mehr eine Folge der inneren Lage, eine republikanische Notwendigkeit als ein Akt von echtem Fanatismus für die Revolution, von welchem hier gegenwärtig wohl recht wenig zu verspüren ist. Ganz bezeichnend hierfür ist es zum Beispiel, daß ein größeres hiesiges Theater ein älteres fünfaktiges Trauerspiel, „Charlotte Corday" jüngst wieder aufgenommen hat, das einer begeisterten Verherrlichung der Gironde und der damaligen gemäßigten Parteien gleichkommt und die „Bluthunde", „Verbrecher" und „Monstres" Danton, Robespierre und Marat mit der ganzen Wucht zündender Tiraden verurteilt und verflucht; diese Ausfälle wurden vom Publikum mit größter Wärme beklatscht. Die heutige französische Republik und zunächst der jetzt glückliche Pariser wünschen nichts weniger als die Sünden der grande révolution auf ihr Konto zu übernehmen; sie umgiebt sich aber gern mit dem Glanze der wirklichen Errungenschaften jener Zeiten, deren Tragweite kein vernünftig denkender Mensch zu bestreiten versuchen wird. Der Nationalstolz der Franzosen hat sich überhaupt den von politischen Motiven eingegebenen Ausstellungsgedanken bald ganz angeeignet, denselben gezeitigt und ihn mit einer Liebe durchgeführt, welcher die Schöpfungen des Marsfeldes ihren wunderbaren äußeren Zauber verdanken, dessen Glanz unleugbar bisher niemals erreicht worden ist. Daß der Inhalt der Ausstellung der Pracht, in die man sie gestellt hat, an Wert keineswegs gleichkommt, ist ebensowenig zu bestreiten und wird auch von allen Vernünftigen hier keineswegs bestritten. Es gebricht dem Franzosen überhaupt, so wenig er auch einen vom Auslande herüberklingenden Tadel verträgt, keineswegs an heiterer Selbstironie, und die Spalten der hiesigen Blätter enthalten manches Wort des Spottes über den Eiffelturm und die Ausstellung, das mitunter sogar spitz genug klingt. So nannte ein großes, allerdings monarchistisches Blatt die letztere jüngst schlechtweg „la grande foire du Champ de Mars". In gelehrterer Sprache und pathetischeren Tiraden wird sie dagegen von ihren Freunden üblicherweise entweder „unsere glänzende Revanche" oder „unser großes Nationalfest" genannt. Möge sie als friedliche Revanche wirklich eine friedliche Bedeutung gewinnen — eine grande fête nationale der Franzosen ist ihre Ausstellung wirklich und im eigentlichen Sinne des Wortes! Sie ist sogar ein durchaus gelungenes, sehens- und besuchenswertes Fest, das für jedermann die Reise lohnt, der nicht etwa in jeder der 85 Klassen, in welche man die Ausstellung im voraus offiziell eingeteilt hatte, wirklich neues und einigermaßen wichtige Überraschungen zu finden hofft. Letzteres ist nämlich mit sehr wenigen Ausnahmen, auf welche ich zurückkommen werde, keineswegs der Fall.

Der französische Teil der Ausstellung nimmt mehr als zwei Dritteile der Räume für sich in Anspruch und bietet allein ein annähernd erschöpfendes Bild der Leistungen des eigenen Landes. Aber auch dieses eben nur annähernd, denn es wird hierselbst zugestanden, daß in vielen Klassen allererster und hervorragendster Firmen diejenigen, deren Ruf ihnen ohnehin hinreichende Kundschaft sichert, nicht teilgenommen haben. Unter den Gegenständen und Waren, welche zur Ausstellung gelangt sind, ist sehr viel Hübsches und Reizvolles, man stößt jedoch höchst selten auf Dinge, bei denen man ausrufen gezwungen würde: „Dies ist mir völlig neu!" Man thut der Ausstellung keinen Tort an, wenn man sie eine hervorragende Auslese von bekannten Dingen bezeichnet. Es ist nun einmal, wie Eingangs schon bemerkt wurde, heutzutage so, daß die Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und die Fortschritte der Industrie ihren Weg durch die Welt gerade so schnell finden wie die haute nouveauté, der letzte article de Paris und — die neueste Damenhutfaçon. Mindestens der Großstädter aus aller übrigen Herren Ländern läßt sich schlechterdings nicht mehr zum Staunen bringen, weil alles das, was das eine Land schafft und fördert, durch zahllose Kanäle sämtlichen anderen Ländern auf das rascheste zufließt. Leuten aus der Provinz und solchen, deren Ideen und Gesichtskreise nicht weit über ihr eigenes

Digitized by Google

Heim hinaus reichen, wird die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1889 wirklich und wörtlich eine ganze und eine neue Welt erschließen. Mögen sie sich die Gelegenheit, ihrer Zeit nachzujagen und sie womöglich einzuholen, nicht entgehen lassen!

Wenn aber der großstädtische Fremde auch keinen Grund hat, wegen des Inhalts der exposition hierher zu kommen, so bleiben dennoch auch für ihn nach anderen Richtungen Anziehungskräfte genug, ihn hierher zu locken und dem Hierhergelockten dann Reise, Kosten und Mühe reichlichst zu lohnen; auch dann noch, wenn er, wie Schreiber dieses, die Mehrzahl der verflossenen europäischen Weltausstellungen gesehen, denn keine derselben kam an äußerer Pracht, an Geschmack, Kühnheit und Großartigkeit der Bauten dieser gleich. Es ist ein Riesenwerk, das hier mit einer Riesenenergie durchgeführt wurde. Ich stehe nicht an, dies mit diesen Worten auszusprechen. Wir Deutsche thun uns mit Recht viel zu gut darauf, daß wir Billigkeit und Gerechtigkeit unter allen Völkern stets mehr als andere Nationen hoch und heilig gehalten haben. Wir sollen und wollen dabei bleiben, auch dann, wenn es dem Gegner gilt, von dem uns eine schwer auszufüllende politische Kluft trennt. Kein Vorwurf von deutschem Chauvinismus darf uns treffen, wenn uns das Recht, fremden Chauvinismus zu verurteilen, voll und unverkürzt erhalten bleiben soll. Es ist nach täglichen Besuchen der Pariser Ausstellung durch nahezu sechs Wochen hindurch meine feste Überzeugung, daß die deutsche Industrie, welche sich aus politischen Motiven von der Beschickung des **champ de Mars** enthalten hat, hierbei, wie es sich jetzt herausstellt, wenig oder nichts eingebüßt haben wird. Wir können es in handelspolitischer Hinsicht gewiß mit leichtem Herzen tragen, daß wir hier nicht vertreten sind. Wir wollen es aber auch gern und offen konstatieren, daß die Franzosen mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Opferfreudigkeit das Menschenmögliche geleistet haben, um ihr Haus für ihr Fest mit nie dagewesenem Glanze auszustatten.

Es liegt in den Verhältnissen einer Monatsrevue, daß ihr die Tagespresse mit den ersten, wenn auch oft nur allzu flüchtigen und etwas übereilten Notizen über wichtige Erscheinungen zuvorkommt. Diesmal waren die Berichterstatter zwar durch den zum Teil noch immer vorhandenen höchst unfertigen Zustand der Ausstellung während des ganzen Monats Mai in größter Verlegenheit. Ich war oft genug Ohrenzeuge der Klagen der betreffenden Herren, die sich unter solchen Umständen dem Drängen ihrer Blätter gegenüber keinen Rat wußten. Eine vieltausendköpfige Legion von Arbeitern und Handwerkern aller Art und ein gradezu beängstigendes Chaos von Kisten und aufgestapelten Gütern, das war bis vor kurzem das Bild, das man vor Augen hatte. Selbst heute noch steht man in mehreren der Pavillons überseeischer Länder auf demselben Standpunkte. Die Leser der „Deutschen Revue" haben aber immerhin schon so manches über die Ausstellung aus der Tagespresse vernommen, und so verzichte ich darauf, hier einen kleinen „Führer durch die Ausstellung" vorausgehen zu lassen, so groß die Verlockung hierzu auch bleiben mag. Es sind bunte, vielfach anregende, reizende, oft auch humorvolle und komische Bilder, die an einem mehr vorüberfliegen als vorüberziehen, und Seiten mit denselben zu füllen ist beinah leichter als sich dessen zu enthalten. Da aber Revuen ihrem Wesen nach sich hauptsächlich auf den Standpunkt der Reflexion zu stellen haben, muß ich die Schilderung all' jener Szenen dem glücklichen Feuilletonisten überlassen und mich damit begnügen, zu bemerken, daß das lustige Paris jetzt lustiger denn je ist, toll aber auch wirklich ansteckend lustig, und daß die heitere Freudigkeit, das weder vorwärts noch rückwärts blickende gänzliche Aufgehen in dieser lustigen Stimmung das ureigenste Charakteristikon (la note, wie der Franzose sagt) des gegenwärtigen Sommerkarnevals ist. Was nicht zur Ausstellung gehört, ist überhaupt nicht auf der Welt; wer die Ausstellung stören könnte, ist jetzt der Feind. In welchem leeren Schemen und hohlstem Phantom selbst Herr Bonlanger für die Ausstellungsdauer zusammengeschrumpft ist, davon macht man sich anderswo kaum eine Idee. Einzelne Blätter bemühen sich ganz vergeblich, für ihn die große Trommel zu schlagen, um es den Parisern ins Gedächtnis zu rufen, daß der Mann noch lebt: noch weniger kümmert man sich noch irgendwie darum, daß Herr Antoine kleine dumme Putsche versucht hat; alles dies liegt in tiefster Vergessenheit begraben! Wichtiger als die beiden, als die Kammerbeschlüsse, die erste Rede Ferry's nach vier Jahren, als die Verhaftung von Laguerre, Laisant und Déroulède sind die Tageseinnahmen des

Digitized by Google

Champ de Mars, die ascenseurs des Eiffelturms und die elektrisch beleuchteten Fontainen Ob man diesen Freudentaumel ein Tanzen auf einem Vulkan nennen soll, wird die Zukunft lehren — **sänftigend** hat die **grande fête nationale** unter allen Umständen auf die meisten Verhältnisse gewirkt. Man wird gewiß einige Mühe haben, sich von Parteiwegen in den alten Zorn und die Zwietracht wieder hineinzureden. Der Herbst und die Wahlen werden ja sicherlich wieder etwas Trubel bringen, man wird jedoch das Lärmschlagen, Poltern, Hetzen wohl lange nicht so **con amore** genießen, wie wenn das gegenwärtige heitere Zwischenspiel nicht stattgefunden haben würde, das selbst nach außen wirken wird. Es wird ja niemandem einfallen anzunehmen, daß der Weltfriede nun gesichert wäre und der gegenwärtige „**tumulte de joie**“ für immer oder auch für eine bestimmte Zeit alle Sorgen zerstreut hätte, aber als ein Faktor für die Erhaltung des **status quo**, eine Stundung der Krisen darf er unbedingt angesehen werden. Wer dies in Abrede stellen wollte, ist mit dem Charakter der Franzosen wenig vertraut und weiß die Bedeutung einer so großen nationalen Befriedigung, wie sie der Erfolg der Ausstellung hier allgemein hervorgerufen hat, nicht nach Gebühr zu würdigen. Die lange angesammelte, heiße Sehnsucht nach einem wirklichen, von den anderen Nationen zugestandenen Erfolg war eben hier zu einer höchst gefahrdrohenden Spannkraft angewachsen, zu einer Spannung, die leicht zur Explosion hätte führen können.

Wenn die Frage gestellt wird, ob die Pariser Ausstellung für Industrie, Gewerbe nnd Kunst etwas Neues, Großes und Epochemachendes zu schaffen vermocht hat, so ist dies in **einer** Beziehung entschieden zu beantworten: sie ist der Triumph der Eisenkonstruktion, der sie ein immenses Feld eröffnet, ist die erste wirklich gelungene Vereinigung des bisher so schrecklich nüchternen, nur von Ingenieuren und vom Gesichtspunkt rücksichtsloser Sparsamkeit geleiteten Eisenbaustils mit der Kunst und der Architektur und ist vielleicht der Ausgangspunkt zu einem neuen Baustil überhaupt, der neben dem Steinbau für so manche Zwecke seine vollste Berechtigung hat und seine eigenen, dem Materiale angemessenen kühnen leichten Linien und seine eigene Ornamentik mit sich bringen wird.

Es ist nicht der Eiffelturm, so stolz er als glücklicher Rivale des alten Babelturms in die Lüfte ragt, der sich diese Bedeutung für die Zukunft beimessen darf, obwohl auch an ihm einige Spuren von künstlerischem Streben zu bemerken sind. Und da es nun einmal ganz unmöglich scheint, von der Ausstellung zu sprechen, ohne daß der Eiffelturm das dritte Wort wäre, so gestatten Sie mir, daß ich einige kurze Bemerkungen über denselben hier einschalte. Von weitem gesehen, ist er, wenn auch nicht häßlich, so doch alles Reizes bar und gleicht einem riesigen Gerüste, etwa dem eines Leuchtturms. Ferner traf ihn das Unglück, naturnotwendigerweise auf der tiefsten Stelle von Paris zu stehen kommen zu müssen, was seine Wirkung sehr beeinträchtigt. Doch je näher man an denselben herankommt, desto kühner und imposanter erscheint er. Das, was das Auge an ihm wohl am meisten fesselt, ist jedoch nicht, wie man erwarten möchte, die bis zu 300 m reichende Fläche, sondern der untere Bau bis zur ersten Terrasse und die Spannweite der kühnen vier Bogen, welche dieselbe tragen. Namentlich nachts, wenn dieser untere Teil des Baues mit tausenden von Gaslampen beleuchtet ist, nimmt der Eisendom, den man über sich hat, etwas nahezu unheimlich Großartiges an, dessen Zauber man sich nicht verschließen kann. Übrigens befreundet man sich überhaupt mit dem Turm desto mehr, je öfter man ihn sieht, und gelangt schließlich dahin, daß man sich die Ausstellung ohne den Turm nicht mehr als möglich vorstellen könnte.

Auch die Maschinenhalle ist es nicht, welche jene vorstehend angedeutete Neuerung in der Eisenkonstruktion angebahnt hat, obwohl man so eine immense und prächtige Eisenwölbung wie diese noch nie gesehen hat, und die größten Bahnhöfe nicht in einem Atem mit ihr zu nennen sind. Das Streben, den Eisenbau mit der Kunst zu vermählen, ihm nicht mehr allein eine industrielle, sondern endlich auch eine ästhetische Daseinsberechtigung zu verleihen, drückt sich hauptsächlich an den Portalen, Façaden und der inneren Ausstattung der eigentlichen Industrieausstellungsbauten, den weitläufigen Arkaden, welche sie einfassen, und den reizenden drei Kuppeln, welche sie krönen, und in der Eleganz der Wölbungen aus, die beim ersten Blick an die des Floren

Digitized by Google

tiner Doms gemahnen. Ferner ist der Eisenbau noch an einzelnen Pavillons fremder Länder und zwar mit noch größerer Grazie und Koketterie zur Anwendung gelangt.

Eisenkonstruktion aus senk- und wagerechten Trägern mit diagonalen Verspreizungen. Nichts konnte zweckmäßiger und — häßlicher sein! Bei Brückenbauten mochte dies Verfahren seine Berechtigung haben und etwa noch bei der Herstellung von Glasdächern, obwohl hier schon in gewissen Fällen mehr Eleganz und eine entsprechende Ornamentik recht wohlthuend gewirkt haben würden. Schritt man aber, was ja nur ganz ausnahmsweise geschah, zur Herstellung von Gebäuden, dann begnügte man sich damit, die vorgeschriebene Anzahl von Kubikmetern Raum auf die schlichteste und billigste Art unter Dach zu bringen. Deshalb fiel es auch niemandem je ein, für Bauten, die irgend welchen Anspruch an Schönheit und Luxus stellten, das Eisen als Material zu wählen. Einige seltene kleine Gartenhäuschen bildeten die einzige Ausnahme. Auch bei den früheren Ausstellungen, bei welchen die Eisenkonstruktion notwendigerweise im großen zur Anwendung gelangte, behielt sie entweder ihre volle öde Nüchternheit bei, oder man verdeckte, wo es not that, den Eisenbau gänzlich mit fingiertem Mauerwerk. Hieraus konnte sich selbstredend nichts entwickeln, was auf Wert für die Dauer hätte Anspruch erheben können.

An der hiesigen Ausstellung ist man nun von ganz anderen Prinzipien ausgegangen und hat, besonders für einen *ersten* Versuch, ganz überraschend viel erreicht. Das in der Natur des Eisenbaues liegende Prinzip der senk-, wagerechten und diagonalen Schienen ist zwar beibehalten worden, aber man hat die Eisengerüste an sich in schönere Linien gebracht, sie da, wo es paßte, mit der entsprechenden Gußornamentik versehen, auf Stein fundiert und die zwischen den Trägern liegenden Felder mit Hilfe von Ornamenten aus Terrakotten, glasierten farbigen Kacheln und sogar aus farbigen Stücken von starkem, gegossenem Glas auf das reizvollste ausgefüllt. Die Reliefornamente und das polychrome Element wurden in reichstem Maße und meist mit viel Geschmack in diese neue Eisenkonstruktion eingeführt und haben ihr eine bisher ungeahnte Zukunft eröffnet. Es wäre schade, wenn man bei uns in Deutschland die unendliche Wichtigkeit die hier eröffneten Perspektive übersehen und unterschätzen würde, und schade, wenn sich unsere Ingenieure und Architekten die Sache nicht besähen, um sie dann daheim vereint gleichfalls ins Werk zu setzen und weiterer Vollkommenheit zuzuführen. Es liegt auf flacher Hand, zu wie viel Arten von Bauwerken sich diese Eisenkonstruktion vorzüglich und häufig genug besser als jedes andere Material eignet: es seien nur flüchtig einige angedeutet, wie Hallen, Arkaden, Gallerien, Kaffeehäuser, Restaurants, größere Säle und selbst Theater. Eigentliche Wohnhäuser, in erster Linie Villen, werden wohl nachfolgen.

Von welcher Bedeutung das Einschlagen des vorgezeichneten Weges für unsere seit Jahren mehr oder minder notleidende Eisenindustrie sein muß, bedarf wohl keiner weiteren Beweisführung: große national-ökonomische Interessen können hiermit in unerwarteter Weise gefördert werden, und man kann nicht genug empfehlen, daß es nicht versäumt werde. Und auch in künstlerischer Richtung hat die Sache ihre große Tragweite und sogar ihren ganz außergewöhnlichen Reiz. Keine andere Kunst leidet eingestandenermaßen so sehr unter dem Zwange, sich stets nur auf die Nachahmung der Vergangenheit zu beschränken und ewig wieder die alten Themata einstiger Kulturperioden zu variieren, als die Architektur. Das gleiche gilt vom Kunstgewerbe, soweit dasselbe im Dienste der Architektur steht. Der Stein hat geleistet, was der Stein leisten konnte. Er soll auch gewiß nicht da depossediert werden, wo er bessere Rechte behält. Aber neben ihm tritt nun das Eisen auf. Hier handelt es sich für den Künstler nicht mehr darum, lediglich terre à terre die ausgetretenen Wege der verschiedenen Renaissancen weiter zu wandeln, sondern die Flügel zu entfalten und aus dem Neuen, aus ureigener Kraft zu schaffen! Kann es für den echten Künstler eine anregendere, reizvollere Aufgabe geben? Das neue Material fordert einen neuen Stil, und nach einem neuen Stil seufzen Bauherren und Baumeister seit langen, langen Jahren. Wer jetzt der Mann dazu ist, der werde aus dem Sklaven herkömmlicher Stile der Vater des neuen. Auf der Pariser Ausstellung 1889 ist die Initiative hierzu ergriffen worden, und es soll ihr das Verdienst nicht verkümmert werden; das eröffnete Feld ist jedoch noch

Digitized by Google

riesengroß, die Aufgabe weitet sich ins Unbegrenzte, ja bis ins Phantastische. Die architektonischen Hauptlinien sind durch die Eigenart des Metalls frei geworden von der von Stein unzertrennlichen Schwerfälligkeit. Die Phantasie des Architekten kann an Leichtigkeit und luftiger Kühnheit kaum mehr etwas ersinnen, was mit Hilfe des Eisens nicht auszuführen wäre, und die Ornamentik hat mit Hilfe des Gusses, der Kunstziegelei und durch die Aufnahme des polychromen Elementes in der Gestalt so haltbarer Materiale, wie die glasierte Kachel und das gegossene Glas sind, ein noch freieres heiterstes Spiel.

In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen über einige weitere Dinge berichten, welche mir unter zahllosen indifferenten Ausstellungsgegenständen hervorzuragen und zu einer bestimmten Zukunft berufen zu sein scheinen.

Praktische Kolonisation im äquatorialen Afrika.

Das Leben unserer Zeit pulsiert schnell. Die deutsche Kolonialpolitik besitzt schon jetzt eine Vergangenheit, über welche Geschichte geschrieben wird. Hoffentlich ist das über sie gefällte Urteil ein abschließendes.

Neben mancher guten That ihres ersten Jahres leuchtet der Handstreich hervor, durch welchen der Kern des ostafrikanischen Schutzgebietes für Deutschland gewonnen wurde. Das weitere Schicksal des Trimmvirates, von welchem er vollbracht wurde, erweckt besonderes Interesse. Einer blieb tot in dem neu gewonnenen Lande, erdolcht von einem fanatisierten Islamiten. Der andere hat schwer zu ringen um den Eintritt in dasselbe Land. Beschränkt auf Mittel, die ihm von privater Seite zugeflossen sind, ohne Unterstützung und fast gegen den Willen der Reichsregierung, sucht er auch deutsche Kraft einzusetzen zur Unterstützung Dr. Schnitzers. Der dritte wandte sich einem anderen fernen Koloniallande zu. Doch eben angelangt in neuguineischen Gewässern, sandte Joachim Graf Pfeil einen Gruß zurück an „die junge deutsche Linde, welche auch seine Hand mit in wärmere Zonen gepflanzt." Es waren seine „Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika[1])."

Diese Vorschläge sind dem entsprungen, dessen Mangel oft genug an den Meinungsäußerungen der Vertreter unserer jugendlichen Kolonialpolitik ausgesetzt wird. Sie sind der Abfluß einer Quelle von Erfahrungen, welche vierzehn Jahre afrikanischen Lebens in einem begabten Geiste angesammelt haben. Trotzdem fanden sie innerhalb des Jahres, seitdem sie der Öffentlichkeit übergeben wurden, keine bessere Stätte als ein loses Blatt im Winde. Gelegentlich nahm die Presse Stellung zu ihnen. Anregung zu ernstlicher Prüfung oder konkurrierenden Entwürfen haben sie in der Öffentlichkeit nicht gegeben. Auch die neueste kolonial-politische Schrift von Wert[2]), auf welche wir später noch eingehend zurückzukommen gedenken, streift die Frage der praktischen Kolonisation nur insofern, als es sich um Anpassung einiger mutterländischen Verhältnisse handelt.

Die Vorschläge des Grafen Pfeil sind also nicht nur der erste, sondern auch der bisher einzige schöpferische Entwurf auf dem Gebiete deutscher Kolonialpolitik.

Das erste Kapitel enthält beachtenswerte Vorschläge, welche Stromregulierung, Wegebau und Verkehrsmittel im Rufidschi-Ulanga-Gebiet betreffen. Dasselbe soll für das südliche Drittel des äquatorialen Ostafrika, südlich vom Wami, welches nach den Erfolgen der Engländer und den Bestrebungen der Italiener allein noch sicherer deutscher Besitz ist, die Basis praktischer Kolonisation bilden. Die Verwaltung soll kommerziellen, nicht administrativen Charakter besitzen und derart geleitet werden, daß die Kolonie vom Mutterlande wirtschaftlich abhängig werde, aber materiell unabhängig bleibe.

---

[1]) Berlin 1888. Verlag von Rosenbaum und Hart. 8. IV, 79. 1,20 Mark.

[2]) Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Rück- und Ausblicke von Friedrich Fabri. Gotha. F. A. Perthes. 1886.

Digitized by Google

Nach dem zweiten Kapitel wird besonderer Wert auf die Entwickelung der Kolonie von Osten nach Westen, Rufidschi aufwärts und auf das wechselseitige Ineinandergreifen ihrer Wirkungskreise gelegt. Zu Stationsvorstehern werden Kunstgärtner, zu Distriktsvorstehern praktische Leute aus anderen Kolonien empfohlen. Denn — „es handelt sich nicht darum, ein fertiges eingelerntes System der Verwaltung zu importieren und schablonenmäßig anzuwenden, sondern diese muß aus Verhältnissen hervorgehen."

Das dritte Kapitel wendet sich gegen übertriebene Erwartungen, wie man sie vom Werte einer ostafrikanischen Eisenbahn und einem auf den bestehenden Handel erhobenen Zoll hegen könnte. Den letzteren einzutreiben wird als unmöglich dargelegt.

Nach Verhandlungen, welche bald nach Erscheinen der Graf Pfeil'schen Schrift in der Abteilung Berlin der deutschen Kolonialgesellschaft am 4. Juni v. J. stattfanden,[1]) stellt sich eine ostafrikanische Eisenbahn doch als rentabler und weniger kostspielig heraus, als in jener Schrift angenommen. Bestätigung bringt ganz neuerdings der auf genauen Aufnahmen beruhende Kostenanschlag der nunmehr gesicherten Kongobahn von Matadi nach Leopoldville. Derselbe übertrifft denjenigen Stanleys nur wenig: 62000 Mk. statt 52000 Mk. per Kilometer, unterſteigt aber bedeutend denjenigen Pechuel-Lösches, welcher 160000 Mk. per Kilometer angesetzt hatte. Um so mehr Beachtung verdient der im vierten Kapitel der Broschüre gemachte Vorschlag wegen einer ostafrikanischen Eisenbahn. Eine südnördliche Linie, in der Gegend der heutigen Stevenson-Road, soll den Niassa- und Ukerewesee verbinden. Der so hergestellte, in Meridianrichtung Afrika durchquerende Verkehrsweg wird Länder verschiedener Breite, also verschiedenartiger Produktionsgebiete mit einander verbinden. Die Ausführung dieses Planes würde auf die Zivilisierung Afrikas sicherlich von wohlthätigstem Einfluß sein. Doch scheint er einerseits in Anbetracht der jetzigen Verhältnisse, durch welche eine Entwickelung der deutschen Kolonisation nach Norden nahezu abgeschnitten ist, kaum mehr in dem nationalen Programme zu liegen, welches auch Graf Pfeil vertritt, und andererseits wirtschaftlichen Intentionen dieses Politikers selbst zu widersprechen.

Denn die Verbindung von Ländern verschiedener Breite begünstigt wohl den gegenseitigen Austausch ihrer Produkte und dadurch den wirthschaftlichen Aufschwung innerhalb dieser Länder. Dieser Aufschwung, so ausschließlich begünstigt, wird aber zu jener wirthschaftlichen Unabhängigkeit führen müssen, welche im ersten Kapitel der Graf Pfeil'schen Schrift selbst verpönt ist. Eine radial, für Ostafrika von Osten nach Westen anstatt von Süden nach Norden gerichtete Bahn wird ferner immer den kürzesten und somit den bequemsten Verkehrsweg zur Ausfuhr in der Kolonie erzielter Produkte bieten. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte australischer Kolonien wird diese an sich kaum beweisbedürftige Behauptung bestätigen.

Als Arbeitermaterial für die Kolonisation Afrikas werden nur die eingeborenen Afrikaner in Rücksicht gezogen. Darin ist dem Verfasser wohl Recht zu geben. Denn Chinesen, welche sonst für Aequatorialafrika als Kolonisten vorgeschlagen sind, würden die jungen Kolonien später wohl für China, nicht aber für Afrika selbst und Europa rentabel gestalten. Es ist ein Glück, daß im äquatorialen Ostafrika eine für die Kultivation so geeignete Bevölkerung vorhanden ist wie die der Neger. Ihrer Behandlung nach einem neuen System ist der Haupt- und Schlußteil des Buches gewidmet.

Zunächst dessen Inhalt:

Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Kolonie findet ihre Hauptbedingung in der Kaufkraft der Eingeborenen. Diese wird durch Arbeitserziehung gesteigert. Die materielle Unabhängigkeit der Kolonie soll durch den Ertrag geregelter Bodenbearbeitung und die Besteuerung der Volksgruppen herbeigeführt werden, welche zeitweilig von der zur Pflicht gemachten Arbeit befreit sind. Es kommt demnach alles darauf an, den Negern den Begriff der Arbeitsverpflichtung dauernd beizubringen. Diese Aufgabe wird in zwei Teile zerlegt:

1) die wilde Bevölkerung zur Arbeit zu veranlassen, und

2) dieselbe zu steiger Arbeitsleistung zu erziehen.

[1]) Deutsche Kolonialzeitung. 1888. Nr. 23. S. 182.

Digitized by Google

Für die erste Teilaufgabe wiederholt Graf Pfeil seinen schon auf der neunundfünfzigsten Naturforscherversammlung gemachten und angefochtenen Vorschlag, auf die zur Arbeit geeigneten friedlichen Stämme durch die kriegerischen einen Druck ausüben zu lassen. Letztere sollen durch Geschenke als Verbündete gewonnen, ihre Raub- und Mordgelüste zum Zutreiben oder im Falle der Renitenz zur Züchtigung der Arbeiterbevölkerung verwertet werden. Dieselbe soll dadurch veranlaßt werden, sich mehr und mehr in Lokationen zusammenzuziehen, welche unter dem Schutze der Europäer stehen und sich den dort angeordneten Zuständen und Erziehungsmaßregeln anzubequemen.

Für Lösung der zweiten Teilaufgabe wird die Wichtigkeit betont, welche der Stellung der Frauen beizumessen ist, ferner die Zweckmäßigkeit einer rotierenden Gestellung, Auflage einer Hüttentaxe auf die nichtarbeitende freie Bevölkerung, welche durch ständigen Übergang als Tagelöhner auf eine europäische Farm abgelöst werden könnte.

Bei diesem Programm fällt zunächst auf, daß das arabische und indische Bevölkerungselement Ostafrikas gänzlich außer acht gelassen ist. Besonders das erstere mit seiner ausgedehnten Schambenwirtschaft im Küstengebiet und der herrschenden Stellung, welche es bis tief in die zentralen Teile Aequatorialafrikas behauptet, verdiente zum mindesten Erwähnung. Doch ist es auch des Referenten Meinung, daß das Arabertum im System der direkten Erziehung zu freier Arbeit keinen oder nur einen untergeordneten Platz finden wird. Dagegen werden die kommerziellen Eigenschaften der beweglichen Araber und der seßhaften Indier hervorragende Wichtigkeit erlangen für die Entwicklung von Verkehr, Handel und vielleicht mancher Gewerbe. In den Lokationen soll übrigens nach Graf Pfeil Handel nur gegen Konzession gestattet werden, durch welche Einfuhr vorwiegend mutterländischer Erzeugnisse gewährleistet wird. Durch die Einnahmen aus ihrem Verkauf sollen die Zolleinkünfte ersetzt werden.

Es scheint fast, als ob die Araber, welche ja an der Küste vorzugsweise Sklaven halten, im Innern Sklavenhändler sind und von den verwegenen Somali als Vettern angesprochen werden, durch jenes Stillschweigen in eine Linie mit den kriegerischen und feindlichen Stämmen gestellt werden. Eine solche Rolle muß allerdings in immer ausgeprägterer Form denjenigen unter ihnen zufallen, welche bei steigendem Erfolg europäischer Kulturversuche an den alten Traditionen arabischer Vorherrschaft festhalten. Außerordentlich lehrreich und besonders wertvoll zur Beurteilung des ersten Erziehungsprinzipes des Grafen Pfeil ist der im vorigen Jahre von den Küstenarabern angestellte Aufstand in Ostafrika. Er enthält eine eindringliche Warnung, sich von Bündnissen so zweischneidiger Art fern zu halten. Auch die Neger besitzen praktische Klugheit genug, um einzusehen, wer materiell die Situation beherrscht. Wie kurz nach der europäischen Festsetzung schon die Araber, so werden die kriegerischen Bundesgenossen zu gelegener Zeit die europäischen Eindringlinge zu verjagen suchen. Dieses Gelüst wird ihnen um so sicherer kommen, je lockendere Früchte das Kultivationswerk zeitigt, an welchem sie selbst mitgeholfen haben. Das Lob, welches Buschiri der Plantage Bewa zu teil werden ließ, klingt fast nach einem derartigen politischen Sarkasmus. Wenn sie selbst abgewirtschaftet haben, werden sie dann wohl den Europäern die Wiederkehr gestatten zum Beginn eines ähnlichen Kreislaufes. Die zur Arbeit genötigten Unterthanen werden sich jenem ersten Wechsel um so williger fügen, als sie nur den klugen Feind mit dem starken vertauschen.

Aber nicht nur gefährlich sind dergleichen Bündnisse, sondern überhaupt gar nicht nötig. Allein dadurch, daß in den Lokationen kriegsfreies Gebiet geschaffen wird, müssen diese Anziehungspunkte für die der Ruhe und Arbeit geneigten Stämme abgeben, welche von den unsicheren Verhältnissen am schwersten getroffen worden. Die Natur selbst hat in dieser Hinsicht vorexperimentiert. Der schmale Streifen von Wapokomo-Ansiedelungen am Tana, die sogenannten Sklavendörfer am Dschub, ganz Wituland sind freientstandene Lokationen solcher Art, deren Bestand bisher durch den eigenen Vorteil der umwohnenden räuberischen Nomaden garantiert wurde. Doch genügt diese Garantie nicht für unsere Ackerbaukolonien, aus denen wir selbst die Überschüsse beziehen wollen. Um ihnen Dauer und die Möglichkeit allmählicher Ausdehnung zu sichern, deren sie für ihre organische Entwickelung bedürfen, werden

Digitized by Google

Maßnahmen nötig sein, bei denen Bündnisse mit kriegerischen Stämmen in ganz anderer Richtung wertvoll sind — nicht in derjenigen gegen die friedliche, sondern in derjenigen gegen die feindliche, räuberische Bevölkerung. Aus den kriegerischen Verbündeten oder, vielleicht besser gesagt, Unterthanen würden Grenzerkolonien angelegt werden, deren Kriegstüchtigkeit das friedliche Kolonialgebiet zu schützen hat, und welche selbst durch dessen Einfluß allmählich pazifiziert werden können. Ist dies bis zu einem hinreichenden Grade geschehen, so werden sie mit einer neuen Militärgrenze umschlossen. Jene Amalgamierung wird begünstigt und in ihren nächsten Folgen unschädlich gemacht werden können durch Aufnahme kriegerischer Elemente in die ursprünglich wohl vorwiegend arabische Polizeimacht der Lokation, wie sie auch von Graf Pfeil vorgesehen ist.

In ausgedehnten Gebieten Ostafrikas kommt Großbetrieb von Viehzucht, nicht Ackerbau, in Betracht. Es handelt sich hier nicht allein um weite Areale, sondern auch um geringere Seßhaftigkeit und Zivilisationsfähigkeit der Eingeborenen. Kriegerische Bundesgenossen finden deshalb etwas andere Verwendung. Hier läßt sich nicht vermeiden, dieselben als bewegliche Macht zu benutzen, doch in der Art, daß mehr ihre rohe Kraft als ihre rohe Leidenschaft zur Geltung gelangt. Allmählich wären sie zu einer beweglichen Polizeimacht zu organisieren.

Um den in kolonialpolitischen Dingen geradezu schematisch gewordenen Vorwurf der Utopie zu vermeiden, nennt Referent zum Schluß ein Gebiet im äquatorialen Afrika, welches sich zu einem Lokations-Versuch im großen eignet, und in welchem ein solcher teilweise fast unbewußt durchgeführt worden ist. Es ist die vormals ägyptische Äquatorialprovinz mit ihrer Militärgrenze von kriegerischen Bari und Dinka im Norden, Somali im Westen und Südwesten, Latuka im Osten, und ihrem Kern ackerbauender und betriebsamer Pondo-, Madi- und Schulneger.

Litterarische Berichte.

Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag, gehalten im Lokal des Bremer Protestantenvereins von Moritz Schwalb, D. theol., Prediger an der reformierten Kirche St. Martini zu Bremen. Leipzig 1889. Verlag von Otto Wigand.

Daß ein Autor ängstliche, unselbständige, unreife oder andere Charaktere vor der Lektüre seines Werkes warnt, kommt wohl zuweilen vor; neu aber ist es, daß ein Verfasser sogar der Kritik seines Werkes eine Warnungstafel vorsetzt, deren Zweck vom Standpunkt der Wissenschaft nicht recht klar ist, da wir doch nicht gern annehmen möchten, daß derselbe dadurch der Schärfe oder gar der Gerechtigkeit der Beurteilung vorbeugen will. Es ist doch eigentümlich, zu sagen, daß die Kritiker für ihre Kritik verantwortlich sein werden; es ist eine unmotivierte Verdächtigung, wenn es heißt, daß dieselben nicht etwas tadeln sollen, was sie bei genauerer Selbstprüfung vielleicht als Wahrheit anerkennen, und daß sie „fromme Lügen und fromme Selbsttäuschung“ vermeiden mögen. Es ist ein Zeichen geringer Wissenschaftlichkeit, von vornherein die Unmöglichkeit einer Aenderung der eigenen Ansicht und für die „Worte frommer Gehässigkeit“ (selbstverständliche Voraussetzung!) das Stillschweigen der „Verachtung“ in Aussicht zu stellen! Nach diesen für einen gewissenhaften Kritiker unvermeidlichen Eindrücken des mehr als erstaunlichen Vorworts ist es schwer, unparteiisch an die Beurteilung des Werkes selbst heranzugehen; aber wir wollen nicht im geringsten von der Objektivität abweichen. Referent glaubt dies um so mehr betonen zu müssen, als er zwar nicht auf ganz demselben, aber auch nicht auf orthodoxem Standpunkt steht, und er erwähnt dies nur deshalb, um den Vorwurf „frommer Gehässigkeit“ und Parteilichkeit fernzuhalten. Selbst von entschieden liberal-theologischem Standpunkt aus müssen wir diesen Vortrag aus dem Munde eines Predigers und D. theol. geradezu für eine Ungeheuerlichkeit erklären und wir kommen, zum Preise der Bremer Frauen und Herren sei es gesagt, fast auf den Gedanken, daß die „Unbequemlichkeit“ eines langen Zuhörens nicht auf die Hitze oder Kälte des Saales zurückzuführen war. Daß die begründete Menschenverehrung oft zu der menschlich zwar erklärbaren, doch aber mit Recht verworfenen Menschenvergötterung führt,

Digitized by Google

geben wir sogar mit Beziehung auf die Person Christi zu, aber die Begründung dieser Verwerfung ist selbst vom freisinnigsten Standpunkt aus unannehmbar. Wenn Luther von dem „Prediger an einer reformierten Kirche“ S. 9, als Führer einer aufrührerischen Rotte bezeichnet wird, so halten wir unseren Unwillen noch zurück, weil wir noch warten, ob es etwa ironisch gesagt ist; für die weitere Erörterung aber über seine Sprache und Ausdrücke finden wir keine Erklärung mehr. Wenn weiter Rom gegen den Vorwurf, „die Menschenvergötterung und das vergossene Prophetenblut“ veranlaßt zu haben, mit dem Hinweis darauf verteidigt wird, daß es dies nicht verursacht, sondern nur geduldet habe (dabei S. 11: mit großem Erfolg für die päpstliche Kasse!), so schweigt die Kritik, aber nicht, weil sie geschlagen ist. Nun aber die Hauptsache! das Urteil über Jesus als Vorbild für die Menschen! das Resultat lautet: Er ist für uns kein besonderes Vorbild; denn als Kinder- und Menschenfreund, als Feind der Heuchler (Vergleich mit Molière!) und als Märtyrer haben unzählige dasselbe geleistet. Was bleibt also übrig? Jesus „fühlte sich“ als Messias, d. h. als den weltlichen König der Juden, nicht als den geistigen; so verstand es auch Pilatus, und wenn Jesus es anders gemeint hätte, so wäre es „unsinnig“ (S. 33.) gewesen, einer nicht gegebenen Aufklärung wegen am Kreuze zu sterben; dabei heißt es (S. 34): er wollte das Himmelreich auf Erden gründen, wie überhaupt die nächste Seite zur vorigen im Widerspruch steht. Daß Jesus die schrankenlose Menschen- und Feindesliebe neu gelehrt, den Bann des Zeremonialgesetzes und die national-feindlichen Schranken gebrochen, Gott als Vater aller Menschen gelehrt, die Sittlichkeit auf die Gesinnung, nicht auf die äußerliche That gegründet, daß er durch alles dies eine weltüberwindende und weltgewinnende neue Religion gestiftet hat, davon hören wir in dem Vortrage nichts; daß alle Lehren Jesu nicht neu, sondern schon in vorchristlichen Schriften enthalten seien, ist unrichtig. — Nach alledem bleibt die eine Frage übrig: Worin steht der Herr Redner noch ein Verdienst Jesu, einen Wert des Christentums, und in welchem Sinne nennt er sich einen christlichen Prediger? Und nur deswegen, weil wir nicht, wie der Verfasser, auf dem souveränen Standpunkt stehen, unsere Ansicht für unverbesserlich zu halten, möchten wir diesen vor „christlichen“ Frauen und Herren gehaltenen Vortrag recht verbreitet sehen, damit das Urteil sich bilde und kläre, ob solche Expektorationen wirklich noch als christliche gelten dürfen.

C. S.

Nervosität und Erziehung. Von Dr. C. Pelman. Bonn 1888. Verlag von Emil Strauß.

Es giebt wohl in der heutigen Zeit kaum einen erbitterteren Streit als den, der zwischen Lehrern und Aerzten über die Erziehung des heranwachsenden Menschengeschlechtes ausgebrochen ist. Die einen beklagen sich, daß die Jugend nicht mehr den rechten Ernst für die Schule mitbringe und viel zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen sei, während die anderen wiederum die Schule anklagen, daß sie die junge Menschenpflanze überbürde und das heranwachsende Geschlecht nervös mache. Verfasser vorliegender Broschüre, Direktor der Provinzial-Irrenanstalt zu Gräfenberg bei Düsseldorf, steht naturgemäß auf dem zu zweit charakterisierten Standpunkt; nachdem er gezeigt hat, wie in der Hast und Unruhe des modernen Weltgetriebes die Menschheit die kernfeste, kraftstrotzende Gesundheit der Vorfahren einzubüßen im Begriff sei und an deren Stelle von Generation zu Generation mehr und mehr eine weichliche, krankhafte, ruhelose Ueberreiztheit trete, sucht er den Beweis zu erbringen, daß wirklich die heut von der höheren Schule, namentlich dem Gymnasium, gestellten Ansprüche an der zunehmenden Ausbreitung der Nervosität schuld seien, und möchte daher im Interesse der Jugend den Unterricht umgestaltet und möglichst vereinfacht wissen; aber wenn er für die Knaben immerhin einen gewissen Grad von Kenntnissen zugesteht, so wird dem armen weiblichen Geschlecht geradezu alles versagt, was über das absolut Notwendige hinausgeht und warum? Weil so unendlich viele Erzieherinnen unglückliche, kranke Geschöpfe und stellenlos sind. Aber daran ist doch nur die Anschauung der modernen Gesellschaft schuld, die außer dem einer Erzieherin keinen anderen weiblichen Beruf für anständig gelten läßt, weshalb sich viel Elemente dazu drängen, die auch nicht die geringste Befähigung dafür besitzen. Ganz genau ebenso gehören indessen auch die Knaben überhaupt nicht auf höhere Schulen, die deren Forderungen nicht gewachsen sind, und es wäre Pflicht der Schule, sich bei Zeiten von diesen Elementen zu reinigen, was ihr um so leichter fallen dürfte, als der Zudrang ein so außerordentlicher ist und ihr die Auswahl bleibt. Nicht die Erziehung in der Schule, sondern die Erziehung im Elternhause ist häufig genug Veranlassung, daß die Kinder wirklich überbürdet sind, weil sie entweder nicht die ihrer geistigen Arbeit entsprechende körperliche Pflege und Nahrung erhalten, oder ihre Gedanken mit Nichtigkeiten und allerlei Trödel erfüllt sind, die ihnen besser noch fern bleiben. Schließlich möchte ich dem Verfasser im Interesse der Frauen und der von ihnen zu erziehenden Knaben doch anheimstellen, ihnen die Grenzen für ihren geistigen Horizont nicht allzu eng zu stecken, da es denn doch einzelne Frauen giebt, die ein Interesse auch an etwas Anderem als den hausbackensten Dingen haben und Verstand und Wißbegierde genug besitzen, um sich in eine höhere geistige Sphäre aufzuschwingen. Es dient ja doch auch in der Natur nicht alles

Digitized by Google

nur dem Nutzen; der Duft und die Schönheit der Blumen ergötzt und erfreut. Fr. H.

Das alte Lübeck. Bilder aus der Kultur und Geschichte Lübeks bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts zusammengestellt von Theodor Schwartz. Hamburg 1888. Verlag von Johannes Wedde.

Schon vielfach ist der Mangel einer eingehenden Behandlung der Geschichte des deutschen Bürgertums zumal in der Zeit seiner ersten Entwickelung betont worden. Ein Vorort des deutschen Bürgertums war das Haupt der Hansa, und eine Geschichte des alten deutschen Bürgertums, wenn sie so gründlich und weitumfassend und gestützt auf reiches Quellen- und Urkundenmaterial ist, wie „das alte Lübeck“ von Theodor Schwartz, verdient von jedem gelesen zu werden, dem es darum zu thun ist, der Gegenwart an den markigen Gestalten der Lübecker Bürger im 13.—16. Jahrhundert ein beherzigenswertes Beispiel vorzuhalten. Der Verfasser dieses Buches ist ein vielerfahrener Lübecker Seemann und Volksmann, der mit größter Liebe und tiefem Verständnis an die Geschichte seiner Vaterstadt herangetreten ist. Ist das Ganze allen Freunden deutscher Geschichte und deutscher Kultur sehr zu empfehlen, so dürfte für einzelne der besondere Hinweis auf die in Uebersetzung mitgeteilten Urkunden Kaiser Friedrichs I. und II., auf die interessanten Volkssagen S. 276 flg., die Schilderung des alten Dramas S. 312 flg. und die auf Quellen beruhende Darstellung der Handwerker-Unruhen im 14. Jahrhundert nicht unangebracht sein. L.

Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. Von Dr. H. Druskowitz. Neue Ausgabe von „Zur neuen Lehre“. Heidelberg 1889. Verlag von Georg Weiß.

Die von Herrn D. gelehrte Weltanschauung will mit dem wissenschaftlichen Erfassen des Weltproblems ein höchstes Ziel gewinnen, aus dem dann von selbst Pflichten und Antriebe für den handelnden Menschen sich ergeben sollen. So wenig nun unseres Erachtens die Bestimmung dieses Zieles und seines Verhältnisses zur Jetztzeit dem Verfasser gelungen ist, so sehr müssen wir die scharfsinnige und zugleich maßvolle Kritik anerkennen, welche an der gegenwärtigen Kultur geübt wird. Es wird in richtiger Würdigung des historischen Schwergewichtes nicht eine radikale Entfernung aller Religion verlangt, sondern diese vielmehr als eine noch lange nicht überwundene innere Potenz betrachtet, als der primitive Ausdruck des in der mythologischen Phase befindlichen Gemütsbedürfnisses. Auch das Verhältnis von Glaube, Moral, Metaphysik und Kunst erscheint in einer hellen, wenngleich ungewohnten Beleuchtung. Ueber die Bedeutung eines persönlichen Glaubensbekenntnisses hätte die geistreiche Schrift sich erhoben, sobald ihr Autor den Versuch gemacht hätte, die psychologischen Grundlagen seines metaphysischen Bewußtseins auszumitteln. An die Stelle individueller Aussprache eines Thatbestandes müßte tiefdringende Analysis treten. Dazu erhöhte Berücksichtigung der Geschichtlichkeit alles Denkens – und wir würden in Wahrheit eine neue Lehre erhalten, deren erste Züge Herr D. mit sorglich feiner Hand skizziert hat. M. D.

Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge, gehalten in der psychologischen Gesellschaft zu München von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. München 1888. Verlag von Th. Ackermann.

Gemäß dem Charakter der im Titel genannten Gesellschaft betont das Schriftchen besonders stark alles Mystische und Antimaterialistische, das sich bei Bruno findet, es geht auch wohl in der Deutung einzelner Lehren etwas tendenziös vor und entbehrt an manchen Stellen der nur dem geschulten Philosophiehistoriker eigenen Genauigkeit; aber im großen und ganzen bietet der Verf. doch eine ansprechende Skizze der Thaten und Anschauungen des großen Denkers. Ein Brustbild Brunos, sowie ein Facsimile seiner Handschrift und die Abbildung seines Denkmals in Rom sind der trefflich ausgestatteten Brochüre beigegeben, welche aus zwei Aufsätzen in der Monatsschrift „Sphinx“ entstanden ist. M D.

Theorie der Preßfreiheit und der Beleidigungen. Von Dr. Karl Walcker, Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Karlsruhe 1889. Macklotsche Buchhandlung.

Nach der Einleitung und dem Anfange des Buches sollte man vermuten, es handle sich um eine Darstellung des bezüglich der Preßdelikte geltenden Rechtes; bei der weiteren Lektüre steigen dem Leser Bedenken auf, ob es sich vielleicht nur ein Lehrbuch der Preßpolitik handeln könnte, je weiter man kommt, desto unklarer wird die Sache, und sobald der Leser das Werk aus der Hand legt, wird er sich voll Erstaunen fragen, was denn der Verfasser eigentlich gewollt hat. Man weiß nur: der Verfasser hat eine große Angst vor den Ultramontanen und Geldmännern, er will große Rechtsschutzvereine gründen, die vor allem die Aufgabe haben, Pflichttreue Staatsanwälte, Richter und andere Beamte gegen chikanöse Prozesse und strafrechtlich schwer oder gar nicht faßbare Chikanen von seiten mächtiger Klignen und Parteien (Gründer, Ultramontane, Reaktionäre u. s. w.) zu schützen“ und zwar durch Berufserklärungen. Außerdem soll die Reichsverfassung, der Richtereid, das Strafgesetzbuch und alles Mögliche geändert werden, und alles, ohne daß irgend ein Notstand namhaft gemacht wird, aus welchem das Bedürfnis nach solchen Veränderungen hervorgeht. Wenn unsere Preßgesetzgebung auch nach mancher Richtung

Digitized by Google

hin der Verbesserung nicht unfähig ist, so sind doch gerade die Fragen, auf welche der Verfasser seine Angriffe stützt, sehr gut geregelt. Auch unsere Beamten können den ihm freundlichst zugedachten Schutz vorläufig noch ganz gut entbehren, und falls einmal eine Zeit hereinbrechen sollte, in welcher sie sich nicht mehr der nötigen Unabhängigkeit erfreuen, so würden die Walckerschen Mittelchen ihnen auch nicht helfen. — Viele Stellen der Schrift zeugen von einer kindlichen Unbekanntschaft des Verfassers mit dem realen Leben; die meisten seiner Forderungen sind schon seit Jahrhunderten erfüllt. In bezug auf anderes möge man den Verfasser selbst hören: Auf Seite 68 sagt Walcker: „Es wäre rätlich, in jeden Richtereid folgende Worte aufzunehmen: „„Ich schwöre auch, niemals einen Angeklagten allein auf das Zeugnis eines Feindes oder mehrerer Feinde zu verurteilen.““ Hiermit vergleiche man § 260 St. P. O. „Ueber das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlungen geschöpften Ueberzeugung.“ Und § 259 C. P. O. „das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Ueberzeugung zu entscheiden, ob eine thatsächliche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei . .“ Auf der einen Seite klare, schöne, unmittelbar praktisch brauchbare Bestimmungen, auf der anderen Seite ein halb durchgedachter und für das Leben ungeeigneter Satz. Der Verfasser hat nach seinen eigenen Angaben seit dem Jahre 1875 fünfzehn Bände veröffentlicht, welche, nach den Verkaufspreisen zu urteilen, recht umfangreich sein mögen und zum Teil die allerschwierigsten Fragen behandeln; weniger wäre mehr. K. F.

Vermischte Schriften des k. k. Vize-Admirals Bernhard Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair. Herausgegeben von seiner Witwe. Graz 1889. Im Selbstverlage der Herausgeberin (in 200 Exemplaren als Manuskript gedruckt.)

Frau Baronin Leonie Wüllerstorf-Rothkirch hat sich durch die Herausgabe dieses vornehm ausgestatteten Buches ein großes Verdienst erworben und das Andenken ihres Gemahls besser geehrt als durch ein Denkmal aus Erz oder Marmor. Der reiche Inhalt desselben zerfällt in drei Abteilungen: Zur Volkswirtschaft und Politik, Vermischtes und Persönliches, und enthält eine Fülle des Interessanten. Wie Wüllerstorf dem Kaiserstaate den seiner Lage, Ausdehnung und Produktionskraft gebührenden Platz auf dem Weltmarkte zu verschaffen strebte, wie er, auf der Höhe der volkswirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bildung stehend, als Weltumsegler und Tourist der Natur ihre Geheimnisse ablauschte und hineingriff „ins volle Menschenleben,“ wie er endlich als warmer Patriot sich den Richtungen gegenüber verhielt, die darauf abzielten, das alte Habsburgerreich in seinen Grundfesten zu erschüttern — dafür finden sich in diesem Buche zahlreiche Belege. Als besonders anziehend und gedankenreich müssen wir unter den bisher ungedruckten Aufsätzen folgende hervorheben: Aus der ersten Abteilung: „Die politischen Verhältnisse in Oesterreich“, „Feudal und Klerikal“ — aus der zweiten: „Die Entwickelungsgesetze der Materie und die Darwin'sche Theorie“, „Ueber den Einfluß der Astronomie auf die Religion“ — aus der dritten die Mitteilungen über Tegetthoff (mit Briefen desselben an Wüllerstorf) und über Wüllerstorfs Rücktritt vom Ministerium, endlich die Briefe aus Rom und Palermo und jene an einen österreichischen Minister a. D. Die am Schlusse des Buches beigefügten Widmungen zeigen, welch' innige Seelenharmonie den Verewigten mit seiner Gattin verband. Der „Deutschen Revue“ bleibt Baron Wüllerstorf als hochgeschätzter Mitarbeiter im treuen Andenken. P.

Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen von Dr. Hugo Kleist, Stabsarzt d. L., und Albert, Freiherr von Schrenck von Notzing. Leipzig 1888. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Zwei preußische Offiziere unternahmen eine Vergnügungsreise nach Tunis. Sie gelangten in ein empfehlenswertes Hotel und unterhielten sich ausgezeichnet mit Beobachten, Sammeln und Jagen. Den Wochen des Genusses und ihren Freuden in Afrika setzen sie in ihrem Buche ein das freundliche Antlitz derselben tragendes Denkmal. — Doch selten reisen Deutsche, ohne Schätze ernster Belehrung heimzubringen. Die vorliegende Reisebeschreibung enthält neben Ausführungen über tunesische Hygiene, Lebensgewohnheiten der Flamingos und andre naturwissenschaftliche, ethnographische, archäologische ꝛc. Gegenstände einen sehr lesenswerten Abschnitt über die Gebräuche des Mohammedanismus. Dieser Abschnitt zieht besonders deshalb an, weil er von einem feingebildeten türkischen Offizier inspiriert erscheint, welcher ohne Fanatismus, aber mit Stolz und Liebe an der düstersten der Weltreligionen hängt.

W. Kr.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik von Dr. Julius Duboc. Oktav. Preis 5 Mark.

Die Ursachen der Kriege und die Wege zum Frieden. Von * * * Oktav. Preis 2 Mark.

Leichte Aufgaben im Englischen. Naturgemäßer Aufbau der Sprache mit Anschauungsbildern für den deutschen Haus- und Schul-Unterricht. Von **Adolf Dreyspring.** Preis gebunden 3 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Ausländische Kulturpflanzen

in farbigen Wandtafeln mit erläuterndem Text,
im Anschluss an die »Repräsentanten einheimischer Pflanzenfamilien«.
Herausgegeben von

Hermann Zippel,

ordentlichem Lehrer der Zabel'schen höheren Tochterschule zu Gera.

Zeichnungen von **Karl Bollmann** zu **Gera.**

Dritte Abteilung. Mit einem Atlas, enthaltend 24 Tafeln mit 24 grossen Pflanzenbildern und zahlreichen Abbildungen charakteristischer Pflanzenteile. gr. 8. geh. **Preis 15 Mark.**

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Karl von Holtei, Erzählende Schriften.

Gesammt-Volksausgabe. 37 Bände. 16°.
Geheftet 34 Mark 20 Pf., in 14 Leinwandbände gebunden 48 Mark.

Inhalt: 1.—6. Band: Kriminalgeschichten. — 7.—9. Band: Noblesse oblige. — 10.—12. Band: Die Vagabunden. — 13.—17. Band: Christian Lammfell. — 18.—20. Band: Ein Schneider. — 21.—23. Band: Die Eselsfresser. — 24.—28. Band: Kleine Erzählungen. — 29.—34. Band: Vierzig Jahre. — 35.—37. Band: Der letzte Komödiant.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Die Krankheiten der Pflanzen.

Ein Handbuch
für Land- und Forstwirte, Gärtner, Gartenfreunde und Botaniker
von
Dr. A. B. Frank,
Professor an der landwirtsch. Hochschule in Berlin.

2 Bände. Geheftet. Preis 18 Mk.
Eleg. gebunden 20 Mk. 40 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen

Arbeiterbewegung

in Deutschland.

Von
Dr. Georg Adler.

Geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen.

Aus dem Griechischen
von
F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

16. Geheftet 2 Mk.
Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Afraja.

Roman
von
Theodor Mügge.

Dritte Auflage.

8. 532 Seiten. Geheftet 3 Mark.
Eleg. gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieser nordische Roman spielt auf den Lofoten und in Tromsö, in denselben Gegenden Norwegens, die jetzt durch die Reise des Kaisers in den weitesten Kreisen bekannt geworden sind; seine Lektüre wird daher von erhöhtem Interesse sein.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Franzos, Karl Emil, Junge Liebe. Novellen.
Vierte vermehrte Auflage. (Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg.) Eleg. gebd. mit Goldschnitt 4 Mk. Geheftet 3 Mk.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.
Soeben erschien die zweite Lieferung von:

Handbuch der Physik

unter Mitwirkung von
Dr. F. Auerbach-Breslau, Prof. Dr. F. Braun-Tübingen, Dr. S. Czapski-Jena, Prof. Dr. K. Exner-Wien, Prof. Dr. W. Feussner-Marburg, Dr. L. Grätz-München, Prof. Dr. H. Kayser-Hannover, Prof. Dr. F. Melde-Marburg, Prof. Dr. A. Oberbeck-Greifswald, Dr. J. Pernet-Berlin, Prof. Dr. Fr. Stenger-Dresden, Dr. K. Waitz-Tübingen
herausgegeben
von
Dr. A. Winkelmann
ord. Prof. an der Universität Jena.

In Lieferungen à 3 Mk. 60 Pf.

Dieses neue grosse, reich illustrierte „**Handbuch der Physik**" aus der »Encyklopädie der Naturwissenschaften« erscheint in etwa 15 Lieferungen oder in 3 Bänden und wird ungefähr 120 Bogen Lex.-Octav umfassen. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf dieses Werk entgegen und kann Interessenten die erste Lieferung zur Ansicht vorlegen.

Mappe für die Kunsthefte
der
Deutschen Revue
höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Geschmackvolle Einbanddecken
zur
Deutschen Revue
herausgegeben von
Richard Fleischer
liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg.
3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Vierzehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

SEP 13 1889

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von
Richard Fleischer.

1889. September.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Google

Inhalts-Verzeichnis.

September 1889.

Seite

I. **Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.** IV. . . . 257

II. **A. von Freydorf:** Rundreise. Erzählung. 266

III. **Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.** III. 319

IV. **Richard Leander:** Verse. 327

V. **Heinrich Bulthaupt:** Einige Betrachtungen über die poetische Sprache im Drama. 330

VI. **Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair.** II. . . . 339

VII. **Luise von Kobell:** Regierung, Sitten und Gebräuche unter der Königin Elisabeth von England. 345

VIII. **Berichte aus allen Wissenschaften.** 359

1. Völkerkunde. **Thomas Achelis:** Zur Physiologie der Volkskrankheiten.
2. Staats- und Rechtswissenschaft. **Karl Friedrichs:** Die Aufgaben der vergleichenden Rechtswissenschaft.

IX. **Litterarische Revue** 371

X. **Litterarische Berichte** 376

XI. **Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes** 380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
SEP 13 1889
LIBRARY

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

IV.

Sonstige besonders bemerkenswerte äußere Erlebnisse sind aus den Jahren des Aufenthalts Roon's in Köln (bis 1856) nicht zu erwähnen. Er empfand eine sich immer mehr steigernde Genugthuung in seiner dienstlichen Stellung, da er in seinem Regiment „die eigene Saat aufgehen sah;" und außerdem hatte er jetzt mehr als früher die Zeit und Möglichkeit, sich den Seinigen zu widmen und die Freuden — aber auch die Leiden und Sorgen zu erfahren, welche ein großer Familienkreis immer mit sich zu bringen pflegt.

Seine Frau, welche sich meist einer guten Gesundheit erfreut hatte, kränkelte in jenen Jahren ziemlich viel, nachdem sie ihrem Gatten im Mai 1852 noch ein Söhnchen geschenkt hatte. Die drei ältesten Knaben waren seit 1848 nach und nach im Kadetten-Korps untergebracht worden und entwickelten sich dort gedeihlich; der älteste wurde 1855 Offizier. Zwei Töchter und der vierte, 1844 geborene Sohn — seit 1852 dann noch der vorerwähnte fünfte — befanden sich noch im Elternhause.[1]) —

Der immerhin ziemlich große Hausstand und die beschränkten Mittel, denen doch bei einem Regiments-Kommandeur gewisse, wenn auch immer in bescheidenen Grenzen gehaltene gesellige Verpflichtungen gegenüber standen, nötigten übrigens zu einem ziemlich stillen und eingezogenen Leben. Weder Roon noch seine Frau besaßen eigenes Vermögen, und wenn auch namentlich letztere das Haushalten trefflich verstand — leicht war es nicht immer, mit Ehren durchzukommen, denn sie waren im wesentlichen auf das Gehalt angewiesen. Nur spärlich wurden diese Einkünfte ab und zu durch bescheidene, aus den geographischen Schriften erzielte Honorare vermehrt. Aber andererseits waren auch die Neigungen beider nie nach außen gerichtet. Stilles, gemütliches, auf lebendiges Gottesvertrauen gegründetes Familienleben befriedigte sie am meisten. An einen regen Verkehr mit den ortsangesessenen, meist dem höheren Kaufmannsstande angehörigen angesehenen Familien war ohnehin nicht zu denken, obwohl auch unter ihnen sich sehr angenehme

[1]) Dieser letztgeborene Lieblingssohn (Josua) machte den durch ihn beglückten Eltern im Leben nur einen Schmerz: indem er diese schon im Alter von 7 Jahren (1859) wieder verließ, um in die ewige Heimat zurückzukehren. —

Digitized by Google

Elemente befanden: dazu waren diese Familien viel zu wohlhabend! In Köln selbst beschränkte sich also der Umgang fast ganz auf die verheirateten Offiziere des Regiments. Die meisten derselben mußten gleichfalls mit bescheidenen Mitteln knappen Haushalt führen, und dadurch machte es sich von selbst, daß man sich allerseits mit den frugalsten Genüssen befriedigt fand und dabei doch recht lebhaft und stets in schlichter und gemütlicher Freundlichkeit mit einander verkehrte. Der — im Dienste zwar sehr strenge, aber thatsächlich daneben sehr wohlwollende Oberst wurde darum von seinen Untergebenen nicht geringer geschätzt, weil er nicht in der Lage war, glänzende Feste für sie zu veranstalten; sie stellten ihn und sein charaktervolles, ritterliches Wesen im Gegenteil nur noch höher, weil er ihnen auch im außerdienstlichen Leben, in der Fähigkeit und Freudigkeit zu entsagen und zu entbehren und allen Prunk und Aufwand gering zu achten, mit so gutem Beispiel voranging. Seine anmutige, treue Hausfrau unterstützte ihn ganz in diesem Sinne: allezeit von sonniger Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, wußte sie dabei in ihrer praktischen Weise auch mit geringen Mitteln immer zu raten und zu helfen, sobald die Damen der Kameraden dessen bedurften und ihre stets hilfbereite Thätigkeit in Anspruch nahmen. —

Daneben wurden einige der früher angeknüpften, zum Teil sehr freundschaftlichen Beziehungen, welche vordem in den benachbarten rheinischen Städten gewonnen worden waren, wieder eifrig gepflegt. Namentlich in Frühlings- und Sommerzeiten begünstigten die bequemen Verkehrsverhältnisse, welche der Rheinstrom selbst darbot, das Abstatten und Empfangen solcher lieben Besuche in erwünschtester Weise. Vor allem bewiesen in Düsseldorf das Haus des Präsidenten von Roon, (eines Vetters des Obersten), in Bonn der mehr erwähnte Professor Perthes und die Seinen und in Koblenz Oberst Fischer und seine liebenswürdige Familie von neuem die schon seit Jahren ausgeübte Anziehungskraft. Roon's alter Freund Fischer war, nachdem der Prinz Friedrich Wilhelm in Bonn unter seiner Leitung seine Studien beendet hatte, aus dem Mentor-Verhältnisse bei dem jungen Prinzen formell zwar zurückgetreten und zum Ingenieur-Inspekteur in Koblenz ernannt worden, aber er blieb trotzdem noch Jahre lang in der nächsten Verbindung mit dem Prinzen und dessen erlauchten Eltern, von welchen in Koblenz außerdem noch der General von Griesheim mit Familie ganz besonderer Beachtung gewürdigt wurde. Sowohl mit Fischer wie mit Griesheim war Roon — wie wir schon erwähnten — im wesentlichen eines Sinnes in allen Lebens-Anschauungen, sowie politischen und militärischen Bestrebungen; und da auch die Seinen mit den Familien der Freunde herzlich harmonierten, so ergab sich daraus mit beiden, in erster Linie aber namentlich mit Fischers und in Bonn mit der Familie Perthes, ein ungemein reger Verkehr, der so häufig als möglich durch Besuche, in Ermangelung deren aber auch durch lebhaften und interessanten Briefwechsel ausgeübt ward.

Am Ende des Jahres 1853 finden wir Fischer und Roon in gleich schwerer, leider nur zu gerechtfertigter Sorge um den von ihnen so hoch verehrten General von Griesheim, der seit einiger Zeit kränkelte.

Digitized by Google

„Mein theurer Freund", schreibt Roon am 23. Dezember 1853 an Fischer, „nachdem ich vorgestern mit Dr. F. über unsern kranken Freund gesprochen, eile ich Dir mitzuteilen, daß er die Ansicht aufstellt, Griesheims Zustand sei, wenngleich freilich sehr bedenklich, dennoch keineswegs hoffnungslos und ärztlicher Hilfe unzugänglich. Daß sein Leiden die sogenannte Bright'sche Nierenkrankheit sei (die bekanntlich für inkurabel gilt) könne niemand mit Bestimmtheit behaupten, habe auch Velten niemals behauptet . . . .

Die mannigfaltigen Weihnachtssorgen, die bei der fortwährenden Kränklichkeit, ja Krankheit meiner lieben Frau großentheils auf meine Schultern und in meine unbeholfenen Hände gefallen sind, sowie andere Hindernisse haben die Beendigung dieser Zeilen bisher verschieben lassen . . . es summt und schwirrt auch jetzt um mich her wie die Arche Noah . . . . . Meine Kinder sind wohlauf — Ich selbst befinde mich leidlich; man muß sich nur darin finden, daß man nicht mehr ein Hauptkerl von 30 Jahren ist . . . . .

Möge das Wetter bald einen Ausflug nach Koblenz begünstigen! Auch ich sehne mich danach, mit Dir wieder einmal lebhafter zu verkehren als es brieflich möglich ist; auch Griesheim sehe ich so gern einmal, wenngleich dies nicht ohne Betrübnis thunlich erscheint. Ich hätte Dir manches zu klagen und mitzutheilen, spezielles und generelles, was schriftlich viel zu weitläufig ist. Ich bin hier — besonders seit Major Werders Versetzung[1]) — wirklich wie auf einer wüsten Insel. Mit E. (damals Kommandant von Köln) stehe ich mich zwar fortwährend sehr gut, aber — er befriedigt mich nicht. Er ist sehr vernünftig, hat jedoch an eigenen Gedanken keinen Überfluß, und man bedarf zuweilen fremder Ansichten, „um nicht einseitig zu werden . . . ."

„Mein alter, lieber Freund" — lautet schon am 4. Januar 1854 die Antwort Fischers aus Koblenz — „wir sind um einen Freund beide ärmer geworden, und darum nur um so mehr auf einander angewiesen. Die beiden letzten Monate haben mir herbe Verluste in dieser Beziehung zugefügt. Mein alter Freund S . . . . starb im November in Danzig. Radowitz, mit dem ich zwar eigentlich nicht in naher Verbindung gestanden, der aber schon früher und besonders in den letzten sechs Jahren mir vielfach Vertrauen gegeben, im Dezember; und endlich Griesheim, mit welchem mich das Geschick in derselben Zeit öfter als mit irgend einem andern zusammengeführt[2]). Wir sind in vielen Dingen auseinander gegangen in unseren Ansichten, aber in den Hauptsachen doch fast immer eins gewesen, und es ist mir eine große Beruhigung, daß ich in den letzten vier Wochen wenigstens ihm manche Stunde etwas angenehmer machen konnte und jetzt zur Hand bin, um den Seinen nützlich zu sein. Für mich ist Koblenz seit einigen Wochen sehr

[1]) Major v. Werder hatte ein Bataillon von Roons Regiment gehabt. Es ist der später durch die Bezwingung Straßburgs und seinen Sieg über Bourbaki berühmt gewordene General Graf v. Werder.

[2]) Griesheim war u. a., gleichzeitig mit Fischer, im Kriegsministerium angestellt gewesen, u. zwar in der zu seiner Zeit besonders einflußreichen Stellung als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements.

Digitized by Google

arm geworden: Alvensleben (Gustav) ist fort, Kirchfeldt versetzt und Griesheim gestorben, so daß ich eigentlich jetzt niemand habe, mit dem ich Ideen tauschen könnte . . . . . Wir haben Gr. heute zu Grabe geleitet. Es ist wunderbar, daß gerade ich, in dessen Beruf es nicht liegt, den Degen zu ziehen[1]), die Truppen führen mußte . . .

Da wenige seinem ganzen Lebensgange so gefolgt sein können wie ich, habe ich es für meine Pflicht gehalten, den anliegenden Artikel an Holweg zu schicken, und dessen Aufnahme in das Wochenblatt[2]) zu vermitteln. Dich möchte ich bitten oder Dir vorschlagen, einen andern für das Militärwochenblatt zu schreiben, den Fransecky[3]) Dir wohl aufnehmen wird. An Camphausen[4]) will ich morgen schreiben. Vielleicht läßt er selbst einige Erinnerungen für den Freund veröffentlichen. Damit es ihm nicht an Daten fehle, kannst Du ihm die Einlage mitteilen . . . .

Kaum war Griesheim übrigens verschieden, als nach Aufhebung der Tafel, die im Schlosse stattfand, ich darum angegangen wurde, ihn in der Kommandantur zu ersetzen. Für den Krieg würde dies das höchste Ziel meines Strebens sein . . . . im Frieden genügt mir aber dieser Posten nicht . . . .

Diese Ursachen, die durch den Umstand verstärkt wurden, daß es mir in der Stunde, wo Griesheim eben verschieden war, unheimlich erschien, mich auf der Stelle zu betten, wo er in Qualen gelegen, wovon ich vielfach Zeuge gewesen, veranlaßte mich, für mich zu deprezieren, und auch gegenwärtig halte ich es für das richtigste, meine jetzige Stellung nicht freiwillig aufzugeben . . . .

Ich habe dich proponiert, und dem Prinzen von Preußen schien die Sache; doch habe ich ihn seit Sonntag nicht weiter darüber gesprochen. Daß die Kommandantur hier eine Generalsstellung ist, wird vielleicht ein Hindernis sein (?). Wenn es ginge, wäre es eine schöne Sache, nicht wahr? . . .

Von Kleist höre ich, daß Bonin[5]) das Ministerium aufgeben will, „weil er nicht auskommen kann." Das letztere mag wahr sein, das andere weniger, denn wo soll er in eine bessere Lage kommen? Wie sehr er sich der Geschäfte annimmt, magst Du daraus entnehmen, daß Breese, Prittwitz und — Graf Groeben jeder einen Plan zur Befestigung von Berlin vorgelegt haben, und Bonin es an — Schöler[6]) überlassen hat, die Sache dem Könige zu zeigen; — verlegen kann man dergleichen wohl nicht nennen. Immer dieselbe Konfusion. Gott bessere es!

Dein treuer Fischer."

---

[1]) Höhere Ingenieur-Offiziere kommen selten in diese Lage. Fischer kommandierte aber in diesem Falle die Trauerparade für den verewigten Freund. —

[2]) Das „Politische Wochenblatt" ist gemeint, zu dessen Leitern damals Herr von Bethmann-Hollweg (1858—61 preuß. Kultusminister) gehörte.

[3]) Der damalige Major, später so bekannte General v. Fr. war Redakteur oder Kurator des Mil.-Wochenblattes.

[4]) Camphausen der ältere ist gemeint; derselbe, 1848 kurze Zeit Ministerpräsident, altliberaler Führer, lebte damals wieder in Köln.

[5]) (der seit 2 oder 3 Jahren Kriegsminister war.)

[6]) Damals Chef der persönlichen Angelegenheiten und vortragender Flügel-Adjutant.

Digitized by Google

Nachschrift: „Auf dem Schloß sind jetzt beide Teile darüber einig, daß Du der beste Nachfolger für Gr. seist; ich habe dafür gut gesagt, daß Du nicht à tout prix die Konstitution umstürzen wolltest! — — Bonin will weder gehen, noch wird er gegangen werden." — —

„Mein lieber, teurer Freund" — antwortete Roon am 6. Januar — „nimm herzlichen Dank für Deine gütigen Mitteilungen, so betrübend, ja erschütternd sie auch sind und sein mußten! . . . Das Ausbleiben jeder direkten Nachricht hat mich allein verhindert, zum Begräbnis herüberzukommen und dem unvergeßlichen Manne die letzte Ehre zu erweisen . . . Über den Verlust, den wir beide erlitten, laß mich schweigen; auch über den Verlust, den die Armee, den das Vaterland durch des seltenen Mannes frühen Heimgang erfahren, läßt sich in dem engen Rahmen dieses flüchtigen Schreibens nichts Genügendes und ebensowenig etwas sagen, was Du nicht ohnedies wüßtest und mitfühltest. Ich gehöre nicht zu den thränenreichen Naturen, aber es krampft mir das Herz bis zum körperlichen Weh zusammen, wenn ich daran denke, daß wir nun für den Rest des Erdenlebens so viel Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit in Einer Person fort und fort vermissen sollen. Meine Frau, die Leid und Freude mit mir in so inniger Weise mitzuempfinden weiß, hat sich, trotz ihrer eigenen Hinfälligkeit, nicht abhalten lassen, der armen Witwe ihr Beileid so herzlich auszusprechen, als es ihr natürlich war . . .

. . . Wenn ein solcher Mann geschieden, dem man sich in den hauptsächlichen Interessen dieses Lebens, in den Grundanschauungen über seine Verhältnisse und Zustände innig verbunden fühlte: so ist es wohl natürlich, daß die demselben Verhältnis und Anschauungskreise angehörigen Zurückgebliebenen sich enger und fester zusammenschließen; ich komme daher Deiner darauf bezüglichen Äußerung von ganzem Herzen entgegen. Wenn die Besten — und nach menschlichem Ermessen vorzeitig — dahingehen und das entbehrliche Unkraut in breiter Fülle fortvegetiert, so fragt man freilich: warum? ohne eine andere Antwort zu finden, als sie das feste Vertrauen auf Gottes weisen Ratschluß darbietet. Übrigens ist diese Erfahrung alt:

„Auch Patroklus mußte sterben — und Thersytes — kehrt zurück."

. . . wir dürfen uns also nicht wundern, wenn auch heute noch mancher Thersytes floriert, während die Patroklus in ein frühes Grab sinken. —

Was Du mir von Deinem Entschlusse, in Deiner jetzigen Stellung zu verharren, mitteilst, hat meinen unbedingten Beifall . . . auf der andern Seite begreife ich, daß die Herrschaften an Griesheims Stelle keine unangenehme Persönlichkeit sehen möchten und zunächst daher an Dich gedacht haben. — Was nun Dein freundliches Propos zu meinen Gunsten anlangt, so danke ich Dir herzlich dafür. So wenig ich glaube, Griesheim in irgend einer Beziehung ganz ersetzen zu können, und so wehmütig es mir sein müßte, sein amtlicher Nachfolger zu werden, so leugne ich doch nicht, daß es etwas Lockendes für mich hat, Koblenz mit Köln zu vertauschen und dadurch Deines täglichen Verkehrs mich erfreuen zu können; auch hat die Aussicht, noch viele Jahre Regiments-Kommandeur in Köln zu bleiben, die durch

Digitized by Google

die stockenden Avancementsverhältnisse gerechtfertigt erscheint — nichts Anziehendes. Indes trotz alledem, was giebt es für mich für Chancen? Fast gar keine! Schon jetzt, davon bin ich überzeugt, wird in Berlin ein Drängen und Intrigieren und Kabalieren stattfinden, daß es eine Lust — oder vielmehr: daß es ein Ekel ist, und es versteht sich ganz von selbst, daß ich nicht daran denke, deshalb mich lächerlich zu machen . . .

Für mich giebt es . . . nur einen Weg, und den kann allein der Prinz (von Preußen) bahnen . . . Nun glaube ich aber, daß Seine Königliche Hoheit auf diese Angelegenheit mehr einen negativen als positiven Einfluß auszuüben geneigt sein möchte . . .

Deinen Aufsatz über Griesheim habe ich mit großem Interesse und nicht ohne lebhafte Gemütsaffektion gelesen. Er ist, in aller Kürze, so erschöpfend, daß ich nichts wesentlich Neues hinzuzusetzen wüßte. Dennoch will ich es zu Gunsten des „Militär-Wochenblatts" versuchen, falls nicht schon eine andere Feder in Thätigkeit ist, weshalb ich heute an Fransecky schreibe. An Camphausen, den ich heute noch aufzusuchen gedenke, werde ich die übersandte Schrift mitteilen. — Das Gerede über den Wechsel des Kriegsministers ist eitel. Das angegebene Motiv spricht viel eher dafür, daß B. bleibt, als daß er geht . . . . vielleicht aber will er Zulage haben . . . „Acht Tage später fügt Roon hinzu: „Es fehlen mir, mein lieber Fischer, zu dem Nekrolog für unseren verstorbenen Freund . . . noch eine Reihe von Angaben, zu denen Du mir durch Erkundigungen bei der Wittwe vielleicht verhelfen kannst. Ich hatte anfänglich die Absicht, deshalb selbst nach Koblenz zu kommen, allein die bevorstehende Ankunft der Herrschaften einerseits, andererseits die Unbequemlichkeit und Langwierigkeit einer Reise in der jetzigen Jahreszeit[1]) hatten mich schon darauf verzichten lassen, als der Gesundheitszustand meiner Frau nun als neuestes und unübersteiglichstes Hindernis dazwischen getreten ist . . .

Ich habe daher meine Fragen über Griesheim in dem beiliegenden Blättchen zusammengestellt und bitte Dich, die Antworten, so gut Du vermagst, dazuzusetzen. Scheint Dir auch die eine oder die andere derselben unerheblich, so bedenke doch, daß das Schriftchen eine gewisse Ausführlichkeit haben muß, damit es ein besonderes Heftchen giebt und nicht in Kochstücke zerhackt werde, ganz abgesehen von den inneren Gründen, die für eine gewisse Ausführlichkeit sprechen. Erwäge ferner, daß Gr. keine Kriegsthaten mit erlebt hat, daß seine bedeutungsvollere Wirksamkeit in eine Zeit fällt, von der man nur mit großer Vorsicht und daher oft nur in Andeutungen und Fingerzeigen sprechen kann. So interessant es wäre, Griesheims Wirken im Ministerio und in den Kammern seit 1848 eingehend zu besprechen, so schwierig erscheint dies doch, besonders in einem der Militärzensur unterworfenen Blatte und in einer Zeit, wo die Wunden, die jenes Wirken zu heilen so wesentlich mitgeholfen hat, kaum verharscht sind.

[1]) Eine Eisenbahnverbindung existierte damals zwischen Köln und Koblenz nicht.

Digitized by Google

Dies wird hinreichen, um mein Begehren zu rechtfertigen. Erfülle es, bitte, sobald Du es vermagst, damit meine Arbeit nicht zu spät in die Öffentlichkeit gelangt." —

Schon am 16. Januar antwortet Fischer: „Zunächst erhältst Du, mein alter Freund, hierneben die Beantwortung Deiner ersten sieben Fragen für den Nekrolog von Griesheim. Wegen der achten habe ich nach Berlin geschrieben, da hier niemand sie genau beantworten kann. Sodann folgen zehn Broschüren, von welchen er acht gewiß verfaßt hat, obgleich „gegen Demokraten helfen nur Soldaten" seine Chiffre nicht trägt. Den Überblick der preußischen Heerverfassung und ihrer Kosten seit dem großen Kurfürsten hat er, glaube ich, auch geschrieben; — entsinne ich mich recht, so wurde derselbe dem Vereinigten Landtage vorgelegt.

. . . Ich habe Deinen Brief vom 6. nicht beantwortet, weil ich bestimmtes nicht zu sagen hatte, auch hoffte, Du würdest einmal mit Camphausen herüber kommen, den ich bereits früher vermutete. Seit jener Zeit habe ich wegen der Kommandantur nicht mehr mit den Herrschaften gesprochen . . . habe aber durchaus keine Veranlassung anzunehmen, daß der Prinz seine Ansicht geändert habe. . . . Camphausen war hier, zur Befriedigung der Herrschaften und zu seiner eigenen . . ."

„Mein lieber Fischer" — heißt es in Roon's Erwiderung vom 18. Januar — „soeben verläßt mich Perthes nach einem sehr reichen Nachmittage, den wir verlebt. Er wünschte mich nach Brohl mitzuführen; es ist mir indes positiv unmöglich, am Sonnabend auswärts zu sein, auch möchte ich nicht gern einen ganzen Tag von meiner Frau entfernt sein, die noch immer sehr schwach ist. Da nun Perthes einen großen Wert darauf zu legen scheint, uns beide zugleich zu sprechen, so soll ich Dich in seinem Namen bitten, nicht Sonnabend nach Brohl, sondern Sonntag bei guter Zeit nach Bonn zu kommen . . .

Was Perthes von Dir will, läßt sich besser sagen als schreiben; auch drängt die Briefstunde . . . Perthes hofft, sich mündlich wegen der Dir zugemuteten Aufopferung rechtfertigen zu können . . ."

Darauf Fischer am 21.:

„Soeben hat Perthes mich verlassen und kehrt nach Bonn zurück. Ich finde G. P.'s Idee von der militärischen Oberleitung Preußens in Deutschland konfus, doch ist sie mir nicht neu, denn ich habe sie bereits Ende Juli 48 an höchster Stelle bekämpft. Ich habe zugesagt, mich darüber schriftlich etwas mehr auszulassen, was in den ersten Tagen der nächsten Woche geschehen soll; — wenn Du Mittwoch oder Donnerstag hinübergehen willst nach Bonn, kannst Du lesen, was ich gesagt habe, wenn es Dich interessirt. — — Schöler hat es vorgezogen, mir wegen der Broschüren zu antworten. — „Über den schädlichen Einfluß der für die Landwehr in Aussicht gestellten Wahlen der Vorgesetzten durch die Untergebenen" ist nicht von Griesheim, sondern von Gerwien. „Über die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der preußischen Armee," mit einer Eule als Motto, ist von Reyher. Die hier beifolgenden „kritischen Bemerkungen über den Entwurf des Wehrausschusses der Reichsversammlung zu einem Gesetz über

Digitized by Google

die Deutsche Wehrverfassung" sind von Griesheim; dagegen ist der „Überblick der preußischen Heerverfassung" 1847 nicht von ihm, sondern von Gneinzius. —

Schöler, (der Chef des Militärkabinets) sagt ferner: „Wird es nicht gut sein, die Broschüren noch einmal anzusehen und zu erwägen, ob man Griesheim einen Gefallen jetzt damit thut, wenn man ihn ohne weiteres als Autor hinstellt? — Griesheim schrieb 48 unter der Macht äußerer Eindrücke, die er gerade bekämpfen wollte, und hat gewiß manches nur aus gerechtfertigtem Oppositionsgeist gesagt, wo es ihm anders ums Herz war." — Indem ich nicht zweifle, daß Du nicht ohne weiteres die Sache abmachen, sondern das Nötige hinzufügen wirst, bemerke ich nur noch, daß die übrigen Dir übersandten Broschüren sämtlich von ihm sind, und auch noch die hier beifolgende . . .

Bei den Konventionen mit: Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin (jetzt aufgehoben) Bernburg, Dessau hat Griesheim als königlicher Kommissarius gemeinsam mit dem Geheimen Legationsrat von Bülow gewirkt. Er war dazu durch besondere Kabinetsordre bestimmt." . . .

Am 25. Januar fährt Fischer fort: „Ich sende Dir, mein lieber Freund, hier beigeschlossen einen Brief an Perthes in der bewußten Angelegenheit der militärischen Oberleitung von Deutschland. Ich sende ihn Dir, weil Perthes mit Dir ebenfalls über die Sache sprechen sollte, und Du kannst mir gelegentlich sagen, was Deine Ansicht pro oder contra Fischer ist. Ich bitte Dich ferner, alsbald auf ein Stündchen zu Perthes herüberzufahren und ihm den Brief mit dem Bemerken zu geben, daß ich weitläuftiger geworden, wie ich anfänglich wollte; der Gegenstand riß mich fort, und da ich lange selbst über dem in Rede stehenden Gedanken gebrütet hatte — vielleicht ein Viertel-Jahrhundert ab und zu — so konnte ich seine Schädlichkeit und Thorheit, die wächst, wenn man ihn nicht mit der entschiedensten politischen Oberhoheit in Verbindung bringen kann, nicht kraß genug hinstellen. Ich denke indeß, daß ich dabei niemand verletzt habe . . ."

Obiges hatte sich gekreuzt mit einem ausführlichen Schreiben Roons (vom 23. Januar), in welchem zunächst nochmals von der Besetzung der Kommandantenstelle in Koblenz die Rede ist[1]). Dann heißt es weiter:

„Die politische Idee, die man Dir vorgetragen, ist das bekannte Lichtenbergische Messer ohne Heft, an welchem die Klinge fehlt. „Techniker" sollen die Klinge schmieden, d. h. Militär-Techniker sollen zunächst klar machen, was unter einer gewissen Oberleitung zu verstehen sei; dann wollen die Diplomaten das Heft an die Klinge drechseln, notabene, wenn die Klinge nicht etwa zu schneidig und mächtig gemacht wird, während uns doch — mit einem Feder- oder Pudermesserchen nicht gedient sein kann! — Das „Minimum", von dem man Dir gesagt haben wird, ist aber in der That nichts anderes, als ein solches unbrauchbares Instrumentchen. — Ich wüßte Dir die gestellte Aufgabe, wenngleich ich sie als eine rein militärische aufgefaßt wissen will, nicht ohne politische Ingredienzien anzufassen. Aus Interesse für die Sache werde ich Donnerstag oder Freitag zu Perthes fahren. — Schölers Bedenken verstehe ich nicht. Will

[1]) Dieselbe erfolgte einige Zeit darauf durch eine andere Persönlichkeit.

Digitized by Google

ich denn Griesheims Blößen aufdecken? Übrigens hat dieser nicht ein illoyales Wort drucken lassen . . ."

„Dein Brief an Perthes," schreibt Roon einige Tage später, „enthält sehr viel Wahres; ich würde ihn unbedenklich unterschreiben können. Indes geht er auf die eigentliche militärische Frage nicht ein. Deshalb habe ich auf Perthes' Wunsch versucht, diese gleichfalls schriftlich zu besprechen. Es war bereits geschehen, als Dein Skriptum anlangte, und es freut mich, daß meine Behandlung der Sache durch die Deinige die vollständiger entwickelte Unterlage gefunden hat, die ich auch der meinigen gegeben, wiewohl nur angedeutet hatte. —

Mit der Arbeit über unseren verewigten Freund bin ich ziemlich im Reinen. Es scheint mir indes, um einige Lichter aufzusetzen, wünschenswert, mit seiner Frau zu sprechen, weshalb ich geneigt bin, bei eröffneter Schifffahrt und vor Absendung des Manuskripts nach Koblenz zu kommen." —

Die obigen Mitteilungen über die politisch-militärischen Besprechungen und die Aufsätze, welche auf Grund der letzteren und auf Veranlassung des Professors Perthes den Federn Fischer's und, wie wir eben sahen, auch Roon's entflossen, können freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Denn nur das minder Wichtige ist dem Papier anvertraut worden, und bildet die Korrespondenz also nur eine Ergänzung zu den jedenfalls noch viel wichtigeren mündlichen Unterredungen, welche die drei vertrauten Freunde in jenen Januartagen des Jahres 1854 über die erwähnten Angelegenheiten gehabt haben.

Der „G. P.", welcher seinerseits offenbar an Professor Perthes das Ansuchen gestellt hatte, in sehr diskreter Weise das Gutachten der beiden diesem befreundeten Militärs einzuholen, war Graf Albert Pourtales, preußischer Gesandter in Paris; es geht dies aus dem späteren Briefwechsel Fischers mit Roon hervor; dagegen läßt es sich nicht nachweisen, ob und wie die damals entstandenen bezüglichen Aufsätze der Freunde praktisch verwertet worden sind.

Wie dem auch sein möge: die auf jene Anregung entstandene Arbeit Roon's, aus dem Januar 1854 datiert, ist erhalten und scheint uns wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, sowie wegen der Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die damaligen politisch-militärischen Bedürfnisse Preußens und Deutschlands (die seitdem gottlob befriedigt worden sind) dargelegt sind, interessant genug, um Roon's wahrhaft prophetischen staatsmännischen Blick und seine hervorragende patriotische Einsicht zu kennzeichnen. Der Wert dieser Eigenschaften kann auch nicht dadurch verringert werden, daß aus der Überschrift, welche Roon selbst dem hinterlassenen Manuskript gegeben hat, mit ziemlicher Bestimmtheit zu schließen ist, daß die Arbeit, zunächst wenigstens, keinen direkten Erfolg hatte. Daß der Verfasser selbst berufen sein sollte, im Laufe der nächsten Jahrzehnte bei Verwirklichung seiner damals ausgesprochenen Wünsche und Ideale durch seine eigene amtliche Thätigkeit so entscheidend mit einzugreifen, das hat er in jenen Januartagen 1854 ebensowenig ahnen können wie seine die gleichen Ziele anstrebenden vertrauten Freunde. (Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Digitized by Google

Rundreise.

Erzählung

von

A. v. Freydorf.

Ein greller Pfiff ertönt in den nebligen Morgen und hallt wieder vom Echo der hohen Felswand, an welcher der Zug, aus dem Tunnel kommend, eben anhält.

„Station Triberg", ruft der Schaffner mit lauter Stimme, indem er den Wagenschlag dritter Klasse öffnet. Ein junger Mann, das Wanderränzchen auf dem Rücken, springt luftig heraus, um sogleich nach dem Wartesaal zu gehen und sich am schon gedeckten Frühstückstisch niederzusetzen. Es ist zwar etwas dünner Kaffee, der ihm da eingeschenkt wird, aber für einen seit zwei Uhr in der Nacht durchgerüttelten Magen immerhin aufmunternd.

Kaum ist der letzte Tropfen aus der Tasse geschlürft und der letzte Bissen vom weißen, frischen Weckchen verschwunden, so springt der Reisende wieder vom Stuhl auf:

„Nicht wahr, um neun Uhr geht der nächste Zug weiter nach Singen?" fragt er den Kellner.

„Ja, Herr, um neun Uhr," ist die Antwort.

„Also zwei Stunden Zeit; gerade genug für den Wasserfall. Wie weit ist's von hier?"

„Höchstens zwanzig Minuten," erwidert der Kellner, tritt dienstbeflissen dem Fremden voran hinaus auf den Perron und zeigt über die Schienen.

„Gehen Sie immer der Straße nach, dort an der Sägemühle vorbei, auf der breiten Brücke über das Thal hin. Die großen Gebäude jenseits sind schon Fabriken von Triberg — und dann nur immer gerade durch das Städtchen, so sehen Sie den Wasserfall bald vor sich."

„Danke schön!" ruft der junge Mann im eiligen Fortgehen dem auskunftbereiten Kellner zu und wandert die Straße entlang.

„Es ist doch eine herrliche Einrichtung, diese Eisenbahn: gestern Abend noch in der staubigen Stadt und heute Morgen 800 Fuß höher, mitten in frischer, erquickender Schwarzwaldluft. Ich glaube, meine Sextaner haben die Ferien nicht ungeduldiger erwarten können als ich selbst, und redlich hab' ich mit ihnen gejubelt, als sie gestern Abend zum letzten Mal aus dem Schulzimmer hinausstürmten. Nun wird aber auch nicht heimgegangen vor der letzten Stunde: Rundreisebillet, acht Tage Giltigkeit; sechzig Mark erübrigt an Einzelstunden, stimmt alles genau — muß nur noch das Wetter gut bleiben!"

Während solche Gedanken ihm luftig durch den Kopf jagen, läßt der rüstig dahin Wandernde seine Augen neugierig und bewundernd über das freundliche Thal fliegen, um sie dann den schönen Villen zuzuwenden, die, von herrlichen, wohlgepflegten Gärten umgeben, den Eingang des kleinen Städtchens bilden.

Digitized by Google

Er sah erstaunt hier in Triberg auf der breiten Hauptstraße, die das Städtchen fast allein bildet, elektrische Lampen hoch über den Dächern angebracht und weiter oben die vielen eleganten Hotels, in denen wohl eine große Menge von Sommerfrischlern und Badegästen Unterkunft fanden.

Zu dieser frühen Stunde ist es noch ziemlich still in den baumbesetzten Plätzen davor und auf der lang sich ausdehnenden breiten Allee. Nur die Bäckerburschen mit ihren gefüllten Semmelkörben laufen von einem Haus zum andern; hier und dort werden Kühe ausgetrieben, und die Handwerker und Arbeiter ziehen in Scharen an ihr Tagewerk zur Fabrik.

Vor einem der größten Gasthöfe wird ein Omnibus hoch bepackt mit Koffer und Mantelsäcken, um die ins Unterland Reisenden zum Frühzug zu bringen. Er sieht, er beobachtet alles — plötzlich aber verschwindet diese nächste Umgebung vor seinem Blick, denn er richtet sich dahin, wo eben die helle Morgensonne den leichten Nebel durchdringt und ihm in der Ferne zwischen hochanstrebenden Tannen der Bergwand in hellglänzendem Schimmer den herabschäumenden Wasserfall zeigt.

„Juchhe! sei mir gegrüßt, sprudelnder Bergbach! Lieblicher fürwahr blinkt dein weißer Staub als der weiße Silbersand, womit Frau Ursula meine Schultreppenstufen so reichlich bestreut, und melodischer klingt dein rauschend Herabfallen als das lärmende Gepolter meiner sechzig Sextaner beim Hereinstürzen in das Schulzimmer, wie ich's gewohnt bin sonst zu dieser Stunde. Juchhei — schäumender, rauschender Bergbach: ich grüße dich!"

Kaum aber hat der Wasserfall die ihm aus der Ferne dargebrachte jubelnde Huldigung entgegengenommen, so verschwindet er auch wieder hinter einer Biegung des Wegs. Aber den Wanderer hat er angefeuert zur Verdoppelung seiner Schritte, daß das Ränzel nur so fliegt auf seinem Rücken und den Takt schlägt zu einem leise gesummten Wanderlied.

„Wo geht's zum Wasserfall, liebe Frau?" „„Ei, junger Herr! könnens nit lese? Da steht's ja groß angeschriewe — nume den Wieseweg nauf und immer der Nos lang!""

Der kleine, enge Fußweg auf der grünen Bergwiese ist betreten genug und nicht zu verfehlen, er führt nicht rechts ab und nicht links, direkt zum Bergwald hin, und da tönt auch wieder das Rauschen: „Sei mir gegrüßt!" und nun leuchtet's wieder zwischen den Bäumen: das sind die vom weißen Wasserstaub bespritzten Felsen.

Noch erglänzt an den Blumen der Wiese, an den Grashalmen und den Ähren blinkender Thau, auch die grünen Tannenzweige glitzern vom Brillantschmuck funkelnder Tropfen, und das üppig dazwischen hervorschießende Farnkraut senkt seinen Wedel schwer von der Fülle leuchtenden Wasserstaubes.

Die kleinen Moose sind geschmückt, jedes einzelne hat seinen Teil abbekommen, und von den Zweigen herunter wird der Fußwandrer reichlich bespritzt und bethaut: — er könnte sich damit den Schlaf aus den Augen waschen, wenn diese Augen nicht schon frisch und strahlend wären vor Freude und Reiselust.

Digitized by Google

„Das Morgengezwitscher der kleinen Vöglein ist wahrlich etwas Andres als die mich sonst um diese Zeit erfreuenden lateinischen Vokabeln“ — lächelnd denkt er daran; — da wird dies laute Gezwitscher mehr und mehr übertönt von dem Rauschen und Plätschern und Brausen, und nun steht er am Wasserfall, der in breiten, schneeigen Massen tosend herunter fällt, hoch an der Felswand herab, — aufspritzend im untern Becken, wo er sich teilt, um zwischen moosbewachsenen, ausgewaschenen Felsblöcken, die ihm den Weg versperren wollen, hindurch zu schlüpfen und weiter in die Tiefe zu schießen.

Ein Sonnenstrahl bricht durch die Bäume und zaubert den siebenfarbigen Regenbogen auf den immer bewegten, immer abfließend stets sich erneuernden Hintergrund.

Kaum satt kann sich der junge Lehrer sehen an dem herrlichen Schauspiel. Aber er zieht die Uhr — bald schon ist es acht, und um neun Uhr geht der Zug. „Vorwärts! ich will ja auch die oberen Fälle noch sehen — ach, hier führt ja eine gewundene, idyllische, aus rüstigem Borkenstabwerk gezimmerte Treppe zwischen den Tannen hinan — also weiter!“

„Guten Morgen!“ tönt's ihm da entgegen, wie er zu dem höher gelegenen, ebenso aus Borkenstäbchen gefügten Pavillon tritt, der, um den Stamm einer mächtigen Tanne gefügt und von deren Gipfel überragt, die Aussicht nach dem hier noch wilder herabschäumenden Wasserfall bietet.

„Ah! sieh da! die Reiseindustrie schon so früh auf — Photographien ausgebreitet auf Tischen und Bänken — nirgends mehr wild romantische Einsamkeit, gleich von Anfang an wollen sie einem das Geld aus der Tasche locken!“ Ihn ärgert die Entdeckung so sehr, daß er ganz versäumt, den freundlichen Morgengruß zu erwidern.

Nur der wundervolle Blick aus dem Borkenfensterchen besänftigt ihn wieder. Über die schäumenden Wasser hin, die tiefer und tiefer an die Felsblöcke hinabschießen, hat man unten an den zu beiden Seiten gleich Kulissen in die Höhe strebenden Tannenwänden einen freien Ausblick auf das sonnenbeschienene Thal mit seinen grünen Wiesen, durch welche sich der Fallbach nun besänftigt, ermüdet von all' den tollen Sprüngen, ruhig, einem Silberbande gleich, dahin zieht, und auf die Häuser, Dächer und rauchenden Kamine des fleißigen, industriereichen Schwarzwaldstädtchens!

„Will der Herr sich nicht hier neben dem Wasserfall photographieren lassen? Es kostet nur eine Mark!“

„Mich photographieren? — ich reise ja in einer Stunde wieder weiter!“

„Thut nichts, bis dahin ist das Bild fertig! Ich mache oft fünfzig Bilder an einem Tage. Die reisenden Herren und Damen lassen's fast alle machen. Es ist ein hübsches Andenken!“

Mit diesen Worten werden ihm einige fertige Bilder früherer Besucher unter die Augen gehalten; es ist allerdings eine originelle Idee: da hat man nicht nur ein hübsches Bild des Wasserfalls, sondern sich selbst als Staffage obendrein. Und das alles um eine Mark! — Nun, den Spaß kann man sich ja machen!

Digitized by Google

„Und ich kann's mitnehmen, wenn ich um neun Uhr weiter fahre?“ fragt er zur Vorsicht noch einmal.

„Sicher! mein kleiner Bub bringt's Ihnen zum Zug!“

„Dann, also voran! — das giebt was für's Mütterchen! — Das schicke ich ihr als Morgengruß: Tony am Triberger Wasserfall. — Das wird ein Spaß. Aber warten Sie einmal, mein Lieber. Wenn schon — denn schon! Hier am Ufer, das will noch gar nichts heißen, aber sehen Sie mal den flachen Felskopf da so etwas vorgeschoben mitten zwischen die rauschenden Wasser, er ist ja trocken und sicher genug, das müßte sich prächtig machen! Ach schau, Sie haben da ja auch schon ein Brett bereit zum Hinübergehen — ich bin wohl nicht der erste, der diese Idee hat!“

„Allerdings,“ lacht der Photograph, „die Engländer führen noch ganz andere aus. Da bringen sie ihre Angeln mit und thun, als ob sie die Forellen nur so aus dem Falle herausschnellten!“

Unser lustiger Wandrer hat sein Ränzel abgelegt, statt dessen ergreift er den langen Bergstock des Photographen.

„Fischen! ei ja! eine kostbare Idee! braucht dazu gerade kein Engländer zu sein! Warte, Mütterchen, ich will Dir ein Goldfischlein fangen: ermahnst mich doch immer, endlich einmal eines zu angeln! — Habt Ihr keine Schnur zur Hand, guter Freund? — Danke, ja, die ist recht! Um den Fisch bin ich nicht in Verlegenheit, den hat mir meine alte Ursula vorsorglich zum Frühstück eingepackt. Hatte nicht gedacht, daß ich ihn so gut brauchen könnte!“ —

Damit hat er den Fisch an die Schnur und die Schnur an den Stock gebunden; 's ist zwar ein getrockneter Hering — aber das thut seiner Wirkung auf dem Bilde keinen Eintrag.

„Muß ich still stehen?!“ ruft er nun herüber von seinem Felsblock, den er glücklich vermittelst des schwankenden Brettes erreicht hat.

„Nein — es ist eine Momentaufnahme, und der Augenblick äußerst günstig. — Sehen Sie, wie herrlich die Sonne auf dem Wasserfall liegt!“

„Wenn Sie das Zeichen geben, schwing' ich den Fisch!“ . . .

„Gelungen! — Ich glaube, das Bild wird gut!“ ruft der Photograph — klappt seine Kapsel zusammen und eilt mit seinem in schwarze Tücher wohlverwahrten Geheimnisse so rasch davon, als sei er ein Dieb, der einen Schatz gestohlen.

„He! He! — Herr Photograph!“ — ruft ihm der junge Mann noch einmal mahnend nach, — „Vergessen Sie aber ja nicht, um neun Uhr geht mein Zug!“

„Das Bild ist pünktlich am Bahnhof, Sie können sich darauf verlassen!“

Die letzten Worte schallen nur noch von ferne, der Photograph ist, die Felsentreppen hinunter eilend, schon im Dickicht des Waldes verschwunden.

Noch blitzt übermütiges Lachen aus den blauen Augen des fahrenden Lehrers, da er sich des Mütterchens Erstaunen vergegenwärtigt, wenn sie ihren sonst so bedächtigen Tony als Fischer auf Felshöhe erschauen wird; bald aber rufen das

Digitized by Google

rauschende tosende Wasser um ihn herum — die himmelanstrebenden Tannen und die Einsamkeit, die, seit der Photograph fort ist, die Erhabenheit dieser herrlichen Schwarzwaldnatur wieder recht zur Geltung kommen läßt — seinen Geist ganz zurück zum jetzigen Augenblick und fesseln seine Sinne im trunkenen Anschauen der sich überstürzenden Bäche. Tief atmet er die von Feuchtigkeit geschwängerte Tannenluft ein. „Könnte ich nur einen Sack davon mit heimnehmen in meine dumpfe Schulstube! was müßte den Buben da der Kopf aufgehen! — doch es ist Zeit! Weiter — ewig kann man ja leider nicht hier stehen bleiben!"

Und er dreht sich um, rasch entschlossen: — „Nun! das ist mir aber eine Geschichte — wie soll ich denn da wieder hinüberkommen?"

Ratlos steht er da und schaut auf das Brett, welches vorhin seinen Übergang ermöglicht hatte, am anderen Ufer liegt's noch fest; von seinem Felsen aber, weiß Gott durch welch unglücklichen Zufall, ist's abgerutscht, und nun spielen die Wasser damit, lecken daran herum und suchen es hinabzuziehen mit sich in die Tiefe!

Unmöglich es zu erlangen, unmöglich auch, selbst mit Erduldung eines spritzenden Douschbades, kletternd oder springend hinüber zu kommen: Die Spalte ist zu tief, der Wasserstrahl zu reißend!

„Schade, daß ich kein Frauenzimmer bin!" — murmelt er vor sich hin — „da könnte ich doch wenigstens sagen: Hier steh' ich nun wie Psyche ausgesetzt auf meerumspültem Felsblock — kommt mich nicht Amor Zephyr zu erlösen?"

Aber vergebens schaut er sich um — zu so früher Morgenstunde ist Amor hier scheinbar noch nicht unterwegs — die Einsamkeit, die ihn vorhin erfreute, dünkt ihm jetzt doch recht unangenehm.

Noch hält er den Stock, der vorhin den Angelstab hat vorstellen müssen. Immer mit sinnendem Blick auf die abschießenden Wasser, die auch keinen Moment aufhören wollen, um ihn hinüber zu lassen, rollt er mechanisch die Schnur um seine Hand, bis — ihm der angebundene Hering zwischen den Fingern bleibt!

„Der wäre ja nun gewässert, ich will ihn nur sorgsam aufbewahren als letzte Rettung vor dem Hungertod, wenn die Gegend, wie mir scheint, verwünscht ist und kein Fuß sie mehr betritt!"

Da fällt ihm plötzlich etwas ein. — „Es ist nur gut, daß ich diese Angel habe!" er rollt die Schnur rasch wieder auf, um den Knoten zu prüfen oben am Stock. — „So muß es gehen! dann hat der Spaß mit dem Angeln doch nachträglich einen Nutzen: jetzt fisch' ich mein Brett!"

Aber das ist leichter gesagt denn gethan. — Wohl hat er eine weite Schlinge unten an die Schnur gemacht, in die er, wie man einen Faden in die Nadel, das Brett in die Schnur einzufädeln gedenkt — wohl zieht er richtig, wohl wirft er aus, immer wieder aber sind da so ein paar neckische Wellen, die leiten die Schnur ab — spielen Fangen damit und schleudern sie dann weit weg zur Seite. Es ist, als wenn's eine der andern absähe, denn ob das neckische Wellchen auch mit plätschendem Gelächter zur Tiefe springt, das nachkommende Schwesterwellchen macht's grade so — und noch nicht einmal ist's der Schnur gelungen, das Brett auch nur zu streifen.

Digitized by Google

Und die Wellchen plätschern und lachen immer mehr — ja, es war keine Täuschung, das klingt durch das Tosen wie helles Gekicher — sind denn wirklich Nixen da, die ihn so heimtückisch gefangen haben und gelegentlich mit ihren weißen Schaumarmen noch ganz hinabziehen wollen? Doch das Gekicher kommt nicht aus den unteren Wassern — das kommt von oben — er giebt das vergebliche Angeln auf und wendet suchend den Blick nach oben — da aber ist's, als ob er eine Erscheinung erblicke — der Engel des Heils schwebt über ihm — hoch in der Luft, mitten über dem tosenden Wasserfall und scheint mit seinem hellen Lachen ihm Erlösung zu winken. Aber Flügel hat er nicht, der Rettungsengel, wenn er auch in der Luft schwebt, nur dafür einen goldenen Strahlenschein um das rosige Gesicht, und die Regenbogenfarben des Wasserstaubes spielen über einem hellen Gewand, doch ist der Bogen, darauf er steht, nicht dieser taugefügte — sondern der etwas solidere der leicht gebogenen Brücke, die über den oberen Wasserfall führt. —

Das fremde Mädchen muß dem Schauspiel des Brettangelns schon eine geraume Zeit zugesehen haben, denn nur mit Mühe kann sie jetzt, wo sie sich entdeckt sieht, ihr Gelächter unterdrücken.

Die Sonne wirft gerade blendende Strahlen durch die Öffnung der Tannen auf Wasserfall und Brücke und auf des Mädchens lichte Gestalt — daß wohl auch einen anderen, der nicht der Erlösung bedürftig gewesen — solch holdes Bild wie eine Zaubererscheinung gefesselt, und er es nie wieder vergessen hätte. Der junge Mann auf dem Felsblock aber stand wie geblendet — er hätte sie nicht anrufen mögen, diese lichte Mädchengestalt, aus Furcht, sie zu verscheuchen, und blieb sie oben auf der Brücke ewig stehen, so wollte er wohl ewig in verzückter Anschauung gebannt sein hier unten auf dem wogenumschäumten Felsen.

Aber diese romantische Anwandlung währt nur kurz — und er ruft hinauf um Hilfe.

„Ach! steigen Sie nieder, bitte, mein Fräulein, und erlösen Sie mich wie eine gute Fee aus meiner Wassergefangenschaft."

Doch rauschen die Wellen zu sehr, und die Worte gehen verloren in dem Geplätscher, aber das Zeichen der bittend erhobenen Hände versteht das Mädchen, und ihr hübscher Kopf mit dem in der Sonne leuchtenden Goldhaar nickt freundlich Gewährung.

Nun ist sie von der Brücke verschwunden, es währt nicht lange, so erschimmert ihr helles Kleid zwischen den dunklen Tannenstämmen der Bergwand — an dessen Felsensteg sie eilig wie eine Gemse herab klettert. Da ist sie schon am Strand und ruft lachend hinüber:

„Sie wollten Fische fangen — nun sind Sie selber gefangen! Auch mich hat der Mann hier photographieren wollen, aber ich habe mir eigenhändig eine kleine Skizze des Wasserfalls gemacht und brauchte sein Bild nicht! Ich sah es übrigens von drüben mit an, wie er Sie photographiert hat, und habe mich köstlich amüsiert dabei, als Sie den sinnigen Hering so überzeugungswahr herausschleuderten.

Digitized by Google

Dann ging ich hinauf an die oberen Fälle, und da ich eben wieder herunter komme, da . . ."

Nun fängt sie wieder an zu lachen — und zwar so herzlich, daß ihr lockiges Haar davon erzittert und der helle Ton so ansteckend klingt, daß auch er sich seiner komischen Lage bewußt wird und hellauf mitlacht.

Zuletzt aber ärgert's ihn doch — wie sich bei jedem Mal, da sie ihn anschaut, die schalkhaften Winkel des kleinen roten Mundes so lustig verziehen und aus den braunen Augen ein so neckischer Strahl bricht, als freute sie sich ungemein seines Abenteuers.

„Mein Fräulein, wenn Sie keine der Wassernixen sind, wie es mir aber leider allen Anschein hat, die mich hier auf schaumumspültem Felsenschloß gefangen halten wollen, so seien Sie großmütig und schieben Sie mir jenes Brett herüber, das — jetzt das Glück hat, Ihnen als Fußschemel zu dienen!"

„Wenn ich kann — gerne!" nickt sie zurück, indem sie sich bereitwilligst bückt und versucht, das nicht leichte Brett von der Stelle zu bringen. — Vorhin hatten es die zwei Männer mit vereinten Kräften hinüber geschoben — wie sollte es das zarte, feine Geschöpfchen allein bewegen? —

„Wenn ich nur drüben wäre und Ihnen helfen könnte" — ruft er geärgert über seine gezwungene Unthätigkeit.

Sie schaut lachend auf: „Dann wär's wohl nicht nötig!" und wieder kniet sie nieder, beide Hände kraftvoll einstemmend: ihr liebliches Gesichtchen wird rot bis über die Stirne vor Anstrengung. — Nun endlich gelingt's, das schwerfällige Brett bewegt sich, und mit leisem Jubelschrei drängt sie's immer weiter hinaus; doch wie sie's nun auch dreht und hin und her schiebt, es will dort den Felsen nicht erreichen. Noch einen kräftigen Ruck, da plötzlich schwankt das Brett, es verliert das Gleichgewicht, schon schlägt es in die Höhe — und ein angstvoller Schrei ertönt von der anderen Seite — denn in demselben Augenblick, mit raschen Füßen und Tritt, ist das Mädchen darauf gesprungen: die einzig mögliche Weise, es festzuhalten.

„Ich bitte Sie, Fräulein — gehen Sie herunter, rasch, ich kann das nicht ansehen: das Brett reißt Sie mit in seinen Fall!"

„Halten Sie mich für so leichte Ware? — ich widerstehe schon noch eine Weile! aber das kann Ihnen ja leider alles nichts nützen!" —

„Ich bitte Sie nochmals, mein Fräulein — thun Sie mir den einzigen Gefallen und verlassen augenblicklich dieses verräterische Tannenbrett. Es ist ein verzaubertes Stück Holz, man kann nicht wissen, was es uns noch für Streiche spielen wird. Ich bin nun einmal gefangen und soll nicht erlöst werden!"

Sie steht trotz seiner Bitte noch immer bewegungslos, sinnend — ob ihr denn wirklich die Rolle der Befreierin des hübschen, jungen Mannes mit dem blonden Vollbart und dem lockigen Haar entgehen solle. Seine schlanke, kräftige Gestalt zeichnet sich scharf ab gegen den weiß schäumenden Hintergrund, und wie das Wasser an seinen Füßen vorüberrauscht, ihm nur den kleinen Platz frei lassend!

Digitized by Google

Wenn er nur auch sicher steht! Eben auf der Brücke, wie sie ihn zuerst so erblickte, hat sie über ihn lachen müssen, jetzt klopft ihr das Herz. —

Da plötzlich blitzt es freudig auf in ihren Augen, ein Auskunftsmittel fällt ihr ein, so muß es gehen:

„Werfen Sie das eine Ende der Schnur herüber, ich binde das Brett damit fest, dann können Sie mir helfen von dort, wenn Sie kräftig ziehen!"

„Ja, so muß es gehen!" ruft er mit denselben Worten, die sie gedacht, wickelt zugleich die ziemlich lange Schnur zu einem Lasso zusammen, holt kunstgerecht aus und wirft sie herüber; sie steht mit erhobenen Händen, mit scharfem Blick das Seil verfolgend, das sich im Fluge aufwickelt, da kommt es schon an; einen Sprung zur Seite, und richtig hat sie's gefangen. Aber im selben Augenblick, da sie es verläßt, schnappt das Brett zur Höhe, und im nächsten haben es die reißenden Wellen mit hinabgezogen in die Tiefe. Da stehen sie nun beide in Ueberraschung und Bestürzung vollständig starr und schauen dem lustig dahin schwimmenden nach!

„Jetzt ist's aus!" sagt er, und

„Jetzt ist's aus!" giebt sie mit demselben Tonfall wie ein Echo zurück — denn, wenn auch getrennt durch den Abgrund, sind sie doch noch immer verbunden durch den feinen Strick, dessen beide Enden sie hüben und drüben in Händen halten: daher kommt vielleicht die Gleichheit ihrer Gedanken.

„Was raten Sie nun?" ruft er endlich, lachend zu ihr herüber blickend.

„Ich bin untröstlich! Statt Ihnen zu helfen, hab ich's nur schlimmer gemacht!"

„Nein," giebt er immer lachend zur Antwort, — „Sie wollen mir vielleicht nur zeigen, daß Sie wirklich eine Fee sind und mich auch ohne solch plumpes, irdisches Brett retten können! Dies schwanke Seil von Ihrer Hand gehalten: befehlen Sie, und ich vertraue mich ihm an!"

Er macht zugleich eine Bewegung, als wolle er den schäumenden Abgrund wirklich überspringen. Da aber schreit sie laut auf, und ihr Gesicht erbleicht vor Schreck und Schauder. —

„Wie können Sie nur spaßen in solchem Augenblick! Aber befreien will ich Sie doch. Haben Sie nur ein klein wenig Geduld. Ich muß ja so wie so gehen! Selbst helfen kann ich Ihnen nicht mehr, aber ich eile hinunter, ich schicke Leute herauf!"

„Sie wollen mich verlassen, — allein lassen, — ausgesetzt und ausgestoßen auf diesem schnöden Felsen, umstürmt vom Toben der Elemente! Mein Fräulein, Sie sind mir als Engel erschienen: nur Ihre Nähe macht solches Los überhaupt noch erträglich. Verzeihen Sie! Erst eben sehen wir uns zum ersten Mal, und ich rede schon so vertraut! Aber wie Sie mir da oben erschienen sind — ich meine, so lang in der Zukunft die Erinnerung daran sein wird — so lang in der Vergangenheit müßte ich Sie schon gekannt haben, und jetzt wollen Sie schon wieder gehen!" — Er sagt dies alles im komischen Pathos, dann wieder sind wahre Herzenslaute dazwischen, sie muß lachen bei seinem Scherz und doch auch wünscht sie, daß er ein bischen ernst sein möchte, und wird fast verlegen.

Digitized by Google

In die Brustfalte ihres Kleides ist ein Sträußchen Wildveilchen eingesteckt, mit Farnkraut und Moos zusammengebunden — sie hat es eben auf dem Morgengange gepflückt als Erinnerung an den Wasserfall; das nestelt sie los und knüpft es an des Seiles Ende.

„Nehmen Sie dies als Pfand, daß Sie in mindestens einer halben Stunde frei sein sollen. — Der Veilchenduft möge Sie einstweilen geduldig machen! — Ich kann nicht mehr bleiben! Ich muß auf die Eisenbahn: um neun Uhr geht mein Zug."

„Um neun Uhr! meiner ja auch!" — unterbricht er sie in komischer Verzweiflung.

„Sie fahren aufwärts —"

„Ja, wir haben ein Rundreisebillet: meine Tante erwartet mich unten am Bahnhof, und wir wollen, über Mittag in Donaueschingen bleibend, heute noch bis Singen."

„Ganz mein Fall; mein Fräulein, da können wir ja zusammen fahren! Wie reizend sich das trifft, wenn Sie mir erlauben wollen, ich kenne Donaueschingen, ich war dort mehrere Jahre! Aber vorher . . . wenn ich nur erst von meinem Felsblock fort wäre! Ja — ich beschwöre Sie jetzt selbst, mein Fräulein: ich halte Sie nicht mehr länger zurück! Ach! es ist schon halb neun Uhr, eilen Sie, senden Sie mir Hilfe herauf — mein ganzer Plan ist gestört durch diesen Fischfang, das kommt, wenn man angeln will und versteht nichts davon!"

In diesem Augenblick wirft sie das an der Leine befindliche Sträußchen ihm zu und ruft neckisch:

„Ja, dann fängt man Veilchen statt Forellen und ist zu guterletzt selbst gefangen!"

Noch einmal lacht sie kichernd auf, dann — „Adieu! auf Wiedersehen in der Eisenbahn!" und leichtfüßig springt sie davon, den Pfad hinunter durch die Tannenbäume. —

Er hält das Sträußchen in den Händen, er hat nicht einmal Zeit gehabt zu danken, er schaut ihr noch nach, traumverloren, so lang er das helle Gewand zwischen den dunklen Stämmen hindurch schimmern sieht — dann, wie der Pfad noch einmal vortritt an den Fall viel weiter unten, und sie stehen bleibt und sich umschaut und nach ihm hinauf winkt, da ruft er ihr nach mit aller Kraft, damit es das rauschende Wasser übertönt:

„Ich muß um neun Uhr unten sein zum Zug!" und sein Herz setzt leise aber brünstig hinzu — „jetzt mehr denn je, denn es gilt mein Glück!"

Sie hat noch einmal mit dem Köpfchen genickt und die Arme erhoben:

„Ich vergesse Sie nicht!"

Der Windhauch bringt ihm die Worte zu, ganz leise zwar, aber er glaubt es sicher: das habe sie gerufen, und helle Freude leuchtet über sein Gesicht.

So, wie er steht, verdeckt der Waldrand den Wiesenpfad unten, und vergeblich ist die Bemühung, sie mit den Augen weiter zu verfolgen. Jetzt, da sie verschwunden, kommt er allmählich zurück zum nüchternen Bewußtsein seiner Lage;

Digitized by Google

zwar knüpfen ihn die Gedanken noch immer an den lieblichen Zwischenfall an: „Sie ist reizend, allerliebst! Noch nie sah ich so aufgeweckte Züge, so dunkle, flammende Augen — dafür war's schon wert, hier ein wenig festgehalten zu werden! Aber wenn ich ihr nur noch nachkommen könnte; da bin ich nun festgebannt! Wer mir das gestern gesagt hätte! — Der Fels da ist nicht größer als mein Katheder, und ich stehe nun wohl schon eine halbe Stunde ganz auf demselben Fleck, grad' wie in der Schule! Nur gut, daß die Knaben nicht da sind! — Na, das gäbe ein Hallo! — von denen würde mich sicherlich keiner befreien!" — — Sein Blick fiel auf das Veilchenboukett — „aber sie, wie sie mit Anstrengung ihrer ganzen, zarten Kraft mir zu helfen suchte! — Wie sie erschrocken stand, als das letzte Hoffnungsbrücklein, das uns zusammengeführt hätte, in die Tiefe versank! War's nicht, als sei ihr selbst ein Unglück widerfahren? . . . . Und wie sie hinabeilte, als hätte sie Flügel; sie ist ein Engel, sie wird mich nicht vergessen, sie wird mich befreien — und dann eile ich ihr nach! — Bis nach Singen lautet unser Rundreisebillet gleich, hoffentlich auch noch weiter! — O, und wenn nicht — ich werde es schon zu machen wissen!"

Er zieht seine Uhr; schon ist eine Viertelstunde herum! — jetzt wieder fünf Minuten. — „Wenn die Leute nicht bald kommen, erreiche ich den Zug nicht mehr, sie kann es ja doch nicht vergessen haben!"

Und sie hat es auch nicht vergessen; es dauert zwar noch ein paar Minuten, dann wird verworrenes Geräusch vernehmbar, durcheinanderrufende Stimmen — und Burschc kommen mit Leitern und Stangen und Stöcken und noch allerlei sonstigen Geräten, als gelte es die Lebensrettung eines in tiefen Abgrund Verschütteten. Eine Schar Kinder vervollständigt den Zug und begrüßt den Ausgesetzten mit lautem Jubelgeschrei.

„Wäre ich hier der Lehrer, ich wollte euch schön heimschicken!" aber im Grunde ist er doch froh der endlichen Erlösung, dankt in raschen Worten den Leuten, giebt ihnen eilends ein gutes Trinkgeld, wirft sein Ränzel um und entflieht, so rasch ihn die Füße tragen können.

Ein schallendes Gelächter mischt sich hinter ihm in das Brausen des Wasserfalls —

„Der hot's emal eilig — Wenn er sei Schätzel numme noch eifängt — sie isch aber au nicht übel gelofen! — zum Zug kommt der nimme! dös isch ja nich mögli!" —

Er hört das alles nicht mehr, er hält nicht an: wie er's lang genug dem Wasser abgesehen hat, so stürzt er die Felsentreppen hinunter, zwei, drei Stufen auf einmal nehmend; die Tannenäste schlagen ihm ins Gesicht und schlagen ihm den Hut vom Kopfe, der Hut rollt ihm voran, noch eiliger als er selbst und hätte fast den kürzeren Weg des Bergbachs genommen, zu dessen untersten Fällen der Weg jetzt wieder im Zickzack hinführt, würde ihn ein entgegenkommender Sommerfrischler nicht mit seinem Stocke aufgehalten haben.

„Hättest du deinen Morgenspaziergang nicht auch eine Viertelstunde früher machen können!" denkt Tony, indem er laut: „Ich danke!" ruft, im Vorüber-

Digitized by Google

eilen den Hut aufhebt, aufstülpt und weiter springt. Der Herr bleibt stehen, schaut ihm lachend nach und denkt wie die oben: — „Na, der hat's eilig!"

Es denken's noch manche andere, die ihn mit heißen Wangen, mit langen Schritten, zu denen das Ränzlein auf dem Rücken fliegend den Takt schlägt, durch die Straße von Triberg laufen sehen.

Er kommt denn auch richtig auf dem Bahnhof an, wie der Zug noch da steht, doch schon hat es gepfiffen, und er setzt sich eben in Bewegung. Der Lehrer aber hat ja sein Billet, und dort aus dem einen Wagenfenster leuchtet ihm ein freundliches Gesichtchen entgegen.

„Gottlob, auch sie fährt dritter Klasse!" — er ist mit einem Satz auf dem Tritt ihres Wagens. — Da ertönt laut warnend des Zugführers Ruf — der Kondukteur springt herbei, faßt den Verwegenen am Arm, zieht ihn herunter:

„Mein Herr, das ist verboten — es ist abgepfiffen, der Zug ist bereits im Gang — Sie können nicht mit!"

„Also doch zu spät!"

Da steht er und schaut dem enteilenden Zuge nach, und in das Rollen der Räder tönt wieder, wie in das Rauschen des Wasserfalls, ein kicherndes Lachen. Er hat ein gar zu betrübtes Aussehen, das reizt allzusehr die Heiterkeit des fröhlichen Gesichtchens, das da noch immer zum Fenster herausguckt, wenn es auch gar freundlich tröstend dem armen Zurückgebliebenen zuwinkt.

Für einen Augenblick verschwindet es dann und macht einem anderen Gesichte Platz, das mehr rot als rosig, mehr vollmondrund als jugendvoll, mit einer schwarzen Haube angethan, offenbar der begleitenden Tante angehört. Sie muß den „Unglücksvogel" doch auch sehen! Doch gleich darauf kommt das junge Gesichtchen wieder hervor und nickt, und ein weißes, flatterndes Tuch bleibt sichtbar, bis der Zug im Tunnel verschwunden ist!

„Sind Sie der Herr, dem diese Photographie gehört?"

Ein kleiner Bube steht vor ihm und reißt ihn durch die Ueberreichung des Briefkouverts aus der sinnenden Betrachtung seines Mißgeschicks.

„Das Unglücksbild!" ruft er statt aller Antwort und steckt es uneröffnet in seine Reisetasche.

„Herr, ich warte hier seit einer halben Stunde und habe in allen Wagen nach Ihnen gefragt!" entschuldigt sich der Knabe, der glaubte, der üble Humor des Reisenden gelte einer Verspätung seinerseits.

„Sage deinem Meister," schilt der andere durchaus nicht besänftigt, „er sei schuld!" Doch plötzlich unterbricht er sich, läßt den Knaben stehen, eilt hinüber zum Stationsvorsteher —

„Wann geht der nächste Zug hinauf nach Donaueschingen?"

„Um 11 Uhr 13."

„Und ich komme dort an?"

„Um 12 Uhr 29 —"

„Kann ich dort einen Zug überschlagen und doch noch früh genug nach Singen kommen, um den Hohentwiel vor Sonnenuntergang zu besteigen?"

Digitized by Google

„Wenn Sie in Donaueschingen den Personenzug nehmen, der um halb zwei durchkommt, sind Sie um 4 Uhr 40 in Singen! Die Sonne geht ja jetzt erst um 7 Uhr unter, Sie haben also vollauf Zeit!"

„Danke mein Herr!" . . . .

„Also da wäre ich nun wieder für zwei weitere Stunden festgebannt. Ein netter Anfang meiner Reise! — wenn das so fortgeht, kann ich weit kommen!"

So denkend, schlägt der Verspätete mechanisch und etwas langsamer als vorher denselben Weg, nur in umgekehrter Richtung, wieder ein. Diesmal aber beobachtet er nichts um sich her, seine Gedanken, das kann die strenge Bahnpolizei nicht verhindern, sind mit im Zuge. — Ach! da pfeift es gerade von der Höhe: richtig, ganz hoch am Berg kommt der Zug auf seiner rückführenden Schlangenlinie eben wieder aus einem Tunnel heraus, klein in der Entfernung und Höhe wie ein Nürnberger Kinderspielzeug, aber senkrecht über dem Triberger Thal. Weißer Dampf wie eine Wolke liegt langgestreckt darüber. Der Lehrer schaut hinauf, er schwenkt den Hut und hält mit der anderen Hand den kleinen Veilchenstrauß fest an die Brust gedrückt. Da oben auch scheinen kleine, weiße Punkte sich zu bewegen, wie Tauben, die neben dem Zug hinflattern; das sind wohl winkende Tücher; aber welche Menge! Die können doch nicht alle ihm allein gelten? . . . Er steht hier zum ersten Mal, sonst wüßt er's: das ist ein Spaß der Reisenden, die, wo sie zum dritten Mal, seitdem sie es verlassen, und nachdem sie immer steigend sechs kleine und große Tunnels passiert haben, fast 400 Meter höher, Triberg wieder zu ihren Füßen erblicken, die Tücher schwenken für jeden, der ihnen von da unten nachschaut. Ob sie ihr Tuch wohl zum Gruß für ihn hat flattern lassen? Jetzt, ein ferner Pfiff, von leisem Echo erwiedert, und Zug und Dampfwolke und winkende Tücher bohren sich wieder ein in die gegenüberliegende Bergwand und sind verschwunden im nächsten Augenblick.

Triberg hat mannigfache Spaziergänge und malerische Seitenthäler; aber den jungen Lehrer zieht's trotzdem, daß er ihm so übel mitgespielt, doch wieder zum Wasserfall. Die oberen Fälle hatte er ja so wie so noch nicht gesehen und er grollt auch nur halb; die Erinnerung an die Erscheinung überwiegt alles Mißgeschick. „Wenn ich um 12 Uhr in Donaueschingen bin, muß ich ihr sicher noch begegnen; sie kann ja vor 2 Uhr nicht alles gesehen haben!"

Wieder grüßt ihn der Sturzbach mit Tosen und Brausen, und wieder ertönt eine Stimme aus der kleinen Gloriette ihm entgegen:

„Guten Morgen, werden Sie sich nicht photographieren lassen mit dem Hintergrund . . ."

„Mensch! wollen Sie sich über mich lustig machen! Ich bin zu spät gekommen durch Ihre Verleitung zum Fischfang!"

„Sie sind's!" Der Photograph erkennt ihn erst jetzt. „Ist mir sehr leid gewesen! aber" — er lacht verschmitzt. „Was sie da geangelt haben, ist auch nicht übel! Wie gefällt Ihnen das Bild?"

Digitized by Google

„Lächerlich hab' ich mich damit gemacht, unsterblich lächerlich!" ruft Tony geärgert, denn jetzt im Rauschen des Wassers klingt ihm wieder ihr Lachen in die Ohren. Er eilt vorüber.

Nun steht er oben auf der Brücke, da, wo er sie zuerst erschaut hat, sie, die immer und immer wieder seine Gedanken gefangen hält.

Man hat von hier den weiten Blick ins Thal und mitten in das Herz des Städtchens hinein, dessen einzige breite Hauptstraße in direkter Linie auf den Wasserfall gebaut ist. Aber dem herrlichen Bilde gönnt er kaum einen Blick, den Felsen unten sieht er, auf dem er gestanden, und fragt und überlegt sich, welchen Eindruck er wohl auf sie gemacht habe, da sie ihn zuerst entdeckte, angelnd nach dem unglückseligen Brett . . .

Nicht weit vom Wasserfall ist eine Wallfahrtskapelle, unter uralten Bäumen gut geborgen; Holzfäller hörten einst klagende Töne aus einer eben gefällten Tanne hervordringen, und diese nun sorgsam untersuchend, fanden sie ein Marienbild wie geschnitzt in das Astwerk. Das mußte natürlich wunderthätig sein und hat auch hier seit Jahrhunderten hohe Verehrung und Anbetung gefunden. Opfergaben hängen an den Wänden herum, hölzerne Arme und Füße, auch kleine, wächserne Herzen. . . . Der junge Lehrer sieht es, und um seine Mundwinkel spielt ein eigentümliches, etwas verächtliches Lächeln. Das Herz war ihm kerngesund. Die Pfeilwunde, die gerade heute ein kleiner, loser Knabe ihm beigebracht hat, ist noch zu frisch, als daß sie schon in Entzündung übergegangen und schmerzen könnte, so bemerkt er sie vorerst noch gar nicht oder denkt: „wird schon von selbst wieder heilen!"

Wünschte er das aber wirklich, so hätte er gut gethan, auch den 11 Uhr-Zug zu verfehlen, um keiner weiteren Gefahr sich auszusetzen.

Doch er ist diesmal früher denn nötig auf dem Bahnhof, und es währt nicht lange, so fliegt auch er von Tunnel zu Tunnel und grüßt, aus dem Grümelsbacher Berge kommend, Triberg unten im Thal zum letzten Mal.

Es ist wohl eine der schönsten Fahrten in ganz Deutschland auf dieser kühn emporsteigenden Schwarzwaldbahn. In begeisterten Ausrufen der Bewunderung knüpfen die gemeinsam Reisenden Bekanntschaft mit einander an, und einer ruft den anderen bald ans rechte Fenster, bald ans linke, um hier oder dort ein überraschendes Bild zu sehen, ein Dorf, vom Kirchturm überragt, tief unten malerisch gelegen am Bergabhang — vom weiß schäumenden Bächlein durchflossen; eine Ruine mit schwarzdunkeln Tannen, ein wildes, felsiges, von jedem Verkehr abgeschnittenes Thal oder eine jener alten Sägemühlen, deren großes Speichenrad sich lustig dreht unter glitzernd herabschießendem Wasserstrahl, den der moosüberwucherte Holzkanal noch auf sehr ursprüngliche Weise herbeiführt und, hier und dort durchlöchert, einen Teil seines Vorrats schon unterwegs verliert.

Und nach jedem Bilde, immer wieder wie in einem Theater, zieht sich der Vorhang viel zu rasch verdeckend davor: ein neuer Tunnel umgiebt die Gesellschaft mit grabfinsterer Bergnacht.

Digitized by Google

Der längste aber ist der Sommeraner Tunnel; die fünf Minuten dehnen sich unermeßlich; man glaubt nicht mehr aus der Erde Tiefen herauszukommen, und der junge Lehrer denkt daran, ob bei diesem schauerlich tosenden Lärm sie sich gefürchtet haben würde, ob er es wohl hätte wagen dürfen, ihre Hand zu ergreifen und sie an sich zu ziehen und ihr zu sagen, was ihm immer deutlicher und klarer wird mit jedem Augenblick — daß er sie nie vergessen werde.

„Sommerau!" ruft jetzt der Schaffner, und, „Ah, nun ist's vorbei mit den Tunnels!" haucht eine leise Flüsterstimme auf der Bank hinter Tony. — Da sitzt ein zärtliches Pärchen, — Tony hat sie schon einmal getroffen, früh am erwachenden Tag, als sie in Karlsruhe einstiegen: der junge Ehegatte muß ein Amtsgenosse sein und hat die Ferien zur Hochzeitsreise gewählt. — Heute Morgen noch hatte Tony schadenfroh nicht begreifen können, wie man sich so Ferien und Wanderfreiheit verderben könne — jetzt denkt er bei sich:

„Ob auch ich wohl je so weit kommen werde?"

„Sommerau! Ist das nicht, wo unser Großherzog die Fasanen schießt?" fragt ein kleiner Knabe und drängt sich an Tonys Füßen vorbei an's Fenster.

Die Kinderstimme weckt ihn aus seinen Träumereien: der Lehrer in ihm erwacht.

„Ich will nicht mehr an sie denken! Es ist ein Unsinn und wäre im stande mir die Reise zu verderben! . . . . Ja, Kleiner" sagt er dann laut — „hier hat der Großherzog sein Jagdhäuschen, und wir sind nun ganz oben auf der höchsten Ortschaft der Bahn. Sieh einmal dort drüben das Wirtshaus an. — Siehst du den Schild „zum Rößle," er blinkt in der Sonne; und nun sieh einmal das Dach: Das ist ein ganz merkwürdiges Dach! Wenn da eine Wolke darüber hinzieht und läßt regnen — dann fließen die Tröpfchen von der einen Dachtraufe ab in den Rhein und die von der andern in die Donau!"

„Ach Mutterle, davon muscht du mir e Bild kaufe — sieh dort der Mann hat Photographien!" —

Und die gute Mutter thut's und erfreut den Knaben mit der hübschen Erinnerung.

Photographie! — hat er nicht auch heute Morgen an sein Mütterchen gedacht: sie ist längst nicht mehr rüstig genug, um mit ihm reisen zu können, aber er läßt sie durch Postkarten und Briefe immer fleißig teilnehmen an seinen kleinen Ferienausflügen — und nun hat er das Bild, das ein Gruß sein sollte, noch nicht einmal abgeschickt.

Er holt es aus der Tasche hervor, um auf das bereits darum gelegte Kouvert den Namen zu schreiben: Frau Julie Müller in Durlach bei Karlsruhe.

Dann aber nimmt er's doch erst heraus, um zu sehen, wie es geworden: Da klären sich seine Züge allmählich auf, — das ist ja allerliebst — der Wasserfall und die Tannen — und — er lacht fast laut, wie er sich selbst erblickt, mitten auf dem Felsen, den Körper leicht zurück gebogen — die Angelschnur hoch auswerfend und den Blick nach oben — dem Fische nach.

Aber was ist denn das? — Da, wo die Schnur endet und der angebundene Fisch auf den dunklen Tannen gar nicht zu finden ist — da — ja, wie ist denn

Digitized by Google

das möglich? — war sie denn dabei? Da guckt ein lachender Mädchenkopf zwischen den Zweigen hindurch — wohl klein, ganz klein — aber die hellen Haare von der Sonne umstrahlt — o, sie ist nicht zu verkennen! — Das also war's, was der Photograph meinte, als er sagte: Nun, Sie haben keinen üblen Fang gethan. — Ein Goldfischchen hing an seiner Angel — ein Goldfischchen! aber was für eins — „Mutter — Mutter, wenn ich dir das heimbringe, ist dir's recht? bist du's zufrieden?"

Der Zug eilt indes immer weiter, die Gegend ist flach und eintöniger geworden; die weiten Wiesen durchschneidet ab und zu ein schmaler Bach, und die Ferne umsäumen Kieferwälder, die dieser Hochebene eigentümlich sind; keine hervorragend schöne Aussicht lockt mehr an's Fenster, und Tony vertieft sich so sehr in das Anschauen seines kleinen Bildes, daß, als der Ruf „Donaueschingen" ertönt, er in Eile Hut und Ränzel erst zusammensuchen muß.

Ein lautes hunderstimmiges „Hurrah," ein Menschengedränge und verworrener Lärm empfängt den heranbrausenden Zug; junge Burschen mit Eichenzweigen an den Hüten und rotgelber Schleife im Knopfloch drängen herzu, um die leer gewordenen Plätze in Eile wieder zu füllen — eine ganze Sängergesellschaft mit Fahne und Musikkorps macht einen Ausflug nach einem der Hegauberge, und kaum können die Kondukteure Ordnung halten, um den gewöhnlichen Reisenden Zu- und Abgang auf dem Perron zu ermöglichen.

Der junge Lehrer aber schafft sich selbst den Weg, ihm kommt es auf einige Stöße nicht an, — denn er hat es sehr eilig, er berechnet, daß, wenn die Damen um 11 Uhr angekommen sind, sie zuerst die Naturalien- und Altertumssammlung im Schlosse angesehen haben werden, die nur bis um 12 Uhr geöffnet sind, und dann wohl jetzt in der Bibliothek sein könnten — dahin zieht es auch ihn, denn ein alter Schulfreund ist seit einem Jahre als Bibliothekar dort angestellt.

Diesem hatte ja auch ursprünglich der Aufenthalt in Donaueschingen gelten sollen — jetzt freilich ist das Nebensache geworden. —

Schon steht Tony in der Bibliothek.

„Alter Freund, kennst du mich denn nicht mehr?"

„Du Müller — bist du's wirklich — seit wann bist du hier?"

„Eben angekommen und auch nur für eine kurze Stunde —"

„Das wäre! Zehn Jahre haben wir uns schon nicht gesehen, kaum etwas von einander gehört, nein nein — daraus wird nichts, ich lasse dich nicht, ich halte dich zurück!"

„Ist mir heute schon zweimal passiert. Nein alter Knabe, ich muß weiter, mein Abend gilt dem Hohentwiel!"

„Und du wolltest nicht einmal meine Frau kennen lernen, meine Kinder!"

„Du bist verheiratet, es giebt eine Frau Kuhn? Ei, Hermann, da gratuliere ich ja von Herzen."

„Wußtest du denn das nicht? Komm! ich führe dich heim, du mußt wenigstens mit uns zu Mittag essen!"

Digitized by Google

„Kannst du denn so leicht von hier fort?“ erwidert Müller etwas zögernd, und geht einige Schritte vor in dem mit hohen Bücherregalen ausgefüllten Saale, um Umschau zu halten nach etwaigen andern Besuchern.

„Du siehst, es geht, niemand ist da,“ erwidert Kuhn, indem er seinen Hut und Mantel vom Nagel nimmt, „auch ist der Kanzleidiener ja hier nötigenfalls. Es war übrigens still genug heute Morgen, nur zwei Damen . . . .“

„Zwei Damen, eine junge, rotblond, mit braunen Augen, schlank, einen Hut mit blauem Schleier, sie hat ihn aber nicht auf, sie trägt ihn am Arm!“

„Doch, sie hatte ihn auf,“ lacht der andre, „und die Augen . . . meiner Seel', hinein geschaut habe ich nicht, die Farbe kann ich nicht bestätigen! Aber ein aufgewecktes, nettes Ding war es; ich hatte Freude, sie herum zu führen. Du kennst sie also, wer ist es?“

Müller schiebt statt der Antwort seinen Arm unter den des Freundes und drängt zur Thüre hinaus.

„Weißt du, wohin sie gegangen sind?“ fragt er ungeduldig.

„Sie erkundigten sich bei mir nach der Donauquelle, und ich gab ihnen an, wie sie am besten zu gleicher Zeit einen Spaziergang durch den Schloßgarten und die Besichtigung der Orchideenhäuser damit verknüpfen könnten!“

„So müssen wir sie wohl im Parke noch sicher finden!“ ruft Müller, indem er seine Schritte so beschleunigt, daß der andre, der beträchtlich kleiner und dicker ist, keuchend springen muß, um nur mitzukommen.

„Nun aber, Tony, sag mir einmal vor allem, wer die Damen sind, denen du so nachrennst: Deine Mutter und Schwester!?“

„Bewahre! Mein liebes Mütterchen ist lange nicht mehr so gut auf den Füßen, und meine Schwester?“ — er lacht, „die ist längst Mutter von einigen wilden Buben — nein — “

„Nun aber, wer sind jene Damen, wie heißen sie?“

„Wie sie heißen?“ —

Er ist stehen geblieben und schaut den Kleinen, der nun endlich Zeit bekommt, sich zu erholen, fragend und etwas verlegen an, — „ja, das wollt ich dich grade fragen?“

Da lacht Kuhn aber gerade heraus:

„Mich? Woher soll ich es denn wissen? Ich sah sie vor einer Stunde zum ersten Mal! Meinst du, ich könne Namen lesen nur so aus den Gesichtszügen?“

„Ihr hattet früher ein Fremdenbuch auf der Bibliothek?“

„Wohl! aber doch nur für bedeutende Männer, für Berühmtheiten . . .“

„Schade, ich hoffte von dir zu erfahren!“

„Du kennst sie nicht! Du weißt ihren Namen nicht einmal! Ein Wettrennen mit ungenanntem Ziel . . . Höre Freund, das ist denn doch sehr eigentümlich!“

Mittlerweile sind sie im Schloßpark angekommen. Uralte Bäume breiten ihre laubreichen Äste schattend aus über die langen Alleen; still und lauschig ist's darunter, denn in den weiten Anlagen verlieren sich die Besucher, und jetzt um die Mittagsstunde sind Sommerfrischler und Badegäste noch nicht unterwegs, und auch die Vögel halten Rast. Nur auf den lang unter den Bäumen sich hin-

Digitized by Google

ziehenden Kanälen gleiten die Schwäne, doch kaum bewegt ihr rudernder Fuß den Spiegel, auf dem sie wie ein Traum dahin ziehen. Das Märchen von Schloß Schweigen scheint zur Wirklichkeit geworden. — Auch die beiden Freunde sind vom Zauber befangen und wandeln lautlos neben einander her, nur die jeden Steg, jeden abzweigenden Weg durchforschenden Blicke des jüngeren reden bedeutsam genug für den Zweck seines Hierseins.

Nirgends ist aber die Spur der beiden Damen zu finden.

Nun nähern sich die Herren dem Schloßhofe, auch er ist leer; ohne sich weiter umzusehen, wendet der Suchende den Schritt wieder den Kanälen zu; da aber hält ihn der Freund zurück mit dem bannenden Zauberworte.

„Die Donauquelle! — Du willst doch nicht gehen, ohne die Donauquelle besucht zu haben?"

„Die Donauquelle, ja wie ist mir denn — das war doch hier früher anders!"

„Freilich! du warst eben lange nicht hier und erinnerst dich noch des alten geschmacklos gemauerten Brunnens, der sein Wasser durch eine Dohle dem Brigkanal abgab. Sieh, wie schön die neue Fassung ist, die der jungen Donau durch unsern Fürsten gegeben wurde!"

„Und einstweilen verliere ich vielleicht die Spur meiner Fee — nein, erst wenn ich diese gefunden, kehre ich mit ihr hierher zurück, mit ihr den Trunk aus dieser Quelle zu thun — laß uns suchen!"

Abermals nimmt die beiden Freunde der dunkle Schatten der Kastanienbäume auf. —

Kaum sind sie darunter verschwunden, so kommt quer über den großen Rasenplatz mit flüchtigen Schritten ein junges Mädchen daher, so eilig, als habe sie Flügel. Ängstlich sieht sie sich um nach allen Seiten, ob auch niemand da ist, der ihr solche Abkürzung verbieten könne; — aber ihr kleiner Fuß ist so flüchtig, ihre Gestalt so leicht und schlank, daß die Grashalme sich kaum biegen unter ihrem Tritt, und nun ist sie auch glücklich wieder auf geebnetem Wege. Sie muß etwas verloren haben; sie läßt die Blicke über den Weg hinschweifen, sie sucht am Rasenplatz entlang, unter der Bank, dann schaut sie wieder nach ihrer Uhr, eilig fliegt sie die Stufen zur Quelle hernieder, beugt sich über das Wasser und schaut so forschend hinein, als erblicke sie wie Narziß ihr eigen lieblich Bildnis darin und könne nicht wieder loskommen. Aber solch unruhig hervorsickerndes Quellenwasser kann ja kein Spiegel sein! — ob sie sich auch auf die Kniee wirft und so aufmerksam hinein blickt, daß der Saum ihres blauen Schleiers genäßt wird, sie findet nicht, was sie sucht, schüttelt seufzend den Kopf, und dann noch flüchtiger, als sie gekommen, tritt sie den Rückweg an, auch wieder auf unerlaubtem Pfad über den Rasen dahinfliegend und eine Sekunde später verschwindend.

Die suchenden Herren haben einstweilen auch in den Orchideenhäusern und im Schloß Nachforschungen gehalten.

Kuhn meint: Die beiden Damen hätten wahrscheinlich schon mit dem 12 Uhr-Zug Donaueschingen wieder verlassen.

Digitized by Google

„Müßte sie dann doch auf der Bahn gesehen haben, ich kam ja mit demselben Zug! — Und doch! wohl möglich! wohl möglich — es war ja ein solches Gedränge auf dem Bahnhof! Nein, so viel Pech, wie heute, habe ich doch in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt: es ist, als ob sich ein kleiner Kobold an meine Fersen geheftet hätte! Ja, ja, es ist nicht anders, sie sind fort, wie ich kam."

„Und wären sie's nicht, so triffst du sie um so sicherer um 2 Uhr 30 an der Eisenbahn, es geht kein Zug dazwischen, es ist der einzige, mit dem sie noch heute gut nach Singen kommen können, um den Hohentwiel zu besteigen, sie sprachen davon in der Bibliothek. Also beruhige dich jetzt und gönne mir auch einen Teil deiner Gedanken, wir haben noch eine gute Stunde Zeit. Sage einmal, ich hielt dich längst für verheiratet, dein heutiges Benehmen aber giebt mir genügend Auskunft, ohne daß ich darum zu fragen brauchte!"

„Mich verheiratet?" lacht der Lehrer, „ich habe wahrlich noch nie daran gedacht! Wie kommst du darauf?"

„Ei! — als wir zusammen im Seminar waren, bist du der einzige gewesen, der anfangs kaum vom Heimweh genesen konnte und stets so fleißig nachhause schrieb."

„Nun und darum?"

„Weißt du noch!" lenkte der andere ab, von der Erinnerung hingerissen, „sie neckten dich damals mit der nordischen Bezeichnung „Mütterchen", du aber verteidigtest dich und sagtest, du würdest dein Lebelang dabei bleiben. Bist's ja auch heute gewohnt, die Gute so zu nennen, wie ich vorhin mit Freuden bemerkt habe!"

„Und ihr nanntet sie nachher ja auch alle so, wenn die willkommenen Sendungen von Schinken und Gebackenem so reichlich eintrafen," antwortete der andere lachend in freundlichen Gedanken an die alte Zeit, „aber was hätte das zu thun mit meiner Verheiratung?"

„Wer sich so wohl fühlt im heimischen Nest, ist nur zu bald, nachdem er ausgeflogen, versucht, ein eigenes zu bauen. Du hast alles Zeug dazu, ein guter Ehemann zu werden."

„Das sagt Mütterchen auch, man meint, du habest es ihr abgelauscht, sie drängt und quält schon lange, ihr doch endlich ein Töchterlein zu bringen. Aber andrerseits lebe ich ja auch halbwegs noch mit ihr, und für meine Bedienung ist die alte Ursel da, da bin ich so verwöhnt, daß mir wirklich nichts abgeht, und ich es nicht besser wünschen könnte."

Sie sind während des Gesprächs an eine mächtige Esche gekommen, daran eine Treppe hinaufführt zur ringsumgebenden Gallerie.

„Dort oben ist ein prächtiges Plätzlein mit Blick auf all' die bunte Teppichgärtnerei ringsum, auch die Düfte steigen herrlich empor. Komm, laß uns da ruhen einen Augenblick."

Schon ersteigt Kuhn die aus verschlungenem Astwerk roh gezimmerte Treppe, doch halbwegs dreht er sich um, da sein Freund nicht zu folgen scheint; der ist

Digitized by Google

richtig unten geblieben; er schüttelt den Kopf und ruft mit einem Ton komischer Furcht:

„Damit, wenn ich oben bin, die Treppe hinter mir zusammenbricht, und ich abermals einen Zug versäume: nein — auf den Leim bringt mich mein Kobold heute nicht wieder! Denn ich bin sicher, er lauert nur, mir wieder einen Schabernak zu spielen. Gehen wir lieber zurück zur Quelle, die Bänke scheinen mir dort solider gebaut, und in der Nähe der Quellnixe hat der Kobold hoffentlich keine Macht!"

Lachend steigt der Kleine wieder mühsam herunter.

„Nun erzähle mir endlich dein Abenteuer," drängt er, „Fee, Kobold, — Damen ohne Namen, muß man da nicht neugierig werden?"

Und der junge Lehrer erzählt, und sie gehen weiter durch die Alleen — und kaum haben sie dem Eschenbaum den Rücken gedreht, so huscht auch hier wieder die Sylphe oder Elfe mit dem blauen Schleier flüchtig über den Platz, schwebt die Treppen am Baumstamm empor — sie fürchtet nicht, daß dieselben unter ihr brechen könnten — und mit ihrem Schirm fegt sie die abgefallenen Blätter zur Seite, achtsam die Augen niederschlagend, als wolle sie den ganzen Balkonplatz fein säuberlich reinigen. Dann schüttelt sie den Kopf und huscht seufzend die Holzstufen wieder hinunter, durch die entgegengesetzte Allee davonfliegend, welche die Männer eingeschlagen haben.

Tony erzählt indessen seinem Freunde, wie er in Triberg angekommen sei, wie er zum Wasserfall hinaufgegangen, wie ihn der Photograph angeredet, alles flüchtig und doch einzelnes wieder sehr ausführlich, man sieht, er durchlebt es noch einmal, als sei es erst eben geschehen — und nun kommt er an die Erscheinung da hoch oben auf der Brücke, seine Augen glänzen, sein Atem geht schneller . . .

„O Freund," ruft er, „Du müßtest sie nur gesehen haben, beschreiben läßt sich das nicht! — So hell, so sonndurchleuchtet stand sie dort, — und wie schlank sich die lichte Gestalt abzeichnete gegen den Hintergrund des dunkeln Tannenwaldes — und dann, wie sie mich befreit hat . . ."

„Dich befreit?" unterbricht ihn der andere, — „mir scheint eher, sie hat dich ganz und gar gefangen genommen. — Aber du hast recht, sie ist ungewöhnlich hübsch und hat ein kluges, sprechendes Auge, es fällt mir jetzt in der Erinnerung auf, da sie mir mit deinen Worten wieder näher tritt. Ich finde deine Begeisterung ganz gerechtfertigt!"

„Und nicht zu wissen, wie sie heißt und wer sie ist!" stößt Müller seufzend hervor.

„Ein sehr gebildetes Mädchen jedenfalls," bemerkt Kuhn nachdenkend. „Ihre Fragen in der Bibliothek, ihr Interesse für wirklich wichtige Sachen, ihre Kenntnisse, ihre Bemerkungen zeigten eine mehr als gewöhnliche Bildung."

„Doch kein Blaustrumpf, hu," rief der andere schaudernd, „nein, das will kaum passen zu dem, wie ich sie am Wasserfall kennen gelernt habe. Dort schien sie nur necken zu können und lachen. Ach! das war ein so goldenes Lachen, wie ich es noch nie gehört habe, und ich dachte, wenn sie allein ist, thut sie den ganzen Tag nichts als singen und lachen, wie die Vöglein im Walde."

Digitized by Google

„Scheint mir denn doch nicht, wenn wir ein und dieselbe meinen! Aber das Merkmal, rotes Haar und blauer Schleier ist zu auffallend, als daß eine Verwechselung vorliegen könnte. Übrigens, Tony, nimm dein Herz in acht, ich fürchte, es ist nichts für dich, so sehr ich dir Glück wünschen möchte; sie muß sehr hohen Kreisen angehören nach einigen Äußerungen, die sie that über ihr Leben und ihre Bekanntschaft mit hochgestellten Persönlichkeiten."

„Nein, nein, sie fuhr ja dritter Klasse!" giebt der Verliebte sehr beruhigt zurück: „Ich war sehr erfreut, als ich es sah!"

„Dritter Klasse? So — hm hm! Dann allerdings kann's schon nicht zu hoch hinaus sein. Aber doch! Ihre Familie ist im Seebad, so etwas ließ sie fallen, und sie genießt nun die Freiheit auf eignen Füßen. Wer weiß, was dahinter steckt! — Ein vornehmes Dämchen, das einmal eine kleine abenteuerliche Reise machen will, fährt auch zum Vergnügen dritter Klasse. Der Unterschied zwischen ihr und der fast bäuerlich gekleideten Begleiterin war doch gar zu groß."

„Ihre Tante, sagte sie mir!"

„Ich halte die Frau eher für eine Art alter Amme, die das hohe Fräulein bei ihrer abenteuerlichen Reise als Verwandte verwertet. Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger Aussicht scheint mir wirklich für dich vorhanden. Ja — jetzt erinnere ich mich deutlich, sie sprach mir davon, daß unser Fürst selbst sie in einer Abendgesellschaft auf die Schätze unserer Bibliothek aufmerksam gemacht habe."

„Der Fürst selbst — in einer Abendgesellschaft," — wiederholt Müller tonlos und noch einmal . . . „Der Fürst", mit einem Ausdruck, der genügsam die tiefe Kluft bezeigt, welche dies eine Wort geschaffen hat. „Ja, dann allerdings, wenn sie gewohnt ist, mit Fürsten zu verkehren, wie würde sie da einen armen Schulmeister beachten! O, sie hat gewiß schon den ganzen Vorfall von heute morgen vergessen."

„Du siehst also, Freund," sucht der Kleine die gegebene Stimmung für sich auszubeuten, „daß du einem Phantasiegebilde nachrennst, welches, wenn gefunden, dich vielleicht nur bitter enttäuschen würde, darum gieb den hellblauen Schleier auf und schenke mir den heutigen Tag."

Während dessen hat der Rundgang die Freunde wieder zum Schloßhofe geführt und zu der Quelle, der sie nun, wo mit einemmal dem jungen Lehrer alle Eile und Wanderfreudigkeit genommen scheint, gemächlich zuschreiten.

„Im Grunde magst du recht haben," antwortete er endlich mit leisem Kopfnicken, nachdem er erst ziemlich lange geschwiegen, „es ist vielleicht sogar besser, wenn ich hier bleibe und der Gefahr entgehe, ihr noch einmal zu begegnen, — denn siehst du, Freund, — jetzt, wo ich ja selbst einsehe, daß es eine Unmöglichkeit ist, jetzt wird mir's erst klar, ja jetzt muß ich dir's freimütig gestehen, in meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so viel Lieblichkeit gesehen und so mächtig den unwiderstehlichen Zauber gefühlt, den die Schönheit auszuüben vermag. Ich glaube, die hätte ich nun auf der Stelle weggeheiratet mit geschlossenen Augen."

„Was!" unterbricht ihn der andere lachend, „mir scheint eher mit sehr offenen Augen, — da es ja hauptsächlich ihre Schönheit war, die dich anzog, — kennen

Digitized by Google

kannst du sie ja gar nicht, und Geist, Gemüt und Charakter sind doch noch mehr wert als alle Vorzüge des Körpers."

„In solch schöner Hülle kann nur ein schöner Geist wohnen! — Ach, ich will nicht mehr daran denken, und doch! Das Rauschen des Wassers bringt sie mir immer wieder ins Gedächtnis zurück."

Sie stehen jetzt neben einem Springbrunnen, der, in mächtigen Strahlen aus künstlerischen Lotosblättern aufsteigend, sein Wasser in tausendfältigen Tropfen zurückfallen läßt. Auch hier wirft die Sonne ihren Regenbogen hinein, und sinnend streckt der junge Mann die Hand aus.

„Auf solchen Bogen des Heils ist sie mir zuerst erschienen, und nie mehr werde ich den Regenbogen sehen können, ohne ihrer zu gedenken."

„Wahrlich, du bist verhext," ruft der andere in desperatem Ton, „komm zur Donauquelle, da will ich die Taufe über dich halten, wie das seit Jahrhunderten hier immer geschieht, dann bist du ein neuer Mensch!"

„Oder die Nixen bekommen erst recht Gewalt über mich," ist die scherzende Antwort.

„Ach was! Die Macht der Nixe vom Triberger Wasserfall wird damit jedenfalls gebrochen, denn wir sind hier in einem anderen Quellgebiete, und keine Gemeinsamkeit kann bestehen zwischen den Zuflüssen der Nord- und der Südmeere."

Bei diesen Worten aber erwacht plötzlich das Interesse des Gelehrten im Schulmeister, er bleibt stehen und spricht in ganz verändertem Ton:

„Sage, Hermann, ist's wahr, was die Zeitung seinerzeit berichtete, daß die Donau hier oben an einzelnen Stellen versickert, um als Bach wieder zu Tage zu kommen? Dann hättest du Unrecht, denn dann würde ja doch ein Teil ihres Gewässers durch den Untersee dem Rheine zufließen."

„Ja wahrlich: wie du sagst, es ist nun ganz klar bewiesen," bestätigt Kuhn. „Auffallend schien es ja immer, daß die Aach kaum fünf Minuten von ihrer Quelle schon stark genug war, ein Mühlwerk zu treiben. Das ganze Bachthal da unten nützt von ihrem Wasserreichtum. Fabrik steht an Fabrik neben ihrem kaum vierstündigen Lauf bis zu ihrer Mündung, während uns hier oben hauptsächlich bei Immendingen viel Wasserkraft verloren geht. Da wollten die hiesigen Bewohner dann die Abzüge zustopfen; aber die Fabrikbesitzer unten im Bachthal haben die Sache bei Zeiten gemerkt und bei der Regierung Verwahrung eingelegt. Es hätte fast Streit und Prozesse gegeben, denn die Immendinger wollten nicht Wort haben, daß die Bach wirklich mit der Donau zusammenhänge, bis einer der reichen Besitzer im Bachthal die Beweisführung übernahm und massenhafte Mengen Salz bei Immendingen in die Donau werfen ließ, worauf nach sechzehn Stunden der Frau Müllerin Enten und Gänse, welche die Bachquelle als Tummelplatz ihrer Schwimmübungen benützten, ein groß Geschnatter verführten. Denn an Salzwasser waren sie nicht gewohnt und erhoben lebhaften Protest dagegen."

Müller lacht, während Kuhn munter fortfährt:

„Dem genialen Quellenerforscher war die Probe aber noch nicht genügend, er ließ kurze Tage nachher noch grüne Farbe einwerfen bei Immendingen, und aber-

Digitized by Google

mals nach sechzehn Stunden kam die Bach smaragdgrün zutage. — Noch größeres Erstaunen der Gänse und Enten."

„Jetzt aber stehen wir an der Donauquelle," unterbricht ihn Müller. „Auch diese ist ja seinerzeit oft bestritten, die Brigach und Breg für die eigentliche Donau gehalten worden."

„Die aber versiegen oft und versanden im Sommer," verteidigt der Donaueschinger seiner Vaterstadt Eigentum, „hier ist die wahre Quelle, denn sie ist stets frisch und voll. Früher flossen hier wohl noch mehrere Quellen zu, es mag, wie die Geologen glauben, ein Seebecken gewesen sein, dies Land, worauf wir jetzt stehen."

Unter solchen Gesprächen waren die beiden Gelehrten die Stufen zur Quelle hinabgeschritten. In ein mannestiefes Bassin ist sie gefaßt, und ein mit Platten belegter Umgang giebt Raum, ihr nahe zu kommen. Oben darüber und von ferne sichtbar die gemeißelte liegende Figur der Grafschaft Baar, wie eine Ceres mit Früchten in Ähren umgeben — während die Donau, die als kleiner Knabe und Flußgott dargestellt ist, sich anlehnt an ihren Schoß. — Rings an den steinernen Wänden der kreisförmigen Vertiefung sind in Basrelief Zeichen des Tierkreises, Vignetten und Pflanzen künstlerisch eingehauen.

Der Abfluß ist hoch gelegt, sodaß das Wasser stets etwa einen halben Meter hoch steht. Stellen des Bodens, an welchen auf rings dunklem Grunde weißer Sand in steter Bewegung unaufhörlich die Lage und Gestalt wechselt, lassen erkennen, wo die Quelle emporstrudelt. An der Wand steht eingemeißelt:

Donauquelle.
Über dem Meer 678 m
Bis zum Meer 2840 km

„Viel, viel schöner und würdiger ist die Quelle so gefaßt, als sie es früher war!" giebt Tony Müller seiner Bewunderung endlich Worte.

„Doch kann man sie nicht mehr zuhalten mit der Hand" — lacht Kuhn, „wie jener österreichische Handwerksbursche, der meinte: „Was die in Wien sich wundern werden, wenn Donau auf einmal aufhört zu fließen!" — Jetzt komm aber, Tony, zur Quellentaufe, das ist unerläßlich zum neuen Menschen!"

„Die Taufe schenke mir, Hermann! Ich will kein anderer Mensch werden und meine Erinnerung möchte ich nun vollends nicht verlieren. Aber einen Becher Donauwasser will ich leeren als Abschied von meiner holden Fee und Dank für ihre helfende Güte! Möge ihre Rundreise einen fröhlichen Fortgang nehmen und ihr alle Freude bringen, die sie davon erhofft!"

Mit diesen Worten tritt er an die Seite, wo in die Wand eine silberne Kette eingemauert ist, an deren anderem Ende vermutlich ein Becher hängt, den man unten auch zwischen einigem Laubwerk hervorglänzen sieht. Dieses Laubwerk bleibt daran hängen, da er nun den Becher hervorzieht.

„Ei sieh," ruft er erstaunt, ihn in die Hand nehmend, „das kann nicht der Zufall gethan haben, das ist ja ein regelrecht gewundener Kranz, den irgend ein freundlicher Besucher wohl dem Quell gewidmet hat, sieh, ganz frisch noch die

Digitized by Google

Blätter hier! Ich glaube: der Kranz ist ein sicheres Zeichen, daß sie hier gewesen ist! Es können nur ihre Elfenfinger sein, die das zusammengeschlungen haben! Schau, Hermann, ja es ist so!" Bei diesen Worten zieht er das wohlgeborgene Veilchensträußchen aus seiner Brusttasche. „Findest du nicht, Hermann, daß dies ganz ähnlich verknüpft und gebunden ist?"

„Armer Freund," lacht der andere, „ich kann nur finden, daß du eine ganz merkwürdige Kunst hast, in deiner Phantasie Dinge zusammenzuknüpfen, die himmelweit auseinander liegen. Als ob kein anderes Mädchen Kränze binden könnte und Sträußchen als deine unbekannte Fee. Ich meinte ja, du wolltest sie vergessen! Komm, trink auf ihr Wohl und dann fertig damit!"

Das Wasser der jungen Donau ist klar und rein, aber auch weich und lau, nicht sehr erfrischend. Doch so begeistert noch ist seine Erinnerung an die Fee, daß er auf ihr Wohl den Becher in einem Zuge leert und es ihm dünkt wie sprudelnder Champagner.

Er macht die Nagelprobe mit dem glänzenden Becher: kein Tropfen mehr darin, und nun läßt er ihn an der Kette wieder sanft zu Boden gleiten, wo noch einige Epheublätter und verlorene Blumen aus dem Kranze liegen. Ein Maßlieb fällt ihm in die Augen, „das will ich doch noch mitnehmen," sagt er, und bückt sich danach. Zugleich aber erregt etwas Anderes seine Aufmerksamkeit. Unter den Blättern hervor schaut es wie ein Eckchen von einem Buch mit vielen aufeinandergelegten Blättern. —

„Ein Rundreisebillet!" ruft er erstaunt, indem er es hervorzieht.

„Das wird ein altes abgelaufenes sein," bemerkt Kuhn, der die Stufen schon wieder heraufgegangen ist, im Zurückschauen. —

„Nein — nein — es sind noch mehr als die Hälfte Blätter darin — sieh nur!"

Der Bibliothekar nimmt es ihm prüfend ab. „Richtig und hier das Blatt der Schwarzwaldbahn von Offenburg bis Singen nur zweimal koupiert, noch nicht abgelaufen, siehst du — Donaueschingen ist zuletzt gestempelt! Das mag eine unangenehme Entdeckung für den Herrn Reisenden sein, wenn er auf der Eisenbahn so getrost dahin fährt, und der Kondukteur kommt. Man sucht ja so schon in allen Taschen, zuletzt findet sich's dann gewöhnlich! Na aber für den! sehr unangenehm!"

„Schau doch einmal nach dem Namen," forscht Müller, „der steht ja immer auf der vorderen Seite!"

Kuhn schlägt die Blätter um: „Richtig, da ist der Umschlag, dacht ich mir's doch!" ruft er; „es ist ein weibliches Wesen. Unsereinem passiert so etwas nicht. — Melitta Elisabeth Frohmüller!"

„Melitta, Melitta!" ruft der junge Lehrer, dem Freunde rasch das grüne Heftchen wieder entreißend, um selbst Schriftzüge und Namen zu prüfen; „Melitta!" — seine Stimme hat schon einen eigenen weichen Tonfall für diesen ihm ganz neu und melodisch klingenden Namen erfunden. —

„Nun bin ich meiner Sache ganz sicher. Das ist meine Fee, sie war hier an der Quelle, sie hat den Kranz gewunden, für mich! sie hat das Billet verloren."

Digitized by Google

„Auch für dich! — Ich glaubte ja, du kennst ihren Namen überhaupt nicht."

„Bis zu dieser Stunde, nein. Aber kann sie denn anders heißen? Melitta! Das klingt ja schon wie der Lockruf einer Fee; und Frohmüller! Du hättest ihr heitres Lachen sehen sollen! Ja, ich grübelte vergeblich, wie sie wohl heißen könne. Ich wußte nicht, daß es einen Namen wie Melitta auf der Welt giebt, sonst wäre er mir sicher eingefallen."

„Nun aber, lieber Freund, nimm es mir nicht übel, weiß ich wirklich nicht mehr, treibst du Spaß mit mir oder Ernst? Sie und alles sie und immer wieder sie! Sie hat den Kranz gewunden! Sie muß auch das Billet verloren haben! Offen gestanden, mit letzterem verlöre sie wesentlich in meiner Achtung, denn es ist doch eine große Leichtfertigkeit, nimm mir das nicht übel."

„Sie that's, mir die Spur zu zeigen," unterbricht ihn Tony.

„Sie wird's noch gar nicht einmal bemerkt haben," meint der andere, „sonst wäre sie doch sicherlich gekommen, es zu suchen, wer diese Melitta Frohmüller auch sei, ob's die deine ist oder eine andere."

„Jedenfalls muß ich sogleich zur Eisenbahn und dort den Fund an der Kasse anzeigen," ruft Tony.

„Das ist gewiß das Wichtigste," stimmt ihm diesmal der Bibliothekar bei, und sie schlagen sogleich den Weg zum neuen Ziele ein.

Nur unterwegs an einem kleinen hübschen Häuschen mit Garten wird Halt gemacht. Tony muß im Fluge die Frau seines alten Schulkameraden mit ihren drei lärmenden, schreienden und nicht gerade sonntäglich angethanen Büblein kennen lernen. „Gott soll mich bewahren!" denkt er für sich, „deswegen meint mein guter, alter Kuhn, man müsse mehr auf geistige Vorzüge als auf vergängliche Schönheit sehen. Da scheint mir überhaupt nie etwas da gewesen zu sein von Schönheit, was hätte vergehen können," und laut spricht er zu seinem Freunde, als sie nun wieder auf der Straße nebeneinander dahin schreiten:

„Du bist wohl ein glücklicher Familienvater, aber es ist mir lieb, daß meine Fee eigentlich, wie du meinst, eine verkappte Prinzessin ist, da komme ich gar nicht in Gefahr. Es ist doch eine arge Wirtschaft, so drei Buben auf einmal."

„Na, auf einmal nun gerade nicht," lacht der stolze Vater. „Aber Freude ist immer noch mehr dabei als Mühe. Darum, wenn's auch nicht gerade deine Prinzessin ist, mög's doch bald eine andere sein, das wünsch' ich dir von Herzen, mein braver Tony!"

Sie sind mittlerweile am kleinen Bahnhof angekommen; da ist's still und leer, nur der Telegraphist, der zugleich das Billetbüreau unter sich hat, erwidert auf das Klopfen am Fenster mit einem dienstfertigen „Gleich!"

„Wir haben hier ein Rundreisebillet gefunden, vielleicht, daß die Besitzerin sich anmeldet beim nächsten Zug."

Der Beamte nimmt das Billet in die Hand und betrachtet es aufmerksam.

„Richtig, richtig, Melitta Elisabeth Frohmüller, so sagte sie, mein Herr, sie war schon da und hat gebeten, ihr das Billet nachzusenden, im Falle es noch gefunden würde."

Digitized by Google

„Nachzusenden? so ist sie schon fort?"

„Gerade vor einer Viertelstunde."

„Ah! deine Triberger Waldfee steigt wieder in meiner Achtung," wirft Kuhn lachend ein. „Begreifst du nun, daß sie nicht die Inhaberin dieses Billets sein konnte, sie müßte dann höchstens zurückgegangen sein nach Triberg, gewiß eine uralte Matrone, die das Billet aus ihrem Täschlein verloren hat, weil sie die Brille nicht auf der Nase hatte."

Der Beamte lacht auch:

„Ja ja," sagt er, „so ist's: eine Alte hat's verloren, und war sehr unglücklich über den Verlust, weil, wie es scheint, das Billet aus den sauer erworbenen Ersparnissen der anderen gekauft war. Denn darin irren Sie doch: Die Inhaberin des verlorenen Billets, diese Melitta Frohmüller, deren Namen darauf steht, ist ein blutjunges Ding."

„Siehst du wohl," jubelt Tony dem Freunde zu, „und gottlob keine Prinzessin, die sauer erworbenen Ersparnisse nehmen mir eine Last vom Herzen, jetzt fahre ich ihr nach und bringe das Billet. Hatte sie goldgelocktes Haar und einen blauen Schleier auf dem Hut?" „Das kann ich nun wirklich nicht sagen," meint der Beamte, „es war ein solcher Trubel."

„Aber Tony, du hörst doch, daß sie landab gefahren sind mit dem Zug vor einer Viertelstunde, sie sind's also doch unmöglich; denn die deinen wollten ja nach Singen, wie du sagst."

„Entschuldigen Sie," unterbricht der Beamte wieder. „Wir hatten vor einer Viertelstunde einen Extrazug des Sängerfestes wegen, den haben die Frauen benützt, da sie beim Suchen nach dem Billet den zwölf Uhr-Zug verfehlt hatten."

„So finde ich sie auf dem Hohentwiel," jubelt Tony, und nun war keine Macht der Erde mehr im stande, ihn von der Benützung des nächsten Zuges nach Singen abzuhalten.

„Leb' wohl, Freund — auf fröhliches Wiedersehen — und vergiß nicht," ruft ihm Kuhn noch in den Waggon hinein nach, „daß du verpflichtet bist, im Fall einer allenfalls nötig werdenden Hochzeitsreise die Rundreisebillete über Donaueschingen zu nehmen."

Der grelle Pfiff der Lokomotive verschlingt den Rest der Rede, nur noch ein lachend zusagender Gruß aus dem Fenster hinaus, dann sitzt der junge Lehrer an den gelben Holzrücken seiner Ecke gedrückt, das fremde Billet in Händen und studiert aus den feinen, so korrekt und doch elegant gezogenen Buchstaben, die ziemlich genau auf den für den Namen vorgeschriebenen Platz zusammengezogen sind, eine ganze Lebensgeschichte heraus von guter Erziehung, von Ordnung und Sauberkeit, von Schönheitssinn und allen sonstigen Eigenschaften, die ein weibliches Wesen zieren müssen.

Dabei fällt ihm ein Gedicht ein, das er einmal in früherer Zeit, nur der Übung wegen, aus dem Holländischen übersetzt hat — es wollte nie so recht fließen. Jetzt ist's, wie wenn das im gleichen Rhythmus fortgehende Rädergeraffel der Eisenbahn ihm den richtigen Takt dazu gäbe, und unwillkürlich sagt er sich's vor

Digitized by Google

in Gedanken, das Gedicht, das der holländische Autor „Egoismus“ betitelt hat. Ja, jetzt scheint er selbst solchem Egoismus nicht abgeneigt zu sein, und je weiter er kommt in seinen Versen, je mehr zieht ihn die Ähnlichkeit an, die er nun noch schlagender herausfindet:

Golden blonde Lockenhaare,
Himmel, schenke einer Maid:
Lippen, schwellend wunderbare
Für des Küssens Seligkeit,
Schnee für ihre Hand entlehne;
Himmelsaugen, Perlenzähne
Gieb ihr und den Elfenschritt,
Arme um hineinzufliegen,
Füßlein sich im Tanz zu wiegen,
Auch ein Herzchen gieb ihr mit.

Himmel, lasse dich verleiten,
Gieb ihr Sanftmut, gieb ihr Treu,
An die tausend Kleinigkeiten,
Ewig schön und ewig neu.
Süße Launen, die entzücken,
Und ein glühend Herz berücken,
Höchste Anmut, höchste Zier.
Gieb ihr, was sich Engel denken,
Deine reichste Gunst kann schenken,
Und dann Himmel — gieb sie mir!“

geef hoar my. „Gieb sie mir,“ wie ein endloser Refrain wiederholt sich das Wort mit dem Rädergerassel in seinen Sinnen und wird zum Schlaflied. Allgewaltig drückt es ihm die Augen zu.

„Gieb sie mir: geef hoar my“ — der holländische Urtext ist's jetzt wieder, der ihm wieder, in den Ohren liegt.

„Gef her mei“ wandelt sich nach und nach in seinem Traum zu Käfermai — Maikäferlein — ei sieh, wie es ihm um die Stirne summt und brummt und ihn neckend herausfordert, es zu fangen. — Er ist wieder ein Knabe, er hascht nach dem Maikäfer; jetzt hat er ihn glücklich, er bindet ihn an einen Faden, da aber ist nicht der Maikäfer, sondern er selbst ist der Gefangene. — An dem dünnen Faden wird er fortgezogen, hinauf in die Luft, fort über Wälder und Thäler und Berge dahin. Immer und immer dem vorausfliegenden Maikäfer nach; aber jetzt, wie er wieder verlangend nach ihm aufschaut, da ist's kein Maikäfer mehr, da ist's ein fliegender Goldfisch — der lacht so schelmisch, grade wie ein gewisser Mädchenkopf, und der Goldfisch hält in seinen Flossen eine Angel mit langer Schnur, daran hängt er selbst zappelnd — jeden Augenblick in Angst hinabzustürzen, und doch, das wonnige Gefühl des Fliegens ist gar zu schön! — Jetzt schweben sie über einen großen See — da senkt sich das Goldfischlein nach dem verwandten Element, und indem seine Flosse die Wasserfläche berührt, verwandelt es sich zur allerschönsten Nixe, und das Gold der Schuppen sind geringelte Locken, in die auch der Epheukranz von der Donauquelle leicht hinein gewunden ist. Und das Kleid der schönen Nixe ist ein blauer Schleier — der fließt hinunter

Digitized by Google

in die blauen Wellen und fließt und zerfließt mit ihnen, daß man nicht mehr unterscheiden kann, was Schleier ist und was Wellen — und sie sinkt immer tiefer — aber ihr liebliches Gesicht, das lacht so lockend, und die Hände hat sie noch hoch, in der einen den Veilchenstrauß, in der anderen die Angel: „Soll ich dich frei geben," ruft sie, „oder hast du den Mut mir zu folgen in meinen kristallenen Palast!?" —

Die Antwort bleibt ihm erspart, ein Hohnlachen aller unterirdischen Geister, ein Erdbeben — verschwunden See und Wasser und lockende Nixengestalt — nur das Gelächter dauert fort um ihn herum und verstärkt sich noch, als er endlich die Augen aufschlägt. Da steht der Kondukteur, der ihn tüchtig geschüttelt hat, vor ihm mit seinem Billet in der Hand, und alle Mitfahrenden haben in neugieriger Spannung die Blicke auf ihn gerichtet. Der Zug hält, man ist offenbar an einer Station.

„Mein Herr, ich muß Sie bitten auszusteigen und mir zum Stationschef folgen zu wollen."

„Wieso? — wer, was soll das heißen?"

„Ich muß Ihnen die Weiterfahrt verweigern, wenn Sie sich nicht ausweisen können. Bitte kommen Sie!"

Ärgerlich steigt Tony aus, und schon ist der Mann mit roter Kappe in Unterhandlung mit dem lebhaft redenden Kondukteur.

„Ihr Billet, mein Herr, ist nicht in Ordnung!"

„Mein Billet, wieso?"

„Oder," der Beamte lächelt, da er den stattlichen Bart mustert und die hohe Gestalt, „es muß ein Irrtum vorliegen" ruft er dann aus — „Sie sind doch keine Dame?"

„Eine Dame, ich?"

„Melitta Elisabeth ist doch ein Frauenname!" ruft der Kondukteur, „und Ihr Billet?"

Er hebt das dem Schlafenden entnommene Billet in die Höhe — währenddem pfeift die Lokomotive, und der Zug scheint eine Bewegung zu machen. — Hastig greift Tony nach dem Billet, dessen Entwendung er noch gar nicht bemerkt hatte.

„Sie Schlaukopf! — das Billet gehört gar nicht mir — geben Sie rasch!"

„Rundreisebillette müssen aber auf den Namen lauten — Sie dürfen nicht auf dieses fahren."

„Das thue ich auch nicht — ich habe mein eigenes."

„Dann bitte, zeigen Sie es". Tony sucht in allen Taschen.

„Soll mir denn der Zug noch einmal wie heute Morgen vor der Nase fortfahren!" ruft er mit hellem Ärger — entreißt das gefundene Billet aus des Bahnvorstehers Hand und stürzt zurück in seinen Waggon, die Thüre hinter sich zuschlagend im letzten Augenblicke, da der Zug sich in Bewegung setzt.

Aber dergleichen läßt sich eine öffentliche Behörde nicht gefallen; der Bahnvorstand macht ein Zeichen, und augenblicklich hält der Zug noch einmal. Zorn-

Digitized by Google

erfüllt stürzt der Kondukteur gegen die Thür, und wieder füllen sich alle Fenster, um zu sehen, was los ist — da glücklich hat Tony sein eigenes Billet im Bädeker gefunden, wo er es vor dem Einschlafen zum Koupieren bereit gelegt, und hält es dem nun etwas verblüfften Bediensteten unter die Augen.

Diesmal hat er seinem Kobold einen Strich durch die Rechnung gemacht, ihm das Spiel abgewonnen. Es war die Station Hohenkrähen gewesen — die letzte vor Singen, und an einem Faden hatte gehangen, daß er statt vom Hohentwiel vom Hohenkrähen den Sonnenuntergang hätte bewundern müssen. — Nun, am Ende für die Ekkehard-Erinnerung wäre auch dies interessant gewesen.

Während seines Schlafes hat er den Hattinger Tunnel unbewußt durchfahren und ist doppelt überrascht, sich schon so tief im Hegau zu finden, — wo die Balsaltkegel der Landschaft ein so eigentümliches Gepräge geben.

Sinnend schaut er auf des steilen Berges fest gezeichnete Umrisse. — Scharf zugespitzt ragt die Kuppe: — daß sich Frau Hadwig lehnen mußte an Ekkehards Arm, ist natürlich; wie hätte sie stehen können, sich des Schwindels erwehrend, ohne seine Stütze? Aber daß ihm dabei keine andere Antwort in den Sinn kam, als die Worte der Schrift: Weiche von mir, Satan! war doch ungeschickt von Ekkehard gewesen, er war eben ein Mönch! — „Wenn ich nun da oben gestanden wäre statt seiner und meine goldgelockte Fee an Stelle Frau Hadwigs . . ."

Ein Lächeln kräuselte des Lehrers Lippen: „Ich bin kein Mönch!" denkt er weiter.

Südlich rauscht der Zug ins Aachthal hinein, der Hohenkrähen wird kleiner und kleiner, jetzt aber steigt wie ein Koloß eine dunkle Masse empor; das ist der Hohentwiel — und „Singen — aussteigen" ruft der Kondukteur.

Ein Weltgetriebe ist auf dem Bahnhofe; Touristen, Reisende, Fremde aller Nationen füllen Wartesäle und Perron den ganzen Tag, wartend von einem Zug auf den andern, da hier Kreuzungspunkt ist von vier verschiedenen Linien, und Tony beginnt damit, alle Damen, die rotblondes Haar oder blauen Schleier haben, einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Erst nachdem er sich völlig überzeugt, daß nirgends die Gesuchte mehr weilen könne, folgt er den andern Wanderern, die ihm schon voraus sind auf dem Wege zum Hohentwiel.

Das alte Städtchen ist bald durchschritten. Dann kommen die neueren Straßen mit ihren hübschen Häusern und städtischen Kaufläden; aus dem Gasthaus zur Krone ertönt die Musik eines Orchestrion, einige der Voranschreitenden machen hier einen ersten Halt, er aber will voran, die versäumte Zeit wieder nachzuholen.

An einer Mühle führt der Weg über die Aach, bald sanft aufsteigend am östlichen Abhang hinauf, nur ab und zu von einigen Fruchtbäumen beschattet. Und je höher er kommt, desto schöner breitet sich die Ebene da unten aus. Aber auch hier zerstreuen ihn die ihm entgegenschreitenden, den Berg wieder herabsteigenden Wanderer, nicht mehr die Landschaft ist's und die Erinnerung an Scheffel, die er sucht, ein blauer Schleier und ein goldenes Lockenhaar und die Worte,

Digitized by Google

mit denen er das gefundene Rundreisebillet zurückgeben will, sind all' sein Denken. Nur einmal vergißt er auch dieses und steht geblendet vor der Zauberpracht, wie er auf der Hälfte des Weges angelangt, ahnungslos ob solchen Schauspiels die Holzterrasse betritt, die dort den Wanderer zur Rast einlädt.

Herrlich im Sonnenglanz liegt das Thal mit dem Städtchen und den Dörfern inmitten der grünen Matten; dort schlängelt sich die wasserreiche Aach durch die Ebene, hinter ihr braust ein Zug der Schwarzwaldbahn dahin, seine weißen Dampfwolken über den Feldern liegen lassend; weiterhin der Untersee — wie ein Spiegel, der den Himmel niederzieht auf die Erde. Gegen seinen hellen Hintergrund scharf abgezeichnet, aber winzig klein in der Entfernung die Kirchtürme von Radolfzell, ganz hinten die Insel Reichenau. Hoch oben links auf grünem Berge Ruine und Bauernhof — „die Homburg" — so erklärt der Wirt, welcher neben den Fremden steht, diesseits das Friedenberger Schlößchen — und über dem allen — leise hingehaucht wie schneeiges Gewölk schwebt im Glast die ferne Kette der Alpen, von der Sonne übergossen.

Tony steht lange und schaut und kann sich nicht satt sehen. Weit thut sich sein Herz auf in Bewunderung und Freude, aber wie die Gefühle verwandt sind und eins das andere hervorrufen, so zieht eine unendliche Sehnsucht ein in seine Brust. Er fühlt sich einsam hier all' der Schönheit gegenüber, er sehnt sich nach einem Wesen, dem er im stillen Verständnis, im heißen Entzücken, das ihn durchströmt, die Hand drücken und in dessen Augen er den Abglanz aller dieser Herrlichkeit noch einmal erblicken könne.

Oft und viel hat er schon Fußwanderungen und Reisen unternommen, nie hat er ein ähnliches Gefühl der Sehnsucht, des Alleinseins gekannt wie heute, wie eben jetzt. Ihm genügte es, an Mütterchen den Reisebericht zu schicken und den Freunden, heimgekehrt, davon zu erzählen. — Zum erstenmal denkt er: „Allein genießen ist kein Genuß, aber mit einem geliebten Wesen zusammen, das müßte die Seligkeit auf Erden sein!"

Bei diesem Gedanken reißt er sich endlich los von der Terrassenbrüstung und kommt wieder auf den Felsenweg, den Berg hinan. Schon bereut er den Augenblick Aufenthalts durch die Aussicht: „Wer weiß, ob sie nicht mittlerweile an mir vorüber bergab gegangen ist?"

Jetzt kommt der beschwerlichere letzte Teil der Steigung, und der lange, dunkelfeuchte Tunnelgang, der die Festung erschließt. Dann ebnet sich die breite Bergterrasse, und die Trümmer und Felsen bilden einen mächtigen Vordergrund zu der Aussicht, die hier noch reizender als unten sich ausdehnt über das ganze Hegau und Schwaben, über Ober- und Untersee, über die Allgäuer und Schweizer Voralpen und die anderen hohen Alpenhäupter.

Endlich geht es wieder Brücken hinauf, angelehnt an die Felsenmauer. „Eine uneinnehmbare Burg ist sie gewesen, diese Felsenfestung, und der alte Wiederhold hat im dreißigjährigen Kriege keine große Not gehabt, die fünf Belagerungen auszuhalten, die ihm die Kaiserlichen und die Bayern zugemutet haben. Ja er hat sie noch zurückgeworfen und ihren Anhang geplündert. Wäre der schlimme

Digitized by Google

Kommandant Wolf nicht gewesen, der sie mit seinen 55 Invaliden ohne einen Schwertstreich übergeben hat, als Vandamme mit seinen zwanzigtausend Mann vor Singen lagerte, sie stünde noch heute uneinnehmbar!"

So erklärt der Schultheiß, der mit einem großen Schlüsselbund bewaffnet einem Trupp Reisender vorangeht.

Tony hat sich zu ihnen gesellt, jetzt da der Mann seine Rede geendet und den andern langsamer folgt, sucht er ihn von der Vergangenheit auf die Gegenwart zu bringen.

„Lieber Freund — haben Sie nicht heute Nachmittag zwei Damen hereingeführt: eine alte und eine junge? —"

Der Schultheiß, ein etwas rundlicher Mann mit spärlichen Haaren und lustigen Augen unter buschigen Brauen, nickt ihm lachend zu.

„Zwei Damen? — o mehr als zwei und alte und junge, so viel sie wollen! Das ist ja die reine Völkerwanderung hier, und wenn ich den guten, leutseligen Herrn, den Herrn von Scheffel, nicht gar so gern leiden möcht', wahrhaft, ich könnte ihm gram sein über die Unruh', die er uns da heraufgebracht hat!"

„Sie meinen wegen des Ekkehard!"

„Ja freilich, wegen des Ekkehard, und auch wegen der Herzogin, wo da oben gewohnt haben soll. Ich war einstudiert auf den Wiederhold und auf seine Thaten, da hab' ich ganz genau alles gewußt, jetzt aber hab' ich noch wissen sollen, wo der Ahorn gestanden, unter dem sie Geschichten von Schmetterlingen und Prachtfaltern erzählt haben soll, und von einer Griechin mit ganz unbehaltbarem Namen, die da heroben gewesen, und von einer Gruft, wo der Ekkehard die Herzogin geküßt hat — und das sollte alles der Herr Doktor Scheffel haarklein in seinem Buch erzählt haben. Ich hab' ihn dann einmal gebeten um das Buch und er hat mir's auch geschenkt; ich hab' mich dann hingesetzt und hab's den Winter über gelesen, na und seitdem da kann ich's ihnen denn auch sagen! kommen Sie nur mit herauf: wir gehen jetzt gerade an die Kapelle; sind eigentlich Kasematten, aber das thut nichts, die Leute wollen's lieber so!"

Oben in den weitläufigen Räumen führen die vergrasten Wege zu gar manchen alten Gärten und Terrassen, wo jetzt alles wild empor wuchert. Tony hat sich getrennt von der größeren Gesellschaft und dem herumführenden Schultheißen; ein kleiner, niedergetretener Pfad über Sandhaufen und Geröll scheint ihn zu höher gelegener Rundsicht zu führen, von wo er möglicher Weise mit einem Blick die verschiedenen Teile übersehen und besser Nachforschungen anstellen kann.

Doch verranktes Gestrüpp macht bald ein Weiterkommen unmöglich. Schon will er wenden, da bricht ein Ast, an dem er sich eben gehalten; er wird zur Seite gezogen, und indem er glücklich noch ein Stück Mauer und eine daran hervorstehende Baumwurzel erfaßt, wird sein Absturz verhindert in einen tiefer liegenden Hof, den er vorher im dichten Blattwerk gar nicht beachtet hat, und der nun wie ein ganz geheimnisvoll verschwiegenes Plätzlein sich unter ihm ausbreitet, überwuchert von blühendem Flieder, von rankendem Epheu, duftendem Weißdorn

Digitized by Google

und falscher Myrthe, die aus allen Lucken und Spalten des Gesteins hervorbrechen, darüber die flatternden Schmetterlinge. Er aber schwebt hoch in der Luft über all' der Herrlichkeit wie ein schwarzer dunkler Raubvogel.

Nach dem ersten Schrecken hat er sich mit der Gewandtheit eines guten Turners in die Lage gefunden. Diese mit seinen kleinen Sextanern wöchentlich zweimal eingeübte Kunst kommt ihm hier recht zu statten.

In einem Riß des Gemäuers findet sich Platz für den Fuß, und er kann sich nun erst einmal genauer nach seiner Lage umsehen.

Fast aber hätte er vor freudigem Schrecken Wurzelwerk und Mauer mit Händen und Füßen auf einmal los gelassen und wäre der Dame seines Herzens buchstäblich zu Füßen gefallen.

Denn da unten, in der Mitte des Hofes, auf einem Steinhaufen, der aber wie jeder Fleck dieses kleinen Paradieses überwachsen ist von blühendem Unkraut, sitzt eine hellgekleidete Mädchengestalt. Den Kopf gesenkt über ein großes Album, zeichnet sie eifrig, das Gesicht ist nicht zu sehen, aber das auch im Schatten nicht zu verkennende rötliche, etwas gewellte Haar läßt das Herz des da oben an der Mauer Schwebenden stürmisch klopfen. Im Eifer ihrer Arbeit muß sie das Krachen des Astes und das Niederrollen einiger Steine wohl überhört haben, denn jetzt zum mindesten sieht sie sich gar nicht um und arbeitet so ruhig weiter, als ob in diese blühende Weltabgeschlossenheit niemals ein Unberufener eindringen könne. Selbst die Schmetterlinge, die sie in ungewöhnlicher Zahl umgaukeln, die langbeflügelten Schwalbenschwänze, die Apollos, die sich hier eine Freistatt gegründet und sich wohl für allein besitzberechtigt halten, können sie nicht aufstören aus ihrer phlegmatischen Ruhe. Ab und zu fliegt ihr einer auf den Kopf, oder ein anderer setzt sich auf das Album, nur die sich bewegende Bleifeder treibt ihn wieder weg.

Doch trotz aller Turnergewandtheit kann Tony nicht ewig da oben hängen bleiben als ein in hoher Ferne schwebender, schwärmender Verehrer. Einen Augenblick ärgert es ihn, daß sie nicht, magnetisch angezogen, ganz von selbst den Kopf nach ihm wenden muß, den nächsten aber kommt ihm das Lächerliche seiner Lage doch zum Bewußtsein, der Hut liegt unten, sein Haar muß ziemlich zerzaust sein, und dann heute zum zweitenmal, erst unter ihr auf der wasserumspritzten Felsenspitze angelnd nach dem Landungsbrett, jetzt über ihr hängend mit etwas verstaubtem Rocke an einem Wurzelwerk . . . nein, sie hätte wohl den Eindruck bekommen, daß sie ihn nimmer im Leben auf ebenem Boden begegnen könne, und ihr Lachen will er doch nicht wieder reizen. Darum, vorsichtig wie eine Katze, sucht er von Stein zu Stein, von Spalte zu Spalte an der alten Mauer herabzukommen.

Glücklich gelingt's ihm, zwar nicht ganz ohne Lärm, es kugelte sogar polternd ein Stein zu Boden, und ihm fährt der unangenehme Gedanke durch den Kopf, ob sie nicht ganz gut höre. —

Unten angekommen, reibt und wischt er erst den Staub von Rock und Stiefeln, zieht die Kravatte zurecht und vermißt zum erstenmal, daß er seinem Tascheninventar keinen Spiegel zugefügt hat.

Digitized by Google

Doch es mag gut sein zur Not, und das andere, das er aus seiner Tasche gezogen hat, wird gewiß für jeden Mangel an ihm selbst entschädigen: Nur weil ihm das Schicksal vergönnt, ihre so liebenswürdige, für ihn immer unvergeßliche Hilfe vom Triberger Wasserfall mit einem kleinen Dienst zu vergelten, habe er den Hohentwiel erklommen, sie suchend überall, bis er das Rundreisebillet zu ihren Füßen niederlegen könne! Die Rede hat er sich da oben am Zweige hängend schon ausgedacht; er wiederholt sie jetzt, da er durch das Gerank sich durchwindet, die losen Steine überschreitet und zum kleinen Hügel gelangt, auf dem sie sitzt. Noch einen Augenblick bleibt er stehen und sieht sich um: das ist wirklich ein Plätzchen wie von Gott Amor selbst geweiht, um alle weichen, alle seligen Gefühle in des Menschen Brust wach zu rufen: Blüten ringsum und duftgeschwängerte Luft, daß man den ganzen Frühling einzuatmen vermeint mit jedem Hauch. Sie aber zeichnet und zeichnet immer fort, als ob es sonst nichts gäbe auf der Welt.

Er will sie nicht überraschen und erschrecken, so tritt er jetzt auf wie gewöhnlich, aber ob sie auch ihn für einen Schmetterling hält? Sie scheint es gar nicht zu bemerken, daß jetzt jemand hinter ihr steht und ihr auf das Blatt hernieder sieht.

Es war eine reizende Zeichnung, die sie da gefertigt hat. — Das steingefügte, dunkle, spitzbogige Thor, der Eingang dieses Hofes, bildete die Umrahmung der dufthellen Fernsicht, ein Stechpalmstrauch, aus einer Spalte des Thorbogens herauswachsend, hob seine gleichförmigen Blätter tiefdunkel ab gegen den lichten Himmel, und fern, ganz fern aus der Ebene aufsteigend im spitzen Kegel, gerade als Mittelstück im Thorborgen sich erhebend, der Hohenkrähen im schimmernden Duftgewand des Abendglanzes. Eine Weihe kreist langsam darüber hin!

„O Fräulein Melitta — wie schön haben Sie das gemacht!"

Jede andere Begrüßung ist vergessen in diesem unwillkürlichen Ausdruck der Bewunderung. —

„Please! I don't understand!" ist die in etwas spitzem Fistelton gegebene Antwort. Sie hebt den Kopf dabei nicht — er aber senkt jetzt den seinen zur Seite: ein Blick auf das scharfe Profil vollendet die bittere Enttäuschung, und fast vermeint er das heimliche Kichern seines Kobolds zu hören, wie jetzt seine Blicke auf den roten Strohhut fallen, der, wenn er hinter ihr statt vor ihr gelegen, ihn nicht eine kostbare Viertelstunde hätte verlieren lassen.

Wut im Herzen gegen alle zeichnenden Engländerinnen, vor denen keiner unserer herrlichsten deutschen Aussichtspunkte mehr sicher ist, eilt er zum Thorbogen hinaus und kommt gerade noch recht, durch Bäume und Strauchwerk die rotglühende Sonnenkugel zu erblicken und nach dem Turme zu eilen, um von dort oben ihren Untergang zu sehen.

Er steigt die Treppe hinan; auf halber Höhe ist das Turmzimmer, wo ein Tisch steht mit Stuhl und Tintenfaß, wenn die Besucher sich einschreiben wollen. Es sitzen gerade eben ein paar Herren dort und blättern in dem Fremdenbuche. — Just da sein Kopf auftaucht an der Treppe, hört er die Worte vorlesen:

Digitized by Google

„Drum, wen der Herr im Grimme
Zu einem Schulmeister gemacht,
Der führe sich dies zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht."

Ein allgemeines Lachen am Tisch folgt den Worten, und ihm, dem der neckische, unsichtbare Schalk heute einen Schabernack nach dem anderen gespielt hat, ist's, als ob die Verse ganz direkt auf ihn gemacht seien, als ob ihm die Herren seinen Stand ansehen und das Lachen ihm gelten müsse. Ohne sich aufzuhalten, eilt er höher empor. —

Den meisten Hohentwiel-Besuchern ist die alte Holztreppe zu steil, sie haben die Aussicht eben so gut von den unteren Terrassen, und nur wenige trifft Tony oben auf der Turmplattform an, wo der Kastellan, jetzt am großen Fernrohr beschäftigt, es bald hier bald dorthin richtet und insbesonders einige Kinder hoch damit erfreut: diese sehen weit auf der Homburg einen Wagen mit Heu aufladen, sie können auf der Radolfzeller Kirchturmuhr die Stunden lesen, und immer anderes entdecken sie und schieben eines das andere in stets erneuter Neugier fort, wobei natürlich das Fernrohr gerückt wird, und der Schultheiß stets wieder richten muß.

„Wollen Sie nicht auch einmal hindurch sehen, Herr" fragt er den jungen Mann, welcher auf die Zinne gelehnt hinunter schaut ins Thal.

„Ich möchte die wunderbare Beleuchtung jetzt nicht verlieren", giebt Tony verneinend zurück. — „Aber wenn Sie mir die Gegend ein wenig erläutern wollen, würde ich Ihnen sehr dankbar sein."

Schon ist alles wie mit Purpur übergossen, auf der Ebene breiten sich blaue Schatten, und wie ein Spiegel liegt der See; noch ist alles gut sichtbar, östlich am Untersee die kleinen weißen Flecken, da ist Markolfingen, Allensbach, Wollmatingen. Jetzt auf der Höhe rechts, der Arenaberg, das Besitztum der Napoleoniden, wo auch die Kaiserin Eugenie so manchen Sommer verweilt hat, und von wo der unglückliche Lulu als kleiner Prinz den See durchfuhr auf einem eigenen winzigen Dampfschifflein.

Und dort links ganz hoch oben, durch das Fernrohr ist es genau sichtbar — jetzt nur wie ein weißer Nadelkopf an der Bergkuppe — das ist der Sitz des Fürsten von Fürstenberg — das ist Heiligenberg, von wo man die schönste, ausgedehnteste Aussicht über See und Alpen haben soll, einer der sieben schönsten Punkte Europas.

Noch eine Menge Schlösser und Villen nennt der Schultheiß, er kennt sie alle, alle wie sein eigenstes Gebiet. Überall gesäet an die Bergwände des Seeufers Besitztümer von Monarchen und Großen der Welt, als sei hier ein kleines Reich für sich nur von Königen, Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen.

Von diesen hohen irdisch gekrönten Häuptern aber springt er plötzlich ab und weist hinüber nach der andern Seite, „dort kommen noch andere hohe Herrschaften: der Saentis und die sieben Kurfürsten, die Sesa Plana, Glaernisch, Tödi und Titlis und . . . ."

Digitized by Google

„Herr Schultheiß! ach helfen Sie uns doch", wird er in seiner Aufzählung von rufenden Kinderstimmen unterbrochen, „das Fernrohr ist ganz aus der Richtung gekommen, wir kriegen immer nur den blauen Himmel, sehen Sie, wir möchten dort den spitzen Berg!"

„Den Hohenkrähen? — o das können wir leicht machen — seht, da haben wir schon seinen felsigen Gipfel. Sie, Herr, wollen Sie nicht auch einmal hineinschauen, man glaubt, man könne nur mit einem Katzensprung hinüber gehen — so genau sieht man jeden Felsblock. — Aber es ist ja auch der nächste Berg hier, er liegt nicht viel mehr als eine Stunde entfernt, der Hohenkrähen."

Durch eine nur zu natürliche Ideenverbindung fällt ihm beim Hohenkrähen seine diesen Berg durch den Thorbogen zeichnende rothaarige Engländerin wieder ein. Sehr unangenehm berührt durch solche Erinnerung wendet er sich entrüstet ab — und giebt sich ungeteilt der Betrachtung der immer mehr in Duft und purpurne Glut sich hüllenden Landschaft hin.

„Nein, wie deutlich man alles sieht," ruft das kleine Mädchen, das jetzt das Fernrohr inne hat — „eben steht eine Dame oben, o man sieht sie so gut, ganz scharf abgezeichnet gegen den Himmel."

„Laß mich auch sehen", ruft ihr kleiner Bruder, sie verdrängend „o ja, ganz gut seh ich sie, und zugig muß es da oben auch sein, gerade wie hier, . . . hast du gesehen, wie der blaue Schleier im Winde fliegt."

Der blaue Schleier! — kaum hat das Wort sein Ohr berührt — so ist der junge Lehrer auch wie der Löwe nach der Beute mit einem Sprung am Fernrohr. Den Knaben hat er zur Seite geschoben und schaut hinein mit begierigen Augen, als gelte es das Heil der Welt zu erblicken. Doch er war zu heftig, verschwunden ist Bergspitze und Dame und blauer Schleier, er schaut wirklich nur den Himmel und weiße Luft. Ein hilfeflehender Blick auf den Schultheiß bringt das Fernrohr wieder in die Richtung, und nun geht er, zwar immer noch mit hochklopfendem Herzen, aber doch vorsichtiger zu Werk.

„Ja, ja — sie ist's" ruft er jubelnd aus, nicht achtend seiner erstaunten Umgebung und dann schaut er lange, lange stumm hinein, und man kann aus dem freudigen Lächeln seiner Lippen erkennen, welches Wohlgefallen ihm das ferne Bild erregen muß. Die Kinder umstehen ihn in andächtiger Scheu, und keines wagt durch ein Wort ihn im seligen Hineinschauen zu stören.

Auch der Schultheiß schmunzelt; aber er ist kein Freund stillen Beobachtens:

„Nun, habe ich zu viel gesagt!" unterbricht er die Stille „ist das nicht ein herrliches Fernrohr, wenn Sie auf eine Stunde weit die Menschen sogar noch erkennen können!"

Tony hat sich jetzt aus seiner gebückten Stellung wieder erhoben. Der Gipfel des fernen Berges ist leer geworden, und auch ihm ist das Lächeln vom Gesicht verschwunden; aber er schaut das Instrument doch mit liebevoll bewundernden Augen an. Nein diese vervollkommnende Erfindung der Neuzeit! Photographie! Fernrohr! es fehlt nur noch der Luftballon!

Digitized by Google

Er wendet sich an den Schultheiß: „Lieber Freund, raten Sie mir! Das Fräulein, das da drüben stand auf dem Hohenkrähen, das suche ich nun schon den ganzen Tag, da wir aber leider ein Jahrhundert zu früh leben und ich auch keine Siebenmeilenstiefel habe, daß ich durch die Luft von hier gleich hinüber auf den Hohenkrähen könnte, wollen Sie so gut sein und mir den kürzesten Weg sagen: es muß doch über die Felder einen Weg geben! Sie sagen, es sei nur eine Stunde; — ich treffe sie dann wohl halbwegs, wenn ich direkt von der Nordseite des Hohentwiel hinunter zu kommen suche."

„Nein, Herr, das geht nicht — das ist zu steil."

„Ist Ekkehard nicht auch abgerutscht auf seiner Flucht? Ich habe nicht minder Eile!" meint Tony lachend, „Sie haben doch vorhin gesagt, daß Sie den schwindligen Besuchern den Rutschweg zwischen den Klingsteinfelsen immer zeigen müssen."

„Es war zu Meister Ekkehards Zeit noch keine Festung erbaut mit ihren senkrechten, schwindelhohen Mauern —" lacht der Schultheiß — „wird Ihnen nichts übrig bleiben, als bis zum Wirtshaus unten auf halber Berghöhe zurückzugehen, und von dort zwischen Schule und Kirche hindurch zeigt ihnen der Wirt schon den nächsten Weg auf den Hohenkrähen."

Die Sonne ist hinab gesunken, es gilt zu eilen, wenn er noch vor völliger Dunkelheit etwas erreichen will. Doch wie er durchs Turmzimmer kommt und das Fremdenbuch auf dem Tisch liegen sieht, fährt's ihm durch den Sinn, nach dem Schulmeister-Vers zu sehen — der geradezu auf sein eigenes heutiges Mißgeschick geschrieben ist. Dann ist es nicht auch ein tückisch Mißgeschick, daß er hier ist! Wie wenig hätte gefehlt und er wäre zu seinem Glück auf der Station Hohenkrähen zurückgeblieben! — Das war die Anziehungskraft ihres Billets gewesen, das ihm den Weg zeigen wollte! Denn hätte er sie gefunden, — mit ihr wie Ekkehard mit der Herzogin Hadwig wäre er auf der engen Kuppe zusammen gestanden!

Fast haben alle diese Gedanken, die ihm wie Sturmwind durch den Kopf fliegen, den ersten wieder vergessen lassen — nur mechanisch greift er nach dem Buch. — Es schlägt zumeist von selbst da auf, wo es zumeist gelesen wird. — „Von Scheffel am 16. Mai 1854 eingetragen" steht darüber. — Das fesselt ihn sogleich, ob es auch nicht Scheffels Hand ist. — Die Erklärung dafür steht darunter: ein rücksichtsloser Autographenwüterich hat es herausgetrennt, und nur in Abschrift ist es erhalten:

Was tönt zu nächt'ger Stunde
Gespenstig vom hohen Twiel?
Es sitzen zwei auf dem Turme
Im Mondschein und lesen Virgil.

Den unsäglichen Schmerz zu erneuern
Gebeut'st Du, o Königin, mir —
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier.

Herr Ekkehard ist's von St. Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
Gegenüber Frau Hadwig die stolze,
Die Herrin in Schwabenland.

Digitized by Google

Sie nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht,
Da däucht ihr des Lehrers rot Mündlein
Viel schöner denn alles Gedicht.

Sie kommen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt,
Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.

Drum, wen der Herr im Grimme,
Zu einem Schulmeister gemacht,
Der führe sich dies zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht!

So war also der Zusammenhang mit dem letzten Vers . . . Tony mußte lachen, weil er sich betroffen gefühlt, doch auch ihm spielt die Liebe heute übel mit — denn Liebe war's, das muß er sich eingestehen — wenn auch nur Liebe von einem Tag — aber der Tag war so lang, — was hatte er heute nicht alles schon erlebt, gesehen, gefühlt, gedacht — und das eine weiß er sicher: für sein Leben hatte der Tag entschieden.

Er nimmt die Feder, taucht sie ein, besinnt sich einen Augenblick und dann mit lachendem Munde schreibt er auf die Rückseite des Gedichtes — — —

Auch mich hat der Herr im Grimme
Zu einem Schulmeister gemacht,
Hätt's gern im Unterricht geben
So weit wie Herr Ekkhard gebracht.

Doch ihm vor tausend Jahren
Ward's leichter, viel leichter als mir:
Er hatte die Herzogin Hadwig
Doch hier auf dem Twieler Revier.

Ach! ich kann die Vielholde
Durch's Fernrohr nur erspähen:
Ich steh auf dem Hohen Twiele,
Sie steht auf dem Hohenkrähen. —

Und wenn nach tausend Jahren
Ein spätrer Schulmeister liebt,
Ich wünsch ihm, daß es zum Fernrohr
Dann noch einen Luftballon giebt!

Den Namen setzte er nicht darunter, aber das Datum des Tages. Dann klappt er das Buch zu und eilt die Treppe und den Schloßplatz eilend hinunter.

* * *

Es war gerade still und öde auf dem Singener Bahnhof, als ein staubbedeckter Wandrer eiligen Schrittes dort ankam und am Schalter anklopft, dann aber so atemlos ist, daß er kaum sein Anliegen vorbringen kann . . . .

„Haben hier nicht zwei Damen nach einem verlorenen Rundreisebillet gefragt, das ihnen von Donaueschingen nachgeschickt werden sollte?"

„Doch! gefragt ist worden, aber das Billet scheint nicht gefunden zu sein!"

Digitized by Google

„Wann waren die Damen da?"

„Vor einer halben Stunde etwa, sie kamen mit dem letzten Schwarzwaldzug."

„Und wissen Sie, wohin sie weiter gereist sind?"

„Sie lösten ein Billet nach Schaffhausen und sagten, sie würden morgen auf der Rückfahrt noch einmal nach dem Billet fragen, wenn es einstweilen doch noch gefunden würde!"

Er überlegt; soll er es hergeben? Dann bekommt es die Eigentümerin doch sicher! Aber nein, nein! er kann sich nicht trennen von seiner Hoffnung: eines noch muß versucht werden!

„Ich bitte auch um ein Retourbillet Schaffhausen — es geht doch noch ein Zug?"

„Um halb zehn Uhr der letzte..."

Bis dahin hat es gut dreiviertel Stunden Zeit, er geht in den Wartesaal, er wirft sich ermattet auf eine Bank — er wischt sich den Schweiß von der Stirn und seufzt so hoch auf, daß der Portier, der die eingetretene Ruhe zu einem kleinen Schläfchen benützt, erschreckt auffährt, sich die Augen reibt, nach ihm hinüber schaut und dann zutraulich näher kommt:

„Sie scheinen mir auch nicht übel gelaufen zu sein! — Ja, unsere Eisenbahnen warten nicht! Mit welchem Zuge haben Sie fortgewollt!?"

„Ich fahre nach Schaffhausen mit dem letzten Zug!"

„Da hätten Sie auch nicht so zu springen brauchen, das geht noch lang! Kommen Sie mit, drüben in der Krone ist gutes Bier, das wird Ihnen gut thun!"

Aber Tony Müller hat einen Schwur gethan: keine Macht der Erde bringt ihn einen Schritt fort vom Bahnhof, und wenn er verdursten müßte.

Er schüttelt nur den Kopf und bleibt fest sitzen. Es giebt ein französisches Sprichwort: Chat échaudé craint l'eau froide . . . Ja, eine gebrühte Katze fürchtet auch kaltes Wasser . . . und wem schon zweimal an einem Tag der Zug zur Weiterreise gerade vor der Nase weggefahren ist, der hat allen Grund, vorsichtig zu sein.

Noch sieht er vor sich das staunende Gesicht des Bahninspektors von Hohenkrähen, der ihn am Arm gepackt hat und hindert am Hinausspringen.

„Ei der Tausend! Sie! Sind Sie nicht der Herr", er lacht, „oder das heißt die Dame mit dem Billet Elisabet?"

„Ja leider!"

„Wie kommen Sie denn da hinten herum? Sie sind doch fortgefahren Singen zu? Sind Sie von dort statt auf den Twiel auf den Krähen gekommen?"

„Ich wollte vom Twiel am Krähen vorbei hierher —"

„So! dann möchten Sie wohl mit dem nächsten Zug Richtung Offenburg?"

„Nein, nein — nach Singen!"

„Na, das hätten Sie aber doch besser umgekehrt gemacht: heute Mittag von hier über den Krähen und dann weiter — sonderbare Rundreise das?"

„Bitte, Herr Inspektor, sagen Sie mir lieber, wann geht der nächste Zug nach Singen?"

Digitized by Google

„Heute Abend keiner mehr!“

„Keiner mehr heute Abend?“

„Es war der letzte.“ —

„Bitte noch eins: Sind hier zwei Damen eingestiegen — eine alte und eine junge — letztere mit blauem Schleier?“

„Ich glaube ja!“

„Dritter Klasse?“

„Nein zweiter.“

Er hat einen Augenblick gestutzt, Hermann Kuhns Vermutung fuhr ihm wie ein Dolchstich ins Herz — aber immerhin, er mußte doch das Billet abliefern, er muß ihr nach, wer sie auch sein mag . . .

„Wollen Sie mir den nächsten Fußweg nach Singen sagen, Herr Inspektor, es kann ja nicht mehr als anderthalb Stunden sein.“

„Wenn Sie gut ausschreiten höchstens eine, und der Mond steigt ja bald auf!“

Der Weg führte längs der Bahn — die neuzeitige Zivilisation duldet keine neckischen Kobolde in ihrer Nähe — sonst hätte ihn unfehlbar der dort heimische, von der Einwohnerschaft so gefürchtete Poppele von Hohenkrähen noch einmal in die Irre geführt — auch schritt er so rüstig aus, daß sein eigener kleiner Kobold abgemattet am Wege liegen blieb und ihn nicht weiter verfolgen konnte. . . . .

Der Zug Constanz-Basel sauft gar ohne Verspätung in Singen ein — es geschieht auch kein Eisenbahnunglück bis Schaffhausen, und der beunruhigende Gedanke, warum sie wohl zweiter Klasse gefahren, hat ihn trotz aller Müdigkeit am Einduseln und dem möglicher Weise noch drohenden Verschlafen seiner Station verhindert — so daß er mit dem tröstenden Resultat: „Nun, es war ja nicht erster Klasse! und da bin ich wirklich in Schaffhausen!“ aus dem Waggon herausspringt.

Nun aber scheint das Glück ihn zu begünstigen; endlich muß Ungemach doch einmal aufhören, wenn man sich nicht abschrecken läßt. Gleich das erste Gasthaus, in dem er nach den zwei Damen frägt, ist das richtige. Die Einschrift des Fremdenbuches enthält neben dem ihm wie dies Erfüllen einer Verheißung entgegenstrahlenden, mit den kleinen, zierlichen, ihm so wohlbekannten Buchstaben geschriebenen Namen: Melitta Elisabeth Frohmüller aus Karlsruhe — noch denjenigen ihrer Tante: Frau Distelheim, Witwe aus Offenburg.

„Sind die Damen im Speisezimmer?“

„Nein, sie sind schon hinaufgegangen!“

„Kann ich auch bei Ihnen ein Zimmer bekommen?“

„Ja — aber nur ganz oben ohne Aussicht. Die beiden Damen haben das letzte im ersten Stock mit dem Blick auf den Wasserfall.“

Ein hübscher Garten nach dem Rhein zu umgiebt das Hotel; nachdem sich Tony im Speisesaal etwas erfrischt hat, verlockt ihn die weit offen stehende Thür zu einem Gange hinaus. Man hört das Wasser, und zwischen den Gebüschen hindurch im klaren Mondenschein bietet sich das prächtige Bild des breiten, welt-

Digitized by Google

berühmten Rheinfalls in überraschender Weise dar. Aber nur einen Augenblick fesselt es den bewundernden Beobachter; dessen Herz hat heute zu lange andere getragen; vom Kellner hat er sich im Vorübergehen das Zimmer der beiden Damen zeigen lassen; jetzt rechnet er aus, welches ihr Fenster wohl sein könne. Das mittlere wohl, das mit dem kleinen Balkon! Schlingrosen ranken sich am Gitter empor, und wie er nun weiter zurück tritt und aufmerksam hinschaut, bemerkt er klopfenden Herzens, daß die Thür nach dem Gemach noch weit offen steht.

Da besinnt er sich nicht lange, er hat ja in der Tasche, was ein etwas zu kühnes Vergehen entschuldigen wird, und hinter einen Jasminstrauch versteckt, der ihm genügend die Aussicht frei läßt, fängt er an mit lauter, frischer Stimme das Schubert'sche Lied vom Fischlein zu singen, wenn auch mit eigenmächtiger Veränderung des Textes:

An einem Bächlein helle
Da schoß in froher Eil'
Die schmucke Goldforelle
Vorüber wie ein Pfeil.
Ich stand auf Felsensteinen
Und selbst gefangen ach!
Sah ich der zierlich feinen
Bis sie entschwunden, nach.

Von Tribergs Wasserwelle
Ich rannt' ihr hinterher
Bis zu der Donauquelle,
Fand sie dort auch nicht mehr,
Ich lief zum Hohentwiele
Zum Krähen hinterdrein,
Nun liebe Angel spiele
Am grünen, grünen Rhein!

Er hat gar deutlich ausgesprochen, und die fremden, neckischen, anzüglichen Worte auf die bekannte Melodie gesungen, locken gar bald eine schlanke Mädchengestalt hinaus auf den Altan. Erst scheu tritt sie unter die Thür, ausspähend nach allen Seiten, dann, da sie nichts gewahrt, kommt sie weiter vor und beugt sich über die Brüstung.

Der Sänger da unten hinter dem Jasminstrauch erkennt sie wohl, sie ist es wirklich, und wieder erscheint sie, wie heute Morgen, hoch über ihm, zwar nicht von der Sonne umflutet, aber fast noch überirdischer in der Mondstrahlen weichem, träumerischem Licht, und die Rosen der Brüstung schmiegen sich ihr an Busen und Gewand.

Jetzt hat er geendet — jetzt tritt er vor — aber sie kann ihn nicht sehen, der Strauch wirft seine dunklen Schatten über ihn.

„Fräulein Melitta!" ruft er hinauf.

„Wer ruft mich hier? Sind Sie es, der Fischer am Triberger Wasserfall?" kommt es mit so erstauntem Ton zurück, daß er wohl fühlt, wie unwillkürlich ihr die Frage entschlüpft.

Digitized by Google

Er ist auf den freien Platz ins Mondlicht hinausgetreten, er hebt den Arm zu ihr empor.

„Ja, ich bin's! Ich habe Sie gesucht den ganzen Tag, ich habe etwas gefunden, was Ihnen gehört!"

„Das Rundreisebillet?" Sie sieht es in seiner Hand, die Blätter bewegen sich leise winkend im Abendwind.

„Ja, ein Rundreisebillet: Elisabeth Melitta Frohmüller, — es konnte nur Ihnen gehören, es sagte mir ihren Namen, wie hätte ich sonst hier in all' den Gasthöfen Ihre Spur verfolgen können."

„O, das ist ein freundlicher Zufall, danke schön!" ruft sie mit heller, melodischer Stimme fröhlich herunter, sich weit über die Brüstung lehnend. Dann aber wendet sie sich der Thür zu:

„Tante, unser Billet ist gefunden, wir brauchen die Rundreise nicht abzukürzen!"

Die behäbige Figur der alten Tante erscheint in der Thüreinrahmung:

„Du bist ein Glückskind, Melitta, hab's ja immer gesagt! Ich will gleich hinunter gehen und es mir geben lassen."

„O es ist so heller, schöner Mondenschein, ich komme mit, Tante!"

Die Worte klingen wie Lenzverkündigung an des jungen Mannes Ohr, sein Herz schlägt in seliger Erwartung — sie will herunter kommen, er soll sie begrüßen können, ganz nahe, ohne daß ein Wasserfall oder eine weite Thalebene trennend zwischen ihnen liegt! Noch scheint es ihm unmöglich, da hält er schon die weiße, warme Hand zum Willkommengruß in der seinen und schaut in die schönen, großen Augen, die ihn so freudestrahlend anblicken. Er mochte aber wohl gleich zu tief hineinschauen wollen, denn beschämt senkt sie langsam die Wimpern und sagt dann etwas verlegen, sich zu der Tante wendend, die ihr nicht so rasch hat folgen können:

„Tante, das ist der Herr, den ich verlassen auf dem Triberger Felsen mitten im Wasserfall," sie unterbricht sich lachend und ist wieder ohne Befangenheit, ganz die alte . . „Ach! du hast ihn ja gesehen! — Sie kamen zu spät zum Zug! — Sie haben mir recht leid gethan," wendet sie sich ihm dann wieder zu.

„Ich habe viel Mißgeschick gehabt bis zu dieser letzten Stunde," erwidert er heiter. „Lassen Sie es mich Ihnen erzählen, mein Fräulein. Der Abend ist so so schön, und selbst Baedeker empfiehlt, nicht zu versäumen, bei Mondenschein einen Spaziergang längs des Rheinufers zum Wasserfall zu machen."

„Für meine alten Füße etwas zu viel, nachdem ich heute schon halbwegs den Krähen habe erklettern müssen," meint die Tante. „Melitta, du freust dich gewiß über die Begleitung. Ja also gehe nur, ich warte ruhig auf dieser Bank und kann den Wasserfall hier durch die Bäume gerade genug sehen."

So schreiten die jungen Leute neben einander durch die Anlagen des Gartens dem nahen Rheinufer zu; sie erzählen sich ihren heutigen Tag, und nun wieder erklingt Melittas silberhelles Lachen in den träumerischen Abend, als sie von ihres neuen Freundes Irrfahrten erfährt. Allmählich aber wird auch sie träumerisch,

Digitized by Google

denn immer überzeugender fühlt sie heraus, wie es ihr Bild gewesen, das ihm vorangeschwebt war, und nur zögernd beantwortet sie seine Fragen, ob sie den Epheukranz gewunden, den er an der Donauquelle gefunden und den er jetzt an seinem Hute befestigt trage.

„Sie hatten ja gesagt, Ihr Rundreisebillet führe auch über Donaueschingen und ich . . . Es war mir so leid, daß Sie den Zug versäumt hatten, so bracht' ich ihn dem Flußgott dar als Sühn-Opfer, damit er Ihre Reise schützen möge vor fernerem Mißgeschick."

Er schaut leuchtenden Blickes auf ihre gesenkten Augen hernieder.

„Mein Fräulein, wie gut Sie sind, sich noch ein wenig meiner zu erinnern, der Ihnen so völlig fremd war."

Da hebt sie lächelnd den Blick: „Wie Sie da auf dem Felsen standen, umtost vom weißen Schaum, die Haare bethaut von feinem Wasserstaub, und die Hände zu mir aufhoben, als wäre ich ein wirklicher Rettungsengel, meinen Sie — das vergißt unsereins so leicht? — Ich werde noch oft daran denken müssen."

Der Sommerabend ist so wonnig mild, die schlafenden Blumen auf den reichbepflanzten Beeten strömen würzigen Duft aus, und ab und zu piept ganz leise ein träumend Vögelein aus den Baumwipfeln, unter denen sie dahin gehen. „Piep, piep" klingt's ihm in die Ohren und „lieb, lieb" nach in seine Seele. Er fühlt bestimmt, daß ihm keine Wahl mehr übrig bleibt, daß über seiner Zukunft Seligkeit das holde Geschöpf an seiner Seite nur allein mehr entscheiden könne. Aber er hat nicht den Mut, seine Gefühle in Worte zu fassen. Würde er sie nicht vielleicht gleich wieder verlieren, wenn er sie mit werbenden Worten aufschreckte aus ihrer Harmlosigkeit. Wer ist sie und wer war er? Sie hatte es ja noch nicht einmal der Mühe wert gefunden, nach seinem Namen nur zu forschen.

Plötzlich bleibt sie stehen; sie schaut fragend nach ihm auf; es war als ob sie seine Gedanken erraten. — —

„Als vorhin unter meinem Fenster das Lied ertönte, und ich die Worte immer deutlicher verstand, da wußte ich wohl gleich, daß nur Sie es sein konnten, aber wie mein Name dann erklang, da begriff ich gar nicht, da schien mir's doch zu merkwürdig, daß Sie den erraten hatten!"

„Durch das Rundreisebillet," unterbricht er sie.

„Ja, ich weiß! Ein solches Rundreisebillet kann als Visitenkarte dienen! Aber Visitenkarten tauscht man aus. Wollen Sie mir nicht auch Ihr Rundreisebillet zeigen?" sie zögert etwas, „ich möchte doch auch gerne Ihren Namen wissen."

Er zieht das grüne[1]) Heftlein hervor und reicht es ihr dar: „Müller, Dr. Tony Müller!" ruft sie vergnügt; — „ei sieh, da sind wir ja beinah Namensvettern " . . .

„Ganz und gar, Fräulein Frohmüller," giebt er lachend zurück „denn jetzt bin ich nicht nur Müller. sondern ein recht froher Müller über diese ihre freundliche Bemerkung."

---

[1]) Die Farben sind noch nach den früher in Baden üblichen genommen.

Digitized by Google

Sie lacht und reicht ihm liebreizend ihre Hand, zieht sie aber alsogleich zurück, wie er sie länger als nötig festhalten will.

„Wir dürfen Tante nicht zu lange warten lassen!“ meint sie und eilt mit schnellem Schritt ihm voran die Stufen hinunter dem Strande zu.

Ein wundervolles Bild bietet sich hier ihren Blicken dar: breit und hoch vor ihnen, tosend und schäumend im ewig sich neu erzeugenden Spiele die schneeigen Wassermassen zwischen den dunkelglänzenden Felsblöcken; darüber am anderen Strand massig und schwarz abgezeichnet gegen den erhellten Abendhimmel die scharfen Umrisse des Schlosses Laufen, und weiter oben am Flusse, gerade hinter dem Fall, die malerischen Bogen der Eisenbahnbrücke, über die eine schnaubende Lokomotive mit langem Zug eben hinunterbraust, während das sprühende Feuerwerk ihres Dampfschlotes und die hundert erleuchteten Fenster sich in langen, bewegten Streifen unten im Strom wiederspiegeln.

„O! das ist schön,“ ruft Melitta begeistert aus, „das ist wundervoll! Und wie der Mondstrahl so verklärend über dem Silberschaum liegt, so glänzend und doch so geheimnisvoll, als erlauschte er aus dem Rauschen der Wellen eine schöne Geschichte, die ihm sein einsames Wandeln da oben am Himmel verkürzen müsse.“

„Sie dichten, mein Fräulein!“

Sie schüttelt verneinend den blonden Kopf, an dessen Goldgelock der Vollmond auch keinen üblen Gefallen zu haben scheint, denn er sendet seine Strahlen kosend hinein.

„Dichten! nein, das kann ich nicht, aber ich liebe unsere Dichter und Scheffel vor allen. Kennen Sie auch seinen Juniperus?“

„Wer könnte dessen am Schaffhauser Wasserfall vergessen,“ erwidert er. „Aber mein Fräulein, wenn ich nun dort auf jenem umtosten Felsen, statt auf dem unschuldigen des Triberger Wasserfalls gestrandet wäre, würden Sie auch durch ein rotes Glas, das Sie noch grausiger erscheinen läßt, sich an meiner Gefahr erfreuen?“

Sie meint lachend: „Der Felsen ist gar nicht so schrecklich. Fürst Waldenstein sagte mir, man könne sich ganz gut hinrudern lassen, und Stufen mit eisernem Geländer führen zur Höhe.“

Die Antwort macht ihn stutzen. Hat sein Freund dennoch recht — ist sie zu vornehm für ihn, für seine Wünsche? Fürst Waldenstein? In welchen Beziehungen steht sie zu ihm? Er hat heute in der Bahn genügend Zeit gehabt, ihr Rundreisebillet mit dem seinen zu vergleichen, sie lauten so ziemlich auf denselben Weg: Konstanz — die Fahrt über den Bodensee — Meersburg, Friedrichshafen, Bregenz — dann geht das ihre zurück über Basel, Freiburg, während er das Elsaß mit Straßburg noch hinzugenommen hat. Doch in freundlichster Zuversicht hat er heute Abend schon sicher beschlossen, diesen letzten Teil nach dem ihren umzuändern. Jetzt fragt er sich, ob es nicht besser sei, ihre berückende Nähe zu fliehen, solange es noch Zeit, solange er noch hoffen kann, von der Wunde wieder zu genesen, die er nun schon schmerzen fühlt.

Sie schaut sich nach ihm um, da er verstummt ist und sie vergebens auf eine Fortsetzung des Gesprächs warten läßt:

Digitized by Google

„Was ist Ihnen?“ fragt sie besorgt, da sie im hellen Mondschein seine angstvoll auf ihr ruhenden Blicke gewahrt. „O, Sie müssen gewiß müde sein nach all' den Wegen auf den Hohentwiel, den Hohenkrähen und zurück. Kommen Sie — Herr Doktor, es ist ebenso Zeit für mich — und morgen bei Sonnenschein muß es auch schön sein. Sie sind doch gewiß morgen früh noch hier? Dann wollen wir zusammen auf den Felsen hinüberrudern.“

Sicher wäre es das klügste für ihn gewesen, gleich zu sagen, daß er vor Tagesanbruch mit dem allerfrühesten Zuge weiter müsse, aber die Aussicht ist zu verlockend: er rudern mit ihr, er mit ihr allein zusammen im kleinen Kahn! — „Ja sicher, Fräulein Melitta, ich bin noch hier — sicher, sicher! Werden Sie mir erlauben, auch morgen Ihr Führer zu sein?“ . . .

* * *

„Herr Doktor, ich bitte Sie um alles in der Welt, geben Sie recht acht auf das Kind, sie ist so waghalsig und unvorsichtig, in den Strudel hineinzufahren, es ist unerhört! Mich brächten keine zehn Pferde in den Kahn — ach! und ich werde keine ruhige Minute haben, bis Sie wieder glücklich zurück sind.“

Es ist die alte Tante, die am Strande stehend mit gerungenen Händen und viel begleitenden Stoßseufzern diese Worte ruft, während Melitta lustig mit lachendem Munde sich an das Hinterende des Kahnes zurecht setzt, gegenüber von Tony, der ihr hilfreiche Hand beim Hineinsteigen gereicht hatte.

Der Schiffer steht schon bereit mit den Rudern — jetzt schüttelt er den Kopf: „Nein, das Mädel setzt sich besser neben den Mann. Ihr, Herr! rückt mehr in die Mitte, dann wird das Gleichgewicht gut. Nur ruhig halten, es ist gar keine Gefahr dabei.“

Tony war mit der Anordnung sehr zufrieden, der Kahn ist eng — sein Arm streift den ihren, und der blaue Schleier, der ihn gestern in so unerreichbarer Ferne vom Hohenkrähen mit höhnendem Flattern gegrüßt hatte — jetzt vom Luftzug gehoben, streift er ihm kosend über das Gesicht, und ehe Melitta ihn zurückziehen kann, haucht er heimlich einen leisen Kuß auf das zarte Gewebe, das noch den Duft von ihrem Goldhaar trägt und ihre rosigen Wangen, ihren Mund gewiß schon gestreift hat.

„Wie kamen Sie gestern nur auf den Hohenkrähen?“ fragt er, „wollten Sie nicht nach Singen? Hatte ich falsch gehört?“

„Meine Tante fand einen Bekannten unter den Ausflüglern vom Liederkranz, der überredete uns dazu, und wir hörten dabei die schönsten Gesänge.“

Noch geht der Kahn ruhig in großen Bogen an der linken Seite des Flusses langsam stromaufwärts. Zu rudern war hier nicht möglich: einen langen Stock setzt der Schiffer ein gegen den Grund, stemmt sich daran mit aller Kraft und drückt so weiter. Erst, da er die Höhe erreicht, ergreift er die Ruder; nur um zu lenken — mehr braucht es hier nicht — dann kommt der Kahn in die rechte Strömung, jetzt aber beginnt auch das Schwanken, und hoch wird der Kahn aufgehoben, den der Schiffer mit langjähriger Erfahrung und gewohnter Umsicht stets so zu lenken weiß, daß er den Kamm der Wogen quer durchschneidet, um

Digitized by Google

dann wieder rasch hinabzugleiten. Dabei rauschen und toben die schäumenden Wassermassen, es ist, als ob die ganze Luft von Wallen und Brausen und Zischen erfüllt sei, nur an der Mundbewegung sieht Melitta, daß der Schiffer ihnen wiederholt etwas warnend zuruft, und trotz allem früheren Mut ergreift sie eine namenlose Angst. Hätte sie erst die Tante am Strande sehen können, wie die verzweiflungsvoll die Hände hob, sie hätte wohl alle Besinnung verloren, denn wie eine leichte Nußschale, das willenlose Spiel der hochaufschäumenden Wellen, tanzt das kleine gebrechliche Fahrzeug immer näher und näher an dem Strudel vorbei auf der Wasserfläche dahin.

Aber sie schaut nicht zum Strand, wie gebannt hängt ihr Auge an den tosend herabfallenden weißen Wolken, jetzt umweht sie feiner Wasserstaub, daß sie die Augen schließen muß, da — ein höherer Stoß als zuvor — und angstvoll umklammert sie die Hand ihres Begleiters, der allsogleich den Arm um ihre zarte Gestalt legt und sie an sich zieht, als müsse er sie schützen vor jeder Gefahr.

Hoch pocht sein Herz, aber nicht aus Angst, wie das ihre: er hätte noch stundenlang weit größere Gefahr bestehen mögen, um die Seligkeit dieses Augenblickes zu verlängern.

Doch sie sind am Ziel, der Kahn legt an, Melitta hebt den Kopf.

„O ich habe auf einmal solche Angst gehabt," sagt sie beschämt, da sie aufsteht und nun, fast geflissentlich Tony ausweichend, des Fischers Hand ergreift, um auszusteigen.

Doch noch zittert sie zu stark an allen Gliedern, sie muß sich anlehnen an die nasse Felswand, und Thränen schimmern jetzt aus ihren sonst so lachenden Augen, als der junge Mann, neben ihr stehend, nun mit warmem Tone bittet: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich konnte nicht anders, als das Schiff so sehr schwankte — ich meinte wirklich, Sie bedürften einer Stütze — o verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen weh gethan."

Leise schüttelt sie den Kopf.

„Was müssen Sie von mir denken," erwidert sie mit verlegenem Lächeln, „und — ich habe gar keinen Mut wieder zurückzufahren."

„So bleiben wir ewig hier zusammen auf dem Felsen!" lacht er jetzt, „das laß ich mir ganz gern gefallen, lieber, als mein gestriges einsames Ausgesetztsein in Triberg."

Jetzt lacht auch sie wieder fröhlich auf.

„Wer mir das gestern gesagt hätte," fährt er fort, „als Sie hoch über mir auf der Brücke erschienen — so unerreichbar fern und dann verschwanden, ohne mich erlösen zu können — daß ich heute . . . mit eben dieser rettenden, goldhaarigen Schwarzwaldnymphe", will er sagen, besinnt sich aber noch zur rechten Zeit, „nun mit Ihnen zusammen auf einem anderen Felsen, auch umtost von rauschenden Wassermassen, Ihr Führer, Ihre Stütze sein darf. Kommen Sie, wir wollen hinaufsteigen, damit Sie die Aussicht von oben genießen — da werden Sie sich vollständig wieder erholen."

Der Schiffer ist zu ihnen getreten. — „Drüben von der Fischez wird mir gewunken, ich hole einstweilen die Herren dort, bis Sie wieder herunterkommen."

Digitized by Google

Der Kahn fährt ab. — Melitta und der junge Doktor steigen die Felsstufen hinauf.

„Wenn er nun nicht wiederkäme," sagt Melitta, dem Schiffer nachsehend.

„Natürlich," versichert er.

„Ja," meint sie, „wenn man mit Ihnen geht, so . . ." sie spricht nicht aus, was sie denkt, doch lacht sie nun wieder herzlich . . .

Oben wird ihr aber fast schwindlig, sie mußte ein zartes Wesen sein, wenn sie auch den Anschein nicht haben wollte, doch war ihr's lieb, als Tony ihr den Arm bot, und sie nun ruhig Umschau halten kann. Viel anders ist der Blick hier oben auch nicht als von dem einem oder dem andern Strande, nur stehen sie mitten im Rheinfall, der Umblick ist noch freier und mächtiger das Getöse, das sie umrauscht. Die Sonne scheint blendend herunter, ein doppelter Regenbogen schillert über den abschießenden Fluten. Das Standbild Wilhelm Tells nimmt die Mitte des Felsblocks ein, an der Stelle, wo in früherer Zeit drei Fichten schattend gestanden hatten.

Zu Füßen des Denkmals läßt sich Melitta nieder, die Treppenstufen als Bank benützend.

Plötzlich zeigt sie hinüber nach Schloß Lauf, — „dort auf dem Söller hat einst Rothtraut gestanden und herzlos zugeschaut, wie Juniperus und Dietrich von Blumeck um ihrer Liebe willen sich dem Strom-Ordal unterzogen haben, — das Bild hat mich immer grausen gemacht, wenn ich es nur betrachtet habe."

„Welches Bild?" fragt Müller.

„O das so meisterhaft gezeichnete in der großen Prachtausgabe des Juniperus, Fürst Waldenstein, von dem ich Ihnen schon erzählt, hat es mir einmal geschenkt."

Wieder dieser Fürst, wie kam er in Beziehung zu ihr, wenn anders der einfach bürgerliche Name kein Pseudonym war. Jetzt will er sich Gewißheit verschaffen. Doch ehe er fragen kann, sind ihre Augen schon nach anderer Richtung geflogen, und die scharf spähenden Blicke erkennen weit droben am anderen Ufer die kleine, rundliche Gestalt der Tante, die mit ihrem Taschentuch unaufhörlich winkt.

Eilig erwidert sie den Gruß.

„Die gute Seele, wie sie sich geängstigt haben mag um mich!"

„Steht Ihnen die alte Dame so nah?" fragt er.

Erstaunt schaut sie zu ihm empor. „Es ist ja meine Tante, die einzige Schwester meiner seligen Mutter! Sie ist mir alles gewesen in meiner Kindheit, denn ich bin eine Waise, nie habe ich meinen Vater gekannt, und die Mutter, ach, — ich weiß nur von ihr, daß sie mich einsang in Schlaf, mit so weichen, süßen Liedern. Es muß etwas Liebes sein, um eine Mutter. — Haben Sie die Ihre noch gekannt?" fragt sie plötzlich zu ihm auffehend, der auf das Denkmal gestützt neben ihr steht.

„Ich habe noch das Glück, sie zu besitzen," erwidert er in tiefsinnigem Ton, aus dem es wohl wie freudiger Jubel herausklingt, gedämpft, aber von Mitleid für das junge Wesen, das solches Glück hatte entbehren müssen.

Digitized by Google

„Sie besitzen sie noch," erwidert Melitta in hoher Freude. „O, die möchte ich kennen lernen, das muß eine gute Frau sein, — wo sind Sie zuhause."

„Eigentlich in Heidelberg!" — ist die Antwort, — „aber mein Mütterchen ist zu mir nach Durlach gezogen."

„Nach Durlach? — Da kann ich sie ja einmal besuchen; — ich lebe fast das ganze Jahr in Karlsruhe in der Familie des Grafen Buchen. — Sie müssen wissen" — ein schalkhaftes Lächeln fliegt um ihren Mund, wobei ein kleines Grübchen — von dem der Volksmund sagt: „Grübchen im Backen, Scheln im Nacken" ihr einen unwiderstehlichen Reiz verleiht, „ich bin eine von jenen emanzipierten Frauenzimmern, die das Lehrerinnenexamen bestanden haben. Ich war die erste, und da bekam ich gleich durch Vermittelung des guten Fürsten Waldenstein, der mit zum Ehrenkomitee des Lehrerinnenstiftes gehört, die Erzieherinstelle im Hause seiner Schwester."

„Das muß wohl schon ein würdiger Herr sein, dieser Fürst Waldenstein, wenn er zu dem Ehrenkomitee einer Wohlthätigkeitsanstalt gehört," wirft Tony ein, der, je weiter die Erzählung vorangeht, mit leichterem Herzen und leuchtenderen Augen auf sie niederschaut.

„O, ein lieber, alter Herr, mit weißem Bart, der immer freundlich zu mir war wie ein Vater. Er ist es auch, der mir diese Ferienzeit ausgewirkt hat, obgleich mich die Gräfin erst mit nach Helgoland nehmen wollte. Aber er meinte, ich müsse einmal Ruhe haben vor den Kindern. Als ich von dieser kleinen Schwarzwaldreise mit meiner Tante sprach, hat er mich auf alles aufmerksam gemacht, was ich sehen müsse, vorzüglich auf die Donaueschinger Bibliothek, die seinem Freunde gehört, und die er genau kennt. Er ist es auch, der mir das Rundreisebillet zusammengestellt hat."

„Dritter Klasse?" fragt er etwas erstaunt, „solche Herren pflegen doch gerade darin sehr vornehm zu sein, auch für die Untergebenen ihres Hauses."

Sie lacht. „Ja freilich, wenn ich mit der Gräfin reise, dann natürlich ist das immer erster Klasse, und sie nimmt auch sicher an, daß ich jetzt zweiter fahre — aber," sie wird jetzt ernster, — „ich gehöre ja nicht zu der vornehmen Familie, — sagen Sie selbst, — ist dritter nicht gerade das Richtige für mich — und in Gesellschaft meiner Tante bin ich ja überall gut untergebracht, — wir fahren Frauenkoupee, wenn uns der Tabak der Bauern gar zu sehr genieren sollte, — und dann, — es ist immerhin eine große Ersparnis, — ich werde ja nicht immer in der Familie des Grafen bleiben können."

„Sie werden sich wohl einmal verheiraten, wenn" — —

Ihr liebliches Antlitz rötet sich leicht, aber ehe er fertig reden kann, hat sie ernst den Kopf geschüttelt und fällt ihm in die Rede:

„Dazu ist in einer Stellung wie der meinigen keine Gelegenheit. Es ist wohl viel Geselligkeit im Haus, aber da kommen nur Offiziere, vornehme, junge Herren, ich bin die Gouvernante, und der Verkehr mit meinesgleichen ist mir so ziemlich abgeschnitten. Aber," lacht sie lustig auf, „ich habe auch noch nie daran gedacht zu heiraten, jetzt freue ich mich des Lebens, wie es ist, ich habe es so gut

Digitized by Google

in der Familie, zu der ich gehöre, und später einmal zieh' ich mit meinem Tantchen zusammen und richte mir ein recht trauliches Altjungferstübchen ein, mit vielen, vielen Kanarienvögeln und kleinen Hunden und Katzen."

Sie lacht im hellen Kinderübermut, doch als sie dabei zufällig seinem Blick begegnet, da verstummt sie plötzlich, und wieder steigt ein verräterisches Rot über Wangen und Stirn. Sie steht rasch auf und tritt vor, an die als Brüstung dienende Eisenstange.

„Sehen Sie das Schifflein da unten, o wie das schwankt, und da müssen wir nochmal hindurch, wäre ich nur drüben geblieben bei der Tante, ich habe doch lange nicht so viel Mut, als ich mir selbst zugetraut habe."

„Sie sind ja auch kein Knabe," sagt er weich; er tritt an ihre Seite, das Alleinsein mit ihr hier, weltverloren auf dem einsamen Felsen, der Anblick der zarten, lieblichen Gestalt, das Gespräch, immer unterbrochen, begleitet vom rauschenden Tosen des Wasserfalls, dessen tiefdunkle Harmonie ihre helle Stimme glockenrein überschwebt, das alles hat seine Sinne mächtig erregt, nun will er ihr sagen, wie sie doch ein zartes Mädchen sei, das besser, viel besser, als selbst das Leben zu durchkämpfen, sich der Stütze, dem Schutze eines Mannes anvertrauen solle. Sie müsse dann wohl fort aus der vornehmen Familie; aber er hatte in dem kurzen Gespräch ihren Sinn genügsam erkannt, um zu wissen, daß bei ihrer gesunden Vernunft bescheidene Verhältnisse den Reiz für sie nicht verloren hatten. Er hatte sein reichliches Auskommen, könne ihr ein trautes Heim anbieten und wünsche nichts sehnlicher, als es zu dem ihren zu machen.

Mit diesem Gedanken steht er an ihrer Seite, aber der hoch schwankende, schaukelnde Kahn da unten macht auch ihm das Herz erbeben, und im nächsten Augenblick sind sie nicht mehr allein. Die eben gelandeten Herren kommen die Felsentreppe empor, der Schiffer winkt ihnen von unten, herabzukommen. Diesmal aber nimmt Melitta alle Kraft zusammen, um sich nicht wieder so hinfällig zu zeigen, — der Schiffer auch spricht ihr Mut ein:

„Wir fahren wohl dreißig Mal im Tag herüber und hinüber, und von hier zur Fischez ist es auch viel kürzer."

Stumm sitzen die Insassen des kleinen Bootes neben einander, das Tosen ist auch viel zu stark, als daß man ein Wort sprechen könnte, aber in Melitta geht etwas gar Eigentümliches vor, das sie sich selbst kaum erklären kann. Sie hat die Hände auf ihrem Schoß zusammengefaltet und fest den Schleier über ihr Gesicht gezogen, damit er ihren Begleiter nicht flatternd belästigen solle. Sie sitzt durch einen kleinen Zwischenraum von ihm getrennt, und doch ist ihr, als widerfahre ihr erst jetzt, was vorhin auf der Hinfahrt geschah, wo sie in ihrer Angst es hatte fast unwissentlich geschehen lassen, daß sein Arm um sie geschlungen sei, sie fühlte wieder den Druck, womit er sie an sich gezogen, sie hatte sein Herz klopfen gehört, jetzt klopfte das ihre in der Erinnerung, und ein unendlich süßes, wonniges Gefühl durchrieselt sie bei dem Gedanken, daß er ihr gut sein könne; sie meint, es müsse unendlich selig sein, aus anderem Grunde, als nur aus Angst so fest geborgen an seinem Herzen zu liegen. Aber je mehr sie so fühlt, desto

Digitized by Google

strammer hält sie sich aufrecht, und keine noch so kleine Hinneigung verrät die Richtung ihrer Gedanken.

Sie landen, sie steigen aus an einer kleinen in den Felsen gehauenen Gartenpforte.

Das Fischez am linken Rheinufer ist ein in unmittelbarer Nähe des Falles an dem Felsen sich hinziehendes und weit hinaus gebautes Gerüst. Die ungeheuern Wassermassen scheinen hier fast über dem Haupt des Beschauers herein zu stürzen, der Gischt, der Wasserstaub verbreitet einen ewigen Sprühregen, und Tony löst allsogleich den Plaid, den er am Riemen über seiner Reisetasche trägt, und wickelt Melitta darein, ohne es ihr vorher angeboten zu haben, als sei es ganz selbstverständlich, daß er für sie sorge. Sie erbebt leise unter seiner Berührung und dankt ihm mit freundlichem Blick. Aber gar rasch senken sich wieder die langen, dunkeln Wimpern, die ihren großen, blauen Augen etwas so Märchenhaftes verleihen, verschleiernd darüber herab. Sie sind nun bis ans äußerste Ende der Fischez gekommen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn Ende drängt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Beide murmelten dieselben Worte, denn unwillkürlich muß man hier an Schillers Taucher denken, aber nur an der Lippenbewegung können sie erkennen, daß sie dem gleichen Gedanken Ausdruck geben.

Grünlich, milchweiß, manchmal rötlich funkelnd im Reflex, von Regenbogen durchzuckt, wälzen und wirbeln und toben hier oben, unter und neben ihnen die sich überstürzenden schneeigen Flußmaßen mit solchem Getöse, daß sie überhaupt meinen, die brausenden Töne drängen ihnen nicht durch die Ohren, sondern durch jede Pore der Haut ein in den Körper. Der Boden zittert unter den Füßen, und Melitta fühlt ihr innerstes Herz von den Schwingungen mit durchbebt. Da hebt der Führer auch noch eine Pistole in die Höhe und feuert dieselbe ab, aber man sieht nur das Aufblitzen, der Knall verliert sich unhörbar in diesem betäubenden Donner des Elementes.

Noch steht Melitta gebannt von dem ewig gleichen, ewig sich erneuernden Schauspiel. Der Führer macht ein Zeichen, daß sie wieder gehen wollen, und eilt mit dem Schlüssel voran. Reden kann man nicht, so bleibt Tony nichts Anderes übrig, als das traumverlorene Mädchen leise an der Schulter zu fassen und mit der andern Hand auf den voranschreitenden Führer zu deuten. — Sie zuckt zusammen und folgt allsogleich.

Leise schaukelt der Kahn diesmal, und taktgemäß fallen die Ruder ein, nur von weitem tönt das Brausen, aber es ist, als wirke die vorhin gezwungene Stille noch fort. Jeder hängt seinem eigenen Sinnen nach.

Sie denkt daran, daß diese schöne Fahrt an seiner Seite nun bald zu Ende, und hat doch nicht den Mut zu fragen, wohin seine Rundreise weiter geht, und

Digitized by Google

ob sie sich nicht bald trennen müssen. Auch er sucht nach Worten, ihr seine Liebe zu gestehen, und findet doch keines, mit dem er den entscheidenden Satz anzufangen wüßte.

Da unterbricht sie plötzlich die fast peinliche Stille: „Sie haben gestern Abend so schön gesungen; hier auf dem Wasser muß es noch weit besser klingen!"

„Singen Sie auch?"

„Allein nicht, aber so im Chor mit den andern" —

„Nun, zu zweit ist ja auch nicht allein, stimmen Sie an: ich sekundiere."

Und die Stimmen verschlingen sich im alten Volkslied:

„Treu und herzinniglich,
Tausendmal grüß ich Dich."

Erst scheu und schüchtern hat Melitta angefangen, aber sie wird so gut unterstützt, er singt so zart, so nachgebend, damit er sie nicht übertönen möge — daß sie, nur um seinen vollen Klang zu hören, auch im volleren und warmen Tone die innigen Worte den Winden preisgiebt.

Alle drei Strophen haben sie durchgesungen, und Tony, der noch stundenlang so hätte weiter singen mögen, ist grade dabei eine zu ersinnen, da hat auch dieses Vergnügen, wie alles auf der Welt, sein Ende erreicht.

Von der Terasse am Fuße des Turmes winkt ihnen die Tante entgegen.

„Bist du glücklich wieder da, Herzenskind — wirklich, ich habe die Augen mit Gewalt zugedrückt, wie ich den Kahn dort habe schaukeln sehen, sonst hätte ich laut aufschreien müssen bei jeder Welle! Gott sei Dank, daß du heil zurück bist — eine Kerze habe ich der heiligen Mutter Gottes dafür geweiht, ich war nur froh, daß Herr Müller dabei war — allein hätte ich es meiner Lebtag nicht zugegeben. Aber ich dachte immer, was so ein vernünftiger Herr thut, das wird ja auch nicht schlimm ausgehen! Du hast doch auch nichts verloren, Schatzenkind?" „Ich? was soll ich denn verloren haben," antwortet Melitta erstaunt, da sie aber plötzlich die heiße Röte in ihr Gesicht steigen fühlt, bückt sie sich rasch nach einem kleinen Marienblümchen, das da zwischen den Steinen zu ihren Füßen wächst. Ihr Herz hat sie verloren, das fühlt sie nur zu klar.

„Da oben hat es so furchtbar gewindet," meint die Tante, „ich sah dein Kleid und den Schleier fliegen und dachte, wenn sie jetzt das Zeichenbuch öffnet, dann fliegt gewiß ihr Rundreisebillet in alle Winde."

„Nein," antwortet Melitta; „durch Schaden wird man klug, ich habe es schon vor der Fahrt Herrn Müller zum Aufbewahren gegeben."

„Darf ich es noch ferner behalten," fragt dieser jetzt, „mein Billet hat dieselbe Route mit den Ihren, liebe Frau Distelheim, Sie haben mir eben ein so freundliches Zeugnis als zuverlässiger Führer ausgestellt, das giebt mir Mut, diese Bitte zu wagen!"

Das Anerbieten wird freudig angenommen. Nun hat er Zeit vor sich, acht schöne Tage, in denen er Melitta täglich sehen, sie ganz kennen lernen kann! Ach, dessen bedarf er ja nicht mehr, schon jetzt erscheint sie ihm wie der Engel des

Digitized by Google

Himmels, einzig und allein für ihn geschaffen, und er hofft sicher, am Schluß der Rundreise eine Gelegenheit zu finden, ihr sein ganzes Herz zu Füßen zu legen.

Die Gelegenheit kommt früher, als er denkt.

Sie haben Konstanz besichtigt, sind den ganzen Tag fleißig gewesen, morgens im Dom die wertvollen Altarbilder, die alten Glasgemälde, die trefflichen Holzschnitzereien am Haupteingang in Augenschein genommen, sind bis auf den Glockenturm gestiegen, um Umschau zu halten, sie haben auch das Kaufhaus gründlich durchgegangen und dem Hussenstein einen Besuch abgestattet, und Tony freut sich zu sehen, mit welchem Eifer und wirklichen Nutzen das Mädchen zu reisen versteht, und wie sie keine Ermüdung scheut, allem gerecht zu werden.

Nun neigt es dem Spätnachmitag zu; der Arbeit und Pflicht ist Genüge geschehen, der Abend soll dem schönen Seeufer gewidmet werden.

Sie haben sich übersetzen lassen nach dem Jakob, jener Landspitze, von der man einen der schönsten Blicke zugleich auf Konstanz und auf das nahe gegenüberliegende Schweizerufer hat.

Die Tante ist ausruhend im kleinen Gasthaus geblieben, die jungen Leute aber halten es nicht in der dumpfen Wirtsstube aus, die Sonne neigt dem Untergange zu, sie wollen das Schauspiel genießen, sie wandern draußen einen kleinen Pfad entlang, der zu einem mächtigen, vielhundertjährigen, alten Eichbaum führt, dessen Wurzeln in den See hineinreichen und dessen üppig überhangende, weitausgedehnte, knorrige Zweige eine hohe Laube bilden und zur schönsten Umrahmung der wundervollen Aussicht dienen. Zwischen den dunkeln, grünen Blättern hindurch blinkt der See, die tiefblauen Vorberge der Schweiz darüber hin, die schneebedeckten Alpen, der Säntis, die Kurfürsten sind so überraschend klar, daß man fast glauben möchte, Sennhütten und Herden, Gemsen und Jäger darauf erkennen zu können.

Der kleine Sitz aber, welcher sich gegen den riesigen Eichenstamm lehnt, ist nicht groß genug für zwei, nur Melitta findet Platz darauf. — Tony aber weiß sich leicht zu helfen. — Einer der mannsdicken Äste ist nicht allzuhoch über dem grünen Rasen — er senkt sich in weiterem Verlauf sogar hinab bis auf die Wasserfläche, daß seine grünen Blätter zum Spiel der Wellen werden.

Ihn erkürt er sich zum Sitz!

„Wenn Sie dort einschlafen," meint Melitta mit warnendem Ton, „dann können die Seefräulein gut zu Ihnen hinaufsteigen und Sie herabholen in mitternächtiger Stunde in ihre Krystallpaläste!"

„Ja", giebt er zurück in gleichem Tone, „Wassernixen haben es auf mich abgesehen, und ich muß mich vor ihnen in acht nehmen."

„So! deswegen auch drehen Sie wohl dem See den Rücken? — Sie können ja gar nichts sehen von der Aussicht."

Er hatte allerdings nicht an die Aussicht auf den See gedacht, sondern nur an diejenige unter dem alten Eichenbaum, aber er versetzte doch, „wenn ich mich nur halb zur Seite wende, so sehe ich Konstanz ganz gut!" —

Das ist allerdings ein herrliches Bild, langhin sich ausdehnend dem Wasserstrand entlang die alte Stadt mit ihren hohen Dächern und Giebeln, ihren

Digitized by Google

Kirchtürmen und den altertümlichen Klosterbauten, überragt gerade in der Mitte vom hohen, majestätischen Münster. Schon lagern die Schatten der Nacht darüber und geben, indem sie nur dunkle Umrisse sehen lassen, eine viel malerische Stimmung als am grellen Mittag. Denn die Sonne geht unter im Rücken der Stadt, der ganze Himmel taucht sich allmählich in Glut, und gerade hinter dem Münster entzündet sich ein die Abendwolken durchbrechender Strahlenkranz, als wolle der Himmel die Heiligkeit dieses gottgeweihten Gebäudes durch ein sichtbarliches Zeichen verherrlichen. Geblendet schauen die zwei unter dem Eichenbaum dahin . . . und nun beginnt auch der See sich zu färben — nur ein weißer Glanzstreifen zeichnet den Uferstrich zwischen der wirklichen Stadt da oben und ihrem getreuen, verkehrt in den Fluten liegenden Spiegelbilde. Dort scheint der See ruhig — es ist zu weit entfernt, als daß man die Bewegung hätte wahrnehmen können, aber weiter vor, da tanzt und wogt die Welle im leichten Spiel, und wie sie sich bewegt, wechselt sie die Farbe zwischen tiefstem Purpur, Violet und blinkendem Goldglanz, die bunten Farben des Himmels haben auch die Wasser verzaubert bis auf den tiefsten Grund. Segelbespannte Fischerkähne, große und kleine, nahe und ferne, schweben über die Fläche dahin, und Boote rudern langsam vorüber, ab und zu trägt der Wind den Ton eines fernen Gesanges herbei, und das Gezwitscher der Schwalben, die ihren Abendflug über die Wellen halten, stimmt jubelnd darein.

„Die Welt ist doch wunderschön," — beginnt Melitta leise — „hier könnte ich sitzen bleiben in Ewigkeit und immer schauen und schauen!"

Sie sieht zu ihm auf mit glänzenden Augen. — „O Sie sind ja auch ein Dichter, ich weiß noch recht gut, wie Sie das Lied von der Forelle umgeändert haben, Sie können dichten, und das hier ist gerade so eine richtige Stimmungslandschaft dafür, das muß Sie ja begeistern, o bitte, machen Sie mir ein Gedicht!"

„Ich fürchte, all' die schöne Stimmung des Bildes vor uns geht Ihnen verloren, wenn Sie meine Gedichte hören, ich kann nur Knittelverse machen."

„Nein, nein, das sagen Sie nur so . . . gewiß, Sie können's besser! Begeistert Sie denn diese Rundreise gar nicht?"

„Wohlan, Sie haben recht!" ruft er lustig aus, „diese schöne, neue Erfindung der Rundreise ist schon wert besungen zu werden. Aber, mein Fräulein, da müssen Sie die Fee sein, die mit ihrem Blumenstab diesen alten, knorrigen Eichzweig berührt, damit er sich mir zum Flügelroß verwandle. Bis jetzt habe ich noch das Gefühl, auf einem dürren Ast zu sitzen!"

„Auf einem dürren Ast! wie mögen Sie so sagen, grün hängen die Äste auf Sie hernieder, schauen Sie nur über sich."

Da greift er nach oben, holt einen kleinen Zweig mit seinen Ästen herab, hält ihn in dem Arm, wie eine saitenbespannte Leier, daß die Blätter raschelnd gegen einander schlagen, wenn er mit den ausgespreizten Fingern der rechten Hand, wie Akkorde greifend, darüber hinfährt. Und er beginnt:

Digitized by Google

„O laubgrüne Blätter, wie bin ich euch gut,
Muß singend und laut euch lobpreisen:
Ein Büchlein, von euch gesteckt auf den Hut
Wie heutigen Tages viel Wunder das thut,
Kann einer damit so gar wohlgemut
Rundreisen!

Die Farbe der Hoffnung ist grün, ja ist grün.
Ich forsche nicht viel nach den Preisen!
Werd' erster Klasse mich nimmer bemüh'n,
In zweiter nicht kann mir mein Heil erblüh'n,
In dritter nur will ich frisch, fröhlich und kühn
Rundreisen!

Und sind' ich ein ander grünblättrig Billet
So frag ich mit schüchternen, leisen
Und bittenden Worten: welch Route wohl hätt'
Dies zweite gleichfarbige Amulett?
Denn mehr als allein, ist zu zweien es nett
Rundreisen!

Und hat es dieselbe Laufbahn wie ich,
Will jubelnd das Schicksal ich preisen,
Es fallen die Blätter — nicht kümmert es mich,
Je weiter wir kommen, da zeiget es sich,
Daß ferner wir möchten noch sicherlich
Rundreisen!

Die Schwalben, die können aufs allerbest'
Im weitern uns unterweisen:
Sie fliegen nach Süden, sie fliegen nach West,
Doch kehren sie wieder zum heimischen Nest,
Die Liebe, die Liebe nicht weiter sie läßt
Rundreisen! . . .

Er schweigt . . . Die Sonne ist nun ganz gesunken, ein zarter, rosiger Nachtglanz breitet sich noch schimmernd aus über See und Uferlandschaft.

Das Mädchen sitzt stumm; das Lied war so neckisch gewesen — aber ihr silbernes Lachen klingt nicht als preisender Schlußakkord dazu, denn hinter all' dem Spaß versteckt, da klingt es und singt es ihr so tief zum Herzen hinein, und sie wird verlegen, sie weiß nicht, wie sie es auffassen, was sie darauf erwidern soll. Der rosige Schein hat sich Bahn gebrochen durch das Geäst und liegt auch auf ihrem Antlitz glückverheißend. — Noch hält er den herabgezogenen Zweig im Arm, jetzt läßt er ihn los, daß er raschelnd hinaufschnellt. — Zu gleicher Zeit wird das Mädchen — sie glaubte erst von einem Steinwurf, an der Wange getroffen, da fällt ihr das braune Geschoß herab auf die Hand.

Sie nimmt es auf, es ist ihr Befreiung aus der augenblicklichen Verlegenheit.

„Ach! noch ein Maikäfer" ruft sie. „Gewiß der letzte!"

„Maikäfer," erwidert er wie im Echo von oben herunter, und mit einem raschen Satz ist er herab gesprungen vom Ast und steht an ihrer Seite: „Mai-

Digitized by Google

käfer? — Wissen Sie, was das heißt: geef her mey — ist holländisch, — das heißt" . . . Er bricht ab . . .

„Mein Fräulein — ich habe Ihnen eben schlechte Knittelverse gemacht, ich kann es nicht besser, aber darf ich Ihnen die Worte eines wahren Dichters sagen, eines Holländers, die ich mir übersetzt habe. Das Gedicht heißt Egoismus, und ich bekenne mich schuldig, solchen Egoismus zu haben." Und er wiederholt das Gedicht, welches er auf der Eisenbahn zwischen Donaueschingen und Singen vor sich hingesummt hat.

Ein glühend Rot steigt auf in die Wangen des Mädchens, aber je weiter er spricht, weicht die Verlegenheit. — Das Lob wird ihr doch zu stark, als er geendet hat, sieht sie ihm wieder mit ihrem alten mutwilligen Lachen ins Gesicht.

„Sie machen aber erschrecklich viele Ansprüche, die werden sich schwerlich finden auf dieser Erde!"

Er aber ruft jubelnd: „Ich habe gefunden! . . . Melitta, willst du's wagen, die Rundreise mit mir durchs Leben zu machen?" Und mit dem ersten Kuß küßt er das freudige Ja von ihrem Munde.

Lange stehen die Glücklichen so aneinander gelehnt in seligem Vergessen — das unvergleichlich schöne Plätzchen hat einen neuen Zauber erhalten:

Wo zwei sich küssen zum erstenmal,
Der Platz ist für immer geweiht,
Verklärend umschwebt ihn allezeit
Ein leuchtender, segnender Himmelsstrahl;
Wo zwei sich küssen zum erstenmal,
Der Platz ist für immer geweiht. —

„O wer mir gesagt hätte, daß meine Rundreise so enden würde" spricht sie endlich, lächelnden Antlitzes sich von seinem Busen erhebend, — „zum ewigen Andenken wollen wir die Billetumschläge für immer zusammenbehalten! Das kann uns die Eisenbahn doch nicht verweigern!"

Er hat die beiden kleinen Heftchen schon längst eng nebeneinander in der Westentasche stecken, er holt sie jetzt hervor und sieht mit innigem Dankblick darauf hin: —

„Und nicht einmal deinen Namen brauchst du viel zu ändern," meint er, mit dem Finger einen Teil des ihren zudeckend.

„Nur das Froh muß ich weglassen," giebt sie schelmisch zurück.

Er drückt sie wieder innig an sich: „O Melitta — ich will dafür sorgen durch mein ganzes Leben, daß dieses Froh dir doppelt und dreifach wieder gegeben werde!"

* * *

Denselben Abend geht ein Doppelbrief an Frau Witwe Müller in Durlach ab:

„Liebes Mütterchen!

Nicht durch Zufall, wohl aber durch selige Schicksalsfügung habe ich zu meinem Rundreisebillet ein anderes gefunden, das gar gut mit dem meinen für

Digitized by Google

den ganzen kommenden Lebensweg übereinzustimmen verspricht. — Auf beigelegter Photographie kannst du ersehen, wie gut ich deinen Rat befolgt und ein herziges Goldfischlein gefangen habe.

Dein glücklicher Sohn.

Auch die Inhaberin des glücklich wiedergefundenen, grünen Rundreisebillets möchte einen Gruß beifügen und Sie fragen, liebes Mütterlein, ob Ihr Töchterchen, um Sie kennen zu lernen und Ihren Segen zu erbitten, durch einen Besuch in Durlach diese schönste aller Rundreisen beschließen darf?"

Eduard Flegels Briefe an seinen Bruder aus den Jahren 1876—1885.

(Fortsetzung.)

19. Brief.

Akassa, den 14. Dezember 1881.

Mein lieber Bruder!

Der schönen Wandlung Deiner Gemütsstimmung freue ich mich sehr. Sie ist mir eine Garantie, daß Du wieder glücklich bist, soweit wir Menschen dies bei unserer mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen faustischen Zwienatur sein können.

Was mich betrifft, so bin ich in der That vom Glück begünstigt gewesen, und die Aussichten für die Adamauareise sind so gut, als sie nur sein können. Dein großes Lob und Dein begeistertes Empfinden für mein Gethanes und mein Thun freut mich, wenngleich ich es nicht verdiene.

Glaube nicht, daß ich allzu bescheiden bin. Aber die Worte, die resignierten, welche Goethe dem Orest in den Mund legt in Bezug auf „große Thaten, die schließlich nichts als eitel Stückwerk sind," passen ausgezeichnet auch auf das Streben des Forschungsreisenden. Derselbe ist, wie die Väter dem Orest, den Augen der beurteilenden Welt entrückt, und diese ist gewohnt, jedes derartige Unternehmen von vorn herein als eine Großthat anzusehen und den Betreffenden zu preisen, wenn sie von seinen sogenannten Thaten hört.

Wenn mich jemand lobt oder mir große Worte vorspricht, fühle ich mich beschämt; es ist mir, als stände ein Schatten, ein Etwas, der personifizierte „blinde Zufall" oder „Fortuna" oder gar „die Vorsehung", die gütige, selber hinter mir und ermahnte mich, nicht eitel und stolz und übermütig zu werden, sondern die Lorbeeren ihr zu reichen, der sie von rechtswegen zukommen, und das kann ich bis heute leichten Herzens thun. Ich denke dabei, wenn sie mir für diese meine immerhin von guten Geistern anzuerkennende Bescheidenheit und Selbstüberwindung nur genug Blätter von den Lorbeeren wiedergiebt, wenn sie vertrocknet sind, sodaß

Digitized by Google

ich stets zur Bratensauce genügend habe bis zum letzten Stündlein, dann will ich ganz zufrieden sein.

Auch mich hat — da wir doch mit den Göttern, den alten und neuen, stets auf gutem Fuß gestanden — die Muse wieder geküßt und zwar eine andere als die, mit der ich sonst in schönen Stunden schmerzlich süßen Verkehr pflog. Der Augenblick wirkt stets mächtig auf mich, und ich muß dann dem Übermaß an Empfindung durch Worte oder durch eine That Ausdruck geben, was mich vor weiteren Narrheiten schützt und meinem Gemüt das innere Gleichgewicht wiedergiebt.

Hübbe-Schleiden, mein kolonialpolitischer Luther, seitdem ich seine „Motive zur überseeischen Politik Deutschlands" gelesen, hat mich nun derart begeistert, daß ich zwei Sonette, von denen wohl nur das erste ganz auf diesen Namen Anspruch machen darf, verfaßte und ihm zueignete. Es ist möglich, daß Du sie gedruckt siehst, natürlich nicht von meiner Seite. Ich füge sie für jeden Fall gleich bei.

1.

„Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit,"
Und herrlich neues Leben bricht sich Bahn;
Du wackrer Held, das Banner trag' voran,
Und Scharen folgen dir von nah und weit.

Führ' uns nur bald zu dem ersehnten Streit,
Der andern Völkern Lorbeern oft gewann!
Jungdeutschland will nun zeigen, was es kann,
Es ist zu jeder großen That bereit:

Zum Weltbesiegen — nicht mit Schwert und Speer,
Mit rüst'ger Thatkraft und mit emsigem Fleiß;
Zum Welterobern — nicht mit Kriegesheer,

Mit Pflug und Spaten und mit saurem Schweiß;
Zum Weltbeherrschen — nicht durch bloße Kraft,
Durch jeder hohen Tugend Meisterschaft.

2.

Regt ihr euch endlich, junge deutsche Aare,
Zu kühnem Flug durch Gottes schöne Welt?
Der Tisch ist reichlich auch für euch bestellt,
Wie ich mit Freuden oftmals hier gewahre.

Und Brüder melden von dem Rund der Erde,
Daß vieler Orten gartenreiches Land
Schon lange wartet eurer fleiß'gen Hand,
Damit es neue deutsche Heimat werde.

Die Schwingen, die gekräftigt manches Jahr,
Gebrauchet erst zur Sonne aufzufliegen;
Seht ihr die Welt zu euren Füßen liegen,

So wählet mit den Augen scharf und klar
Und Gott geleite euch auf diesem Zug
Und segne eure Werke, euren Pflug.

Der Dame aus Boston in Z. magst Du sagen, was Dein Herz Dir eingiebt. Gefahr ist für mich keine für den Augenblick vorhanden; ich glaube überwunden zu haben.

Digitized by Google

„Nur kleine Seelen beklagen und schelten
Ihr Dasein als schal, ihr Leben als nichtig,
Weil ein inniger Wunsch ihnen ungewährt blieb,
Wo die großen Seelen verschmerzen und schweigen;
Denn rüstige Thatkraft gebiert ihr Verzichten."

Dennoch wollte ich, daß man meiner jenseits des Atlantischen Ozeans gedächte. Grüß alle, die sich meiner freundlich erinnern von

Deinem Dich liebenden Bruder

Eduard.

20. Brief.

Loko, den 5. Februar 1882.

Mein lieber Bruder!

Du entsinnst Dich gewiß der Nacht, da wir gemeinsam den kurzen Weg vom Waterloo-Hotel in Hamburg nach unserer Wohnung zurücklegten, nachdem ich zum letzten Mal für lange Zeit, vielleicht für immer, Abschied genommen hatte von einem kleinen Kreis von Menschen, die ich lieben und hochachten gelernt im Leben. Professor Neumayers zu Herzen dringende Worte umschwebten mich noch. Ich muß Dir gestehen, daß mir zu Mute war, während er sprach, wie einem jungen Mädchen, dem eine Liebeserklärung gemacht wird: verwirrt, fast beschämt, ohne genau zu wissen warum, und doch so glücklich!

Er ist ein wunderbar gearteter Mann, dem des Lebens Schattenseiten und die gemeine Misere, der wir täglich begegnen, seine hohe ideale Gesinnung, seine reine Menschenliebe und die Beachtung jedes noch so unbedeutenden Keims des Guten nicht haben beeinträchtigen können. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo ich mit meiner Erstlingsarbeit mich zunächst an ihn wandte mit der Bitte um Unterstützung meiner Reisepläne, so danke ich meinem Stern, der mich gerade zu ihm führte.

Kleine Zufälligkeiten, unbedeutend erscheinende Ereignisse haben seitdem mein Unternehmen gefördert und meist gerade in dem Augenblicke, wo ich mit großer Besorgnis auf den Fortgang desselben blickte; diese bilden in meinem Gedächtnis die Glieder einer Kette, in der mein Herz voll Dank die leitende Hand der Vorsehung erkennt, wenn auch der Verstand zuweilen gegen solche Anschauung Einsprache zu erheben versucht. Der Anfang dieser Kette reicht indes weiter in die Vergangenheit hinein, als ich in diesen Zeilen an Dich zurückgegriffen.

Schon in dem Umstand, daß ich trotz meines wenig klugen Benehmens, als ich Stellung an der Westküste Afrika's suchte, um meinen Körper erst auf seine Widerstandskraft gegen das verrufene Klima zu prüfen, meinem künftigen Chef G. L. Gaiser in Firma Gaiser & Witt offen meine eigentlichen Absichten für die Zukunft vor dem definitiven Engagement mitteilte und doch angenommen wurde, erkenne ich ein Glied jener glücklichen Ereignisse, und ich werde dem verständig urteilenden und edel denkenden Manne stets Dank für das in mich gesetzte Vertrauen bewahren, da er mir durch dasselbe den Weg zu meinem gelobten

Digitized by Google

Lande öffnete, ohne daß ich unwahr zu sein brauchte. Ich nenne den dunklen Erdteil mein gelobtes Land, weil ich mich demselben in meinem Herzen versprochen und gelobt habe, seitdem ich andere Wünsche aufgegeben.

Wenn mein Ziel zu der eben erwähnten Zeit auch fest vor mir stand, so war ich doch über die einzuschlagenden Wege sehr im Unklaren und hätte auch schwerlich sobald schon ohne die zahlreichen günstigen Umstände das Vertrauen der Besten zu erwerben vermocht.

Lebhaft gedenke ich der Tage meiner Dienstzeit an der Küste, der Erzählungen von Dr. Landin's Unternehmen, den Niger zu erforschen, und dem frühen traurigen Ende desselben, meiner Begegnung mit dem jungen, vielversprechenden Ornithologen Dr. Höpfner vom Stettiner Museum, meiner Anfrage wegen Aufhebung des dreijährigen Kontraktes und Bitte um Entlassung zum Zweck der Begleitung jenes Herrn von Lagos über Land nach Lokodja an der Konfluenz des Niger und Benue, die fast gewährt wurde, wenn nicht zufällige Umstände mein Verbleiben in dem Handelshause notwendig gemacht hätten, zu meinem Besten und zum Besten meiner Wünsche, denn Höpfner war durchaus nicht glänzend ausgerüstet und erlag bald darauf dem Klima. Meine Zeit war noch nicht gekommen, was ich damals freilich nicht erkannte.

Ein weiteres Jahr verstrich, meine Dienstzeit war abgelaufen, der inzwischen ausgebrochene Krieg zwischen Abeokuta und Ibadan nahm mir die Möglichkeit, mich durch eine kleine Reise in's Innere, aus eigenen Mitteln bestritten, den deutschen geographischen Gesellschaften bekannt zu machen. Da in der letzten Stunde, — ich war von meinem Vorgesetzten gebeten worden, wenige Wochen über meine kontraktliche Zeit hinaus auf der Faktorei, der ich damals vorstand, zu verbleiben — kam das neugebaute Missionsschiff „Henry Venn" in jenes Gebiet, und ich ersuchte den Führer desselben, gegen Vergütung eine Reise Niger aufwärts als Passagier mitmachen zu dürfen, was mir mit höflichem Bedauern abgeschlagen wurde der Handelseifersucht wegen. Obwohl mir die Absicht sehr fern lag, den im Nigergeschäft engagierten Firmen persönlich Konkurrenz zu machen, so war doch der Schein gegen mich.

Da bot sich mir ein anderer Weg, gerade diese bevorstehende, später so glücklich durchgeführte Reise des „Henry Venn" mitzumachen, der bisher keine zweite gefolgt ist, obwohl eigentlich beabsichtigt worden war, alljährlich Reisen zu unternehmen. Der Rechnungsführer des Herrn Ashcroft, des Agenten der Church Missionary Society am Niger, war erst vor wenigen Wochen wegen Klimafiebers nach Europa zurückgesandt worden, und letzterer, in Verlegenheit um einen brauchbaren Mann für den vakanten Posten, sprach zu dritten, mir befreundeten Personen den Gedanken aus, daß die einzige Möglichkeit, mich mitzunehmen, die sei, in seine Dienste zu treten, welche Gelegenheit ich natürlich sofort mit Freuden ergriff. In dem frohen Übermut meines Herzens schrieb ich dem Agenten damals, daß ich ihm, wie Erzvater Jakob dem Laban um Rahel, gern willig sei zu dienen, nur um die Geheimnisse meiner dunklen Schönen Afrika zu entschleiern. Bald darauf war ich engagiert.

Digitized by Google

Wie glücklich jene Reise des „Henry Venn“ ausfiel, ist Dir und vielen bekannt, ebenso, daß es mir gelang, durch diese meine Erstlingsthat auf geographischem Gebiet das Vertrauen einiger der besten Afrikaforscher und Geographen zu erwerben und durch deren warmes Interesse und eifrige Verwendung für meine Pläne schließlich wieder im letzten Augenblick (die 6000 Mark wurden mir per Telegraph nachgeschickt) doch noch Unterstützung deutscherseits, was ich doppelt hoch anschlug, zu erhalten. Es würde hart für mich gewesen sein, in der Fremde für Fremde arbeiten zu müssen, meiner Schaffensfreudigkeit wären dadurch die Flügel beschnitten gewesen. Es erfüllt mich mit Stolz, die deutsche Fahne, die mir ein Herr Lankey, ein Deutscher, Agent für Harrison & Ko. in Braß, 1880 vor meinem Aufbruch verehrte, auf dem Niger und Benue zuerst entfaltet und über manche Meile vor mir von keinem Weißen betretenen Gebietes getragen zu haben. Ein unsägliches Glücks- und Dankgefühl erfüllte mich, als ich nach den überstandenen Mühen des Einkaufs und der Beschaffung der für meine erste selbständige Reise nötigen Gegenstände auf dem prächtigen Strom unter deutscher Flagge schaukelte. Am besten läßt es sich durch die Dankesworte Faust's wiedergeben.

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat!“

Wenn ich so oft den Faust zitiere, so rührt das mit daher, daß er mir von lieber Hand bei meinem Scheiden von Deutschland als Reisebegleiter mitgegeben wurde. Du erinnerst Dich gewiß noch des hannoverschen Grafen Bremer, des alten, so heiter philosophierenden Weißbarts, der rechts neben Professor Neumayer beim Abschiedsessen saß, dessen Bekanntschaft ich erst wenige Stunden zuvor gemacht hatte. Der Zufall wollte es, daß wir bis Köln Reisegefährten waren; von dort führte ihn sein Reisebillet über Calais, das meinige mich über Vlissingen demselben Bestimmungsorte London zu.

In Köln hatte ich nun das Verlangen empfunden, in den Dom zu gehen, und er begleitete mich willig, da wir einige Stunden müßige Zeit hatten. Um meine Gefühle zu verbergen, wandte ich mich von meinem Begleiter für eine Weile ab; daß dieselben aber sich auf meinem Gesichte sehr deutlich abgespiegelt haben müssen, erfuhr ich bald darauf, als wir, über schöne Litteratur plaudernd, vor einem Buchladen stehen blieben und auf Wunsch des Grafen hineingingen, wo er mir Goethe's Faust verehrte, nachdem er zur Erinnerung an unseren Aufenthalt im Dom folgende Stelle angestrichen hatte:

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube“ u. s. w. bis
„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

So ist dieses Buch mein Reisegebetbuch geworden, und gar häufig schon verhinderte mich die Erinnerung an das Wort „Es muß auch solche Käuze geben“ vor übereiltem Handeln.

Alle diese Momente rufe ich in mir zurück, da ich gegenwärtig wieder eine harte Geduldsprobe zu bestehen habe; denn obwohl ich schon am 2. November

Digitized by Google

Bida verließ, wo ich zwei Monate wider Willen durch ungünstige Verhältnisse festgehalten wurde, bemühe ich mich hier nach verhältnismäßig sehr schneller Reise durch das unsichere Gebiet von Abudja über die Wasserscheide der Zuflüsse des Niger und Benue wieder seit drei Monaten vergeblich, endlich nach Adamaua zu gelangen. Wie sehr unüberlegt der gute Faust handelte „Fluch vor allem der Geduld!“ zu rufen, kann ein Afrikareisender am besten beurteilen.

Grüße alle, die sich meiner freundlich erinnern, herzlich und behalte lieb

Deinen Bruder Eduard.

21. Brief.

Den 9. Februar 1882.

Lieber Karl!

Wie Gott will! Ich bin unter traurigen Umständen endlich aufgebrochen von Loko am Benue. Die Elfenbeinhändler haben alles daran gesetzt, mich an meinem Vorhaben zu hindern, und ich bin unter Zurücklassung der Hälfte meiner Güter heute ausgerückt.

Grüße die Verwandten und alle, die sonst meiner gedenken, herzlich. „Vorwärts“ mit dem alten Blücher ist meine Losung.

Dein Eduard.

22. Brief.

Bakundi, den 26. April 1882.

Mein lieber Bruder!

Wenn ich so durch dunkle, dicht verschlungene Wälder reite, wo die hohe, schlanke Palme wie ein zartes, schutzbedürftiges Kind dasteht unter dem mächtigen Blätterdache der Riesen des tropischen Waldes, oder mich unter den Strahlen der glühenden Mittagsonne laut prasselnde, nach Roß und Reiter gierig züngelnde Flammen des in der trockenen Jahreszeit überall brennenden, über 10—12 Fuß hohen Savannengrases umlodern, dann komme ich mir vor wie ein moderner Märchenprinz, der Dornröschen-Aethiopia aus ihrem langen Schlafe zu erlösen vorhat.

Meine Gedanken, die mich über Zeit und Raum erheben, sind die schützende Aegide, die mich weder die Glut der Sonne und des Feuers noch die kühle, erfrischende, zur Rast einladende Schönheit des düsteren Uferwaldes bemerken läßt; im Herzen jedoch klingt es mir wie Wehmut, wie das Mahnen der Mutter an Siegfried:

„Was hoffst du zu holen vom Hinderberge?
Der Ruhm ist droben, das Glück ist drunten.“

Nichts hoffe ich zu holen, nur rastlos zu schaffen ist mein Begehren. Das Schicksal ruft, und ich folge seinem Gebot. Die That ist's, die mich lockt. Im Überwinden von Schwierigkeiten, im Gelingen stolzer Gedanken allein sehe ich wahre Würze des Lebens.

In einer Zeit der traurigsten Verfassung meines Gemüt's — ich verzehrte mich nach Chrimhilden, die mir vom Schicksal versagt ward, entgegen dem Lose unseres vaterländischen Helden — schrieb mir D. die großen, bedeutungsvollen Worte aus Jordans Nibelungen auf ein Stück Papier und schob es mir zu:

Digitized by Google

„Nur kleine Seelen beklagen und schelten
Ihr Dasein als schal, ihr Schicksal als nichtig,
Weil ein inniger Wunsch ihnen ungewährt blieb,
Wo die großen Seelen verschmerzen und schweigen;
Denn rüstige Thatkraft gebiert ihr Verzichten"!

Ich verachte den Hunger nach Ruhm, aber wenn ich an den Augenblick zurückdenke, da ich jenen Papierfetzen zugesteckt erhielt, so fühle ich heute doch eine innere wohlthuende Befriedigung, daß ich mich aus jenem miserablen Zustande herauszuarbeiten vermocht habe. Mit 20 Jahren will man durchaus glücklich sein, man lamentiert unsäglich, wenn man das gewünschte Spielzeug nicht sogleich erhält, und es ist uns doch in diesem Alter meist zu nichts weiter gut, als zerbrochen und in einen Winkel geworfen und vergessen zu werden.

Des Lebens ungemischte Freude findet der sterbliche Mensch nur in der Arbeit, gleich viel welcher Art sie sei. Wenn dieser Satz allen Menschen verständlich wäre, gäbe es keine Unglücklichen auf der ganzen Erde, und die schöne Welt würde nie ein Jammerthal von frömmelnden Thoren genannt worden sein. Diese Überzeugung gewonnen zu haben ist meine größte Errungenschaft, seit ich Dich zum letzten Mal in meine Arme geschlossen.

Dein Dich liebender Bruder

Eduard R. Flegel.

23. Brief.

Kontscha, den 26. des Wonnemonats 1882.

Mein lieber Bruder!

Ein Wonnetag im Wonnemond! Kontscha ist erreicht, und somit mein „gelobtes Land", das mit dem biblischen in sofern übereinstimmt, als auch hier in des Wortes eigenster Bedeutung „Milch und Honig" fließen. Wie ich voraussetzte, bin ich körperlich bei der guten, oft reichlichen Nahrung und der herrlichen Bergluft wieder recht wohl.

Mein Cicerone, Madugu Mai-Gaffin-Baki, d. h. der Alte mit dem Barte, hat sich trefflich benommen, und ich kleidete ihn heute aus Dankbarkeit in Seide von Kopf bis zu den Füßen. Der Mann hat mir durch seine Treue nicht nur manche schlimme Stunde ferngehalten, viel Mühe und Not mit den störrischen Trägern und habsüchtigen Hungerleidern, die es überall giebt, erspart, sondern auch durch seine Liebenswürdigkeit manch' trauliche, angenehme Stunde geschaffen, die ich allein mit ihm gemütlich verplaudert.

Jola ist nur 7 kurze Tagereisen entfernt, und dort gedenke ich längere Rast zu halten, eine Karte für die Gesellschaft auszuarbeiten und meinen Weg schneckenartig weiterzufühlen, immer wieder das tastende Gesicht zurückziehend, wo es etwas Verdächtiges giebt. Es mag nicht sehr heldenhaft sein, aber es führt zum Ziele, und das genügt mir vollständig.

Es mangelt an Zeit, eine Karawane bricht auf, die dieses mitnehmen soll. Grüße alle Freunde und Verwandten und Dr. Behm in Gotha und behalte lieb

Deinen Eduard.

Digitized by Google

Grüße auch Deutschland! Heute noch haben des Vaterlandes Farben beim Einzug in Kontscha vor mir geflattert zu meinem Stolz und meiner Herzensfreude. Beim Anblick dieses herrlichen Landes, wo es nur an Menschen mangelt, um alles abzugewinnen, was zu einem ruhigen, glücklichen Leben nötig ist, möchte ich, wie Gretchen, im Hinblick auf Deutschland ausrufen: „Ach, wenn ich etwas auf Dich könnte!" Doch zweifle ich stark, daß mein Wunsch erhört werden wird, praktische Unternehmungen deutscherseits hier mit zu erleben.[1]) Franzosen und Engländer werden nicht mehr lange auf sich warten lassen.

24. Brief.

Lagos, den 10. Mai 1883.

Mein lieber Karl!

Es ist sehr lange her, seit ich Dir zuletzt schrieb. Inzwischen habe ich in der Hauptsache mein Ziel glücklich erreicht: die Quelle des Benue entdeckt und die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Faro einerseits und dem Logone (Scherbewuel, Fluß von Bagirmi, Zufluß des Schari, welcher in den Tsadsee fließt), andererseits überschritten am 18. und 19. August 1882.

Geldmangel zwang mich, wieder umzukehren. Ich habe indes mein Bestes gethan, diese Rückkehr so wertvoll als möglich zu gestalten, zumeist neue Wege gewählt und reiche Sammlungen für das Ethnographische Museum in Berlin und eine Sammlung geologischer Proben mitgebracht. Augenblicklich bin ich mit Berichterstattung über 21 Monate Reisen, mit Kartenzeichnen u. s. w. viel beschäftigt.

Ich habe mir jetzt als Ziel gestellt, eine deutsche Benueexpedition zu stande zu bringen und praktische Unternehmungen deutscherseits in Adamaua und vom Kamerungebirge hinab bis zum Gabun und Kongo zu befürworten und einzuleiten. Ob mir etwas davon gelingen wird?! Doch hoffe ich natürlich das Beste! Sobald ich wieder in Besitz von Geldmitteln gelangt bin, die ich in Lagos abwarte, will ich von Ngaundere, dem fernsten Punkte meiner letzten Reise, nach der Gabunküste oder dem Kongo vorzudringen suchen.

Wie geht es Dir und den Verwandten? Wie gern möchte ich Euch wiedersehen, doch kann es noch nicht geschehen. Ich muß meine Arbeit hier so durchführen, daß sie den gewünschten Zweck erreicht. Wenn ich zurückkehre, möchte ich meine Pläne erst so weit gereift sehen, daß ich für längere Zeit in Europa bleiben und an die Ausarbeitung des gesammelten Materials mit Ruhe gehen könnte.

Schreibe mir bald und empfange herzliche Grüße für Dich und alle, die sich meiner erinnern, von

Deinem Dich liebenden Bruder

Eduard.

---

[1]) Leider erfüllte sich, was Flegel in dieser Stunde mit Schmerz voraussah, trotz aller seiner Hingabe, die eines besseren Erfolges wert war. Die Redaktion.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verse.

Von

Richard Leander.

Lebensregel.

Bin fröhlich wie ein Fisch geschwommen;
Das ist mir allzeit gut bekommen!

* * *

Wahrer Reichtum.

Reich ist das Leben nur dem, der reich es für viele gemacht hat.
Wo er auch schreitet, an ihn dränget sich Fülle heran.

* * *

Unpraktisch.

War Einer, der hatte den Mond gepacht't
Und auf den Rücken sich geladen;
Meint', er solle in dunkler Nacht
Hübsch ihm leuchten auf seinen Pfaden:
Lief auch gleich in die Welt hinein,
Vorn der Schatten und hinten der Schein:
Doch kaum noch war er recht im Gang,
Lag schon ein Stein ihm in der Straße;
Hinstürzte er, der Länge lang,
Der arme Teufel auf die Nase.
Ich hätt' es ihm gleich sagen woll'n;
Er hätt' ihn hängen lassen soll'n!" —

* * *

Fürst Bismarck.

Kommt erst die Zeit der höchsten Not,
Schickt Gott den rechten Mann;
Der deutsche Kanzler lebe hoch
— Fürst Bismarck — stoßet an!

Jung noch an Jahren, kampfesfroh,
Und frei an Herz wie Brust,
In schlimmer, jammervoller Zeit
Nach Frankfurt kam er just.

Da sah er Dich, Germania,
Du wundervolles Weib,
Mit hellen Flechten, klar von Aug',
Zuchtvoll an Geist und Leib.

Digitized by Google

Und doch zerschlissen und zerfetzt
Das Kleid, daß Gott erbarm',
Blind und verdrückt, des Schmuckes bar,
Hing ihr die Kron' am Arm.

Herausgebrochen Perl' und Stein,
Viel Königreiche wert,
Doch trug sie an der linken noch
Das breite, deutsche Schwert. —

Er rief mit geller Stimme Schall:
„Her mit dem Hermelin;
„Ich werf um Schultern und um Brust
„Der stolzen Herrin ihn!

„Her mit dem Roß, dem besten Roß,
„Ich sag' Dir's als ein Mann,
„Ich will Dir's zeigen, deutsches Volk,
„Daß sie noch reiten kann!"

Zum Bügel er die Frau erhub —
Durchs Land ging hell ein Schein —
„Nun drück' dem Hengst in Jugendkraft,
Den Sporn, Germania, ein!"

Hoch auf zum Sprung der Renner stieg,
Fort ging's von Ruhm zu Ruhm,
Nach Düppel und zum Alsensund,
Nach Königgrätz und Chlum.

Und weiter über den deutschen Rhein
In stürmischem Kaiserritt,
Alldeutschland jauchzend hinterdrein
In Trab, Galopp und Schritt.

Und hart an ihr, in weißem Bart,
Fest auf dem Sattelsitz,
Der König Wilhelm, jung an Mut,
Und neben ihm der Fritz!

Kein Mann war je so gut wie Der,
Kein Mann so jugendlich;
Kein Mann so lieb und jugendschön,
So treu, so ritterlich!

Digitized by Google

Hei, dunkles Traubenblut bei Wörth,
Hei, Straßburg, Metz, Sedan,
Da brach bei Blitz und Donnerſchall
Des Korſen ehrner Bann.

Und weiter vor die Seineſtadt:
„Verſailles, du Sündenpfuhl" —
„Nun ſetzt mir hier ins Königsſchloß
„Den deutſchen Kaiſerſtuhl"!

„Her mit dem Goldſchmuck: Meiſter Wert,
„Die Kaiſerkrone hier,
„Von Perl und Stein, was koſtbar iſt,
„Das beſte ziemet ihr!

Vom Sattel ſprang Germania;
Zu Kaiſer Weißbart trat
Die hehre Frau und ſprach zu ihm
In Schmuck und Purpurſtaat:

„So hochgefürſtet iſt kein Mann
„Wie Du auf weiter Welt:
„Setz' Dir die Kaiſerkrone auf,
„Du hochgemuter Held!"

Drum fang ich wohl von vorne an,
Und ruf es einmal noch:
„Der Kanzler unſres deutſchen Reichs,
„Fürſt Bismarck lebe hoch!!" —

* * *

Kompromiß.

Leben iſt ein Kompromiß
Zwiſchen Leib und Seele;
Sorge drum, daß auch gewiß
Keins das Andere quäle.

Aber frage nur nicht wie
Man die Löſung findet —
Aller Welt Philoſophie
Hat's noch nicht ergründet.

* * *

Digitized by Google

Autobiographisches.

Kampfbereit, das Schwert in Händen,
Immer stand ich auf der Wacht;
Feinde zwang mir ich zu Freunden,
Freunde thaten mich in Acht.
Aber, was mir auch das Leben
Schwerer Tage noch gebracht:
Gottes und des Kaisers Gnade
Hat mir allezeit gelacht!

Einige Betrachtungen über die poetische Sprache im Drama.

Von

Heinrich Bulthaupt.

Jambus und Trochäus.

In Grillparzers „Ahnfrau", diesem roh-genialen Jugendstück eines großen Dichters und Dramatikers, ist es bekanntlich nicht die unheimliche Romantik und das bis an die äußerste Grenze des Erträglichen gehende Zufallsspiel allein, was die Tragödie dem unverdienten Spott der Halbwisser ausgesetzt hat — auch ihre Sprache hat ihr bei einem Teil des Publikums den Fluch der Lächerlichkeit eingetragen, und es ist gar nicht zu leugnen, daß in ihr dicht neben den ergreifendsten dichterischen Wandlungen gewisse Plattheiten stehen, die, aus dem Zusammenhang gerissen, die Uneingeweihten nur zu leicht glauben machen könnten, man habe es statt mit dem kecken Wagnis eines jugendlichen Poeten mit den burlesken Anstrengungen der baren Talentlosigkeit zu thun. Die ungezählten Wortwiederholungen z. B., die dem Dichter wie Verstärkungen erschienen sein müssen, erinnern unwillkürlich an Pyramus-Zettels Anrufung der Nacht, und auf der Bühne gesprochen, würden Stellen wie diese der Wirkung höchst gefährlich werden:

„Er mein Vater, er mein Vater!
Ich sein Sohn, sein Sohn und — ha!
Wer spricht hier? Wer sprach es aus?
— — — — — — — — —
Wer sprach's aus? Sein Sohn und Mörder,
Ha, sein Sohn, sein Sohn und Mörder!"

oder:

„Ich will sehen, sehen, sehen,
Sollt ich drüber auch vergehen",

oder:

„Bist du jetzt so starr und kalt,
Sonst von heißem Blut durchwallt,
Kalt und starr wie Mörderhand,
Mörder-, Mörder-, Mörderhand."

[1]) Aus dem im Druck befindlichen dritten Bande der „Dramaturgie der Klassiker" des Verfassers.

Digitized by Google

Es ist leicht, in der monotonen, plumpen Übertreibung die unfreiwillig komische Wirkung solcher Verse zu entdecken. Wie kommt es aber, daß wir auch über eine Stelle wie die folgende lächeln?

„Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man mich von Eschen nennt,
Nach dem stillen Gütchen hin,
Dorthin, Bertha, laß uns fliehn."

Es ist gar keine sonderliche Poesie, aber es ist doch auch nichts geradezu Albernes darin enthalten, und in Prosa aufgelöst oder jambisch umgewandelt würden wir uns kaum daran stoßen. Ja, zuverlässig nicht; denn wie in Grillparzers Natur nüchterner Verstand und heißeste Empfindung neben einander lagen, wie er mit Vorliebe Naturen zeichnet, in denen wie in ihm selbst Klugheit und Leidenschaft sich verbinden, so mischt sich oft auch in seine dichterische Rede unerwartet und erkältend eine trockene Bemerkung, ein kluger Gemeinplatz — aber in seinen Jambendramen nehmen wir das als eine charakteristische Absonderlichkeit mitten im vollen Strom seiner Poesie willig entgegen, eine Absonderlichkeit, die sogar nicht ohne Reiz ist, und wir denken nicht daran, über sie zu lächeln. Warum stellt sich diese Gefahr in den trochäischen Dramen so oft ein? Ohne Zweifel trägt das Metrum die Schuld, und dies Mißbehagen hat seinen Grund eben darin, daß unsere Sprache von Haus aus gerade trochäischen Charakters ist. Man braucht nur ein halbwegs geschickter Improvisator zu sein, um einige hundert ungereimter trochäischer Vier- oder Fünffüßer am Bande zu haben, was niemandem möglich sein würde, wenn nicht die trochäischen Wortformen im Deutschen überwögen und wir unserer Rede einen überwiegend trochäischen Tonfall zu geben pflegten. Zahllose Kinderreime bestätigen diese Erfahrung, und es ist mehr als Zufall, daß Wilhelm Busch so oft zum Trochäus greift als dem geeignetsten Medium für die parodistische Nachahmung der glattesten Alltagspoesie. Denn, an sich wohlfeil, an das prosaische Leben geknüpft, bekommt dieser Vers durch den sich rasch einstellenden Reim einen nicht poetischen, sondern nur lärmenden, klapprigen Ausdruck, wodurch sein prosaisches Wesen sich nur noch mehr hervorhebt.

„Mancher giebt sich viele Müh'
Mit dem lieben Federvieh,
Einesteils der Eier wegen,
Welche diese Vögel legen",

heißt es bei Busch, um nur ein Beispiel für viele anzuführen. Erst bei längeren Versen verschwindet diese Gefahr der Hackbrettpoesie, wie das schöne Platensche Wort beweist:

„Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort,"

und sie wird zum glänzenden Vorzug, wenn bei kürzeren Maßen die Reime sich verschlingen, also nicht, wie in den obigen Zitaten die Verse 1 und 2, 3 und 4, sondern 1 und 3 2 und 4 sich reimen — und dies ist das Geheimnis des wundervollen Wohlklangs der Schillerschen Trochäen. „Hero und Leander", das „Sieges-

Digitized by Google

fest", „Kassandra", die „Klage der Ceres" verkünden uns diese Wahrheit mit goldener Zunge.

„Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veste fiel,
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel,
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit."

Durch diese Behandlung wird der Trochäus für uns Deutsche erst zum wahrhaft künstlerischen Mittel, denn nun gesellt sich seinem natürlichen, mühelosen Fluß das wechselvolle Reimspiel, das ihn von dem niederen Boden der Prosa emporhebt und das doch von jeder Ziererei fern bleibt, weil es ohne die Verletzung des organischen Satzgefüges gleichsam von selbst, unbeabsichtigt einzutreten scheint. Nun bricht sich der gleichmäßige Versschwall an den scharfen Einschnitten, gleichsam den Klippen des Reims und rauscht darum nur um so voller, tönender dahin. Diese mächtigen Wirkungen werden aber nur erzielt, weil Schiller im Gegensatz zu so manchen neuern Dichtern, die sich womöglich gar des wohlfeilen Mittels der ungereimten Trochäen bedienen, uns nie und nirgend eine gewaltsame, undeutsche Wortumstellung bietet, sondern unsere Grammatik unangetastet läßt, wodurch denn eine Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit des Flusses der gereimten Verse erzeugt wird, die wieder nur das Ergebnis der höchsten Meisterschaft ist.

Ein so gereimter Vers würde nun aber für das Drama nichts taugen, schon seiner regelmäßigen liedartigen Bildung wegen nicht. Eine Dichtung von der Ausdehnung eines Dramas würde sich solche Fesseln, die es auf die Länge der Freiheit berauben, nicht ohne Schaden anlegen dürfen, und Grillparzer hat wenigstens dies sehr wohl begriffen. Er bindet sich darum auch an keine Reimkonstruktion — er schüttet seine Vierfüßer wahllos aus, zumeist ungereimt, dann wieder, wie es der Augenblick giebt, gereimt, zu zweien, zu dreien, vielfach verschlungen — aber auch durch diesen Wechsel entgeht er der im Trochäus selbst liegenden Gefahr nicht, und nur zu oft steht dicht neben seiner herrlichsten Poesie das lächerliche Gespenst der philiströsesten Wirklichkeit. Man höre die Verse der „Ahnfrau" nur einmal aus dem Munde unserer Schauspieler, beispielsweise der Meininger, die die Tragödie bekanntermaßen in ihr Repertoire aufgenommen haben. Welche Mühe müssen sie sich geben, den gleichmäßig klappernden Tonfall des Trochäus zu überwinden! Wie müssen sie das rhythmische Gefüge oft klug verdecken und allbekannte Stellen wie jenes Wort Jaromirs „Ja, ich bin's, du Unglückselige", und was sich daran schließt, Stellen, die die breiteste Deklamation fordern, nur eben dadurch für die Zuhörer möglich machen, daß sie den Accent herabstimmen und den einfachsten Ton für sie verwenden. Gewiß, über solche Schwierigkeiten dennoch zu triumphieren, spricht für das Geschick des Schauspielers — mehr aber noch, weit mehr, bezeugt es den hohen dichterischen Beruf Grillparzers. Hindernisse,

Digitized by Google

über welche jämmerliche Versschmiede, wie Müllner, kläglich stolpern, überfliegt er frei und kühn, und wenn uns Bedenken kommen wollen, dann trägt er sie mit einem melodischen Rauschen des Fittigs seiner Rede alsbald wieder von dannen.

Die prinzipielle Frage der Verwertbarkeit des Trochäus für das Drama wird dadurch jedoch weder berührt, noch die Behauptung erschüttert, daß die poetische gebundene Sprache des Dramas der Deutschen (wenn man von dem Knittelvers absieht, der für den Ausdruck des Symbolischen ein ganz unvergleichliches Organ darstellt) weit mehr die jambische als die trochäische ist, eben darum, weil jene sich von dem Ausdruck und dem Tonfall der Wirklichkeit am meisten entfernt. Man braucht nur ein einziges Jambendrama zu prüfen, um sofort zu finden, daß fast jeder Vers mit einem einsilbigen Wort, einem Auftakt, beginnt, daß er also durch dies Mittel der einsilbigen, weitaus der größten Mehrzahl nach tonlosen Wörter zum jambischen künstlich erst umgeschaffen werden muß.

Goethes „Iphigenie" beginnt:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines!
Wie in der Göttin stilles Heiligtum
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im ersten fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von dem Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgebor'ne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften."

Der „Carlos":

„Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
Vergebens hier gewesen. Brechen Sie
Dies rätselhafte Schweigen. Öffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu teuer
Kann der Monarch die Ruhe seines Sohnes —
Des einz'gen Sohns— zu teuer nie erkaufen.
Wär' noch ein Wunsch zurücke, dem der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?
Ich stand dabei, als in Toledos Mauern

Digitized by Google

Der stolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürsten sich zu seinem Handkuß drängten,
Und jetzt in einem, einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
Ich stand und sah das stolze junge Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
Gestand: Ich bin gesättigt.

„Wallensteins Tod":

Wallenstein.
Laß es jetzt gut sein, Seni! Komm herab!
Der Tag bricht an und Mars regiert die Stunde.
Es ist nicht gut mehr operieren. Komm!
Wir wissen g'nug.

Seni.
Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit! Eben geht sie auf,
Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten.

Wallenstein.
Ja, sie ist jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.
Glückseliger Aspekt! So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, neben den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen,
Denn lange war er feindlich mir gesinnt
Und schoß mit senkrecht — oder schräger Strahlung
Bald im Gevierten, bald im Doppelschein
Die roten Blitze meinen Sternen zu
Und störte ihre segenvollen Kräfte.
Jetzt haben sie den alten Feind besiegt
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Diese Beispiele werden genügen und sie sprechen beredt genug. Sie belehren uns nicht nur darüber, daß es fast unmöglich ist, einen Vers mit einem jambischen zwei- oder mehrsilbigen Wort zu beginnen, sondern daß auch die trochäischen Formen im Innern der Sätze weitaus überwiegen — wodurch der Beweis erst vollkräftig wird. Ja, dieser erhält noch eine Verstärkung durch den Umstand, daß von den einsilbigen den Vers beginnenden Wörtern eine erhebliche Anzahl, streng genommen, lang gemessen werden müßte, worüber die Gewöhnung, die der Metrik gewisse Freiheiten verstattet hat, hinwegsieht. Von Bedeutung wird dieser Umstand aber, wenn dem einsilbigen Wort wieder ein einsilbiges oder deren mehrere folgen. Dann stellt es sich in zahlreichen Fällen heraus, daß jambisch behandelte Wortgruppen streng genommen trochäisch geartet sind, wie in den oben zitierten Dichterworten die Verbindungen: Tret' ich, Wär' noch, Laß' es, Bald

Digitized by Google

im u. s. w. Überwiegend sind jedoch die Fälle, in welchen dem jambischen Auftakt das trochäische Wort folgt: und das ist entscheidend.

Umgekehrt zeigen die trochäischen Verse wiederholt ein trochäisch geartetes Wort sogleich am Anfang. Aus der Fülle der möglichen Beispiele sei auf den oben bereits erwähnten Beginn der Schillerschen „Kassandra" verwiesen, oder auf den „Ritter Toggenburg":

„Ritter, treue Schwesternliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn,
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn",

oder blind herausgerissen, auf einen der „Sprüche des Konfuzius":

„Dreifach ist der Schritt der Zeit,
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit".

Auch die „Ahnfrau" bietet reichliche Beispiele, so ein Wort der Bertha zu Beginn des vierten Aktes:

„Unglück oder Frevelthat?
Unglück ach! und Frevelthat!
Reichte nicht das Glück hin,
Dieses Dasein zu vernichten,
Warum noch den schweren Frevel
Laden auf die wunde Brust?
Warum, du gerechtes Wesen,
Noch mit des Gewissens Fluch
Deinen harten Fluch verschärfen?
Warum, Gott, zwei Blitze werfen,
Wo's an einem schon genug?",

oder Jaromirs Wort aus dem großen Monolog vor der Schloßkapelle im fünften Akt:

„Aber zwischen Stoß und Wunde,
Zwischen Mord und seinem Dolch,
Zwischen Handlung und Erfolg
Dehnt sich eine weite Kluft,
Die des Menschen grübelnd Sinnen,
Seiner Willensmacht Beginnen,
Alle seine Wissenschaft,
Seines Geistes ganze Kraft,
Seine brüstende Erfahrung,
Die nicht älter als ein Tag,
Auszufüllen nicht vermag;
Eine Kluft, in deren Schooß
Tiefverhüllte, finstre Mächte
Würfeln mit dem schwarzen Los
Über kommende Geschlechte."

Beginnen aber die Verse mit einem einsilbigen Wort (und solche sind auch unter den trochäischen Metren in der Ueberzahl), dann wird das nächstfolgende in den seltensten Fällen jambisch, zumeist aber wiederum einsilbig sein, so daß sich dann aus den beiden Wörtern der trochäische Fuß zusammensetzt; eine zweite Gegenprobe gegen den jambischen Vers und ein neuer Beweis für den Satz, daß der trochäische Rhythmus uns Deutschen geläufig und gewöhnlich und daß eben darum der jambische als der ungewöhnlichere für uns auch der künstlerisch geläutertere und erhabnere ist.

2. Vers und Prosa.

Es ist neuerdings viel wider den Vers im Drama gekämpft worden. Kein Geringerer als Henrik Ibsen hat ihn vor einigen Jahren in einem der Öffentlichkeit übergebenen Briefe an eine Schauspielerin verworfen, und das private Bekenntnis eines deutschen Dichters, der besonders durch die Meininger reichliche Bühnenlorbeeren errungen, ging dahin: es habe alles seine Zeit, Vers und Prosa, heut-

Digitized by Google

zutage sei die letzte modern. Das eine wie das andere ist eine bedauerliche Verirrung wahrhafter Poeten, denn weder hat die Mode, die äußerlichste und oberflächlichste aller Mächte, mit dieser tief innerlichen künstlerischen Frage das Mindeste zu thun, noch ist der Vers so schlechtweg aus dem Drama zu verweisen. Geschähe das, dann würden in zahllosen Fällen den Dramatikern die dichterischen Flügel gebunden und der sprachliche Ausdruck auf das Niveau des Werktags und jenes mißverständlichen Realismus hinabsinken, der nicht eine künstlerische Darstellung, sondern höchstens eine platte Photographie der Wirklichkeit ist. Hier liegt auch der eigentliche Kern dieser Streitfrage. Sie sollte nicht lauten: ob Vers oder Prosa, sondern: wie weit hat sich die Sprache des Dramatikers von der des täglichen Lebens zu entfernen und in wie weit erhebt sie sich über diese? Es bedarf nur eines flüchtigen Hinweises auf Goethes „Egmont", seinen „Clavigo" und seine „Stella", auf Schillers Prosadramen, auf einige neuere deutsche Tragödien, beispielsweise Fitgers „Here" und „Von Gottes Gnaden", deren Sprache sich an der Goethe'schen gebildet hat, um zu erkennen, daß das Wort in ihnen durchweg dichterisch beschwingt, hoch über den Niederungen des Tages schwebt. Es unterscheidet sich von der Sprache der Wirklichkeit ganz so gründlich wie der Vers in der „Iphigenie", im „Tasso", in der „Stuart" oder der „Jungfrau". Was könnte also für ein Grund vorliegen, diese dichterische Prosa zuzulassen und den Vers, der nur einen Schritt zur Idealisierung des Stoffs weiter geht, zu verwerfen? Ist es nicht ganz klar, daß es eine Frage des Sujets und seiner Behandlungsweise ist, ob Vers ob Prosa und *welche* Prosa? Je mehr dem Dichter daran liegt, seine Gestalten in eine höhere Sphäre zu erheben, je mehr er damit auch seines eigenen hohen poetischen Amtes waltet, der Herzenskündiger seiner Menschen zu sein und *dem* Ausdruck zu verleihen, was ihnen im Grunde der Seele schlummert, dichterischen Ausdruck — je mehr *muß* es ihn drängen, diesen Ausdruck auch äußerlich von dem alltäglichen zu unterscheiden — und wie nahe liegt es da, die rhythmische Beflügelung, die auch der dichterischen *Prosa* innewohnt, noch um ein Weniges zu steigern und die Erhebung des Stoffes in die künstlerische Idealwelt durch den Vers noch deutlicher zu markieren. Von welcher entscheidenden Wichtigkeit dieser Schritt werden kann, macht uns die Vergleichung der Goethe'schen „Iphigenie" mit ihrer Prosafassung deutlich. In ihr drängte alles nach dem Vers, und erst mit dem Vers erhielt der Wortlaut der Dichtung, der im übrigen fast unverändert blieb, seine unsterbliche Glorie. Gerade die „Iphigenie" hat mir im ersten Bande der „Dramaturgie" Gelegenheit gegeben, mich über das Wesen der dichterischen Sprache im Drama ausführlicher zu verbreiten — und ich darf auf diesen Abschnitt, der der allgemeinsten Zustimmung begegnet ist, vielleicht verweisen. Hier wird es genügen, klar zu legen, daß die Beantwortung der Frage, ob Vers ob Prosa, oder genauer, ob dichterischer Ausdruck oder Sprache der Wirklichkeit, sich nach dem Stoff und dem Stil des Dramatikers richtet, daß aber der Poet gegen sein eigenes Fleisch wüten würde, der so schlechtweg glaubt, den Vers aus dem Drama verbannen zu können. Es giebt Stoffe, die sich von selbst in eine erhabnere Region emporheben. Was

Digitized by Google

wäre „König Lear", was „Romeo" in Prosa? was die „Jungfrau von Orleans"? Und was wäre aus dem Goethe'schen „Faust" geworden, wenn der Dichter einen andern Stil für ihn gewählt, wenn er ihn nicht durch den Vers in die höchsten symbolischen Weiten emporgehoben hätte? Hätte nicht das realistische Leben im Lager Wallensteins seinen dichterischen Zauber und den typischen Charakter verloren, wenn es den Vers eingebüßt hätte? Und steht es im Prinzip mit Ibsens „Brand" anders als mit Goethes „Faust"? Daran hätte der norwegische Dramatiker denken sollen, bevor er dem Vers das unüberlegte Urteil sprach.

Also auf den Stoff und die Absicht der dichterischen Behandlung kommt es an. So gewiß es nun Stoffe giebt, die den gehobenen Ausdruck *verlangen*, so gewiß die Stoffbehandlung des Dichters unter Umständen dazu führen muß, die Sprache über die dürftige Verständigung des Alltagslebens emporzuheben — eben so gewiß giebt es Stoffe, denen das Prosawort tauglicher ist, und dichterische Fähigkeiten, die sich nicht hoch genug schwingen können, um ein Anrecht auf den Vers geltend machen zu können. Man denke sich einmal Lessings „Minna von Barnhelm" in Versen. Gerade der frische, kräftige Hauch der Wirklichkeit ist es hier, der uns stärkt und wohlthut; auf dem Boden der damaligen Gegenwart hat der Dichter mit voller Absicht sein Haus erbaut — würden wir nicht den Halt verlieren, wenn seine Menschen in Versen zu uns gesprochen hätten? Wäre ihm die gleiche straffe Charakteristik des Just, des Werner darin auch nur möglich gewesen? Gewiß nicht. Allerdings macht auch Lessing von dem Recht jedes wahren Dichters Gebrauch, wenn er die Sprache poetisch hebt, wo es ihm die Stimmung erheischt, und *völlig* deckt sich der Ausdruck eines berufenen Dramatikers mit der Wirklichkeit schlechterdings nie, aber die Prosa gab ihm doch die Möglichkeit, jeden Augenblick in den Ton der Wirklichkeit zurückzufallen, sobald es ihm beliebte und der Charakter der Rolle oder der Szene es erheischte. Das ist auch der Fall mit Schillers „Kabale und Liebe". Die Sprache Schillers nimmt zwar einen weit höheren Flug und berührt sich weit näher mit dem Vers als die Sprache Lessings. Und doch wählte Schiller gewiß das Richtige, als er sich in diesem in seinem Konflikt ganz der Wirklichkeit angehörigen, bürgerlichen Trauerspiel für die Diktion in Prosa entschied, die ihm die gleiche Freiheit wie Lessing ließ und ohne die wir uns den alten Miller, die Frau, den Präsidenten und den Marschall nicht denken können. Mit Hebbels „Maria Magdalena", mit Ludwigs „Erbförster" verhält es sich ganz ebenso. Und zwingt hier der Stoff, so zwingt in anderen Fällen die Begabung des Dramatikers — oder mit welchem Recht könnte die Prosa Iffflands zum Vers umgeschmiedet werden? Ohne dichterische Haltung ist dieser ein Unding und die skandierte Nüchternheit, in der sich nicht der leiseste dichterische Odem regt, ein Widerspruch mit sich selbst. Nur die dichterische *Seele* des Dramas hat ein Anrecht auf die dichterische *Form*.

Nun giebt es zwar, wie es in Prosadramen dichterische Partien giebt und geben kann, auch in Versdramen prosaische Teile, die die gebundene Rede nicht erfordern und die wir uns zum mindesten eben so gut ungebunden vorstellen könnten. Wenn Lord Burleigh sich mit der Königin von Schottland über die Berechtigung

Digitized by Google

der Königin von England streitet, ihre Gegnerin vor ein britisches Gericht zu stellen, oder wenn Wallenstein mit dem schwedischen Oberst über die Bedingungen verhandelt, unter denen das schwedische Heer sich mit dem seinen verbinden könne, dann sind das sehr reale, sehr konkrete, sehr nüchterne Dinge, die mit der Poesie im Grunde garnichts zu thun haben. Nun hat es Schiller aber gerade in diesen Partien so meisterhaft verstanden, die Sprache zu lockern, sie gelegentlich der Prosa zu nähern und ihr jeden bildnerischen Schmuck zu nehmen, daß wir ihm Recht geben müssen, wenn er nicht, durch den Stoff verleitet, die betreffenden Szenen, wie es ja an sich denkbar gewesen wäre, in Prosa ausgeführt hat. Schon sein Stilgefühl, das immer auf das Ganze gerichtet ist und Vers und Prosa neben einander nicht vertragen haben würde, hielt ihn davon zurück. Hatte es ihm für die Grundstimmung der „Stuart" und des „Wallenstein" gut geschienen, die Dramen im Blankvers auszuführen und uns mit dieser Erhöhung des Ausdrucks auf die Zinne zu stellen, von der wir die Geschicke der Völker und Fürsten in großen, erhabenen, typischen Linien sich vollziehen sehen, dann verstand es sich für ihn von selbst, diese Stimmung nicht plötzlich durch ein ganz anderes Mittel des Ausdrucks zu unterbrechen. Und dann besaß ja ein Schiller die Kunst aller großen Poeten, auch das Trockenste zu beleben, jedwedes Ding sinnlich anzuschauen und es auf dem steinigsten Boden sprossen und blühen zu lassen. Auch unter der grauen Asche jener Staatsverhandlung knistern die Funken der Leidenschaft und des dichterischen Lebens. Das Starre regt sich ihm, das Tote wandelt. „Von Menschen wimmelnd wächst der Bau" seines Amphitheaters in den „Kranichen des Ibykus"; der Schoß der Erde „sendet den Menschen seine Schätze herauf" (in „Pompeji und Herkulanum"); „des Herkules Stadt baut sich aufs neue"; Akrokorinth „winkt auf hohem Bergesrücken", und dem Götterfreund „schenkt" Apoll der Lieder süßen Mund. Was sagt dagegen ein Dichter, der keiner ist, August Wilhelm Schlegel in seiner Ballade „Arion"? „Arion war der Töne Meister". Das ist die bare, platte Sachlichkeit, die echte Prosa.

Nicht anders steht es z. B. mit Laube. Er hat im „Monaldeschi" wohl ein dunkles Gefühl für das Verhältnis von Vers und Prosa verraten, aber da ihm der dichterische Genius versagt geblieben, nützt ihm alle Versifikation nichts. Ja, sie deckt seine poesielose Art erst recht auf und legt es ihm nahe, daß er den Prosaboden nie hätte verlassen sollen. Und so geht es zahllosen Jambendichtern. Sie glauben Poeten zu sein, wenn sie ihre trockne Sprache nach metrischen Gesetzen messen und korrekte Fünffüßer schreiben, und was erreichen sie? Nicht auf dem geflügelten Roß schwingen sie sich mit ihren Versen in die Lüfte — sie haben nur einer Mähre Stelzen untergebunden. Diesen, ja, diesen sollte der Vers, wenn es nur ginge, verboten werden. Aber noch einmal: man verwechsele solche Mißbräuche nicht mit dem uralten Poetenrecht „in Zungen" zu reden, eine andere Sprache als wir notbedrängten, im Frohn des Tages keuchenden Menschenkinder! Man vertausche die poetische Wahrheit nicht mit der ordinären Wirklichkeit und man verteidige die Dichter, die dem Vers so kurzweg glauben den Todesstoß versetzen zu können, gegen sich selbst!

Digitized by Google

Autobiographische Aufzeichnungen des österreichischen Vizeadmirals Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair.

(Fortsetzung.)

In Venedig bis zur Revolution.

So war ich denn, im Jahre 1839, nach Venedig gekommen, wo ich trotz der geringen Geneigtheit der Marinebehörden, welche in mir einen deutschen Eindringling sahen, dennoch als 23jähriger junger Mann eine relativ selbständige Stellung als Direktor der Marine-Sternwarte und als Lehrer der Astronomie einnehmen sollte.

Die Sternwarte war noch nicht vollständig ausgebaut und mußte in mancher Beziehung in dem schon vollendeten Teile den Zwecken, welchen sie dienen sollte, gemäß ausgestattet werden. Zur Leitung dieser Arbeiten, zur Aufstellung der Instrumente und zu meiner Unterstützung im Beginn meiner Thätigkeit war der Adjunkt der Wiener Sternwarte, Karl von Littrow, nach Venedig gekommen und blieb daselbst mehrere Monate ratend, helfend und belehrend an meiner Seite. Eine schwere Krankheit seiner Frau hinderte ihn jedoch, mir jene ausgiebige Unterstützung zu gewähren, die einem jungen Manne not thut, dessen Kenntnisse doch zu gering waren, um den Leiter eines Institutes abgeben zu können, das, wenngleich klein, dürftig und mit sehr beschränkten Mitteln ausgestattet, doch den Namen einer europäischen Sternwarte erhielt.

Meine Lage erkennend und die Schwierigkeiten derselben ermessend, suchte ich mit Mut und Ausdauer meine Ausbildung selbst zu vervollständigen, studierte mit eisernem Fleiß und suchte vor allem den praktischen Anforderungen zu genügen, welchen diese Sternwarte entsprechen sollte.

Bald trat ich in Verbindung mit dem Direktor der Sternwarte in Padua, Professor Santini, behufs der Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen beiden Sternwarten und fand auch bei ihm freundliche und zuvorkommende Unterstützung.

In Venedig verbündete ich mich mit einem jungen strebsamen Marine-Artillerieoffizier, Libert von Paradis (später eine Zeit lang Direktor des Lloyd-arsenals in Triest), der sich im Maschinenwesen hervorthat und ausbildete. Wir studierten zusammen Mathematik oft bis spät in die Nacht und machten erst gegen Mitternacht einen Spaziergang durch die engen Gassen Venedigs, um uns durch Bewegung im Freien zu erfrischen. Gleichzeitig verschaffte ich mir nach und nach Zutritt in der guten Gesellschaft Venedigs und widmete ihr ein paar Abende in der Woche.

Das erste Haus, in welches ich eingeführt wurde, war das eines Irländers, namens O'Conor. Ich lernte die Familie desselben bei dem bekannten Redentore-Fest kennen, wo man nachts mit beleuchteten Barken und Gondeln auf dem Kanal der Giudecca fährt. Ich erinnere mich noch an die Pracht des Anblickes, den der Kanal mit den darüber geschlagenen Schiffbrücken darbot. Hunderte von

Digitized by Google

größeren Barken und noch mehr Gondeln und kleinere Fahrzeuge aller Art fuhren nach allen Richtungen in buntem Gewoge, wobei es natürlich an dem beliebten heillosen Geschrei der Venetianer nicht fehlte. Die größeren Barken waren in Tempel umgestaltet, beleuchtet von zahlreichen farbigen Papierlampen, welche, den Bewegungen des Fahrzeuges folgend, in fortwährender Schwingung sich befanden. Unter dem Tempeldache saß die Gesellschaft um einen mit Eßwaren und Wein reich besetzten Tisch. Das ganze Gewimmel von Menschen jauchzte und war seines Lebens froh. Bald vereinigten sich mehrere Gondeln und Barken zu einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel, bald löste sich alles wieder in seine schwimmenden Elemente auf. Große, ebenfalls mit Lampen und Guirlanden reich verzierte Lastschiffe trugen Militärmusikbanden, welche von einer Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge umschwärmt waren. Diese Gruppen sahen wie farbige, leuchtende Inseln aus, von deren erhöhter Mitte rauschende Musik ertönte. Andere kleinere Mittelpunkte wurden durch Barken gebildet, welche eine eigene Musikgesellschaft mit sich führten.

Die leichten ungedeckten Gondeln wanden sich mit bewundernswerter Geschicklichkeit in dem Chaos und fesselten die Aufmerksamkeit durch ihre Insassen, welche sich, auf weiche Kissen hingestreckt, inmitten des Lichtmeeres durch die herrliche Nacht rudern ließen.

Die lauen Lüfte, der sternenhelle Himmel, die aus dem Dunkel hervortretenden Paläste und Kirchen, vor allem die Redentorekirche mit ihrer Kuppel, dann die Brücke mit dem wogenden Menschengewühle und den schaukelnden Unterlagen, die Musik, ja selbst das Geschrei und die scheinbare Unordnung der sich kreuzenden Fahrzeuge vereinigten sich zu einem eigentümlichen Ganzen und brachten einen Eindruck hervor, welcher die Sinne fesselte und den Geist anregte, während eine sorglose Gemütlichkeit das ganze Sein beherrschte.

Ich fuhr mit einem Freunde, welcher in der venetianischen Gesellschaft bekannt und beliebt war, der mir daher als Cicerone dienen konnte. Einmal kamen wir einer Gondel nahe, welche eben die Familie O'Conor vereinigte, der ich, weil wir gezwungen waren, beisammen zu bleiben, vorgestellt wurde. Eine der beiden Töchter saß vorn auf den Stufen der Gondel und schmollte, wie es schien, mit den übrigen. Es war ein Mädchen zwischen 15 und 16 Jahren und, so viel ich im Dunkeln wahrnehmen konnte, hübsch, aber trotzig, und ungehalten über ich weiß nicht welche Behandlung. Da das Gespräch französisch geführt wurde und ich die Sprache noch nicht geläufig kannte, so nahm ich daran keinen wesentlichen Anteil und unterhielt mich damit, die Kleine zu betrachten, welche allen Mahnungen zum Trotz ihre Hände ins Wasser tauchte. Mir gefiel, ich weiß nicht warum, der Eigensinn des Mädchens, und alle ihre Bewegungen fesselten meine Blicke mit eigentümlichem Zauber. Ich ahnte damals nicht, daß dieses Mädchen acht Jahre später meine Frau werden sollte, obschon mir, als ich das Haus ihrer Familie besuchte, klar wurde, daß Hanna mit ihrem ernsten Sinn und ihrem zeitweiligen Eigensinn mich mehr und mehr zu sich hinzog. Ich hielt mich übrigens immer in solchen Schranken, um meine beginnende Zuneigung

Digitized by Google

nicht erkennen zu lassen, denn ich wußte wohl, daß ich vor der Hand ans Heiraten nicht denken durfte.

Man hatte mich im Hause O'Conor lieb gewonnen, und ich war bald einer der bei jeder Gelegenheit eingeladenen Hausfreunde. —

Diese Bekanntschaft und die Annäherung an ein Wesen, das mir teuer wurde, hatten keinen ungünstigen Einfluß auf den Fortgang meiner Studien; ja ich verdoppelte den Eifer, um mir eine Stellung in der Welt und damit die Möglichkeit zu erreichen, meine Zukunft an der Seite eines geliebten Wesens glücklich zu gestalten. Das Leben in Venedig war mir dabei zum Vorteil, denn ich konnte erst um 10 Uhr abends und noch später mich den geselligen Freuden hingeben, wenn mein Tagewerk, dem ich keine Stunde entzog, vollbracht war.

Trotz durchwachter Nächte war ich regelmäßig um 9 Uhr morgens in der Kanzlei oder um 8 Uhr im Marine-Kollegium, um meine Vorlesungen zu halten, welche vorerst auf zwei in der Woche beschränkt waren.

In dieser Zeit beschäftigte mich viel der Mensch und sein Verhältnis zur Erde und zu seinem Schöpfer. Ich machte zwar keine eingehenderen Studien, weil ich in der Regel nur meine Wissenschaft betrieb und selten ein anderes Buch in die Hand nahm als solche, die von Astronomie oder verwandten Gegenständen handelten, aber immerhin war während meiner freien Stunden mein Sinnen und Trachten auf derlei schwierige Probleme gerichtet, die ich auf meine Art zu lösen oder mir zurechtzulegen suchte. Die statistischen Arbeiten von Quetelet verfolgte ich mit Aufmerksamkeit, und da ich die „Allgemeine Zeitung" nachmittags las, so fand ich darin manches, was mir Stoff zu weiterem Nachdenken gab.

Später, als ich von der strengen Befolgung meines Grundsatzes, keine anderen als streng wissenschaftliche Bücher zu lesen, zu gunsten geschichtlicher und nationalökonomischer Werke abging, vermehrte ich mein Wissen nach anderen Richtungen, in der Regel aber nur in solchen, welche den Menschen und das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft betreffen.

Ich betrachtete vor allem den Menschen als dieser Erde angehörig, in der Art, daß er in jeder Phase seines Lebens und Wirkens von derselben und ihren Einflüssen abhängig sei. Ich sah in den geistigen Fähigkeiten des Menschen nur das Ergebnis der Eindrücke, die sein Körper aus den äußeren Erscheinungen vermittelte und einem Stoffe, dem Geiste, mitteilte, welcher seinerseits die gegebenen Erscheinungen zu verarbeiten im stande ist, aber nur insofern frei sein kann, als die Mitteilungen mehr oder minder vollständig sein können. Diese Mitteilungen hängen aber einerseits von der Fähigkeit der sinnlichen Organe ab, sie aufzunehmen, und von der Leitungsfähigkeit der körperlichen Organe, welche die Empfindungen und Eindrücke äußerer Erscheinungen auf die Sinne zum Geiste führen sollen. Wo die Fähigkeit der Empfindung oder des Eindruckes eine mangelhafte, wo die Leitung eine unvollkommene, da ist auch die Arbeit des Geistes eine unvollkommene, weil ihr nur beschränkte oder geringe Hilfsmittel zu Gebote stehen. Den Geist nahm ich von gleicher Beschaffenheit in jedem Menschen an und dachte mir nur die Aufnahme desselben von den materiellen

Digitized by Google

Organen abhängig, welche damit in Thätigkeit gesetzt werden sollen. Ich stellte mir vor, daß dieser Geist dem allgemeinen Geiste, der schöpferischen Kraft des Weltalls entnommen sei, zu dem er wieder zurückkehren müsse, sobald seiner Aufnahme Hindernisse im Wege standen, wie z. B. eine partielle oder vollständige Lösung der sinnlichen Thätigkeit und der Leitungsfähigkeit. Ich dachte, daß ein Kind oder ein Greis wohl Leben, also organische Thätigkeit besitzen, daß aber bei ersterem die Stärkung der Organe es zur Aufnahme, zur Durchdringung des Geistes und zur geistigen Thätigkeit befähigen könne, während bei letzterem die Abnahme organischer Thätigkeit auch die Abnahme der Eindrücke und der Leitungsfähigkeit zur Folge haben könne, was bei Krankheiten ebenfalls vorkommen müsse.

Träume stellte ich mir immer als eine fortgesetzte mangelhafte Leitung von Eindrücken vor, die entweder in wachendem Zustande erweckt werden oder selbst im Schlafe unbewußt stattfinden. Dabei kommen sekundäre Einwirkungen vor, welche von dem Einflusse der Thätigkeit eines Organs auf die anderen abhängen und auf den Geist öfter in ganz anderen Richtungen Einfluß nehmen, als jene es wären, die aus direkten Eindrücken hervorgehen. Dabei faßte ich immer drei Gruppen von Organen ins Auge: 1. diejenigen, auf welche äußere Erscheinungen einwirken; 2. jene, welche die Leitung vermitteln; 3. diejenigen, in welchen der Geist seinen Sitz hat und deren Thätigkeit zur Erzeugung des Denkens und geistiger Bilder erforderlich ist. Dies Alles weiter auszuführen, wäre ziemlich überflüssig, wenn auch noch heute ähnliche Grundlagen meine Überzeugungen beherrschen.

Hier möge nur noch angeführt werden, daß ich daran festhalte, daß der Mensch als Teil dieser Erde den Bedingungen derselben entspricht, daß er dort entstanden ist und dort sich zu erhalten vermag, wo die Bedingungen seines Entstehens und seines Lebens vorhanden, daß ferner sein Geist als Teil des schöpferischen Weltgeistes angesehen werden muß, daß dieser Teil nicht verloren gehen kann, sondern zurückkehrt zu dem Urquell, aus dem er vom Menschen geschöpft wurde.

Wie das cogito, ergo sum, so dachte ich jederzeit und denke noch heute, daß die Welt und die Gesetze, welche sie regieren, bestehen, daß also eine Gottheit in dieser Welt ihren Ausdruck finden müsse. Weiter kam ich nicht, weiter erörterte ich den Gegenstand auch später nicht, und nur insofern die Menschen verschiedenen Religionsbekenntnissen angehören, kam es mir vor, als hätten sie das Bedürfnis, sich der Gottheit zu nähern, um in ihr die eigenen Ideen zu verkörpern und jenen Trost und jene Befriedigung zu finden, welche der eigene Geist, dieser Teil Gottes, gewähren sollte, aber bei mangelhafter Entwickelung nicht gewähren kann.

Daß außer der bewohnten Erde noch andere, weit größere Körper den Raum bevölkern, leuchtete mir um so mehr ein, als die Bewegungen dieser Körper zunächst jenen unseres Sonnensystemes durch ihre Maße in solcher Weise auf einander wirken, daß aus ihren Bewegungen auf diese Masse zurückgeschlossen werden kann und Erscheinungen vorausberechnet werden, welche mit einer dem Nichtastronomen unfaßlichen Genauigkeit eintreten und die Richtigkeit der Messungen und Voraussetzungen bestätigen.

Digitized by Google

Wenn nun der Bestand solcher Körper erwiesen, wenn ferner bewiesen werden kann, daß diese Körper der gleichartigen Wirkungen wegen, welche sie auf einander ausüben, auch im Durchschnitte aus gleichartigem Material gebildet sein müssen, so entsteht die natürliche Frage: warum soll die Erde allein von Wesen bewohnt sein, die zu einer Erkenntnis ihrer selbst und der sie umgebenden Natur gelangen? Warum soll dieser kleine Körper allein die Fähigkeit besitzen, lebende und denkende Wesen zu erzeugen und zu erhalten?

Daß die Gottheit sich nur mit dieser Erde in Mitte der unzähligen Weltkörper beschäftigt habe, schien mir ungereimt und meinem Verstande unwahrscheinlich.

Sind aber diese Weltkörper von menschenähnlichen Wesen bevölkert, haben die einen vor den anderen keinen Vorzug aufzuweisen, so ist ihre Entstehung einem Gesetze zu verdanken, nach welchem die von uns als tot bezeichnete, allein keineswegs untätige Materie diese Wesen unter bestimmten Bedingungen erzeugt, so daß sie die Folge des Lebensprozesses der Materie sind. Letztere muß also in ihren festen, flüssigen und luftartigen Elementen und Stoffen die Keime des Lebens enthalten, welche zur Entwickelung gelangen, sobald der Prozeß, den dieselbe durchmacht, die Bedingungen dieser Lebenserschaffung hervorgerufen hat.

Diese Keime mögen nun in einer einheitlichen Zelle bestehen, welche je nach den Bedingungen des Zustandes der Materie sich verschiedenartig zur Pflanze, zum Tiere, zum Menschen entwickelt, oder aber schon in ihrer Grundgestaltung verschieden sein, immer würde daraus hervorgehen, daß die organischen Gebilde selbst auf einem und demselben Körper nicht an eine und dieselbe Örtlichkeit gebunden sind und daß die Entstehung dieser Organismen dort vor sich gehen muß, wo die Bedingungen dazu gegeben sind. Die Abstammung der Menschen z. B. von einem Paar ist demgemäß ebensowenig eine Notwendigkeit und würde ebensosehr den allgemeinen Gesetzen in der Natur widersprechen wie die von Darwin aufgestellte Hypothese von der Abstammung der lebenden Individuen des Tierreiches von wenigen Exemplaren, die sich einheitlicherweise auf ein Grundelement zurückführen ließen. Aber dieses Grundelement ist eben die Materie selbst mit den sie beherrschenden Gesetzen, mit dem sie durchdringenden Geiste, ist die Gottheit selbst. Was in der Welt physischen Bestand hat, nimmt Raum ein und entwickelt sich in der Zeit; der Stein wie der Mensch befolgen ihren Entwickelungsgang von ihrer Entstehung bis zu ihrer Verwandlung in andere Formen, und es läßt sich kein Unterschied zwischen der von uns fälschlich leblos genannten Materie und den Organismen machen. Alles, was uns umgiebt, lebt und entwickelt sich, alles ist vom Odem des göttlichen Geistes durchhaucht, seinen Gesetzen untergeordnet. Wir sind Atome dieses Alles, welche in Folge des Lebensprozesses der Weltkörper vom göttlichen Geiste in größerem Maße durchdrungen werden, das Leben aber gehört der Erde an, der ganzen Materie, die wieder ein Ausfluß der Gottheit ist.

Christus hat nur auf Erden gewirkt, hat nur für diese Erdenmenschen gelebt, er hat also keine Beziehung zu den übrigen Weltkörpern, zu den großen

Digitized by Google

Gesetzen des Weltalls. Auf anderen Planeten, auf den Sonnen dieser Welt müssen die dort lebenden, vom göttlichen Geiste durchdrungenen Gebilde ein anderes Mittelglied, ein anderes Wesen sich auserkoren haben, das ihnen Lehrer und Leiter gewesen.

Ich las damals Spinoza, den Koran, die Bibel und mit besonderer Vorliebe ein Buch, das über Ägypten und die Religion der Ägypter in Bezug auf die christliche Religion handelte. Der Titel desselben lautete: „Die Freimaurerei in ihrem Zusammenhang mit der Religion der alten Ägypter, der Juden und der Christen. Für denkende Geschichtsfreunde frei bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von R. S. Acerellos. Zweite Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1836." Außerdem machte ich mich mit vielen anderen älteren und neueren Werken bekannt und studierte mit Vorliebe die Geschichte der Wissenschaften, besonders der Mathematik und der Astronomie.

Auch die Geschichte Venedigs, wovon ich selbst die ältesten Autoren wie Sabellico, Nani u. a. durchnahm, flößte mir Interesse ein; Rotteck, Raumer und andere deutsche Schriftsteller waren nicht ausgeschlossen, und besonderes Vergnügen, dessen ich noch gedenke, bereitete mir das Werk von Baraute: Histoire des ducs de Bourgogne.

Ich hatte eine ausgesuchte Bibliothek zu meiner Verfügung, die einem alten Baron Galvagna gehörte, dann die Bibliothek in S. Marco, und ich selbst sammelte namentlich alte Bücher, die ich dort und da bei Antiquaren oder Trödlern fand. Aber auch neue Bücher kaufte ich mir trotz meines geringen Einkommens, z. B. die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre von Dr. Eduard Roth, ein mir sehr zusagendes Werk, die mathematische Behandlung der Psychologie von Herbart und viele andere Werke ähnlichen Inhalts. Überdies vernachlässigte ich nicht die ältere italienische Litteratur und die neuesten Publikationen derselben.

Die Bibliothek des Marine-Kollegiums und die im Entstehen begriffene der Sternwarte standen mir natürlich zu Gebote, letztere unter meiner eigenen Leitung. In der Bibliothek meines Stiefvaters, der nunmehr Delegat in Venedig war, fand ich wahre Schätze an neueren Werken. Hier lernte ich Liebig, besonders seine chemischen Briefe, dann Lists nationalökonomische Schriften und andere Werke dieser Art kennen, die ich gerne las und mit meinem Stiefvater besprach.

Gleichzeitig schrieb ich Aufsätze für wissenschaftliche Zeitschriften und sammelte Daten für eine Geschichte der Uhren, welche ich später in einer von Marine-Offizieren des Kollegiums herausgegebenen Zeitschrift veröffentlichte.

Als ich in der Folge die Vorträge über Nautik übernahm und mit jenen über Astronomie vereinigte, schrieb ich dieselben nieder, um sie im Druck erscheinen zu lassen. Die Revolution von 1848 kam dazwischen, und ich besitze noch das Manuskript, das niemals zu Ende geführt wurde, wie ich es beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Regierung, Sitten und Gebräuche unter der Königin Elisabeth von England.

Von

Luise von Kobell.

Einsichtsvoll, und ausgerüstet mit Erfahrungen, die Elisabeth im Tower und in ihren sonstigen Gefangenschaften so reichlich gesammelt, hatte sie den Thron von England bestiegen. Papst Paul IV. erklärte die Thronbesteigung Elisabeths für unrechtmäßig, da sie einer illegitimen Ehe ihr Dasein verdanke, und befürwortete Maria Stuarts Anrecht auf die englische Krone. Jedoch versprach er, falls Elisabeth ihn zum Schiedsrichter wählte, einen unparteiischen Ausspruch zu fällen.

Sie erkannte in dem Papste ihren Gegner, in der anglikanischen Kirche ihren Halt. Eine innerliche Religiosität war Elisabeth abhanden gekommen, obgleich die sie umgebende Welt von theologischen Dogmen erfüllt war. Sie verachtete gleich stark die katholische Unduldsamkeit wie die Bigotterie der Protestanten; doch haßte sie weder Katholiken noch Protestanten und berief sie ohne Rücksicht auf ihre Konfession in ihren Staatsrat und an ihren Hof.

Elisabeths Ziel war, ihren Thron zu erhalten, England in keinen Krieg zu verwickeln, die weltliche und geistliche Ordnung herzustellen. Diesem Vorhaben gemäß gebot ihr die Klugheit, den von Heinrich VIII. und Eduard VI. eingeschlagenen Weg fortzuwandeln. Besonnen wie sie war, überstürzte sie sich nie in politischen Fragen. Sie ließ sich nach dem Zeremoniell des römisch-katholischen Ritus krönen und versammelte einige Tage darauf das Parlament. Eindringlich forderte der von ihr ernannte Lordkanzler Nikolaus Bacon die Parlamentsmitglieder auf, sich nur von Gottesfurcht und Vaterlandsliebe leiten zu lassen.

Elisabeths Legitimität und Thronrecht wurden festgestellt, die Oberherrschaft der Krone über die Kirche wieder anerkannt.

In einer Konferenz in Westminster ward die Messe abgeschafft, das verbesserte allgemeine Gebetbuch (Common Prayerbook) abermals eingeführt. Als Erzbischof Heath von York an der Spitze der entrüsteten Katholiken Elisabeths Sinn durch rechtliche Vorstellungen und Bitten zu ändern trachtete, antwortete die Königin, „sie wolle sich und ihr Volk an den lebendigen Gott knüpfen, nicht an den römischen Stuhl.“ Bischöfe wie weltliche Würdenträger, welche den Suprematseid verweigerten, wurden teils ihrer Stellen entsetzt, teils eingesperrt, teils wanderten sie aus. Die Mönche und Nonnen der aufgelösten Klöster flüchteten sich nach den spanischen Niederlanden, wo sie Aufnahme fanden. Der Königin Beständigkeit und ihr Mut im Verfolgen ihrer Ziele gingen gleichen Schritt mit der Weisheit, die sie anwandte, um die rechten Männer zur Erreichung ihrer Zwecke zu finden.

Sie hatte einen Scharfblick für das Verdienst in den verschiedensten Zweigen und eine wunderbare Macht, sich dasselbe nutzbar zu machen. Ihre berühmten

Digitized by Google

Launen, welche sie so oft hinrissen, Gnade zu erweisen und wieder zurückzunehmen, übertrug sie nie auf Staatsgeschäfte. Führte die Wahrheit bei ihr nicht zum Ziele, so half die Verstellung, und die in der Politik oft notwendige Verschlagenheit zog sich auch als roter Faden durch Elisabeths Privatleben. „Ihr Geist," sagt John Harrington, „glich oft dem sanften Wind, der an einem Sommermorgen von Westen kommt, lieblich und ringsum alles erfrischend." Gleich darauf fand eine plötzliche Umwandlung bei der Königin statt, welche nicht zweifeln ließ, wessen Tochter sie sei. Elisabeths Natur und Tücke blendeten derart, daß es zu den psychologischen Schwierigkeiten gehörte, den wahren Kern ihres Wesens zu erkennen, und nur wenige verstanden es, ihre List zu parieren. „Ich sah sie lächeln, so süß, als schlösse sie jeden in ihr Wohlwollen ein, und als munterte sie auf, ihr die geheimsten Gedanken zu offenbaren, und wie auf einen Schlag zog sie sich zurück, schrieb die gehörten Äußerungen auf und warf sie bei Gelegenheit den Urhebern tadelnd vor. So kannte sie eines jeden Meinung, und viele Fische gingen ahnungslos ins Netz." Zu dieser auf ihren Vorteil zielenden Berechnung gesellte sich die Eitelkeit, deren Unmaß von höfischer Schmeichelei erzeugt wurde. Denn nicht ungewohnt waren Lobpreisungen wie die Raleighs: „Ich sah die Königin reiten wie Alexander, jagen wie Diana, gehen wie Venus; wenn die Luft ihr schönes Haar und ihre keuschen Wangen umspielte, glich sie einer Nymphe, einer Gottheit, wenn sie im Waldesschatten saß, sie sang wie ein Engel und spielte wie Orpheus." In einem von Jan de Heere gemalten Bilde nimmt Elisabeth die Huldigungen der Juno, Minerva und Venus entgegen.

Derlei Apotheosen gefielen wohl der Monarchin und veranlaßten auch mancherlei Anerkennung durch Stellen und Titel; wollte aber der Enthusiast aus seinem Lobe eine Waffe gegen Elisabeth schmieden, so merkte sie es und brach die Spitze derselben ab. „Ihre Sinnlichkeit verschleierte kein zarter Hauch, und eines Mannes Schönheit war der Schlüssel zu ihrer Neigung. Angesichts des Hofes liebkoste sie ihren süßen Robert. Deshalb konnte der spanische Philipp das Wunder nicht fassen, daß solch eine Buhlerin die Politik des Eskurial in Schach halten könne. Aber Elisabeth hatte zwei Seelen, die Leichtfertigkeit spielte nur auf der Oberfläche ihres Wesens, im Grunde war sie voll Ernst für die gute Sache. Sie hat England zur großen Nation erhoben, seine Bedeutung für immer begründet. Das Inselreich hatte größere und edlere Monarchen, aber nie einen volkstümlicheren."[1])

Königin Beß (Queen Bess) war das Idol des Volkes. „Denn" sagten die Leute „ehemals gab es in jedem Haus nur einen Herd zum Kochen und Wärmen. Jetzt hat fast jede Stube ihren Kamin. Unsere Eltern schliefen auf einem Strohsack auf dem Boden und bedeckten sich mit Segeltuch. Statt des Kopfkissens wurde ein Holzklotz untergelegt, war ja nur Wöchnerinnen ein Kopfkissen gestattet. Einige Holzlöffel und ein Holznapf waren unsere Geräte, indes jetzt jeder Haushalt ein silbernes Salzfaß und silberne Löffel aufweist, auch eine Wein-

[1]) History of the english people by Green.

Digitized by Google

kannte, wenn nicht ein ganzes Heer. Trotz der Sparsamkeit konnte ehedem der Pächter nicht ein Pfund zurücklegen, sondern mußte statt dessen noch seine sauer erworbene Kuh oder sein Pferd verkaufen, um den Pacht bezahlen zu können, wenn sich der Jahreszins auch nur auf 4 Pfund belief. Jetzt beträgt die Pacht 40, auch 100 Pfund, und der Pächter kann sie nicht nur bezahlen, sondern er legt noch sein Sümmlein zurück. Er und die Seinigen liegen auf Federbetten, essen und trinken nach Herzenslust."

Dieser Wohlstand ist ein beredtes Lob für Elisabeth, welche eine Masse von Übelständen abschaffte, den Ackerbau verbesserte und den englischen Wollmarkt in Flor brachte. Sie lieh Summen zu großen Unternehmungen aus, begnügte sich mit dem Einkommen ihrer Krone, förderte die Handelskompagnien, welche den englischen Kaufleuten im Auslande Trutz und Schutz gegen Übergriffe und Unrecht boten. Elisabeth gründete die „Moskowitische Handelsgesellschaft," welcher Steuerfreiheit und sicheres Geleite zugesagt ward, um englisches Tuch bis nach Persien zu führen. Durch die „Türkische Gesellschaft" war der Levantehandel gesichert.[1]) In den Schulen und Universitäten machte sich ein gründlicher Lehrplan geltend. Das Geld stand wieder im Werte, die in Umlauf gewesenen wertlosen Münzen wurden durch vollwichtige ersetzt. Die Schlösser und Häuser dienten nicht mehr in der Hauptsache zur Verteidigung gegen Feinde, sondern zum Wohlbehagen und zur Gesundheit der Einwohner. Jedes Kaufmannshaus hatte nun seine helle, mit Fenstern versehene Vorhalle. Die neue Fensternode ging sogar so weit, daß Lord Bacon murrte: „Euere Häuser stecken jetzt so voll Glas, daß man nicht mehr weiß, wie man darin der Sonne oder der Kälte ausweichen kann." — Der Architektur und den Gartenanlagen drückte Elisabeth das Gepräge der Schönheit auf. Und da sie das vaterländische Gewerbe pflegte, so machten ihre 3000 Kleider nebst jenen der Hofleute, welche sich dieser Pracht anzupassen pflegten, den Handelsleuten vollauf zu schaffen.[2]) Somit gönnten gerne die Unterthanen ihrer Königin die schwelgerischen Feste, die sie ihren Günstlingen gab und von ihnen empfing, denn wieder entwickelte sich dadurch Kunst und Gewerbe. Auch die Mahlzeiten der Vornehmen zeugten von dem damaligen Reichtume der Nation. Im Gegensatze zu dem Volke, das um 11 Uhr sein Mittagbrot einnahm, speisten sie von 1 bis 3 Uhr auf chinesischem Porzellan (welches durch gekaperte Spanier nach London gelangte,) Pasteten,[3]) Braten, Puddings, importierte Früchte und Süßigkeiten in Hülle und Fülle.

---

[1]) Weniger lobenswert ist, daß Elisabeth auch kein Arg daran nahm, Gelder im Sklavenhandel vorteilhaft anzulegen.

[2]) „Bald stutzt sie die Mode zu, wie Pharaos Soldaten auf den schwarzgeräucherten Bildern, bald wie die Priester des Bel zu Babel auf den alten Kirchenfenstern, bald wie den kahl geschorenen Herkules auf den braunen, wurmstichigen Tapeten." Viel Lärm um nichts. (III. Aufz. III. Auft.)

[3]) Bei städtischen Festmahlen gehörte es zu den Scherzen, daß des Lordmajors Narr aus der Pastete sprang. Eine Pastete kostete oft 10 Pfund.

Digitized by Google

Venezianer Schalen, silberne Humpen und Becher standen auf dem Kredenztische. Wer einen Trunk wollte, bekam den vollen Pokal, den er geleert zurückgab, und der sofort gereinigt, und frisch gefüllt mit Sekt, Malvasier ꝛc. einer zweiten durstigen Kehle gereicht wurde.

Die damalige Weinkarte giebt einen Einblick in die Genußsucht der Zecher, denn sie weist 56 französische, 36 spanische und italienische Weine auf,[1]) sowie verschiedene alkoholische Getränke, Hypocras, Bragget ꝛc. und überdies eine Anzahl Punsche. Auch stieß man bei einem Trinkspruch oder Liede mit Gläsern an, wie Jago singt:[2])

Stoßt an mit dem Gläselein, klingt!
Der Soldat ist ein Mann
Das Leben ein' Spann,
Drum lustig Soldaten, und trinkt.
Wein her Burschen.

Cassio: Auf Ehre, ein allerliebstes Lied.

Jago: Ich hab's in England gelernt, wo sie, das muß man sagen, sich gewaltig auf das Bechern verstehen. Euer Däne, Euer Deutscher, Euer dickbäuchiger Holländer, — zu trinken, he! sind alle nichts gegen den Engländer

Elisabeth tafelte allein. Die Vorbereitungen zu ihrer Mahlzeit waren seltsam zeremonial. „Während die Königin ihr Tischgebet verrichtete, betrat ein Hofbeamter, einen Stab vor sich her tragend, die Vorhalle des Speisesaales, durchschritt diese, warf sich dreimal auf die Kniee, als sei ihre Majestät zugegen, und verschwand. Ein zweiter breitete ein feingewobenes Linnen[3]) über die Tafel, ein dritter brachte ein Salzfaß, ein vierter Brot auf silbergetriebener Platte. Dann erschienen zwei Damen (eine verheiratete und ein Fräulein) mit einem Tranchiermesser. Die „Jungfräuliche", in weiße Seide gekleidet, rieb aufgestellte Teller mit Salz und Brot ab. Ein reckenhafter, scharlachroter Leibgardist trat ein; er hatte auf jeder Rocktasche eine goldene Rose und trug allmählich vierundzwanzig Speisen in goldenen Schüsseln auf. Zu diesem wichtigen Amte wurde der schönste und kräftigste Mann im Königreiche ausersehen. Der Truchseß-Adonis und ein Begleiter kosteten hierauf unter Aufsicht der Damen die Speisen wegen etwaigen Giftes. Dann schmetterten und wirbelten Trompeter und Pauker, — ein Schwarm vornehmer Jungfrauen rauschte in die Vorhalle. Sie deckten die Schüsseln auf und begaben sich mit denselben in den Speisesaal zur Königin. Elisabeth wurde knieend bedient. Trotz des pomphaften Zeremoniels aß sie vielfach mit den Fingern, denn der Gebrauch der Gabel wurde erst nach ihrem Tode (1611) in England eingeführt; seit 1563 gebrauchte man Messer bei Tische.

Unter Elisabeths Regierung drängte sich ein Luxus ein, der seither allgemein ist, der Tabak. Sir Francis Drake brachte dies verhängnisvolle Kraut nach England im Jahre 1586[4]). Die Entrüstung dagegen und die Begeisterung dafür

[1]) Drake, Shakespeare and his times vol. II. p. 130—135.
[2]) Shakespeare, Othello, II. Aufzug, III. Szene.
[3]) Ein Tischtuch kostete 18 Pfund (360 Mark).
[4]) Drake, Shakespeare and his times, v. II., p. 135.

Digitized by Google

waren groß. Die erstere äußerte sich in Ach- und Wehschreien, in einer Flut von Schriften, die Seufzer, Tadel und Verdammung des narkotischen Lasters enthielten, die zweite durch Nutznießung desselben. 300 bis 400 Pfund dieses schnell eingebürgerten Luftverderbnisses verbrauchte ein Landadeliger jährlich, wie Lilly bezeugt, und zu dem Rauchen gesellte sich das Schnupfen.

Die tonangebende Jugend schnupfte aus prächtigen Dosen vor dem Diner, und die Prise mit der richtigen Eleganz zu nehmen, gehörte zu ihren Standespflichten.

Je vornehmer eine Familie, desto größer war die Zahl ihrer Diener. Die Gesindeordnung bestand aus 21 Paragraphen, deren Verletzung durch Geld von dem Schuldigen gesühnt werden mußte. Fehlte einer ohne wichtigen Grund beim Gebete, vermaß er sich einen Fluch auszustoßen, zu früh oder zu spät zu Bette zu gehen, etwas zu verderben oder zu zerbrechen, sich aus dem Hause ohne Befehl zu entfernen, zu streiten oder zu liebäugeln, die Speisen unrichtig zu bereiten oder aufzutragen, die Hallen und Räume nicht rein zu halten oder die Thore nicht rechtzeitig zu schließen ꝛc., so zahlte und zahlte der Fehlerhafte von seinem Lohne zum Wohle der Armen oder für einen sonstigen guten Zweck. Der Hausnarr bildete das Mittelglied zwischen Herrschaft und Gesinde. Er hatte bekanntlich die gute Laune seiner Gebieter durch witzige Einfälle und Schwänke herzustellen und zu erhalten. Hervorragend war darin Elisabeths Hofnarr Tarlton. Indes beschränkte man sich nicht, dies zweifarbige, mit Schellen und Glöcklein behangene Menschenkind zur Unterhaltung in Palästen und Schlössern zu füttern, sondern im Wirtshause, selbst in verrufenen Hänsern war es des Hausnarren Amt, durch Komik die Besucher zu ergötzen. Um die Erheiterung zu erhöhen, erschien der Hausnarr einer Lady zumeist mit einem Äffchen auf der Schulter, und beide überboten sich, das Lachen ihrer Herrin hervorzurufen. — „Das Schicksal," sagte ein Gentlemen jener Zeit, „giebt mir die Mittel an die Hand, meiner Gemahlin zwei mit Samt und feinem Tuch ausgeschlagene Kutschen, acht Pferde, Diener und Zofen, nebst Pagen, Affen, Papageien, einen Narr und sonstiges Zubehör für ihre Lebensbedürfnisse zu halten[1])." Sie war weit verzweigt, diese Familie der Gentlemen, nach den heraldischen Büchern zu schließen: Da gab es den Edelmann von Geblüt, den Edelmann von Ahnen Gnaden, den von Königs Gnaden bis herab zum Edelmann im Waffenrock, welch letzterer die Mängel seines Blutes durch das Blut eines erschlagenen Türken gut machen mußte. Überdies gehörte es nun zur Würde des Gentlemen, den vergoldeten, mit Edelsteinen besetzten Dolch rückwärts, den Stoßdegen an der Seite zu tragen; die elisabethanische Mode hatte die alten schwerfälligen Schwerter und Schilde verdrängt, zum Verdrusse der Reaktionäre, welche diese „Tanzwaffen" als eine Verweichlichung der Männer bezeichneten. Bald schweiften die Stoßdegen in eine so phantastische Länge, der Linnenkragen in eine so phantastische Breite aus, daß Augen und Leben des

[1]) Drake, Shakespeare and his times vol. II, p. 144—145.

Digitized by Google

Nächsten bedroht waren. Ihre Majestät erließ eine Verordnung gegen den Unfug, und hierauf standen einige ehrsame Bürger an den Thoren der Stadt, schnitten den Zuwiderhandelnden den Kragen ab und zerbrachen die Spitze jedes über drei Fuß hohen Rapiers. „In welche Wut geriet der französische Gesandte Malvoisier, da das Gesetz an ihm vollzogen wurde[1])."

Und wie wohnten Gentlemen, Lords und die Königin! Dem heutigen Renaissance- und Gothikschwärmer schlägt der Puls lebhafter, wenn er Schilderungen von Zeitgenossen liest: Hochgewölbte Hallen und Säle, bedeckt mit Landschaften und mythologischen Szenen, die in Goldstoffen eingewirkt waren[2]), von schönem Geräte strotzende Speisekästen, Klapptische, Truhen von Ebenholz mit Jagdzügen aus Elfenbein, kunstvoll gebaute Stühle mit golddurchnähten Stoffen, türkische, perlgestickte Polster, silbergetriebene Becken und Kannen mit Wasser und duftenden Essenzen gefüllt, um die Hände zu übergießen, den Kopf zu erquicken und die Nase zu erfrischen. Dazu eine entzückende Reinlichkeit in jedem Winkel des Haushaltes, Binsen oder Teppiche auf den Böden, Blumensträuße überall verteilt.

Nach damaliger Einrichtung schildert Shakespeare ein Schlafgemach in seinem Schauspiel Cymbelin:

„Ihr Schlafgemach ist rund umhangen
Mit Teppichen von Seid und Silber schillernd,
Cleopatra, die ihren Römer trifft,
Der Cydnus über seine Ufer schwellend
Aus Drang der Fahrzeug' oder Stolz: ein Werk
So reich, so schön gewebt, daß Kunst und Pracht
Ihr Äußerstes gethan — — Der Kamin
Ist südwärts im Gemach, und das Kaminstück,
Die keusche Dian' im Bad, nie sah ich Bilder
So durch sich selbst erklärt — des Zimmers Decke
Ist ausgelegt mit goldnen Cherubim
Die Feuerböcke — zwei silberne
Geflügelte Cupidos, jeder zierlich
Auf einem Fuß, gestützt auf seiner Fackel[3])."

Oftmals standen zwei Betten in den Schlafzimmern eines Vornehmen: ein Pfostenbett und ein Rollbett. Im ersten schlief der Herr, im zweiten der Page. Die Decke auf dem Pfostenbett kostete bisweilen 1000 englische Mark.

In Elisabeths Schlössern gipfelte die Pracht der Kunstwerke aus Stoffen und Metallen, aus Holz und Bernstein, — ihre Badezimmer in Windsor waren aus Spiegeln zusammengestellt, mit den seltensten Pflanzen ausgeschmückt, und in Hampton-Court überragte an Schönheit ein Kabinet, das Paradies genannt, die übrigen Räume. Es bestand nur aus Gold, Silber und Edelsteinen und enthielt ein „Clavicembel" aus Krystall. „Merkwürdig", sagt Leopold von Ranke in seiner

[1]) Drake, Shakespeare and his times, vol. II, p. 108—109.

[2]) Aus dem Munde der Tapetenfiguren hingen häufig Moralsprüche. Shakespeare, Wie es Euch gefällt. III. Aufz., II. Auftritt.

[3]) Auch kunstvoll ziselierte Ritter wurden als Lichthalter benutzt, außerdem hielten Diener Wachskerzen, und Fackelträger hatten ihren Gebietern Haus und Straßen zu beleuchten.

Digitized by Google

Charakteristik Elisabeths, „wie sie an festlichen Tagen in ihrem Palast einherschreitet: voran Magnaten und Ritter in ihrer Ordenstracht mit entblößtem Haupt, dann die Träger der Insignien der Herrschaft, des Szepters, des Schwertes und des großen Siegels: sie selbst in ihrem mit Perlen und Edelsteinen übersäten Gewand, hinter ihr ihre Damen, die durch Schönheit und reichen Schmuck glänzen. Einem oder dem andern, der ihr kniend vorgestellt wird, reicht sie im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß, zum Zeichen ihrer Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein „God save the queen“ zuruft: sie erwidert Worte herablassenden Dankes.“

Das Fluchen galt bei den Vornehmen (dem Gesinde war es, wie gesagt, verboten) als Salz der Rede, und die Königin ging mit dem Beispiele voran und würzte ihre Ansprache in der Öffentlichkeit, sowie ihre Privatunterhaltung des öfteren mit kräftigen Verwünschungen. — Würfel- und Kartenspiel standen bei hoch und niedrig in Ehren, und bezeichnend ist die Bemerkung eines Zeitgenossen „es giebt mehr Spielbanken (ordinary tables) in London, um dem Satan zu dienen, als Kirchen, um Gott anzubeten. Hörte ich doch unlängst einen unglücklichen Spieler schwören, nichts auf der Welt wurmt mich so, hol's der Geier! als daß die Würfel aus des Teufels Knochen, und die Karten aus der Hexe Haut geschnitten sind, deshalb steckt der Spuk darin, daß, wer einmal ihre Lust gekostet, sich nicht mehr davon trennen kann.“ Im Gefolge des Spieles, das so große Verhältnisse annahm, griffen Wetten, Rennen, Zerstreuungen im Wirtshaus und das Duell zusehends um sich. Jeden Donnerstag und jeden Montag fanden vom 23. Mai bis 20. Juni öffentlich Zweikämpfe zwischen Adeligen in Greenwichpark statt, zur Entschädigung, da im Monate Mai und Juni nicht gejagt werden durfte. Schlugen sich die einen, so lungerten die anderen herum und sahen zu. „Man war ganz nahe an dem idealen Zustand, daß jeder Tagdieb wußte, wo er jeden Tag verderben konnte.“ Aber an der Spitze der Lustbarkeiten stand der Tanz, denn es verging kaum ein Abend, an dem nicht bei Hofe, ja selbst bei geringen Leuten gehüpft und gesprungen wurde. Seltsamer Weise verschmähten die Engländer, die in so vielem ihre Eigenartigkeit bewahrten und in jener Zeit auf geistigem Gebiete weit über die anderen Nationen ragten, es nicht, die Moden und Vergnügungen fremder Völker oft bis ins Lächerliche nachzuahmen. So kam z. B. der französische Tanz „Branle“ so sehr in Schwung, daß Sir Christoph Hatton und Lord Keeper der Geschicklichkeit in diesem Fache Amt und Auszeichnung verdankten. Nach der beliebten Melodie des „Passamezzo“ schritten Damen und Herren feierlich mit Schleppe, Degen und Mantel im Saale auf und ab, und charakteristisch sagt Beatrice in „Viel Lärm um nichts“[1]: „freien, heiraten und bereuen sind wie eine Kourante, ein Menuett und eine Parana: der erste Antrag ist heiß und rasch wie eine Courante, und eben so fantastisch; die Hochzeit manierlich sittsam wie ein Menuett, voll altfränkischer Feierlichkeit; und dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in die Parana, immer schwerer, bis sie in ihr Grab sinkt.“ Der „Canary“

[1]) II. Aufz. I. Auft.

Digitized by Google

oder die „Gaillarde" bestand aus schnellen anmutigen Bewegungen.[1]) Elisabeth tanzte so gerne, daß sie noch im 69. Jahre mit dem französischen Gesandten bei der Hochzeit des Lord Herbert den Ball eröffnete, außerdem rechnete sie ihr Tanztalent zu den Waffen, die sie zu Herzenseroberungen anwandte.

Während Elisabeth eifrig katholische Feste und Bräuche ausrottete, fröhnte sie fröhlich mit ihren Unterthanen manch' heidnischer Sitte. So galt es im Mai der Flora (Roman Floralia) zu huldigen, wie in längst vergangenen Tagen, nur nannte man die Göttin nicht beim Namen. Jede Stadt und jedes Dorf im ganzen Königreiche mußte einen Maibaum haben, und wer nicht Philosoph, krank oder lahm war, zog um Mitternacht vom 30. April auf den 1. Mai hinaus, in den nächsten Wald, pflückte Blumen und brach Laubwerk. Die Beleuchtung besorgte die keusche Luna, oder wenn ihr Gestirn anderweitig beschäftigt war, ersetzten es Fackeln und Lichter. Dudelsack und Waldhorn weckten die Lerche auf, der Fink sang sein lustiges Stücklein, und beim Kuckuksruf scherzten Burschen und Mädchen. Den befahrten Menschen aber erging es bei dieser Feier wie den alten Bäumen, die im Maiengrün wieder jung werden. Brach der Tag an, so gewährte Hain und Feld einen belebten Anblick: Jünglinge, die den zu fällenden Maibaum aussuchten, Hans und Grete, welche sich die Binsenringe[2]) anstecktcn und sich zum Arger der Sittenprediger in allen Ehren hundertmal küßten[3]) — Kränze bindende Eltern und Kinder, Männer und Frauen vom niedersten bis zum höchsten Stande, die sich mit Blumen warfen. Hier überschüttete eine Farmerstochter ihren Schatz, den Falkonier, mit würzigen Kräutern, unweit davon übergoß die Königin ihren „süßen Robert" mit Maiglöckchen und Veilchen.

Beim Sonnenschein zog das Vergnügungsheer heimwärts, den blühenden Weißdornstrauch am Hute, Birkenzweige vor sich hertragend, um Haus und Hof damit zu schmücken. „Jede Hütte wurde zur Laube, und jede Gasse zum Garten gestaltet, Erker und Nischen verwandelten sich in grüne Tabernakel oder in Triumphbögen, blendend vom Schnee des Weißdorns." Rings um den Festplatz waren Buden und Schenken aufgeschlagen, die Leute feilschten, aßen Käse, Wurst und Bretzel, tranken Ale und umsprangen ihr schwarz und gelbbemaltes Waldidol, welches durch 10 bis 20 Paar Ochsen mit vergoldeten Hörnern an Ort und Stelle gezogen worden war. Den Nachtrab des Zuges bildete meist der scheinbar an sein Pferd angewachsene Georgius und der wut- und schwefelschnaubende Drache. Unter Hörnerklang wurde der mit Bändern und Tand geschmückte Maibaum in die Höhe gezogen. Dann sprang groß und klein um den Baum, am eigentümlichsten geberdeten sich dabei die mit Kübeln und Platten phantastisch aufgetürmten Milchweiber und die Moristänzer.[4]) Letztere waren eine Erinnerung

---

[1]) Ende gut alles gut, II. Aufz. I. Auft.: Lafeu (zum Könige) — —: „und macht Euch selbst Gaillarden tanzen, flink und leicht."

[2]) Volkstümliche Verlobungsringe aus Binsen gefertigt.

[3]) „Ein Kuß auf Erbpacht!" heißt es in Shakespeares: Troilus u. Cressida. III. Aufzug, II. Szene.

[4]) Ende gut, alles gut, II. Auftritt, II. Szene, Gräfin: „Deine Antwort paßt wirklich auf alle Fragen?" Narr: „So gut wie ein Mohrentanz zum Maitag."

Digitized by Google

an die spanischen Maurisces, welche unter Eduard IV. nach Britannien verschlagen wurden. Nur hatten sie im Laufe der Zeit ihre Originalität tüchtig eingebüßt. Ihre Gesichter waren mit Ruß geschwärzt, bunte Lappen und Flitter zierten ihren Leib, und die Schellen an Händen und Füßen scheppterten in einem unaufhörlichem Glockenspiele. Zu diesen maurischen Karrikaturen gesellten sich unter der Regierung Elisabeths noch vier charakteristische Typen: „Robin Hood,[1]) der friar Tuck, der Mönch Tuck, die maid Mariane (Robin Hood, little John, kleine Hans, the maid Mariane), welches Quartett ein auf starke Nerven berechnetes Schauspiel aufführte. Mariane wurde von einem milchbartigen Jüngling dargestellt, der zum abermaligen Ärgernis der Moralisten weibliche Formen und weibliche Putzsucht drastisch zur Schau trug. Die derben Späße des Mönches und Robin Hoods, der Moristänzer und des Georgius, der mit vieler Not den Drachen endlich tötete, riefen lauten Beifall bei den Versammelten hervor. Robin Hood errang bei dem hierauf folgenden Scheibenschießen stets den ersten Preis. Der Zauber, den das Maifest ausübte, war so groß, daß beim Laute der Hörner und des Morisgeklingels kein Mensch mehr in der Kirche blieb, selbst der Pfarrer nahm Reißaus, um sich dem Zuge anzuschließen.

Da Schriftsteller den Aberglauben hegten, ihr während des Maifestes herausgegebenes Werk werde zahlreiche Auflagen erleben, so war der Büchermarkt zu jener Zeit ganz überschwemmt von dichterischen Erzeugnissen. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Welches Gedränge und Wogen ist dort am Paris-Garen! Wie sich die Leute schieben und stoßen! Jetzt sind sie am Thore, „ein Penny Eintritt“ schreit eine kreischende Stimme; die bezahlen können, befinden sich alsbald im Himmelreich des Amphitheaters,[2]) in welchem heute eine Bären- und Stierhetze „zu Ehren des französischen Gesandten“ stattfindet. Sie freuen sich schon im voraus, das Riesentier „Sackerson“ zu sehen, das mit dem Affen auf dem Rücken durch alle Straßen Londons geführt worden war. Die Gesichter der Anwesenden trugen den Ausdruck der Spannung, und je mehr sich die Plätze in den Reihen füllen, desto ungeduldiger werden die Mienen. Funkelnd von Diamanten erscheint Elisabeth mit ihrem Gefolge. Die Blicke des ganzen Publikums richten sich auf die Eintretenden. Und man muß gestehen, mit Recht. Denn vornehme Gestalten, goldene Sterne, Schneeflocken aus Silber, Juwelen, Blumen und Hermelin heben sich farbenglänzend von dem dunklen Hintergrunde der Bogen ab. Mit Staunen betrachtet man die Filigranschiffchen auf hohen Frisuren, die emaillierten Kolibris

[1]) Robin Hood und little John waren unter Richard dem Ersten berüchtigte Räuber, deren Unterschlupf der Wald und deren Gewerbe der Straßenraub war. — Robin Hoods Lieder: Altschottische und Altenglische Volksballaden nach den Originalen bearbeitet von W. Doenniges, München. In Kommission der litterarisch-artistischen Anstalt 1852.

[2]) Fast jede Woche fanden am Donnerstag unter Elisabeths Regierung die Bären- und Stierhetzen statt, und durfte aus diesem Grunde am Donnerstag nicht Theater gespielt werden, um das obige Vergnügen nicht zu beeinträchtigen. „Bear-beating, Bullbeating and like pastimes, which are maintained for her Majestyés pleasure.“ Chalmer's Apology pag. 380.

Digitized by Google

und den Pfau, der sein Perlenrad auf dem rotgefärbten Haar einer schönen Hofdame ausspreizt. Dann lachen sie in der Menge, denn dieser Coxomb (Laffe) im rotatlasnem Wamse zwängt seine wattierten Beinkleider [1]) derart in seinen Sitz, daß er vor Anstrengung blau und gelb im Gesicht wird. Auch die kurzen Pumphosen und der strotzend gestickte Rock des gallischen Modegecken nebenan erregen die Heiterkeit des Bürgers, dessen vorgeschriebene Wolltracht dem heutigen „Normaljägeranzug" entspricht. —

Gekicher und Bewunderung zugleich begrüßen einige Höflinge, die bunt schillernd wie Chamäleons sich Kühlung durch Straußenfederfächer verschaffen. Auf dem von Gold und Silber blinkenden Spitzhute eines jeden prangt der Handschuh oder die Ärmelkrause einer holden Dame,[2]) um den Hals legt sich ein seidenes Band mit einem Kleinod; eine lange Schmachtlocke hängt an dem starkduftenden Haupte und endigt in eine Seidenkokarde — dazu kostbare Ohrringe oder eine frische Rose hinter das Ohr gesteckt! Das Sonnenlicht streift noch einige Ladies, beladen mit Flor, Brokat, Spitzen, Armspangen, Goldnetzen, Krausen, Halbmasken,[3]) Spiegelchen, Riechfläschchen, Petschaften und Fächern, und welche unter dem Vorwande der Verhüllung sich so sehr auf das Enthüllen ihrer Reize verstehen. Auch Elisabeth trägt nach der Sitte der Jungfrauen ihre Brust entblößt. Ihr Purpurkleid sowie der Mantel sind mit goldenen Eidechsen durchwoben. Sie grüßt leutselig ihre Unterthanen und blickt gutgelaunt um sich, gilt es ja, einem Schauspiel anzuwohnen, das von frühester Jugend zu ihren Lieblingsunterhaltungen gehört. — Schwirren menschlicher Stimmen, tierisches Brummen und Gekläffe erfüllen die Luft. Die zur Hetze bestimmten Bären und Stiere sind angebunden und werden nun auf ein gegebenes Zeichen durch große, englische Bulldoggen angegriffen. Unter furchtbarem Brüllen verteidigen sich die angeketteten Tierathleten, voll Wut wehren sich die Hunde gegen die Zähne und spießförmigen Hörner der Ersteren. Ist ein Hund erschöpft oder tot, so wird er sogleich durch ein lebendiges Exemplar ersetzt, und mit verdoppelter Blutgier erneuern sich Angriff und Abwehr. Das Ächzen, Rasen und Stöhnen der vierfüßigen Gladiatoren ist ein so pikanter Zeitvertreib für die Königin und ihre Unterthanen, daß sie sich stundenlang an dem grausamen Schauspiele weiden, welches nicht eher aufhört, als zwölf Bären und gleichviel Stiere zu Tode gehetzt sind.

---

[1]) Diese Beinkleider hatten einen so großen Umfang, daß im Parlamente ein eigenes Gerüst errichtet war, um die Träger dieses Modeartikels bei den Sitzungen zu unterstützen. Strutts Customs vol. III, pag. 85. Später verfiel die Mode in den Gegensatz, so daß sich ein Herr wegen der zu engen Hosen nicht mehr bücken noch beugen konnte. Strutts Customs vol. III, pag. 85.

[2]) König Heinrich VIII. trug die mit Diamanten besetzte Krause seiner jeweiligen Geliebten auf dem Haupte. Troilus (bittet Cressida): „Trag' diesen Ärmel", Cressida: „Und du den Handschuh." (Troilus u. Cressida, 3. Aufz 4. Auftritt.)

[3]) Die Damen trugen vielfach Masken, um die Gesichtsfarbe zu schonen, oder um an öffentlichen Orten sich den Blicken der Gaffer zu entziehen. Shakespeares: Cymbelin, V. Aufz., III. Auftritt. Posthumus: „Burschen — mit zarterem Gesicht als manches Fräulein, das sich verlarvt aus Vorsicht oder Scham."

Digitized by Google

Natürlich erfrischte man sich nach derlei Kurzweil bei Bier und Wein. Das erstere trank man jedoch nicht so einheitlich wie in unserem Jahrhunderte, sondern fast jeder Anlaß bedingte ein besonderes Bier. Tagten ein oder zweimal im Jahre die Richter und Lehensmänner vom Sprengel eines Rittergutes, so kredenzte man beim Schmause das „Gerichtsbier", und auf Ostern brauten die Küster das „Küsterbier" zu ihrem Nutzen und der Gemeinde Frommen. Das „Kirchenbier" wurde 4 bis 5 mal im Jahre zu Ehren eines Heiligen gebraut oder zum Besten der „ecclesia." Zwei Jünglinge sammelten dafür Geld in der Pfarrei und hatten die Obliegenheit, eine gewisse Quantität starken Bieres zu liefern, welches Getränk dann dem Volke im Kirchhofe, den Vornehmeren in der Kirche selbst gegen Barzahlung verabreicht wurde. Dazu hatte der Reiche noch ein besonderes Trinkgeld zu geben, und jeder Pfarrangehörige mußte gewissenhaft erscheinen und wacker das „poly ale" für die Kirche trinken.[1]) Daß man das „Hochzeitsbier" bei der Hochzeit auftrug, versteht sich von selbst, insbesondere bei den Landleuten. Eine bäuerliche Hochzeit bot überhaupt in jenen Tagen viel Eigentümliches. Den Zug zur Kirche eröffneten vier berittene Burschen, dann folgte die Braut im rotbraunen schafledernen Gewande, das von einem feingewobenen Gürtel gehalten ward. In ihrem blonden aufgelösten Haare glitzerte ein vergoldetes Krönlein; sie schritt zwischen zwei bausbackigen Buben, deren seidene Ärmel mit Bändern und Spitzen verziert waren, indes zwei Mädchen den Bräutigam geleiteten. Dieser war in Schafpelz gekleidet, hatte gelbe Strümpfe, einen aufgestülpten Hut und trug einen mächtigen Getreidebündel, zum Zeichen, daß er ein fleißiger Mann sei. Hinter ihm schritt die weibliche Jugend mit vergoldeten Weizenhalmen und einer Last duftender Kuchen. Dann kam ein bunter Troß von Müttern, Muhmen, Vätern und Vettern. Alle aber hatten sich mit Rosmarin geschmückt, „denn dieser stärkt das Gedächtnis und ist ein Sinnbild der Treue." Nach der Trauung küßten sich die Neuvermählten am Altare. Beim Verlassen der Kirche fröhnten häufig junge Gesellen dem Brauche, im Wettstreit die Strumpfbänder der Braut zu lösen oder sie vielmehr weg zu reißen. Der Erfolgreiche trug hierauf seine Strumpfbandtrophäe im Triumphe unter dem Beifall der Menge um die Kirche herum, froher, als wenn er den Hosenbandorden bekommen hätte, dessen unbewußte Vorläufer diese Dorfhelden gewesen. Nun zog die bereits angeheiterte Gesellschaft in das festlich gezierte Heim des Ehemanns. „Diese Engländer", sagte ein spanischer Hofherr, „bauen ihre Hütten nur aus Lehm und Reiser, schmausen aber darin wie die Könige." Gleich zu Anfang briet die junge Frau (Huswife) einen Holzapfel; wenn er brodelte und zischte, warf sie ihn in die mit Ale, Zucker und Gewürz gefüllte Schüssel, damit die Umwandlung des gewöhnlichen Bieres in das Hochzeitsbier bewerkstelligt sei, das hierauf mit Riesenzügen vertilgt wurde.

Nach dem Zechen ward das Brautbett eingesegnet, daß der Teufel draußen bleibe." Denn der Teufel spukte stets und allenthalben umher. Außerdem hatte

[1]) Anatomie of Abseus. A. D. 1595.

Digitized by Google

noch jedes Dorf sein besonderes Gespenst, jedes Haus seinen Geist, jeder Wald seine Hexe, jeder Hain seine gute oder böse Fee. Auf dem Kirchhof klapperten beim Mondschein die lebendiggewordenen Gerippe. Fiel ein Betrunkener in einen Graben, oder brach er sich das Genick, so war nicht sein Rausch, sondern ein Spuk daran Schuld. Wie viel Kühe, Katzen und Hunde waren verhext, und zu jedem Festtage wölbte sich der Aberglaube eine eigene Brücke, um den Leuten seine düsteren Sagen mitzuteilen. Am St. Markustage wurde in den Wolken das Los über Leben und Tod jedes Menschen geworfen, an St. Valentin zogen die Mädchen aus einer Urne Zettel, welche mit den Namen ihrer Zukünftigen beschrieben waren, und fortan „Valentines“[1]) hießen. Bei der Sonnwendfeier wurden abends Feuer angezündet und darüber gesprungen. Wer die Flammen sah, litt nie an den Augen, und wer ein angebranntes Scheit nachhause trug, hatte einen Talisman gegen Unheil und Ungemach. Ein gewisses Kraut[2]) zur gewissen Stunde gepflückt machte unsichtbar. „Hattest du des Gyges Ring oder das Kräutlein, das unsichtbar macht?“ läßt Fletcher einen in seinem Lustspiel fragen. Schauerlich war die Vorstellung, daß derjenige, der zu Johanni fastete und sich nachts an die Kirchhofspforte setzte, jene Bekannten gewahr werde, die noch im laufenden Jahre sterben müssen. Da schlich eine Erscheinung nach der anderen an ihm vorüber und klopfte an der Kirchenpforte genau nach der Reihenfolge des bevorstehenden Todes. „Nimm einen Brief Stecknadeln, stecke sie in den Ärmel deines Nachthemdes und bete während des Herausziehens ein Vaterunser, so wird dir diese Nacht dein zukünftig Ehegemahl erscheinen,“ lautet das Rezept für den 21. Januar, den Festtag der heiligen Agnes. Das Schutzengelfest (All Angels) setzte natürlich die Engel in Bewegung, die an diesem Tage Menschengestalt annahmen und die guten belohnten.[3])

Aber auch die Dämonen waren auf freien Fuß gesetzt, spielten den Menschen allerlei Schabernack und brachten ihnen Schaden.

Im Jahre 1588 besuchte am St. Michaelstag Königin Elisabeth auf ihrem Ritte nach Tilsnay Fort Sir Neville Unfreville in seinem Schlosse. Der Hausherr tischte „die seltene Delikatesse“ auf, „eine gebratene Gans.“ Nachdem die Königin herzhaft davon gegessen, verlangte sie ein Glas Burgunder und leerte es „auf den Untergang der spanischen Armada.“ Ihr Toast war kaum ausgebracht, als die Nachricht eintraf, „die spanische Armada sei vernichtet.“ Eingedenk der raschen Erfüllung ihres Wunsches aß von nun an Elisabeth zu Michaeli eine gebratene Gans; Lords und Ladies, „sowie jeder nur einigermaßen vermögliche Unterthan, thaten desgleichen, und der Gebrauch faßte Wurzel in England. So entstehen oft durch Willkür und Zufall die Sitten und nationalen Eigentümlichkeiten. Am

---

[1]) Drake, Shakespeare and his times vol. I. p. 327. Chapler IX, p. 314—400.

[2]) Einer dem Farrenkrautsamen entsprossenen Pflanze wurde das Wunder zugeschrieben. Sie mußte in dem Augenblicke gepflückt werden, in dem der heilige Johannes das Licht der Welt erblickt hat.

[3]) Drake, Shakespeare and his times vol. I. p. 336—337.

Digitized by Google

Allerseelentage trieben die Feen ihr Spiel, verzauberten und lösten den Zauber. Auch gingen die Armen vor die Thüren der Reichen (to go a souling) und baten im klagenden Tone um einen „Seelenkuchen." Zum Dank für das Gebäck riefen sie Himmels Segen auf den Spender mit den Worten herab: „Gott behüte Euere Seele, Euer Gebein, und alles drum und dran." (God have jour soul, bones, and all.")

Der Drachenerleger St. Georg verscheuchte auch den Alp. — —

Es gab Glücks- und Unglückstage, die in Kalendern genau verzeichnet waren. Jede Naturerscheinung wurde einem übernatürlichen Wesen zugeschrieben, und Vornehme wie Gemeine trugen Amulette gegen Krankheit und Unglück. Das „Agnus dei," das man an dem Halse trug, schützte gegen Blitz und Donner, Wassersnot und Pest. Kugelfest wurde jener, dem eine Jungfrau ein Waffenhemd in der heiligen Nacht nähte und mit selbst gesponnenem Faden in des Teufels Namen zwei Köpfe und zwei Kreuze einstickte. Der eine Kopf mußte den Teufel vorstellen.

Besessene rutschten auf den Knien zur Kirche, beteten und waren geheilt. Das Tragen von Edelsteinen und Reliquien bewährte stets seine Kraft gegen Gefahr. Geschwulste wurden dadurch geheilt, daß man neunmal mit der Hand eines Toten darüber fuhr, Skropheln durch Auflegen einer königlichen Hand. Diese Wunderkraft zeigte sich zuerst bei Eduard dem Frommen und vererbte sich auf seine Nachkommen. Als Elisabeth bei Leicesters berühmten Feste in Kenilworth Castle erschien, erzählt ein Chronist, „durch die gewohnte Milde und Gnade der Königin wurden neun Skrophelkranke durch die Berührung ihrer Hand geheilt."

Seltsam war auch die Heilung einer Hernie bei Kindern. Man spaltete der Länge nach einen jungen Baum, und der splitternackte kleine Patient wurde mit dem Kopfe nach rückwärts dreimal durch die Spalte gezogen. Hierauf band man den Baum mit einer Schnur fest zusammen, und wenn der Baum wieder grünte, wurde auch das Kind wieder gesund. Denselben Erfolg erzielte man, wenn das Kind durch einen ausgehöhlten Stein kroch. Die Wunde eines Ermordeten fing beim Herannahen des Mörders frisch zu bluten an.[1]) Der Alraunwurzel wurde tierisches Leben zugeschrieben; wenn man sie ausgrub, schrie sie so fürchterlich, daß die Person, welche sie ausgrub und den Schrei vernahm, verrückt wurde, selbst jählings starb. Um diese kostbare exotische Wurzel dennoch ungefährdet zu erlangen, legte man vorsichtig eine Schnur um die Wurzel, deren Ende an das Bein eines Hundes befestigt war. Darauf gruben die Alraunsucher das Erdreich um die Wurzel, verstopften sich die Ohren und peitschten den Hund davon, der die Wurzel auszog und sein Wagnis mit dem Leben büßte.[2]) Der Mond war der Gespensterplanet; unter seinem Lichte tötete man die zum Hexenwerk brauchbaren Tiere, pflückte und säte Zauberkräuter. Die Mädchen huldigten

[1]) Shakespeare: Heinrich VI. Act 1, Sz. 2.

[2]) Drake, Shakespeare and his times vol. I.

Digitized by Google

besonders dem Neumond und riefen an einem einsamen Wiesenpfade seinen Beistand an:

„Sag', guter Mond, in dieser Nacht,
„Wer mir als Ehemann ist zugedacht?" — —

Der Himmelspatron, an den sich nur ein harmloser Wetteraberglaube knüpfte, war der heilige Paulus.

Es gehört wohl zu dem Seltsamsten und Leichtfertigsten unter Elisabeths Regierung, daß die St. Paulus geweihte Kirche als Vergnügungsort der vornehmen wie geringen Leute benützt wurde. In den Räumen des altgothischen Baues, welcher das Grabmal des Guy Beauchamp, Grafen von Warwick, barg, versammelten sich täglich die Menschen, um zu plaudern, zu liebäugeln, Wetten und Geldgeschäfte zu machen, auch die Söldlinge wurden dort geworben. „In St. Paul kaufte ich ihn", sagt Falstaff von Bardolph in Shakespeares Heinrich V. In St. Paul fahndete der Gläubiger nach seinem Schuldner, verbarg sich der Schuldner vor dem Gerichtsdiener. Außerhalb der Kirche war eine steinerne Kanzel angebracht, von welcher ein Prediger der lauschenden Menge die Hölle heiß machte, ihr Genußsucht und Eitelkeit vorwarf, was nicht verhinderte, daß sie sich alsbald vergnügungslustig in die Paulskirche stürzte. Wollte man sich näher über die Persönlichkeiten dieses Menschenkonglomerats orientieren, so ward das Vorhaben durch die Kleiderordnung erleichtert. An dem Pelze der Ginsterkatze erkannte man die Mitglieder des königlichen Hauses, denn nur sie waren privilegiert, ihre Gewänder mit dem kostbaren Felle zu verbrämen. Der Zobel gebührte dem hohen Adel bis zum Grafen herab, und es wurde ein derartiger Pelzbesatz oft mit tausend Dukaten bezahlt. Roten oder blauen Samt konnten nur jene tragen, die mindestens von einem Baron oder Ritter abstammten.

Ein goldschimmernder Drache glänzte auf der Brust des Dragoners, und ein Fashionable erschien bald deutsch, bald französisch, bald italienisch, spanisch oder türkisch gekleidet, und hatte die Obliegenheit, noch obendrein 2 bis 3 mal im Tage die Toilette zu wechseln[1]). Noch ungeheuerlicher war der Putz des weiblichen Geschlechtes in den altersgrauen Säulengängen der St. Paulskirche. Und da Elisabeth die Patronin der Gefallsucht war, so duldete sie deshalb weder von Weltlichen noch Geistlichen eine Rüge. Als sich trotz dessen der Bischof von London eine Predigt gegen die Putzsucht von der Kanzel herab erlaubte, erklärte Ihre Majestät ihren Hofdamen gegenüber, „falls der Bischof noch weitere derartige Reden führen wolle, so werde sie Sorge tragen, ihn in den Himmel zu schicken, aber ohne Mantel und Bischofsstab." Hierauf wählte der hohe Würdenträger andere Themata für seine Predigten, und die Eitelkeit nahm ihren Fortgang. Berühmt ist der in seiner Übertriebenheit geschmacklose Elisabeth'sche Kragen (ruff), im Übrigen ein Meisterwerk an Näh-, Bügel und Klöppelarbeit. Gelb gestärkt war er auserlesen fein. „Seht ihr die gelbe Stärke", flüsterten sich die Unterthanen beim Anblicke des königlichen Kragens zu. Die gelbe Stärke war die Erfindung einer Miß Turner; als die Erfinderin in ein auf die Regentin gemachtes Attentat ver-

[1]) Strutts Customs vol. III. p. 85.

Digitized by Google

wickelt worden war, wurde die Unglückliche in dem von ihr erfundenen gelbgestärkten Kragen hingerichtet. Man liebte bei solchen Anläßen derlei perfide Aufmerksamkeiten. — — — — Elisabeth rief bei ihren Rundgängen in St. Paul dem Einen oder dem Andern aus dem Volke ein huldvolles Wort zu, sprach lateinisch mit ihren Hofgelehrten, unterhielt sich mit den verschiedenen Gesandten in deren Muttersprache und wandte sich an den oder jenen Gutsbesitzer, um ihren Besuch anzusagen. Die Wirkung dieser Gnade traf manchen wie ein Blitzstrahl, er war ein ruinierter Mann. Welche Summen verschlangen die Mahlzeiten und Unterhaltungen bei einem solchen Besuche! Penaten empfingen Elisabeth beim Eintritt in die Halle, Merkur geleitete sie in ihre reichausgestatteten Gemächer. Die Köche hatten sich als treffliche Mythologisten zu erproben, denn bei Tische erschienen Ovids Verwandlungen als Konfekt, und im Schweiße seines Angesichtes verwandelte der Hausherr seine Familie und sein Gesinde in olympische Gestalten, und bei den Feuerwerken, „den Herrlichkeiten Hephästos'", ging gänzlich des Gastwirts Geld in Rauch auf. — Eines schönen Tages anno 1584 ward Sir Walter Raleigh in St. Paul der von Elisabeth am meisten Gefeierte. Er war von Nordamerika mit seinem Gefolge von Indianern zurückgekehrt und zeigte sich nun im stolzen Siegesbewußtsein seinen Landsleuten. Die Königin musterte die Rothäute, reichte dem Reisenden ihre schöne Hand zum Kuß und dankte ihm herzlich. Sir Walter Raleigh hatte den von ihm entdeckten Landstrich zu Ehren der Jungfräulichkeit seiner Gebieterin „Virginia" genannt. — —

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.

Zur Psychologie der Volkskrankheiten.

Erst die vergleichende Sprachforschung und in neuester Zeit die Ethnologie hat uns gegenüber dem einseitig individualistischen Standpunkt der früheren Psychologie den weiteren Horizont und dadurch das nähere Verständnis für die großartigen Erscheinungen des Völkerlebens eröffnet, wie es sich in seinen Schöpfungen: Religion, Recht, Sitte, Mythologie ꝛc. offenbart. Hält man den landläufigen atomistischen Gesichtspunkt fest, so steht man diesen Gebilden ratlos gegenüber, da sie sich beim besten Willen nicht als Ergebnisse einzelner, selbst noch so hervorragender Männer auffassen lassen. Die Anschauung der sozialen oder, wie sie gewöhnlich im Anschluß an die Sprachvergleichung genannt wird, der Völkerpsychologie konnte erst den wahren Schlüssel für diese Probleme liefern,

Digitized by Google

weil sie den treibenden Faktor für die Erzeugung der verschiedenartigen Ideen nicht in der abstrakten Allegorie, sondern der realen Objektivität des konkreten Volksgeistes suchte, welcher letzten Endes diesen ganzen Prozeß beherrscht. Die Individuen sind gleichsam nur die einzelnen bedeutsamen Kulminationspunkte, in denen die Bewegung gipfelt, nicht aber die eigentlichen Schöpfer der geistigen Bewegung, die sich vielmehr weit über die Sphäre individueller Wirksamkeit in die Nacht des unbewußten kosmischen Lebens verliert. Doch es würde zu weit führen, hier auch nur die Grundzüge dieser vergleichenden Psychologie zu entwerfen; vielmehr soll es unsere Aufgabe sein, an konkreten Problemen, die wir dem Gebiete der Geisteskrankheiten entlehnen, diesen höchst fruchtbaren Gesichtspunkt zu entwickeln.

Nach diesen Ausführungen versteht es sich von selbst, daß wir mit diesem Ausdruck keine psychiatrischen Studien im gewöhnlichen Sinne zu machen beabsichtigen, sondern daß es sich für uns schlechterdings um die Störungen und Anomalien der geistigen Auffassung und Beurteilung handelt, wie sie sich bei ganzen Völkern oder wenigstens in breiten Schichten desselben beobachten lassen. Da die sogenannten Wilden, besser gesagt, die Vertreter einer niederen Gesittung vielfach auch den entsprechenden Typus einer mangelnden intellektuellen Reife darstellen, wie er sich sonst nur noch vereinzelt bei den unteren Volksklassen findet, so werden wir dadurch in unserer Behandlung schon von selbst gerade auf diese Sphäre hingewiesen; aber um zum wirklichen Verständnis dieser uns auf den ersten Blick seltsam anmutenden Welt zu gelangen, muß man sich thunlichst aller spezifisch modernen Theorien entschlagen. Grundlegend für alle einschlägigen Fragen ist, wie Tylor mit Recht hervorgehoben hat, die Vorstellung der Seele nach der Anschauung der unkultivierten Rassen. „Unkundig der allerersten Anfänge wissenschaftlichen Denkens, suchen sie sich aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen eine Vorstellung von dem Wesen des Lebens zu machen. Was ist das Leben, welches zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer, in uns ist? Dies ist die große Frage, welche sich ihnen aufdrängt und die auch wir mit all' unserem Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Ein Mensch, der vor wenigen Minuten bei voller Thätigkeit aller seiner Sinne sich bewegte und redete, fällt in den bewegungs- und bewußtlosen Zustand eines tiefen Schlafes, um nach einiger Zeit wieder mit erneuten Lebenskräften aus demselben zu erwachen. In anderen Fällen hört das Leben noch vollständiger auf, wenn z. B. einer in Ohnmacht oder Scheintod fällt, wobei der Schlag des Herzens und die Atembewegung unmerkbar wird, der Körper bleich und unempfindlich daliegt und nicht erweckt werden kann. Dieser Zustand kann Minuten und Stunden, selbst tagelang anhalten, bevor der Ohnmächtige oder Scheintote wieder erwacht. Barbaren werden diesen Zustand in der Weise erklären, daß sie sagen, die betreffende Person sei eine Zeitlang wirklich tot gewesen, aber die Seele sei wieder in den Körper zurückgekommen. Sie sind nicht im stande, einen wirklichen Toten von einem Scheintoten zu unterscheiden. Sie versuchen einen Toten emporzurichten, sprechen zu ihm und suchen ihm selbst Nahrung einzuflößen; erst wenn

Digitized by Google

der Leichnam in Verwesung übergeht und aus der Nähe der Lebenden entfernt werden muß, sind sie überzeugt, daß das Leben für immer entschwunden ist. Wie sollte sich da nicht die Frage aufdrängen: was ist die Seele oder das Leben, welches so im Schlafe, in der Ohnmacht und im Tode kommt und geht?" (Einleitung in das Studium der Anthrop. S. 413). Krankheit und Tod sind somit nach dieser Auffassung durchaus keine naturgesetzliche Erscheinungen, Ergebnisse mechanischer Störungen und chemischer Zersetzungen, sondern umgekehrt nur erklärbar aus dem willkürlichen, schadenfrohen Eingreifen dämonischer Mächte, mit denen die ganze Erde nach der Phantasie der Naturvölker erfüllt ist. Ihre Krankheitslehre gliedert sich deshalb ganz logisch in zwei Abteilungen, deren erste den Verfall der Gesundheit aus einer zeitweiligen Abwesenheit der Seele ableitet, während die zweite denselben in dem Eindringen eines bösen Geistes in den Körper des Patienten begründet. Dieser letzte Gedanke ist die eigentliche Wurzel des (übrigens weitverbreiteten und mit Unrecht nur Afrika allein zugeschriebenen) Fetischismus, der anscheinend eine allgemeine und damit notwendige Durchgangsstufe des religiösen Empfindens darstellt. Nach dem Bilde seiner eigenen Persönlichkeit entwirft die leicht erregbare Einbildungskraft des einfachen Naturmenschen sich das Modell seines Götzen, da ihm eben der Begriff eines von individueller Laune unabhängigen, objektiv wirksamen Kausalgesetzes durchaus fremd ist. Wenn der Wilde im Jungle einen Dämon zwischen den Baumzweigen sitzen glaubt (bemerkt der Altmeister der Ethnologie in Deutschland, Ad Bastian), der auf ihn herabfallend seinen mit eisiger Hand gepackten Körper im Fieberfrost schüttelt, wenn wir dagegen von einem Miasma reden, so ist der Unterschied im Grunde kein großer; denn wir wissen von unserem Miasma nicht gerade viel mehr als der Wilde vom Dämon. Nur paßt dieses in sein System, jenes dagegen in das unsrige. Indem wir unter Herbeiziehung der über chemische Prozesse angesammelten Kenntnisse, aus den unter gewissen Elektrizitätsverhältnissen der Atmosphäre vermodernden Pflanzen- oder Tierstoffen Effluvia aufsteigen lassen, so mögen wir, wenn physiologische Kenntnisse zur Hand sind, dieselbe in ihrem Wege durch die Lunge weiter verfolgen und dann, je nach der Modemedizin, ihre Einwirkung auf das Blutsystem oder auf das Nervensystem zum Anfaßpunkt einer pathologischen Theorie machen. Dem Wilden, dem alle diese chemischen, physiologischen, pathologischen Vorkenntnisse fehlen, würden wir unsere Lehre von den Miasmen vergeblich predigen, er würde sich nichts Rechtes dabei denken können oder vielleicht durch Halbverstehen zu der esthnisch-finnischen Krankheitsursache eines Erdhauches kommen, die aber dann nicht von vegetabilischen Miasmen herrührt, sondern den endemischen Erdgeistern zugeschrieben wird. Die Vorstellung eines Dämon, eines Geistes ist dem Naturmenschen ein zu naheliegender, ein zu bequemer und sinnlich faßlicher, als daß er sie für ein nichtssagend in sein Ohr tönendes Wortgeklingel aufgeben sollte, im Gegenteil, er setzt den Dämon überall, er vergeistigt sich die ganze Natur, er führt überall Prozesse auf übermenschliche Agentien zurück" (Beiträge zur vergl. Psych. S. 66). Diese Vorstellungen liegen dem naiven Bewußtsein ganz besonders nahe, wenn es

Digitized by Google

sich um äußerlich stark hervortretende Störungen des normalen Verhaltens handelt, also z. B. bei Epileptischen, Wahnsinnigen u. s. w. Da kann es nur der Einfluß des bösen Feindes sein, der den Geist des Betreffenden umnachtet und in ihm seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat; nicht umsonst hat unsere Sprache den Ausdruck der Besessenen aus diesem Ideenkreise bewahrt. Bei den verschiedenen Völkern, Ariern, Semiten, Malayen, Afrikanern u. s. w. treffen wir auf die Sitte, daß Geisteskranke, seien sie Idioten oder Tobsüchtige, als Heilige verehrt werden, ganz unbehelligt in den Straßen der Städte sich bewegen dürfen. Namentlich der Orient ist der klassische Boden für diesen Glauben, der ja auch in einer bekannten Episode des Lebens von David drastisch hervortritt. In welche frühe, nebelumflossenen Zeit sich derselbe aber erstreckt, das sei schließlich an der häufig besprochenen prähistorischen Trepanation erläutert, welche z. B. Andree ganz richtig in diesem Sinne beschreibt. „Wie Broca gezeigt hat, lassen sich derartige Vorstellungen mit Fug und Recht zur Erklärung der neuerdings vielfach besprochenen Trepanation in neolithischer Zeit verwerten. Das übernatürliche Agens, der Dämon, welcher in der besessenen, epileptischen oder geisteskranken Person eingeschlossen war, mußte entfernt werden, um die fremdartigen Erscheinungen zu beseitigen. Daher Befreiung des im Kopfe des Besessenen gefangenen und agierenden Dämons. Man öffnete ihm eine Thür, durch die er sich entfernen konnte, und der Kranke war geheilt. Daher die prähistorische Trepanation" (Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Neue Folge S. 7).

Es würde nun begreiflicherweise viel zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle die verschiedenen Formen dieser pathologischen Zustände gleichsam systematisch verfolgen; wir begnügen uns dagegen mit der Hervorhebung einiger weniger typischen Fälle, namentlich solcher, die auch noch in unserem heutigen Volksleben eine gewisse, wenn auch häufig nicht beachtete Rolle spielen. Dahin gehört vor allen der im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung so furchtbar grassierende Wahn der Hexen. Obgleich dieser Magie, an und für sich betrachtet, ein rein internationaler Charakter zukommt und wir sie somit in allen Kontinenten und bis zu einem gewissen Grade auch in allen Kulturstufen (wenigstens rudimentär) antreffen, so ist es doch bedeutsam, daß sie ganz besonders in unserem Vaterlande sich zu einer so außergewöhnlichen Blüte entfaltet hat. Einmal hing unser Volk ja mit einer gewissen Zähigkeit an den alten, heidnischen Vorstellungen und Gebräuchen, und je strenger die Kirche und der Staat sie verfolgte, um so sorgfältiger wurde dieser uralte Schatz gehütet, und sodann waren die Frauen ganz besonders mit diesem Glauben vertraut, denen ja schon unsere Ahnen eine gewisse prophetische Gabe zuschrieben. Soviel steht fest, daß diese ganze Bewegung überhaupt nicht einen solchen Umfang hätte annehmen können, falls nicht animistisch der Boden dafür so vorbereitet gewesen wäre. Die eigentliche Wurzel aber dieser Verirrung liegt in dem völlig fetischhaften Gedanken einer Besitzergreifung durch den (natürlich als böse) gedachten Geist, der, nachdem er sich irgend einen Menschen zum dauernden Wohnsitz ausersehen, nun seine verderbenbringende Wirksamkeit auch gegen andere richtet. In

Digitized by Google

welcher Weise und ob sich dieser Einfluß gegen Menschen oder leblose Gegenstände wendet, ist jenem fundamentalen Prinzip gegenüber ziemlich gleichgültig. Ein besonders kultivierter Zweig ist der sogenannte Sympathiezauber, durch den die heterogensten Dinge miteinander in Beziehung gebracht werden können; namentlich die erotische Sphäre liefert dieser Idee ein reichhaltiges Material. Und darin offenbart sich wieder die breite sozialpsychologische Basis dieser Anschauungen, daß sie sich mit unwesentlichen Abweichungen über die ganze Erde verfolgen lassen, so daß z. B. die betrogene Japanerin nicht verschieden ist von ihrer Schwester in der Pfalz. Nur beiläufig sei erwähnt, daß auch das Altertum in manchen Sagen die Züge dieser mystischen Zauberei erkennen läßt. Eine andere Form des Geisterglaubens ist die Meinung, daß besonders wilde Tiere der Sitz solcher bösartiger Dämonen seien; daher ihre Menschenfresserei. Es sind dies die sogenannten Werwölfe, die in Indien und Rußland bei dem gemeinen Mann noch eine verhängnisvolle Rolle spielen. Oder die unheimliche Thätigkeit der Vampyre, die, in Leichen hausend, sich nachts den Kranken nähern, um ihnen Blut auszusaugen; infolgedessen wird dann der Patient blaß und mager, bis er völlig kraftlos zusammenbricht. Eine der Sympathie nahe verwandte Vorstellung ist sodann die vielfach bei Naturvölkern vorkommende Furcht, sich abzeichnen, respektive photographieren zu lassen; auch hier ist dieselbe animistische Anschauung wirksam, daß auf diese Weise ein Teil der Kraft verloren geht, welche sich in der Seele und der ganzen Persönlichkeit des Menschen offenbare, und deshalb ist nun das Original dem unheilvollen Einfluß des betreffenden Künstlers rettungslos unterworfen. Eine sehr wichtige Stufe der psychischen Störungen, die, natürlich in den verschiedenartigsten Formen, bei fast allen Völkern wiederkehrt, ist endlich die religiöse Ekstase. Geknüpft ist sie ursprünglich an mancherlei körperliche Kasteiungen und Entbehrungen, bis sie durch eine Reihenfolge systematischer Abrichtungen zu einer willkürlichen Produktion der seltsamsten und nicht selten höchst gefährlichen Schaustücke führt. So ist dies der Fall bei den meisten Stämmen niederer Gesittung, respektive bei den unteren Schichten sonst hochgebildeter Völker, wie z. B. bei den Indern, wo die eigentlich auserwählten Priester der oberen Rangstufen sich diesen fanatischen Gauklern gegenüber meist sehr spröde zu verhalten pflegen. Narkosen und anderweitige künstliche Erregungen des Nervensystems spielen bei diesen Darstellungen natürlich eine hervorragende Rolle, und deshalb werden nicht selten schon Kinder, die eine besondere Reizbarkeit und etwa eine Anlage zu Krämpfen verraten, im zartesten Jugendalter zu Schülern dieser Kunst ausersehen. Psychologisch interessant ist namentlich der Kampf der weißen und schwarzen Magie miteinander, wenn zwei religiöse Völker miteinander in Streit geraten sind. Und zwar zeigt sich dies nicht nur in dem Fetischdienst afrikanischer Völker, sondern ebenso charakteristisch in dem Entwicklungsgang unserer eigenen Lehre; zuerst am unverkennbarsten, als das christliche Dogma mit allen Mitteln der Liebe und Gewalt die zäh festgehaltenen Reste des heidnischen Glaubens bei unseren Vorfahren auszurotten versuchte, und wie nun die früheren Gottheiten zu bösen Dämonen ver-

Digitized by Google

wandelt wurden, so erhielten diese in den Zauberern, die im Bunde mit dem Teufel standen, ihre rechtskräftigen Vertreter und Anwälte. Oder in etwas ferner liegender Sphäre bei den Iraniern, welche die arischen Gottheiten der Indier in Devas, in Teufel verwandelten und sie dem Gefolge des bösen Ahriman zugesellten. Diese Feindschaft der oberweltlichen und unterweltlichen Macht ist aber zu typisch und grundlegend, um sich nicht auch in neuerer Zeit zu wiederholen, und so streiten noch jetzt gelegentlich in katholischen Ländern Priester und Teufel um Leib und Seele eines von unsauberen Geistern geplagten Menschen. Das gilt auch ganz besonders, wenn verheerende Krankheiten und Seuchen ein Volk heimsuchen, von der Pest, den Blattern ꝛc., die nur durch Anwendung spezifisch religiöser Mittel beseitigt werden können. Wie in früheren Jahrhunderten irgend ein armseliger Bettler (auch wohl ein schwerer Verbrecher), nachdem er zuvor mit einer Stärkung versehen war, im vollsten Schmuck den unterirdischen Göttern geopfert (z. B. in den Fluß gestürzt) wurde, so behalf man sich mitunter damit, dasselbe in effigie vorzunehmen. Ja diese Vorstellung der mystischen Heilung von Krankheiten ist so tief gewurzelt, daß bekanntlich unser aufgeklärtes Zeitalter diese Kuren noch in ungetrübtester Entfaltung erlebt hat. Daran knüpft sich unmittelbar der ganze wunderthätige Apparat fetischhafter Substanzen, Reliquien, Talismane ꝛc., wie er sich in allen Religionen, nur mehr oder minder feinsinnig abgestuft, vorfindet; aber nirgends, wo es wenigstens einen Kultus giebt, fehlt dies Element. Und auch in diesem Punkt macht das 19. Jahrhundert den finstersten Perioden des vielgeschmähten Mittelalters wieder bedenkliche Konkurrenz, obwohl man sich hüten muß, ohne weiteres jeden dieser Adepten als planmäßigen Betrüger zu brandmarken. Sie unterliegen eben häufig selbst so tiefgehenden Störungen des normalen Bewußtseins, daß bei ihnen jede willkürliche Entschließung — wenigstens sobald sie sich in dem charakteristischen Zustand der religiösen Ekstase befinden — von vornherein ausgeschlossen ist. Aber die Grundzüge des menschlichen Geistes sind trotz aller nationalen und intellektuellen Verschiedenheit doch so gleichartig, daß sich gegenüber aller naturwissenschaftlichen Nüchternheit dasselbe Schauspiel auch bei uns wiederholen kann. Auch darin können wir deshalb Bastian nur beistimmen, wenn er sagt: „In geschichtlich tief bewegten Epochen ist jedes erregbare Nervensystem durch die eingetretene Umgestaltung traditioneller Ideen leicht Zerrüttungen ausgesetzt, aber auch in den ruhigen Zeiten des Friedens schweben in unserer Luft immer die Giftstoffe anachronistischer Dogmen, deren jedes, wenn es zufällig oder beliebig von einem Neugierigen zu näherer Betrachtung herausgegriffen wird, den Gläubigen bei aufrichtigem und konsequentem Denken notwendig zum Wahnsinn führen muß, da eine harmonische Vereinbarung der Offenbarungslehren mit dem Resultate des wissenschaftlichen Denkens a priori unmöglich ist. Die rasche epidemische Verbreitung über alle Länder Europas, die selbst ein so künstlicher Horizont wie die Teufelslehre des nach dem System des Malleus maleficarum ausgemalten Hexenwesens finden konnte, giebt wichtige Fingerzeige für die Bedeutung des psychischen Kontagiums in der Verbreitung spezieller Religionen und Bildungs-

Digitized by Google

kreise ab." (Mensch in d. Geschichte II, 538). Genialität und Wahnsinn sind ja nur die beiden verschiedenartigen Formen derselben psychischen Störung oder Anomalie, und es hängt häufig nur von besonderen Umständen ab (seien es rein individuelle oder allgemeinere geschichtliche Faktoren), wie dieser Prozeß endet. Für die eigentlichen Geisteskrankheiten aber, die zugleich mit der Klarheit des Bewußtseins die Willenskraft lähmen oder es wenigstens auf verkehrte Bahnen lenken, liefert die naturwissenschaftliche Psychologie, auf der Grundlage der vergleichenden Völkerkunde, die einzig verläßlichen Thatsachen und damit den Schlüssel zu ihrer Erklärung.

Bremen. Th. Achelis.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die Aufgaben der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Schon längst ist es allerseits anerkannt, daß die bloße Kenntnis des positiven Rechtes zum Zwecke der späteren Verwertung und praktischen Anwendung desselben als Richter oder Anwalt nicht das letzte Ziel des wissenschaftlichen Rechtsstudiums sein kann. Besonders in Deutschland, wo jeder Kirchturm sein eigenes Rechtsgebiet beschattete, während die Rechtswissenschaft von Bern bis Dorpat von jeher eine einheitliche gewesen ist, mußte sich den Forschern die Überzeugung aufdrängen, daß es ein Recht höherer Art gebe, dessen Satzungen gleich denen der Moral giltig seien, unabhängig davon, ob die Regeln eines jeden einzelnen Rechtsgebiets mit ihnen übereinstimmten und welches, ebenfalls wie die Moral, für alle Bewohner der Erde, zivilisierte und wilde, gleichmäßige Geltung habe, unveränderlich und von Ewigkeit her bestehend. Hinzu kommt, daß schon die Römer die Änderungen, welche das starre alte auf den XII Tafeln beruhende, für kleine durch Ackerbürger bevölkerte Städterepubliken geeignete, Recht infolge der steigenden intellektuellen und moralischen Kultur erleiden mußte, aus dem jus gentium und dem jus naturale abzuleiten pflegte, der allen Völkern gemeinsamen Rechtsidee und den Normen, nach denen sich alle lebenden Wesen richten.

So haben sich seit dem Ausgange des Mittelalters die größten und scharfsinnigsten Geister bemüht, dieses Naturrecht zu finden, und die einzelnen Schriftsteller haben zur Unterstützung ihrer Forschungen die ihnen bekannten Berichte über das Rechtsleben aller zivilisierten und unzivilisierten Völker mit herangezogen. (Vgl. Grotius, de jure belli et pacis 1625. Pufendorff, de jure naturae et gentium 1672).

Auch die Franzosen sind zu ähnlichen Studien angeregt worden, nicht nur durch das ihnen mit uns gemeinsame Studium des römischen Rechts, sondern wohl auch dadurch, daß bei ihnen bis zur Revolution die Rechtszersplitterung eher größer denn geringer war als bei uns. (Montesquieu, l'Esprit des lois 1748).

Aber die Aufgabe, aus den Gedanken und Anregungen, welche die Erfahrung und Beobachtung aller Völker bietet, ein Recht zu konstruieren, welches

Digitized by Google

unabhängig von aller Erfahrung von Anfang her gilt, stellte sich als unmöglich heraus, und die Studien sind eingestellt.

Die heutige Welt fragt nicht mehr: Welche von allen den verschiedenen vorgefundenen Entscheidungen derselben Fragen ist die innerlich richtige? sondern: Wie ist unsere Rechtsordnung dazu gekommen, die vorliegenden Fragen aufzuwerfen und so, wie geschehen, zu entscheiden? Wir fragen nicht mehr, ob die Monogamie zum Begriff und Wesen der Ehe notwendig sei, sondern, weshalb unser heutiges Recht dazu gekommen sei, über die Zahl der in einer Ehe gleichzeitig vorhandenen Ehegatten eine Bestimmung zu treffen, und gerade diese Entscheidung gewählt habe. —

Unter den Forschern auf dem Gebiete der neueren Fragestellung leuchtet besonders das große Beispiel Savignys hervor.

Savigny nahm zuerst an, daß auch das positive Recht nicht ein Erzeugnis der reinen Willkür sei, daß es nicht gemacht wird, sondern wird; mit andern Worten, daß das Rechtssystem eines jeden Volkes ein Ergebnis der Entwickelung ist, aber er suchte die Entwickelung des für ihn geltenden römisch-deutschen Rechtes aus sich selbst heraus zu erkennen und verschloß sich der Berücksichtigung aller fremden Rechte.

Im Gegensatze hierzu räumt Gans den fremden Rechten ihren Platz in der Untersuchung ein; aber während Savigny im Rechte den natürlichen Ausfluß der Zeit, der politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse erblickt, sucht Gans, unter dem Banne der philosophischen Schule Hegels unter Mißbrauch des richtigen Satzes, nach welchem alles, was ist, vernünftig sei, das historisch Gegebene als logisch notwendig zu erweisen. In seinem „Erbrecht" werden eine Reihe von streitenden Grundideen willkürlich aufgestellt, und nun wird jedes einzelne Volk zum Vertreter einer solchen Idee ernannt, welcher von Anbeginn an nichts zu thun hat, als die von ihm vertretene Idee unveränderlich sinnlich darzustellen; auf diese Weise werden aus den lebendigen Organismen, welche nur um ihrer selbst willen auf Erden sind und leben, streben und schaffen, kalte, tote Versteinerungen gemacht.

Es ist bedauerlich, welch ein großer Schatz von Scharfsinn, Fleiß und Kenntnissen in dem Buche über das Erbrecht in fruchtloser Weise vergeudet ist. Zwar nicht alles, was in den vier Bänden steht, ist vergeblich geschrieben, die darstellenden Partien sind z. T. musterhaft, aber der Kern des Werkes, die Theorien und Philosopheme, sind völlig verfehlt und werden uns nie dazu führen, einen tieferen Einblick in das Wesen unseres Rechtes zu gewinnen.

Vielmehr kann nur der Ausbau der Savigny'schen Ideen zu diesem Ziele führen; die Hypothese, daß auch unser heutiges Recht das Ergebnis einer Entwickelung sei, einer Entwickelung infolge der Anpassung und Vererbung im Kampfe ums Dasein, gewinnt immer mehr Boden, und wir hoffen gewiß mit Recht: so wie die Entwickelung uns die Mannigfaltigkeit der Sprachen und der Naturkörper zu ordnen und zu erkennen gelehrt hat, so wird sie uns auch lehren, die Mannigfaltigkeit der verschiedenen geltenden Rechte zu ordnen und in ihren ur-

Digitized by Google

sächlichen Beziehungen zu einander zu erkennen. Ja wir nehmen an, so wie wir „am Rosenstocke zugleich mit reifenden Früchten abwelkende Blumen, Blüten in jeder Stufe der Entwickelung, aufspringende und geschlossene Knospen, Sprossen mit schwellenden Knoten und schließlich in den Achselhöhlen der Blätter neue Augen entdecken“ (Peschel), so haben auch wir in den Rechtssystemen der roheren und unkultivierteren Völker ein Bild unserer eigenen früheren Zustände vor Augen; das Nacheinander hat sich für die Beobachter in ein Nebeneinander verwandelt; hierbei ist es zwar gewiß, daß nicht alle Erscheinungen auch unserer Vorgeschichte angehören, ebenso wie die Blütengeschichte nicht durch die Blattkeime erklärt wird (denn es besteht kein Zweifel mehr, daß die Völker nicht alle auf demselben Wege zu ihrer gegenwärtigen Kultur gekommen sind), aber immerhin ist auch das deutsche Volk nur ein Volk unter den Völkern der Erde; die Entwickelung ist, wenn auch für die einzelnen Völker verschieden, so doch im großen und ganzen eine gemeinsame, und wir haben auch unsere Rechtsvorgeschichte in den gegenwärtigen Zuständen zurückgebliebener Völker abgebildet. Einzelne Irrtümer in der Konstruktion werden zu allen Zeiten unvermeidlich sein; aber wenn man auf dem richtigen Wege der Forschung ist, dann läßt sich ein einzelner Fehlgriff leicht verbessern; und wir hoffen auf diesem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen, soweit sie den Menschen überhaupt gegeben ist.

Aber gegen Savigny ist das Eine geltend zu machen: wie der Naturforscher die Entwickelung der verschiedenen organischen Formen der Tier und Pflanzenwelt nicht würdigen könnte, wenn er sich nur mit Beispielen aus einer Art beschäftigte, so können auch wir zur Erkenntnis unserer Rechtsentwickelung nur gelangen, wenn wir die Rechte aller wilden und kultivierten Völker und Völkerschaften heranziehen. „Die Rechtsgeschichte, um wahrhaft pragmatisch zu werden, muß die Gesetzgebungen aller alten und neuen Völker umfassen“ (Thibaut). Der Weg der Vergleichung ist nicht nur, wie vorstehend entwickelt, der leichtere, sondern der einzig mögliche zum Ziele.

Natürlich kommt es hierbei nicht darauf an, für jedes einzelne Phänomen eine erdrückende Menge von Beispielen herbeizusuchen, sondern das erstrebte Ziel ist vielmehr eine gewisse Mannigfaltigkeit der Erscheinungen.

Denn Sitten und Gebräuche, welche in einem Rechtsgebiete als tote Zeremonien von einer Generation auf die andere vererbt werden, deren Sinn und Zweck von den Lebenden nicht mehr verstanden wird, sind oft bei anderen noch in voller Kraft und Blüte und dienen einem dringenden wirtschaftlichen Bedürfnisse.

So hat zuerst Mac Lennan darauf aufmerksam gemacht, daß am Tage der Hochzeit, nachdem alle Beteiligten schon längst mit einander einig geworden sind, der Bräutigam mit seinen Genossen bewaffnet erscheint und die Braut wie mit Gewalt abholt und diese nur mit dem heftigsten Widerstreben sich davon führen läßt; viele haben dies durch die Schamhaftigkeit der Braut erklären wollen, eine Hypothese, welche sehr hübsch ist, aber nicht allen bei der Zeremonie vorkommenden Zügen gerecht zu werden vermag. Mac Lennan hält den Scheinraub für den Niederschlag eines früheren wirklichen Frauenraubes, welcher sich noch heute

Digitized by Google

bei vielen Völkern als einzige Form des Eheschlusses, oder als eine neben anderen findet. Diese Erklärung wird den Thatsachen besser gerecht, sie ist fast allgemein angenommen und hat zu einer ganzen Reihe von weiteren Ergebnissen geführt.

* * *

Die Kenntnisse, deren wir zu der vorstehend angegebenen Bearbeitung der Rechtsentwickelung bedürfen, bietet uns die vergleichende Rechtswissenschaft. Ihr nächster Zweck ist der, uns in beschreibender Weise die Rechte und Rechtsverhältnisse der verschiedenen außerdeutschen Völker objektiv erkennen zu lassen, ebenso wie die beschreibende Botanik die verschiedenen Pflanzen sammelt und sichtet und in Arten, Gattungen und Klassen ordnet. Diese einfache Zusammenstellung hat schon ihren großen Nutzen. Denn sowohl der Gesetzgeber pflegt die Ergebnisse der Rechtsvergleichung bei dem Entwurfe und der Beratung neuer heimischer Gesetze mit Erfolg zu verwerten, als auch der Kolonist erleichtert sich den Verkehr mit den Eingeborenen fremder Weltteile dadurch, daß er ihre Rechte und Rechtsauffassungen kennen und würdigen lernt.

Das weitere Ziel der vergleichenden Rechtswissenschaft ist es, aus diesem Materiale die Entwickelungsgeschichte des Rechtes zu erkennen.

Ihren Stoff findet die vergleichende Rechtswissenschaft einmal in den den unseren analogen Rechtsquellen der uns umgebenden Kulturvölker, sodann in den heiligen Rechtsoffenbarungen gewisser Halbkulturvölker, dem Koran, den Veden und den nach ihnen gearbeiteten Lehrbüchern, endlich in den Berichten der Reisenden und Kolonisten über Rechte und Sitten der von ihnen besuchten Naturvölker. Die Aufgabe der Sammlung ist noch keineswegs erfüllt, keine der drei Quellen ist auch nur annähernd erschöpft; und insbesondere haben auch die Reisebeschreibungen noch lange nicht die Nachprüfung erfahren, welche uns gegen mißverständliche, tendenziöse und absichtlich falsche Berichte sichert.

Dennoch geziemt es sich, bereits jetzt mit der begrifflichen Bearbeitung der Thatsachen vorzugehen und zu prüfen, welche Schlüsse auf die Entwickelungsgeschichte wir aus den bisherigen Forschungs-Ergebnissen ziehen können. Eine jede Hypothese macht uns aufmerksamer bei der Sammlung weiterer Nachrichten („nur durch Gesichtspunkte beherrscht man den Stoff"), und wenn sie sich als falsch erweist, wird sie, nachdem sie diesen Dienst gethan, sich von selbst wieder verflüchtigen. Aus diesem Grunde können wir uns auch mit den unbeglaubigten Berichten der Reisenden vorläufig zufrieden geben, denn gerade durch ihre Benutzung gewinnt man die Fähigkeit, sie aus inneren Gründen als wahr oder unwahr zu würdigen.

Die Bearbeitung des Stoffes schließt sich naturgemäß an die Sammlung desselben an; die Art der Sammlung selbst ist aber eine zweifache. Der eine ordnet die einzelnen Sätze nach den verschiedenen Völkern, von welchen sie gelten, der andere legt sich einzelne Fragen vor und untersucht, wie die verschiedenen Nationen dieselben entschieden haben. Die erste Weise ist leichter und dadurch dankbarer, daß sie uns eher erlaubt, ein Einzelgebiet der Forschung zum Abschlusse zu bringen; während der Gelehrte, welcher nach der zweiten Weise arbeitet,

Digitized by Google

auf keinem Teilgebiete eher zum Abschlusse kommen kann, bis der ganze Stoff erschöpft ist, was erst nach Generationen oder nie der Fall sein wird. Aber der letztere wird manche Züge als wichtig erkennen und sammeln, welche der erstere unbeachtet läßt; wer sich zum Beispiel mit der Untersuchung über die Quellen irgend eines bestimmten, sagen wir des muslimischen oder des ägyptischen Rechtes beschäftigt, wird manches unbeachtet lassen, was ein anderer interessant findet, weil es ihm ein Rätsel der chinesischen oder samojedischen Rechtsentwickelung zu lösen scheint. Aber der erste Forscher wird ein lebendigeres Bild von dem Leben und Geiste des Volkes, mit welchem er sich beschäftigt, erhalten als der zweite, und er kann das Ineinandergreifen der verschiedenen Rechtsinstitute, die Rückwirkung eines Rechtsatzes auf andere besser beurteilen.

Unter den Forschern auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft möge an dieser Stelle besonders Kohler genannt werden, welcher sich durch besonders umfangreiche Kenntnis des Materials und scharfe juristische Behandlung desselben auszeichnet. Kohler hat ungeheuer viel geschrieben. Neben Arbeiten über das geltende Recht, welche allseitig als tüchtig und brauchbar gerühmt werden, hat er auch auf dem Gebiete der Rechtsvergleichung vieles geleistet. Der Inhalt derselben betrifft bald die Fragen der Entwickelung, bald sind seine Untersuchungen lediglich beschreibender und zusammenstellender Art.

Sein neuestes Buch[1]) trägt einen lediglich beschreibenden Charakter, derart, daß in demselben jedes Volk für sich behandelt wird; das Werk enthält Darstellungen des Rechts des Islams, der Berbern, der Chinesen und der verschiedenen Völker auf Ceylon. Dazu kommen noch kurze Ausblicke über Japan und Anam.

Der Verfasser hat einzelne Materialien, welche ihrem Inhalt nach unter den Titel des neuesten Buches fallen würden, ausgelassen, da sie schon bei anderen Gelegenheiten dargestellt sind; dies gilt insbesondere von dem muslimischen Obligationenrecht, welches in einem Aufsatz in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft und in einzelnen Monographien in derselben Zeitschrift, im Rechtsgeleerd Magazijn, in selbständigen Schriften und anderswo behandelt ist. Es ist zu bedauern, daß das Ganze nicht zusammengenommen ist; denn die Darstellung im vorliegenden Buche wäre dann geeignet, jedem Reisenden und Kolonisten zum Studium des muslimischen Volkscharakters mitgegeben zu werden.

Bemerkt werde bei dieser Gelegenheit, daß die Juristen leider keine Gnade vor den Augen arabischer Sprachforscher gefunden haben. Der Standpunkt derselben wird insbesondere durch den Ausspruch eines der ersten unter ihnen gekennzeichnet: Zur Ableitung von Rechtsverhältnissen nach dem Schema unseres bürgerlichen Gesetzbuches, zur Beurteilung nach dem Maßstabe dogmatischer Theorien, dazu ist der Organismus des Fiqh (muhammedanischen Rechtes) zu fein und zu ungleich mit den verglichenen Sachen. — Der Satz ist im großen und ganzen richtig; das muhammedanische Rechtssystem ist von unserem so verschieden

[1]) Kohler, Professor Dr. jur. Rechtsvergleichende Studien über islamitisches Recht, das Recht der Berbern, das chinesische Recht und das Recht auf Ceylon. II. 252 S. gr. 8. Berlin 1889. Karl Heymann's Verlag.

Digitized by Google

aufgebaut, daß es sich schlechterdings nicht in unser System hineinzwängen läßt; aber einerseits gilt dieser Satz doch nur für Grenzfälle; denn ein öffentliches und Privatrecht, ein Personenrecht, Sachenrecht, Obligationenrecht, Familien- und Erbrecht haben die Muhammedaner ebenso gut wie die Römer und wir, wie die Hottentotten und Ainu, und andererseits soll mit diesem Ausspruche gesagt werden, daß zu juristischen Untersuchungen gerade der Jurist am wenigsten geeignet sei, und dies kann a priori nicht möglich sein.

Es giebt wenig Juristen, welcher viele fremde Sprachen vollständig beherrschten; kein Philolog kann zugleich tiefere juristische Kenntnisse haben; beide müssen friedlich zusammen arbeiten, der Jurist wird den Philologen über die Tragweite und den Zusammenhang der einzelnen Sätze belehren, ihn auf rechtliche Unmöglichkeiten aufmerksam machen,[1]) der Philolog wird die sprachlichen Irrtümer und Mißverständnisse der Juristen verbessern; dies kann aber in freundlicher und brüderlicher Weise geschehen, beide haben gleiches Recht im Tempel.

Des weiteren wird gegen die Juristen und ihre Arbeit vorgebracht, daß das muhammedanische Recht zum Teil toter Buchstabe gewesen und nicht zur praktischen Anwendung gekommen sei; eine solche Thatsache ist an sich sehr wohl möglich; wir haben in unserem corpus juris und in den großen Kommentaren und Bearbeitungen eine Menge von Bestimmungen, welche heutzutage nicht angewandt werden, oder wenn die Darstellung der Lehrbücher dem heutigen Gebrauche entspricht, so finden sich daselbst eben so viele Sätze, welche dem Gesetzbuche widersprechen, und dies, obwohl die Sätze des letzteren niemals ausdrücklich aufgehoben worden sind;[2]) und ebenso mag es mit den heiligen Büchern der Hindu und Muslime ergangen sein; das Gewohnheitsrecht hat Kraft genug, nicht nur Gesetzesrecht, sondern auch Offenbarungsrecht zu brechen.

Dies hindert uns aber nicht, die fraglichen Rechtsgebiete unabhängig von ihrer Gültigkeit zu studieren. Wie wir den Geist des römischen Rechts auch aus dem Sklaven- und Fremden-Rechte, so können wir auch den Geist des muhammedanischen Rechtes aus dem Obligationenrechte studieren, obgleich der große Ghazzali im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausgesprochen hat, daß jeder, welcher nach dem Gesetze Handel treiben wollte, sich in den Augen aller Kaufleute lächerlich machen würde.

Endlich aber ist es Kohler in einem anderen Aufsatze gelungen, gerade aus den von den Philologen vorgebrachten Gründen nachzuweisen, daß die angebliche Nichtanwendung des muslimischen Rechts in den meisten Fällen gar nicht besteht und zum Teil auf Mißverständnissen beruht.

Endlich wird geltend gemacht, das muhammedanische „Recht" sei ebenso wie das mosaische „Recht" kein Rechtssystem, sondern eine Pflichtenlehre. Bezüglich des

[1]) In einem Buche, welches von einem englischen Professor geschrieben und von einem deutschen Professor übersetzt ist, finden sich Grundeigentümer, welche Pacht bezahlen (gemeint ist wahrscheinlich eine Grundsteuer).

[2]) Welcher Richter wendet heutzutage bei der Entscheidung eines Prozesses die preußische Medizinaltaxe an, obgleich sie noch gar nicht so alt ist? Sie ist einfach mit der Zeit unbrauchbar geworden.

Digitized by Google

mosaischen Rechts hat schon vor mehr als hundert Jahren das berühmte sechsbändige Werk von Michaelis das Gegenteil erwiesen; für das muslimische Recht ist dieser Einwand aber gleichfalls hinfällig. Wenn es zum Beispiel heißt: „Dieser oder jener Übelthäter sei mit hundert Schlägen und einem Jahre Verbannung zu bestrafen", so fragt man, an wen sich diese Pflichtenlehre richtet: an den Richter, an den Vollstreckungsbeamten (soweit solche vorhanden sind) oder an den Delinquenten selbst?

Über die anderen Kapitel des Kohler'schen Buches möge kurz hinweggegangen werden. Die Darstellung des berberischen und japanischen Rechtes halte ich nicht in allen Punkten für abschließend; bei dem chinesischen Rechte ist ähnlich wie bei dem muslimischen die Zersplitterung des Stoffes in eine Mehrheit von Arbeiten zu bedauern. Im ganzen findet sich aber überall eine juristisch scharfsinnige und auch dem weniger Geübten verständliche Darstellung, so daß ich überzeugt bin, daß das Buch der neuen Wissenschaft neue Anhänger werben und somit beitragen wird zur Verwirklichung des zuerst von Kohler formulierten Begehrens, daß an jeder deutschen Hochschule neben den Lehrern der römischen und der deutschen auch ein Lehrer der vergleichenden Rechtswissenschaft mit gleichem Rechte wirken möge.

Breslau. Karl Friedrichs.

Litterarische Revue.

Lyrische Poesie.

Wir haben uns an dieser Stelle so oft über den gegenwärtigen Zustand der lyrischen Dichtung in Deutschland ausgesprochen, daß wir uns und unseren Lesern die übliche einleitende allgemeine Betrachtung sparen und gleich mitten in die Sache hineintreten können.

Erfreuliche Leistungen der Jungen und Jüngsten sind bedauerlicher, aber erklärlicher Weise wiederum nicht vorhanden, dagegen haben wir einem unserer ältesten und bewährtesten Poeten eine hochwillkommene Gabe zu verdanken — es ist die bei A. Bonz in Stuttgart erschienene, vierte durchgesehene und vermehrte Auflage der „Gedichte" von Ludwig Pfau. Der Dichter, bekannt als Veteran der deutschen, spez. schwäbischen Demokratie, und bewährt als Kunstschriftsteller, hat diese Gedichte zum ersten Male im Jahre 1846 erscheinen lassen; selbstverständlich ist die Sammlung seither stark an Umfang gewachsen. Gewandt in der Form, fest in der Gesinnung, warm und innig im Empfinden und klar im Geiste zeigt sich der Dichter, ein würdiger Nachfolger seines großen Landsmannes und Gesinnungsgenossen Ludwig Uhland, auf all' diesen Blättern. Er singt die Liebe und das Leben; neben den Burschenliedern stehen die Mädchenlieder; eine lange Reihe von Balladen wird von Sonetten abgelöst, und Zeit- und Sinngedichte schließen den Band. In all' diesen Sätteln erweist sich Ludwig Pfau gleich gerecht, und in vielen Fällen, man vergleiche z. B. das reizende Gedicht „Der rechte Bote", entfaltet er auch einen überaus liebenswürdigen, anspruchslosen Humor, der ihm nebenher auch einen Ehrenplatz im „Weltlichen Gesangbuch" der „Fliegenden Blätter" eingebracht hat. Aufgefallen ist uns das Gedicht „Don Sancho," das mit einer Strachwitz'schen Romanze vom jungen Ritter, der „eines Königskinds in freier Luft genossen," eine auffallende Ähnlichkeit hat. Hier wie dort

Digitized by Google

muß der junge Ritter den süßen Frevel mit dem Tode büßen, und hier wie dort opfert er freudig sein Leben. Bei Pfau heißt es:

„ . . . Ich preise selig mein Geschick,
Das untergeht in Küssen.
„Und wird der schöne Liebestraum
In meinem Blut gerochen,
So hab' ich doch vom fürstlichen Baum
Verbotene Frucht gebrochen.
„Hier ist mein Haupt, mein Nacken ist bloß,
Mein rotes Blut, nun rinne!
Verströme du jauchzend in den Schoß,
Der freien, der ewigen Minne!"

Das ist genau der Gedankengang der Strachwitz'schen Romanze. In einem anderen Gedichte von Strachwitz wird von einem jungen Ritter, Herrn Walter, erzählt, der, in der Schlacht schwer verwundet, sterbend unter der Linde liegt:

„Das war des Königs Töchterlein,
Ihr Aug' in Thränen glühte,
Sie hielt ihm einen Becher Wein
An des Mundes welkende Blüte . . .
Die Binden riß er, die er trug,
„Nun rinne mein Blut, nun rinne!"
Er trank den Becher auf einen Zug:
„Nun grüße dich Gott, Frau Minne!"

Die Verse ähneln sich sogar im Reime, und es wäre interessant zu erfahren, wem hier die Priorität gebührt — jedenfalls erscheinen die Strachwitz'schen Gedichte der feurigen Art ihres Verfassers durchaus entsprechend. Doch das ist Nebensache. Im übrigen wird man bei Pfau nicht viel „Auempfundenes" finden, und namentlich in den Zeitgedichten zeigt er sich durchaus originell. Da heißt es in dem Sonett „Priester": „Wer sind die Priester, die die Welt veredeln?" Sind es die Gescheiteten oder sind es die Geschorenen?

„Nein! die getrunken vom Erlösungstranke
Am Quell der Freiheit, die, ein Sterngedanke,
Hell durch der Völker dunkeln Himmel ziehn.
Sie gehn verlassen und verfolgt durchs Leben,
Das ew'ge Licht der blinden Schar zu geben,
Und Menschheit heißt der Tempel, drin sie knien.

Zu diesen verlassenen und verfolgten Priestern gehörte einst auch der unvergeßliche Dichter Moritz Hartmann, an welchen Pfau folgende charakteristische Strophe richtet:

„Erst sollten, Freund, die Leidenschaft,
Die Jugend, wir uns abgewöhnen;
Nun gilt es, nach bekämpfter Kraft,
Sich mit dem Alter auszusöhnen.
Je breiter unseres Daseins Kreis,
Je schmäler werden unsere Fernen —
Kaum, daß man recht zu leben weiß,
Soll man schon wieder sterben lernen . . ."

Zu den bekannteren lyrisch-epischen Dichtern Deutschlands gehört auch Albert Möser, dessen formenschöne und gedankenreiche Hymnen und Elegien längst die verdiente Anerkennung gefunden haben. Heute ist er mit „Deutschen Kaiserliedern" (Dresden, Klemm) vertreten, einer Sammlung, welche in Gestalt von Balladen und Romanzen eine Art poetische Geschichte der deutschen Kaiser von Ottos I. Vermählung bis zur Geburt Wilhelms I. darbietet. Diese Sammlung ist den bereits früher veröffentlichten Gedichten des Verfassers „Schauen und

Digitized by Google

Schaffen" entnommen, aber etwa um ein Drittel vermehrt worden. Zu diesen „Vermehrungen" gehört wohl auch der an den Reichskanzler gerichtete Prolog, der im Überschwange begeisterter Verehrung seinesgleichen suchen dürfte. Nebenher sei bemerkt, daß der Reinertrag dieser „Kaiserlieder" für das „Norddeutsche Kaiser-Wilhelms-Denkmal auf der Porta Westfalica" bestimmt ist.

Als gleichfalls der älteren deutschen Dichtergeneration angehörig erscheint Frau Nahida Sturmhöfel auf dem Plan. Wir dürfen dies sagen, da der indiskrete Litteratur-Kalender als Geburtstag der „Dichterin" den 24. November 1822 angiebt. Dieselbe hat ihre „Vergessenen Lieder" bei Gustav Fock in Leipzig herausgegeben. Wir begreifen nicht, wie solche herrliche Perlen der Poesie je vergessen werden konnten, um so weniger, als die Verfasserin uns selbst (S. 3) versichert, daß „der Muse Kuß sie geweiht" habe. Namentlich in ihren politisch-zeitgemäßen Gedichten spüren wir den Hauch dieses Weihekusses. Da heißt es im „Spuk zu Aachen:"

O Deutschland! Was mußt du ertragen!
Was dürfen die Mucker noch wagen!
Man höhnt deine Eselsgeduld,
Die trägt ja vor allem die Schuld!

Du Hort aller edelsten Geister!
Deine alten Reformenmeister,
Man ächtet ihr männliches Wort,
Man schickt zum T . . . sie fort.

Wir verstehen zwar nicht, was mit den „Reformenmeistern" gemeint ist, und den Ausdruck „Eselsgeduld" könnten wir, nachdem wir sämtliche Gedicht von Nahida Sturmhöfel (120 Seiten) durchgesehen haben, als eine wenig zarte, persönliche Anspielung auffassen, aber schön sind diese Verse gewiß!

Angesichts der unaufhörlichen Kriegsgefahr, die Europa bedroht, wirft die Dichterin die vollberechtigte Frage auf:

„Wo ist der Fürst, der je erstrebt,
Sein Ansehn dran zu wenden,
Und frei sein Machtgebot erhebt
Das blut'ge Spiel zu enden?"

Ja, wo ist er? Am Balkan sitzt er sicherlich nicht, denn von den Anwohnern der unteren Donau singt die Dichterin höchst verächtlich:

„Ein deutscher Fluß die Donau heißt,
Doch — die ihr Wasser trinken —
Je mehr sie in die Tiefe kreist,
Je mehr in Anwert sinken."

Über den Flußlauf der Donau haben wir demnach bisher gänzlich falsche Vorstellungen gehabt . . . Am schlimmsten kommen übrigens unter den Donauvölkern die Rumänen weg, denen zugerufen wird:

„Rumäne, stirb! Es ist vorbei mit allen Erdenfreuden,
Für deines Feindes Ruhm darfst du dein teures Blut vergeuden.
Es scheert ihn nicht, daß du gewöhnt stets unter Mutters Schürze
Mit heitrem Jugendsinn gedacht nur an des Lebens Würze.
. . . Vielleicht, vielleicht wird man dich einst nach Nordost einmal schleppen,
Die schöne Gegend zu genießen in Sibiriens Steppen."

Düsterer wahrlich haben noch nie die Prophezeihungen einer Sybille geklungen, als diese! Die Dichterin besingt übrigens in gleich dunklen Hymnen auch Bismarck, während Boulanger mit dem wohlverdienten Hohn abgefertigt wird. Ein sehr schönes Gedicht nennt sich „Märchen aus der Urzeit der Götter." Es erzählt vom Bau der Götterburg, von Sleipnir u. s. w. und schließt:

Also endete der Götter Abenteuer . . .
Daß der Riesen Wut seitdem ganz ungeheuer,

Digitized by Google

Dieses zu erraten bleibet niemand schwer.
Vater Odin, hoch und hehr,
Freute sich darüber sehr.

Nun, lassen wir dem Vater Odin sein Vergnügen und wenden wir uns wieder zu ernsteren Dingen.

Einer unserer phantasiereichsten und zugleich produktivsten jüngeren Dichter ist Konrad Telmann, der, eben in der Mitte der dreißiger Jahre stehend, bereits ein reichliches Dutzend Romane und eine ganze Reihe Novellen resp. Novellenzyklen veröffentlicht hat. Ein glänzendes Kolorit, eine um überraschende und wirksame Effekte nie verlegene Erfindungsgabe, ein sicheres Charakterisierungsvermögen, eine lebendige, frische Darstellungsweise und eine geistreiche Diktion sind die unleugbaren gemeinsamen Vorzüge aller seiner Arbeiten. — Telmann ist in der That ein Stück Poet und vermag als solcher aus einem ziemlich tiefen Bronnen zu schöpfen. Ein starker Zug zum Erotischen ist nebenher allen seinen Schriften gemeinsam, indes läßt sich schwer erkennen, ob derselbe ausschließlich dem Naturdrange entspringt, oder zuweilen mehr ausgeklügelter Art ist — es ist ja bei unseren jüngeren „Dichtern" Mode, durch allerlei an den Haaren herbeigezogene Pikanterien und Nuditäten ihre salz- und kraftlosen Produkte zu würzen. Dergleichen zweifelhafte Hilfsmittel hat indes ein Schriftsteller von der Bedeutung Telmanns wirklich nicht nötig.

Dieselben Vorzüge, die ihn als Novellisten auszeichnen, finden wir auch in seinen Gedichten wieder, die unter dem Titel „Aus der Fremde" soeben bei Bruns in Minden erschienen sind. Daß es auch hier an der üblichen Erotik nicht fehlt, sei im vorhinein bemerkt; unser Versuch, alle die „schlanken Kinder" zu zählen, welche der Reihe nach unserem weitherzigen Poeten angeblich oder thatsächlich „im Arme geruht" haben, ist an der Überzahl besagter Kinder gescheitert. Mit den epischen Versuchen Telmanns können wir uns nicht befreunden; sie sind von ermüdender Breite und Weitschweifigkeit, und Schillers „Kampf mit dem Drachen" erscheint den meisten von ihnen gegenüber als ein Werk von wahrhaft epigrammatischer Kürze. Ein Poet, der etwas auf seine Unsterblichkeit hält, sollte seine Romanzen und Balladen doch in einem Umfange halten, welcher es künftigen Quartanern und Tertianern ermöglicht, sie auswendig zu lernen, ohne allzusehr über „Überbürdung" klagen zu müssen. Ganz ohne Anregung von außen dichtet übrigens auch Telmann nicht, und wenn er singt: „O legtest Deine schlanken Hände einst auf die heiße Stirn mir Du," so fällt uns ein, daß ein nicht ganz unbekannter deutscher Dichter, Ferdinand Freiligrath, einst schon ähnliches gesungen hat:

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für,
Leg deine weißen frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir."

Hier allerdings ist die Priorität zweifellos auf Seiten Freiligraths.

Doch, wie gesagt, Telmann ist ein echter Poet, und da dies besser durch Thatsachen als durch Auseinandersetzungen bewiesen wird, zitieren wir einige kürzere Proben. Eines der „Sonette von der Riviera" lautet:

Da liegst du wieder vor mir hingegossen,
Gewaltig, zauberblau und ahnungsschwer,
So schön, wie je, du heilig-altes Meer,
Von andrer Sonne hell'rem Glanz umflossen.

Rings ist ein Reich der Schönheit mir erschlossen
Und lacht in tausend Reizen um mich her,
Des Zaubers wird mit jedem Morgen mehr
An Farbenglut, die nie mein Blick genossen.

Und doch! Mein Inn'res bleibt noch kalt und stumm;
Fremd mutet's mich im Sonnenlande an,
Der Wolke schau' ich nach, die nordwärts zieht.

Digitized by Google

Nicht deut' ich's selbst, und frage mich warum?
Da klingt's im Herzen leis mir dann und wann:
Das ist des Heimwehs uralt Sehnsuchtslied.

Der lyrische Poet wird bei Telmann auch bisweilen zum Satiriker, und wer wollte ihm nicht zustimmen, wenn er die banausische Schar der nach der neusten Mode geputzten Badegäste in Interlaken und anderen fashionablen Kurorten also verhöhnt:

„Wie sie, weil das unvermeidlich:
Schwärmen für des Hochlands Reiz,
Phrasen, Phrasen, ganz unleidlich,
Doch beschworen zeugeneidlich;
Reizend, himmlisch sei die Schweiz.

„Wie das mit den Heuchelmienen
Die Natur ekstatisch preist,
Wo den Schwarm, der hier erschienen
In Tournüren, Krinolinen,
Grellste Unnatur umgleißt.

„Wie das zum Gestreich der Geiger
Paradiert beim Rendez-vous! —
O ihr mächt'gen, heil'gen Schweiger,
Große Jungfrau, Mönch und Eiger
Sprecht, was sagt nur ihr dazu?

Als echter Dichter zeigt sich uns Telmann in dem köstlichen Liede „Rosen von Florenz:"

„So oft den Blumensegen
Auf Welschland streut der Lenz,
Zieh' ich dir froh entgegen,
Mein blühendes Florenz.

„Hier sproßt's an allen Ecken
Und leuchtet, flammt und loht,
Hier glüh'n von tausend Hecken
Die Rosen, weiß und rot.

„Das ist ein Düftewallen,
Ein Schwanken, windgewiegt,
Wenn auf den blüh'nden Hallen
Lenzblau der Himmel liegt.

„Das übergittert blühend
Verfallnen Prunk und Glanz,
Das schlingt sich jubensprühend
Um welken Mauerkranz . . .

„Ihr mahnt, daß ich die Haare
Mir einmal noch umkränz',
Singend das Land durchfahre,
Ihr Rosen von Florenz . . .

„Und tritt auf meinen Wegen
Der Tod mich an im Lenz,
Mögt ihr aufs Grab mir legen
Die Rosen von Florenz . . .

Ein Dichter von gleichfalls großer Fruchtbarkeit, aber an Originalität und Bedeutung mit Telmann nicht entfernt in eine Linie zu stellen ist Stefan Milow (Pseudonym für Stefan Millencowicz), dessen neueste Gedichtsammlung „Aus dem Süden" bei A. Bonz in Stutt-

Digitized by Google

gart erschienen ist. Er macht korrekte Verse, hat hier und da recht poetische Einfälle und Gedanken, erhebt sich aber nirgend über ein tüchtiges Mittelmaß. Gut gemeint, aber keineswegs von hervorragender Schönheit sind seine Strophen auf Karl Stielers, des unvergeßlichen Wanderpoeten, allzu frühzeitigen Tod. Da heißt es:

„Du schaust sie nicht mehr, deine Berge,
Dich führt nicht über See der Ferge
Im Bayerland, dem sie entstammt.
Die Senn'rin auf der Alpe Matten,
Der Jäger in des Waldes Schatten,
Sie trauern um dich allesamt.
Du schläfst wohl tief, verlangst nichts mehr:
Uns aber schmerzt es gar zu sehr.

Herzlich gut gemeint, wir wiederholen es; aber namentlich in den beiden letzten Zeilen von fast unerlaubter Trivialität . . .

Damit wären wir mit der Besprechung der hervorragendsten Erscheinungen auf dem lyrischen Markte der letzten Monate zu Ende: Was uns Drama, Roman und Novelle gebracht haben, behalten wir uns für eine spätere Rundschau vor.

Litterarische Berichte.

Geschichte der Normannen in Sizilien von Adolf Friedrich Graf von Schack. 2 Bde. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1889. Deutsche Verlagsanstalt.

So viel Widerspruch das Buch auch erfahren wird, eine eigenartige anziehende und bemerkenswerte Leistung auf dem Gebiete der Historiographie bleibt es doch. In den eigentlich künstlerischen Kreisen dürfte sich wohl am meisten Kopfschütteln erheben über den dreisten Versuch eines geistreichen und gestaltungskundigen Schriftstellers, einer Materie sich zu bemächtigen, die in der Regel nur für den Eigenbau der schulgerechten Methodiker angesehen zu werden pflegt. Mit einem gewissen Recht wird von dieser Seite die Einrede von vornherein erhoben werden, daß der Verfasser doch wohl zu viel sagt, wenn er sich die Priorität einer Geschichte der Normannen in Sizilien „in ihrem ganzen Umfange" zuschreibt. Jedenfalls ist kein Teil derselben bisher unbearbeitet geblieben, und die Zuführung neuen Materials ist gewiß nicht das besonders Rühmliche an diesem Werke. Im Gegenteil ließe sich eine nicht ganz unansehnliche Liste von litterarischen Werken aufstellen, die dem Verfasser, wie es scheint, entweder nicht bekannt waren oder nicht der Beachtung wert erschienen sind. Aber auch in dem allerdings großen Vorzuge des Verfassers, einen tiefen Blick in die arabische Litteratur gethan zu haben, welche in der Regel den Geschichtsforschern der abendländischen Welt verschlossen zu bleiben oder nur durch dritte Hand vermittelt zu werden pflegt, auch in diesem die Einsicht weit ausdehnenden Vorzuge möchten wir noch nicht die Ueberlegenheit und Eigenartigkeit des Werkes vornehmlich begründet sehen, sondern vielmehr in der kühnen und freien Ausgestaltung des Stoffes, die der Verfasser von seinen poetischen Arbeiten herübergenommen hat. Wie wenige der zeitgenössischen Historiographen weiß er seiner Darstellung den Lokalton zu geben. Auch ohne daß er es ausdrücklich sagte, würde der Leser sofort die Empfindung haben, daß der Verfasser aus der Anschauung und unmittelbaren Kenntnis der Szenerie jener geschichtlichen Vorgänge den Antrieb zu ihrer Schilderung empfangen hat. Die heiße Sonne Siziliens schimmert aus diesen Bildern, die Gestalten haben ein plastisches Dasein. Mit Haß und Liebe, mit himmelhohem Preis und niederwerfender Verachtung steht ihr Schilderer ihnen gegenüber. Die Urteile sind scharf, präzis, viel präziser, als es die Lückenhaftigkeit der Quellen, die Entlegenheit der Zeiten gestattet, aber sie nehmen das Interesse des Lesers gefangen. Es kann nicht fehlen, daß bei dieser subjektiven Geschichtsmalerei mancher Anachronismus mitunterläuft, und daß die Anschauungen des modernen Lebens in die Rittezeit verpflanzt werden. Die ersten paar Worte des Buches sind schon ein Beweis dafür. Wenn es auch richtig ist, daß in dem südlichen Normannenreich verschiedene Religionen neben einander bestanden und auch nach Lage der Verhältnisse von der Regierungsgewalt in einem gewissen

Digitized by Google

Umfang von Rechten anerkannt werden mußten, so ist doch jedenfalls „Toleranz“ nicht die Triebfeder dieser Situation gewesen, und um die „Idee Nathans von der Gleichberechtigung der Religionen auf dem südlichen Eilande,“ wenn auch nur mit der Einschränkung des „gewissermaßen“ verwirklicht zu sehen, muß man mehr dichterische als historische Auffassung walten lassen. Am meisten sträubt sich die historische Kritik gegen die Charakterzeichnung des Kaisers Heinrich VI. Es ist, als wollte der Verfasser an diesem Stauffer zeigen, wie wenig er von nationalen Sympathien besangen ist. Mag immerhin ein Frevel im Sinne des Verfassers in der „Zertrümmerung“ des Königreichs Sizilien gefunden werden, ein so überaus staatsmännischer Geist wie Heinrich darf doch wohl den Anspruch erheben, aus der Gesamtheit und dem Zusammenhang seiner Handlungen begriffen zu werden. Solcher Einwürfe dürften noch mehrere zu machen sein, und so hoch wir die Leistung des Verfassers anschlagen und schätzen, so möchten wir doch meinen, daß sie die äußerste Grenze bezeichnet, bis zu welcher die Geschichtschreibung sich dem Romane nähern darf. C.

Altes und Neues. Von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Stuttgart 1889. Verlag von Adolf Bonz & Komp.

Außer den vielen größeren Werken, welche den wissenschaftlich sich weiter Bildenden Stoff und Anregung bieten, erscheinen fortwährend eine Menge kleinerer, aber eben so bedeutender Schriften, Reden, Aufsätze u. s. w., welche, eben weil sie nur gelegentlich abgefaßt und niemals Gegenstand besonderer Besprechung geworden sind, selbst aufmerksamen Beobachtern entgehen. Es ist daher ein unbestrittenes Verdienst, wenn solche kleinere, aber höchst wertvolle Arbeiten in bunter Reihenfolge zusammengestellt und zu unserer Belehrung uns überreicht werden, zumal wenn jene von einem Manne herrühren, von dem wir am liebsten nichts ungelesen und unverarbeitet lassen möchten. So sind wir denn auch für die bunte Sammlung von Abhandlungen, Kritiken und Reden dankbar, welche uns aus der Feder des berühmten Aesthetikers Vischer in vorliegendem Buche dargereicht werden. Nicht bloß die Reichhaltigkeit des Inhalts, sondern auch das Fesselnde und Belehrende der einzelnen Teile selbst verleiht dem Werke hohen Reiz und Wert, so gleich am Anfang die Kritik über den wohl dem Namen, weniger aber seinen Werken nach bekannten Dramatiker Hebbel. Geradezu ergreifend durch poetische Sprache und pietätvolle, von jeder Schmeichelei freie Gesinnung sind die Gedächtnisreden auf Schiller, Auerbach und D. Strauß; belehrend die Abhandlung über die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts und die Beiträge zur Charakteristik Goethes; mit prächtigem Humor gewürzt ist die höchst interessante Jeremiade über den Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland, ein Muster für die wirkungsvolle Darstellung scheinbar unbedeutender Gegenstände. Abweichend vom Ton ermatteuder Reise- und Länderbeschreibungen geben uns die Abschnitte „Durcheinander aus Oberitalien“ und „Griechische Frühlingstage“ lebensvolle Bilder über diese Länder und regen zugleich zum Lesen der in der letzteren Abhandlung nur kritisierten Schrift an. Über die Wahrheit und infolgedessen den Wert der den Schluß bildenden Aphorismen, wenigstens vieler unter denselben, wird man wohl verschiedener Ansicht sein dürfen, besonders was die Aussprüche über die Religion und über den Verlauf des Menschenlebens vom Kindes- bis zum Greisenalter betrifft; aber diese Nichtübereinstimmung des Lesers ist kein Vorwurf gegen die Aphorismen selbst, sollen sie doch gerade die selbstdenkende Thätigkeit, auch die zu entgegengesetzten Resultaten führende, anregen. Nach eingehender, aufmerksamer Lektüre müssen wir diesem Buche in weitesten Kreisen unter allen Gebildeten die ihm gebührende Beachtung und Würdigung wünschen. C. S.

Philosophische Güterlehre. Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. Von Dr. A. Doering, Gymnasialdirektor a. D. und Dozent an der Berliner Universität. Berlin 1888. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

Das Hauptinteresse dieses inhaltsreichen Werkes liegt wohl in dem kurzen Anhange, der die Unhaltbarkeit der gegenwärtig herrschenden Begriffsbestimmung der Philosophie nachzuweisen und sie mit der vorher ausführlich dargestellten Güterlehre zu identifizieren sucht. Philosophie als Wissenschaft von den Prinzipien ist dem Verf. eine verschwommene und unbrauchbare Definition. Von einer zusammenfassenden Wirkung philosophischer Studien sei in der That nichts zu verspüren, da die Vertreter der Weltweisheit nur Einzelarbeiten nachgingen, insbesondere nach der psychophysischen und historischen Seite hin. Wie sollte aber auch der Philosoph dazu kommen, allgemein gültige Synthesen zu fassen, die als höchste Leistung von erleuchteten Geistern am Ende einer sorgsamen und langdauernden Detailarbeit versucht, nimmermehr jedoch ohne gründliche Sachkenntnis gewagt werden könnten. Der Philosoph, der gar den Anspruch erhöbe, die gemeinsamen Prinzipien einer Mehrzahl von Wissenschaften auf Grund der in denselben vorliegenden Leistungen festzustellen, werde erst recht als der Dilettant von Metier dastehen, der aus dem Dilettantismus Profession macht; er würde als unberufener Mitsprecher und ungebetener Eindringling sich der Mißachtung und Ignorierung aussetzen. Der Autor beschränkt demgemäß die Philosophie auf eine kritische Güterlehre und schließt mit Ciceros Worten: Summo bono constituto in philosophia constituta sunt omnia. Als das wahre höchste Gut wird die berechtigte Selbstschätzung auf Grund wahren Eigenwertes,

Digitized by Google

der der sittlichen Gesinnung zukommt, angegeben. — Das Buch ist frisch geschrieben und so durchaus originell in seinem ganzen Gedankengange, daß es gewiß in Fachkreisen Aufsehen erregen wird. Ob jedoch diese „Güterlehre" in das Bewußtsein des größeren Publikums eindringen wird, erscheint uns noch zweifelhaft.

M. D.

Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Franz Kern, Professor und Direktor des Kölnischen Gymnasiums in Berlin. Berlin 1889. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. R. Stricker.

Hervorgegangen aus der durch schulmännische Erfahrung gewonnenen Erkenntnis von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit, die herrliche Lyrik Goethes den Schülern oberer Gymnasialklassen zur Kenntnis und zum Verständnis zu bringen, sucht die von Direktor Kern gebrachte Auswahl und Erklärung der lyrischen Gedichte Goethes diesen letzteren Zweck zu erfüllen und hat, wie wir aufrichtig meinen, dies vollständig erreicht. Die Vorzüge dieses Buches sind mannigfach: Erstens ist die Auswahl selbst eine vortreffliche, da sie weder zu viel noch zu wenig bietet; zweitens — und das ist die Hauptsache — sind die Erklärungen ebenso klar, treffend und überzeugend wie frei von überflüssigen und deshalb störenden Konjekturen und von allen die Fassungskraft der Schüler übersteigenden Erörterungen. Ein dritter Vorzug ist unsers Erachtens der, daß bei mehreren Gedichten — abgesehen von der Abfassungszeit und Veranlassung — Erklärungen ganz vermieden worden sind, wie z. B. bei dem herrlichen Liede: „Füllest wieder Busch und Thal" 2c.; denn wen ein solches Gedicht nicht unmittelbar, ohne jede Hinweisung auf die Großartigkeit desselben im tiefsten Innern bewegt und zur Bewunderung fortreißt, für den ist jede noch so geistvolle und poetische Erklärung überflüssig, ja eine solche Arbeit wäre geradezu unwürdig. Schließlich ist es in Beziehung auf die äußere Anordnung durchaus als ein guter Gedanke zu bezeichnen, daß der Verfasser seine Erläuterungen an das Ende des Buches und nicht unter den Text in Form von Anmerkungen gestellt hat, ein Umstand, in dem wir einen Beweis für die auf reicher Beobachtung beruhende Erfahrung des Gelehrten und des Schulmanns sehen möchten. Denn da die unterstehenden, im Text mit Zahlen bezeichneten Anmerkungen den Ungelehrten unwillkürlich, den weiter Fortgeschrittenen aber aus einem gewissen Pflichtgefühl zur Unterbrechung des Gelesenen zwingen, wird der unmittelbare Eindruck und Genuß des Gedichtes fortwährend unterbrochen und der meistens so mächtige Totaleindruck erheblich gestört, und gerade diesen letzteren möchten wir als ganz besonders wichtig entschieden betonen. Als Beweis hierfür sei nur ein Gedicht angeführt, nämlich Ilmenau. Der dieses Lied ununterbrochen lesende Schüler wird zunächst auch ohne das ihm unmögliche Verständnis den Eindruck eines Kunstwerkes, zugleich aber notwendigerweise das Bedürfnis fühlen, viele Stellen, die ihm unklar geblieben sind, zu verstehen, und dieses Bedürfnis, dessen Erweckung an und für sich schon ein pädagogischer Gewinn ist, befriedigt er nun durch das aufmerksame Lesen der Erklärungen, welches ihn wiederum zwingt, das ganze Gedicht noch einmal erst stückweise, dann zusammenhängend sich zu wiederholen, eine Arbeit, deren Ergebnis dann eine klare Erkenntnis des Sinnes und eine volle Würdigung seiner Schönheit sein wird. Aus allen diesen Gründen möchten wir dieses Buch nicht bloß zur Einführung an höheren Schulen, sondern auch zur Benutzung von seiten vieler der Schule längst Entwachsenen, für Poesie aber nicht Unempfänglichen dringend empfehlen.

C. S.

Beiträge zur ältesten Geschichte des Kosakentums von Haus Pöllmann, Premierleutnant a. D. Mit drei Skizzen in Farbendruck. München, 1888. Druck von R. Oldenbourg.

Nördlich des Schwarzen Meeres bis an den Ural hin wohnt das Reitervolk der Kosaken, welches teils aus kleinrussischen, teils aus großrussischen Elementen besteht. Es ist ungewiß, woher ihr Name stammt, und seit wann sie mit ihrer von der der übrigen Russen durchaus abweichenden Lebensweise sich dort angesiedelt haben. Der Verfasser lehnt die Ableitung des Namens aus dem Kirgisischen Volks- und Gattungsnamen Kazak (sprich Kasak) aus inneren und jedenfalls nicht zutreffenden sprachlichen Gründen ab und erklärt das Wort Kosak aus dem Russischen als Ziegenhalter. Die kleinrussischen Kosaken haben sich von ihren Landsleuten nördlich der Dnjeprfälle schon in früher Zeit abgezweigt, sich durch Weiden von Kleinvieh, Fischfang und gelegentliche Raubzüge zu Wasser und zu Lande ernährt und bis zum zweiten Tatareneinfall ein stilles, unbeachtetes Leben geführt. Erst mit der Gründung des Chanates der Krym hätten sie sich in das Reitervolk verwandelt, als welches sie heut noch erscheinen. Von diesen sei nicht nur im 15. Jahrhundert die damals unter litthauischer Herrschaft stehende Ukraine besiedelt, sondern sie haben auch den Hauptstamm der seit dem 16. Jahrhundert auftretenden Donischen Kosaken geliefert, welche letzteren ihren großrussischen Charakter durch Zuzüge aus dem Moskowiterreich Donabwärts erhalten haben. Die Darstellung ist gewiß höchst interessant und durch die beigegebenen drei auffallend hübschen Kartenskizzen recht anschaulich gemacht, aber da der Verfasser es unterlassen hat, die historisch gesicherten Thatsachen (unter Nachweis der Quellen) von seinen eigenen Vermutungen zu sondern, so müßte jeder, welcher das Werkchen benützen wollte, noch einmal das ganze Vormaterial sammeln und durcharbeiten, d. h. gerade die

Digitized by Google

Arbeit wiederholen, die der Verfasser gemacht hat und durch andere Darstellung seinen Nachfolgern hätte ersparen sollen. K. F.

Die Hygiene der Klimate. Von Paul Mantegazza. Leipzig. Verlag von F. W. Steffens.

In dem bekannten angenehmen Plauderton, bei dem man kaum merkt, daß man nicht bloß unterhalten, sondern auch belehrt wird, spricht der beliebte Verfasser in vorliegendem Buche über die mehr oder weniger zuträglichen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Klimate und wie der aus dem einen in das andere freiwillig oder unfreiwillig auswandernde Erdenbewohner sich diesen gegenüber zu verhalten habe. Jeder Mensch fühlt sich am wohlsten in dem Klima, wo er geboren ist, und ein jäher Wechsel geht selten ungestraft dahin; am leichtesten afklimatisieren sich Kinder und junge vollkräftige Leute, weniger diejenigen, die des Lebens Höhen hinter sich haben, am schlechtesten Greise Im allgemeinen ist Verfasser der Meinung, daß man sich an ein kälteres Klima leichter gewöhne als an ein wärmeres, weil es viele und wirksame Mittel gegen die Kälte giebt, aber kaum eines gegen die Hitze. Das gesündeste Klima nennt Verfasser das gemäßigte, worin ihm wohl jedermann beistimmen wird, da dessen Bewohner durch den steten Wechsel der Jahreszeiten, den Verfasser einem jährlich viermaligen Klimawechsel gleich erachtet, ganz besonders gekräftigt und gestählt werden, und er nennt diejenigen thöricht, die ohne krank zu sein, bloß weil ihr Geldbeutel es erlaubt, den Winter im Süden und den Sommer am liebsten in Sibirien oder am Nordkap verbringen, denn der Mensch der gemäßigten Zone braucht nach seiner Ansicht zur Erhaltung seiner Gesundheit den Wechsel von Frost und Hitze und vermag das eine nicht zu ertragen, ohne dem andern ausgesetzt gewesen zu sein. Für diejenigen, die gezwungen längere oder kürzere Zeit Aufenthalt in den Tropen nehmen müssen, giebt Verfasser eine Reihe hygienischer Ratschläge, die bereits früher nach ihm ins Französische übersetzt und der belgisch-amerikanischen Expedition mitgegeben wurden, die er aber auch für heiße Sommer überhaupt beherzigenswert erklärt. Im allgemeinen dauert der Mensch der gemäßigten Zone nicht in den Tropen, und wenn auch der einzelne sich gewöhnt, so nicht seine Nachkommen, denn nach Verfasser giebt es z. B. keinen in Indien lebenden Engländer, der einen daselbst geborenen Großvater aufweisen kann; nur durch Kreuzung der verschiedenen Rassen oder allmähliche, Generationen dauernde Veränderung des Klimas erlangt der Mensch die Fähigkeit, in dem neuen Klima zu dauern. — Die wärmeren Klimate erhöhen und beleben bis zu einem gewissen Grade alle Lebensfunktionen, weshalb die Südländer im allgemeinen lebhaft, feurig, von schneller Auffassung, kurz Gefühlsmenschen sind, während die Nordländer ruhig, überlegt mehr Verstandesmenschen sind, indem das kältere Klima einen hemmenden Einfluß auf ihre Entwickelung ausübt, was sich ja ganz besonders in der um Jahre verzögerten körperlichen Ausbildung der Nordländer zeigt. — Wenn Verfasser vermöchte, so würde er alle, wenigstens die großen Städte, von der Erde verschwinden lassen, weil er dieselben, und wohl nicht mit Unrecht, für große Kirchhöfe erklärt; sie würden nach ihm nicht bestehen können, ohne fortwährenden Zuwachs durch die Landbewohner. Als einzig angemessen und menschenwürdig hält Verfasser das Landleben; da aber nicht alle Menschen desselben teilhaftig werden können, so rät er jedem, der gezwungen ist, in einer der verpönten großen Städte zu leben, wenigstens auf einige Wochen im Jahre derselben zu entfliehen und entweder im kühlen Bergwald oder in der klaren See seine Lebensgeister aufzufrischen, und darin wird ihm wohl jeder, der es vermag, gern Folge leisten. Fr. H.

Alles in Allen. Metalogik, Metaphysik, Metapsychik. Von Ludwig Haller. Berlin 1888. Karl Dunckers Verlag.

Der geschichtliche Sinn unseres Zeitalters hat uns alle so mit den Gedanken Anderer angefüllt, daß wir gar nicht mehr dazu kommen, selbst über die höchsten und letzten Probleme des menschlichen Wissens nachzudenken. Um so erfreulicher berührt es daher, in dem vorliegenden umfangreichen Werke das Resultat eines langen und tiefen Grübelns über die Endfragen der Philosophie zu finden, die im schönsten Sinne des Wortes ursprünglichen Anschauungen eines selten veranlagten Geistes. Haller ist dialektischer Mystiker oder mystischer Dialektiker. Obwohl er nach eigenem Geständnis Hegels Werke erst inmitten der Abfassung seines Buches kennen gelernt hatte, lebt er doch ganz in der von einem altklugen Nachwuchs verspotteten Welt der konstruktiven Gedankenmäßigkeit. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß alles Wirkliche auch vernünftig sein müsse, erfüllt von dem πανταχοῦ φιλοσοφητέον des Clemens Alexandrinus, wagt er es, trotz aller modernen Empirie, das uralte Daseinsrätsel von neuem auszudeuten und mit kühnem Schritt über seine Vorgänger hinwegzugehen. Zwar klingt es unserem Ohr etwas eigentümlich, des öfteren von „kantischer Plattheit“ reden zu hören, aber es liegt doch ein Gewaltiges in solcher sorglosen Nichtachtung der gefeiertsten Autoritäten, und unwillkürlich fühlt man sich von diesem so selbständigen und reichen Geiste angezogen. — Auf den Inhalt des Buches selbst einzugehen, würde beinahe ein neues erfordern, aber wir wollen doch nicht versäumen, unsere Leser auf dasselbe mit allem Nachdruck aufmerksam zu machen. M. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die blonden Frauen von Ulmenried. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Cleß, Alfred, Die Künstler von Friedrich Schiller. 8. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Dreher, Dr. Eugen, Natur- und Kunstgenuss. 8. (C. E. M. Pfeffer, Halle.)

Duboc, Julius, Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Dukmeyer, Friedrich, Pietro Aretino. Drama in fünf Akten. 8. (Paul Schettler's Erben, Köthen.)

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preussischen Officiers 1876/87. 8. (J. U. Kern's Verlag, Breslau.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 61. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 24. — Dritte Abtheilung, 2. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 2. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Ernst, Paul, Leo Tolstoi und der slavische Roman. 8. (Brachvogel & Ranft, Berlin.)

Feilmann, Johanna, Sturm und Stille. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Felix, G., Die französische Revolution. 8. (Otto Spamer, Leipzig.)

Franzos, Karl Emil, Die Schatten. Erzählung. 8. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Hamerling, Robert, Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 8. (Verlagsanstalt in Hamburg.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Winkelmann** unter Mitwirkung von Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Zweite Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Herrmann, Theodor A., Zur Naturgeschichte der Vereine. 8. (Hönsch & Tiesler, Dresden.)

Kalender für 1890. Trewendts Volkskalender. 46. Jahrgang. 8. Trewendts Hauskalender. 43. Jahrgang. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Keßler, L., Das Wesen der Poesie. 8. (Julius Baedeker, Leipzig.)

Kleinschmidt, Dr. Arthur, Charakterbilder aus der franz. Revolution. 8. (A. Hartleben, Wien.)

Kohler, Josef, Neun Aphorismen. Aesthetische Streifereien. 8. (J. Bensheimer's Verlag, Mannheim.)

Labriola, Antonio, Die Probleme einer Philosophie der Geschichte. Übersetzt von Richard Otto. 8. (Carl Reissner, Leipzig.)

Litzmann, Berthold, Schiller in Jena. 8. (Fr. Mauke's Verlag, Jena.)

Locella, G., Zur deutschen Dante-Litteratur. 8. (B. G. Teubner, Leipzig.)

Merbot, Dr. Reinhold, Forschungsweisen der Literatur-Wissenschaft. 8. (E. Koenitzer's Verlag, Frankfurt a. M.)

Müller, Dr. Fr. Carl, Alexandersbad und seine Heilmittel. 8. (Carl Gerber, München.)

Nathusius, Marie, Ausgewählte Schriften. Volks-Ausgabe. 1. Lieferung. 8. (Gustav Fock, Leipzig.)

Nover, Dr. J., Richard Wagner und die deutsche Sage. 8. (Verlagsanstalt in Hamburg.)

Paulsen, Friedrich, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. 8. (Wilhelm Hertz, Berlin.)

Planté, Gaston, Die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre. 8. (Wilhelm Knapp, Halle.)

Schlögl, Friedrich, Von den besten Büchern. 8. (A. Hartleben, Wien.)

Telmann, Konrad, Aus der Fremde. Gedichte. 8. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)

Vischer, Friedrich Theodor, Altes und Neues. Neue Folge. 8. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Walling, Günther, Aus den Tagen Carls des Fünften. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Wehl, Feodor, Aus dem früheren Frankreich. 8. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)

Whitman, Sidney, Das kaiserliche Deutschland. Autorisierte Uebersetzung von O. Th. Alexander. 8. (Carl Ulrich & Co., Berlin.)

Wichert, Rudolf von, Die ewigen Rätsel. 8. (C. E. M. Pfeffer, Halle.)

Wilda, Johannes, Marine-Novellen. 8. (Julius Bergas, Schleswig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde.

Gesammelte Gedächtnissreden von

Aug. Wilh. v. Hofmann.

Mit Porträtzeichnungen von Julius Ehrentraut.

Drei Bände. gr. 8. geh. **Preis 20 Mark.**

Eduard Trewendt in Breslau.

Mark Aurels

Meditationen.

Aus dem Griechischen
von
F. C. Schneider.

Vierte durchgesehene Auflage.

16. Geheftet 2 Mk.
Elegant gebunden 3 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Afraja.

Roman
von
Theodor Mügge.

Dritte Auflage.

8. 532 Seiten. Geheftet 3 Mark.
Eleg. gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieser nordische Roman spielt auf den Lofoten und in Tromsö, in denselben Gegenden Norwegens, die jetzt durch die Reise des Kaisers in den weitesten Kreisen bekannt geworden sind; seine Lektüre wird daher von erhöhtem Interesse sein.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Franzos, Karl Emil, Junge Liebe. Novellen.

Vierte vermehrte Auflage. (Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg.) Eleg. gebd. mit Goldschnitt 4 Mk. Geheftet 3 Mk.

Eduard Trewendt in Breslau.

Die Krankheiten der Pflanzen.

Ein Handbuch
für Land- und Forstwirte, Gärtner, Gartenfreunde und Botaniker
von
Dr. A. B. Frank,
Professor an der landwirtsch. Hochschule in Berlin.

2 Bände. Geheftet. Preis 18 Mk.
Eleg. gebunden 20 Mk. 40 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von
Dr. Georg Adler.

Geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Theater

von

Karl von Holtei.

6 Bände. 12 Mark, elegant gebunden 15 Mark.

Inhalt: Lenore. — Lorbeerbaum und Bettelstab. — Wiener in Berlin. — Der alte Feldherr. — Berliner in Wien. — Die weiblichen Drillinge. — 55 Minuten in Grünberg. — Sie schreibt an sich selbst. Und viele andere Stücke mehr.

Preis jeden Bandes 2 Mark.

Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

Gesammt-Volksausgabe. 37 Bände.
Geheftet 34 Mark 20 Pf.,
in 14 Leinwandbände gebunden 48 Mark.

Inhalt: 1.—6. Band: Kriminalgeschichten. — 7.—9. Band: Noblesse oblige. — 10.—12. Band: Die Vagabunden. — 13.—17. Band: Christian Lammfell. — 18.—20. Band: Ein Schneider. — 21.—23. Band: Die Eselsfresser. — 24.—28. Band: Kleine Erzählungen. — 29.—34. Band: Vierzig Jahre. — 35.—37. Band: Der letzte Komödiant.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien die zweite Lieferung von:

Handbuch der Physik

unter Mitwirkung von

Dr. F. Auerbach-Breslau, Prof. Dr. F. Braun-Tübingen, Dr. S. Czapski-Jena, Prof. Dr. K. Exner-Wien, Prof. Dr. W. Feussner-Marburg, Dr. L. Grätz-München, Prof. Dr. H. Kayser-Hannover, Prof. Dr. F. Melde-Marburg, Prof. Dr. A. Oberbeck-Greifswald; Dr. J. Pernet-Berlin, Prof. Dr. Fr. Stenger-Dresden, Dr. K. Waitz-Tübingen

herausgegeben

von

Dr. A. Winkelmann

ord. Prof. an der Universität Jena.

In Lieferungen à 3 Mk. 60 Pf.

Dieses neue grosse, reich illustrierte **„Handbuch der Physik"** aus der »Encyklopädie der Naturwissenschaften« erscheint in etwa 15 Lieferungen oder in 3 Bänden und wird ungefähr 120 Bogen Lex.-Octav umfassen. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf dieses Werk entgegen und kann Interessenten die erste Lieferung zur Ansicht vorlegen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Textbefte bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt,** Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Digitized by Google

DEC 9 1931

Digitized by Google

3 2044 098 624 554

Digitized by Google